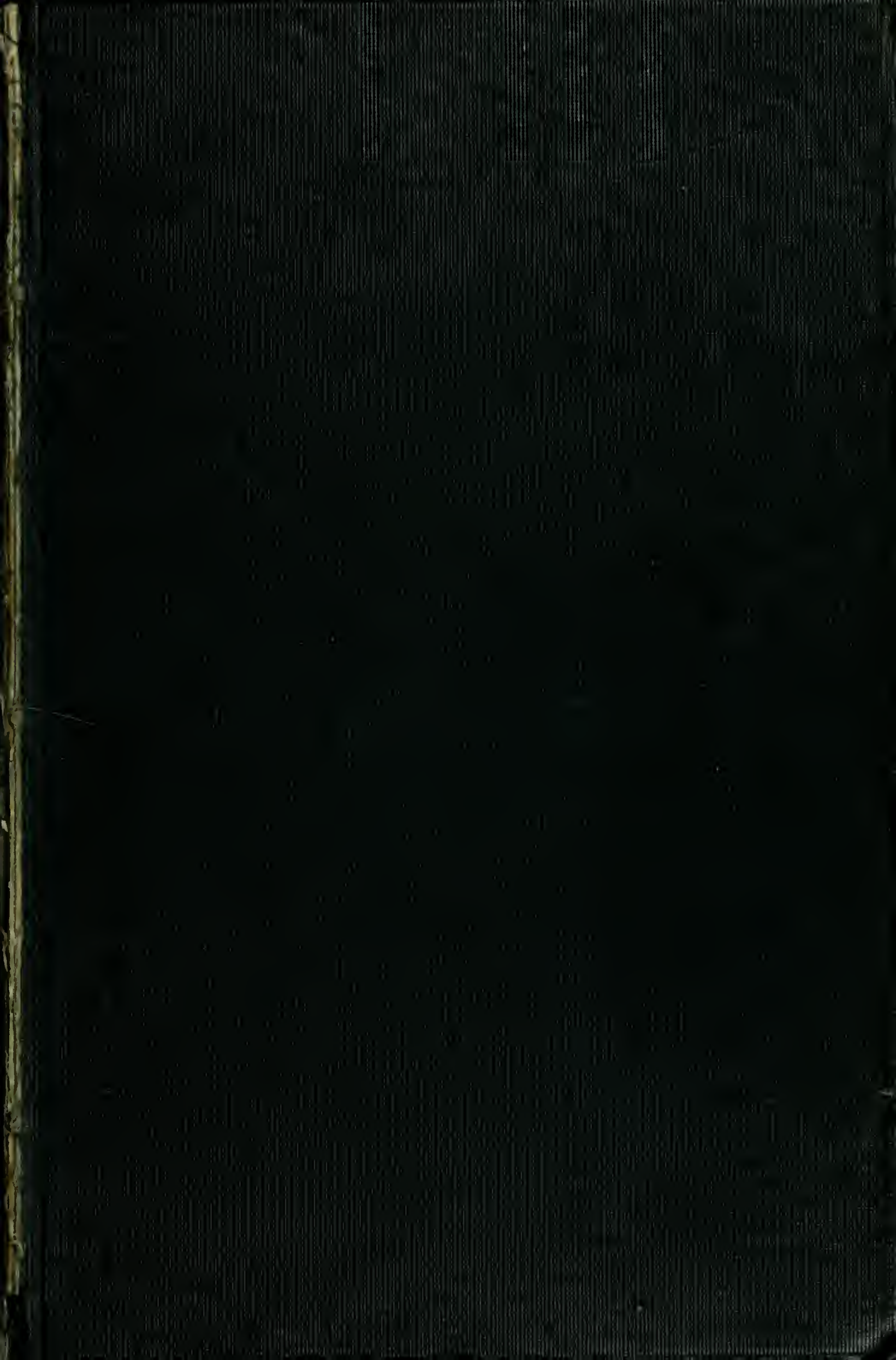
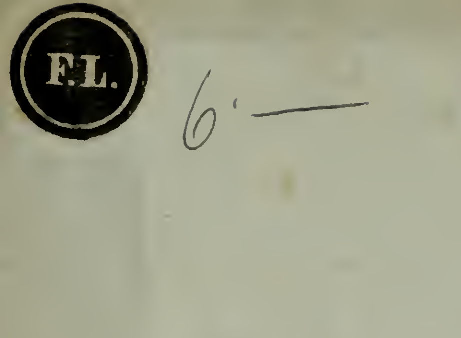
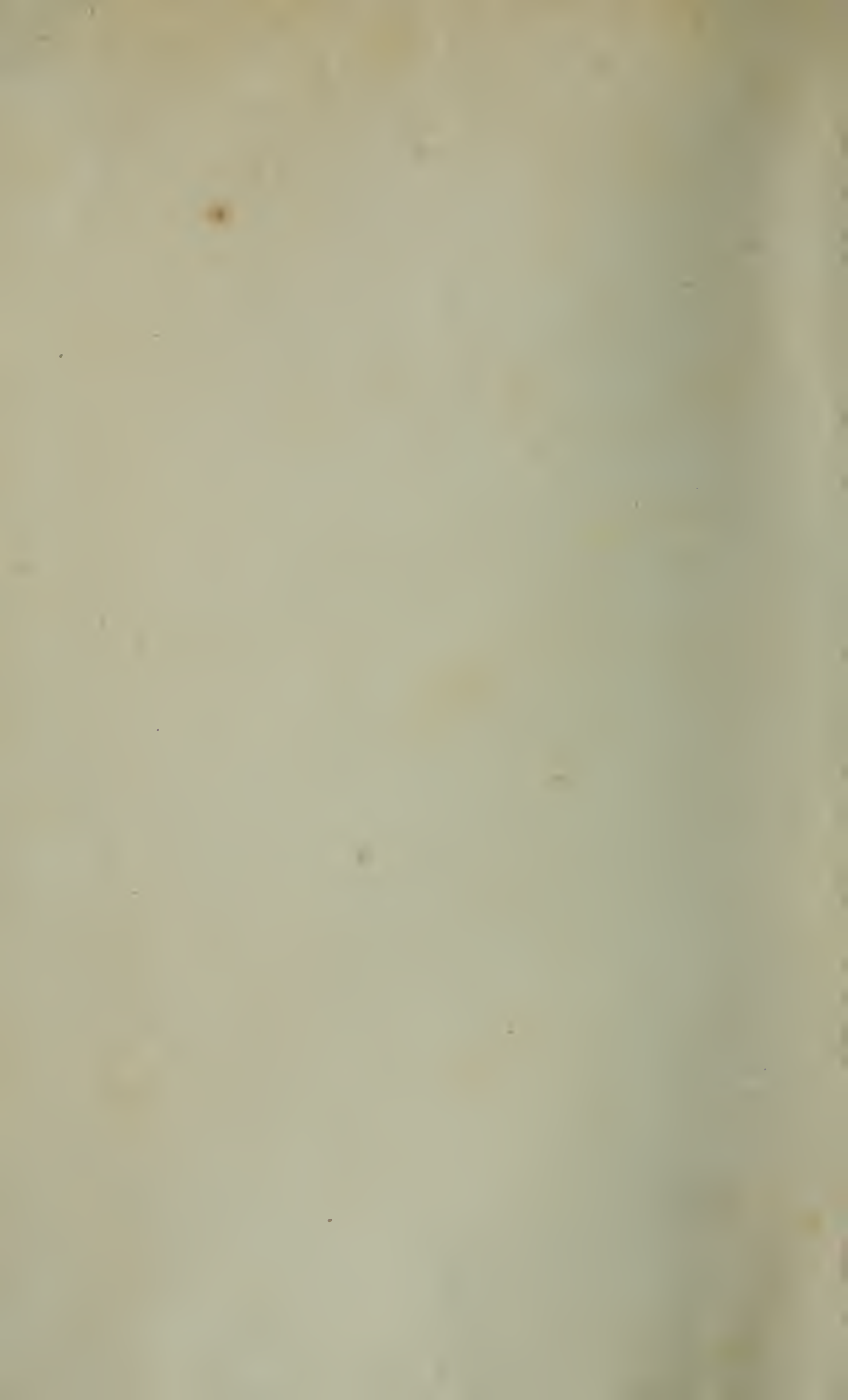
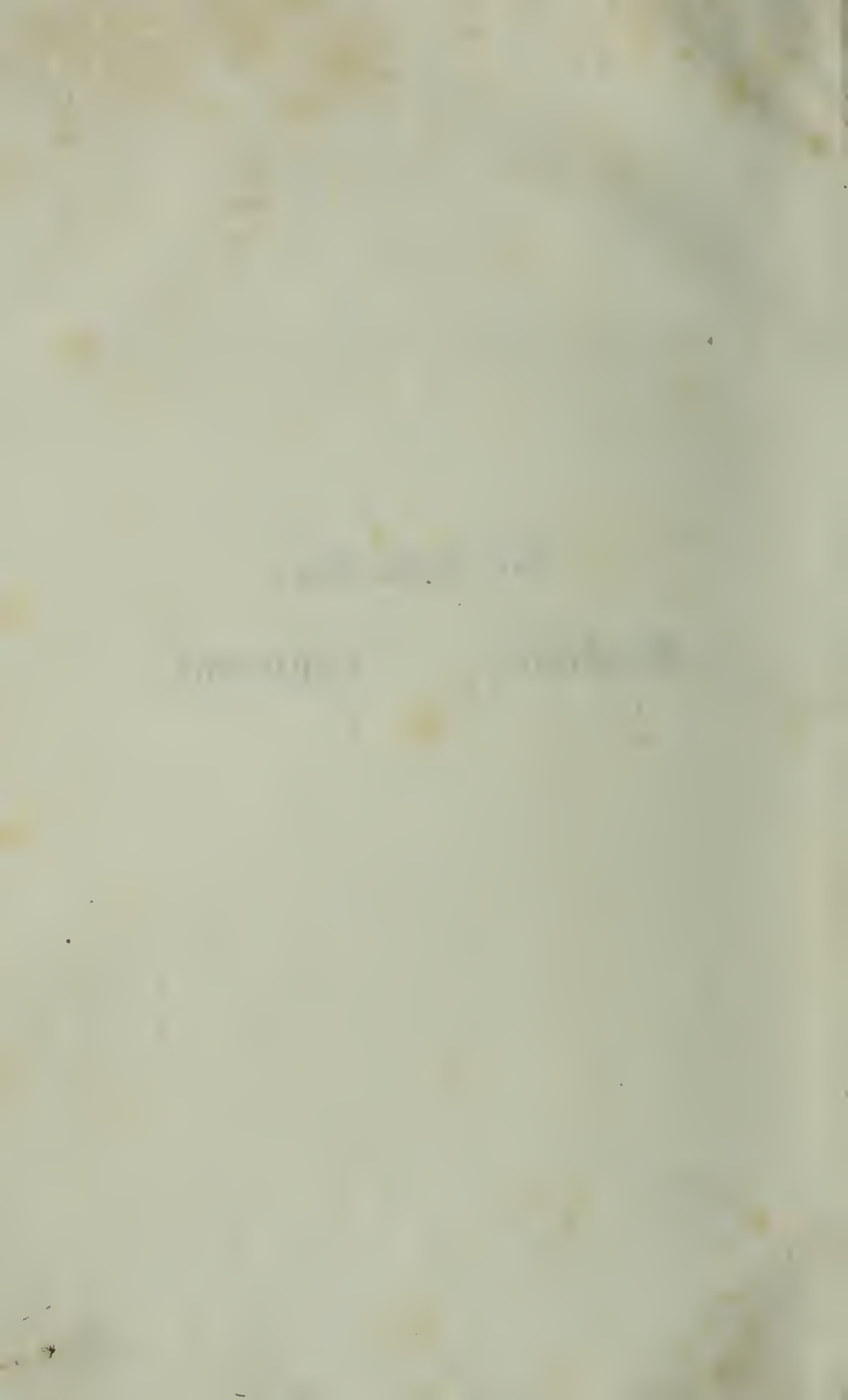






Lord Palmerston

England und der Continent.



Lord Palmerston

England und der Continent.

Von

C. L. Grafen Ficquelmont.

Wien, 1852.
Verlag von Fr. Manz.

In der Oberfläche ist der Schein —
Die Wahrheit liegt auf dem Grunde.



Vorwort.

Bereits im November 1851 hatten die deutschen Zeitungen das gleichzeitige Erscheinen einer deutschen und einer französischen Ausgabe des Werkes, dessen erster Theil hier vorliegt, als unmittelbar bevorstehend angekündigt. Der Zeitpunkt der Redaction desselben ist somit festgestellt.

Die Ereignisse in Frankreich und der Austritt Lord Palmerston's aus dem englischen Kabinete sind schlagende Beweise geworden für die Voraussicht des Verfassers.

Indessen vermochte seine Feder mit der Schnelligkeit der Ereignisse nicht gleichen Schritt zu halten. Als sie eintraten war nur der erste Band dieses Werkes vollendet, welchen der Verfasser hiermit allein der Oeffentlichkeit übergibt, um nicht durch eine längere Zögerung der Zeitgemäßheit und dem Interesse desselben Eintrag zu thun. Er glaubt dieß um so eher zu dürfen, als

der Inhalt des noch rückständigen zweiten Bandes von der Art ist, um auch für sich allein ein Ganzes zu bilden. Der erste Theil enthält eine auf Thatsachen der Gegenwart gestützte und in dieser Beziehung vollkommen in sich abgeschlossene Erörterung von Principien; der zweite wird die wichtigsten Fragen durchgehen, welche, vom Wiener Congresse angefangen, bis zum Jahre 1848 die Diplomatie beschäftigt haben. Wir wollten versuchen, auf dem Wege dieser Umschau: den Einfluß nachzuweisen, welchen England auf jene Epoche ausgeübt hat, um dadurch zu zeigen, wie sehr sein Uebergewicht dazu beigetragen hat, den politischen Ereignissen jene Richtung zu geben, welche sie genommen haben.

Wien, am 1. Jänner 1852.

I.

Die Annalen Europa's haben wohl niemals Ereignisse so umfassender, so gewaltsamer und so außerordentlicher Art zu verzeichnen gehabt, als jene des Jahres 1848. Die Ahnung bevorstehender hochwichtiger Begebenheiten hatte sich fast aller Gemüther bemächtigt. Man sah die Aufregung; man kannte ihre Ursachen und ihre Triebfedern; man deutete offen auf ihr Ziel hin; und dennoch wurde Jedermann überrumpelt. Nicht an Voraussicht fehlte es, aber an Entschlossenheit. Dabei unterschätzte man die Gefahr, und so geschah es, daß man, obgleich von derselben unterrichtet, es dennoch unterließ, Anstalten zu ihrer Bekämpfung zu treffen.

Es hieße sicherlich den Parteien, welche sich selbst ganz offen als revolutionäre bezeichnen, zu viel Ehre erweisen, wollte man ihnen jene Umwälzungen zuschreiben, welche die bisherige politische und sociale Organisation Europa's mit gänzlicher Vernichtung bedrohen. Dieser Feind hatte längst den Krieg erklärt und den Feldzug eröffnet. Wenn er so entscheidende Erfolge errungen, als es 1848 der Fall gewesen, so geschah dies wohl nur deshalb, weil man ihm gestattete, sich das Schlachtfeld nach seinem Belieben selbst zu wählen, und alle Außenwerke zu nehmen, welche

man hätte vertheidigen sollen; weil man ferner seine, theils geheimen, theils bekannten Agenten sich in alle festen Plätze einschleichen ließ. Was hat man seinen kühnen, lebhaften und ausdauernden Angriffen entgegen zu stellen gewußt, außer passiven Widerstand? Seinem überflutenden Wortschwalle gegenüber hüllte man sich in ein übelverstandenes würdevolles Schweigen, oder aber man trat seinen Sophismen mit Waffen entgegen, welche in Folge der Zeit stumpf geworden waren. Die falschen Theorien vermögen allerdings in endlos wechselnden bunten Formen aufzutreten, während das Gebiet der Wahrheit nothwendig ein begrenztes ist; aber diese Grenzen erstrecken sich nicht auch auf die Mittel, das Recht der Wahrheit geltend zu machen und zu verfechten. Es ist Sache des Verstandes, die mannigfaltigen Formen zu wählen, welche geeignet sind, der Wahrheit im Geiste und im Bewußtsein der Massen immer breitere Bahn zu brechen. Aber diese Formen dürfen lediglich dem Gebiete der Wahrheit selbst entlehnt werden. Wie sollte man den Irrthum entwaffnen, wenn man ihm Waffen entlehnt?

Es ist eine schwierige Sache, das Gebiet unserer Zeit mit der Feder in der Hand zu betreten; die Aufregung und die Verwirrung sind so groß, daß man befürchten muß, sich nicht mit gehöriger Wahrheit oder Gerechtigkeit darüber auszusprechen. Wo die Ereignisse stärker sind als die Menschen, wo ganze Völker wider Wissen und Willen mit fortgerissen werden, hat der Einzelne wohl um so mehr Grund, ein Gleiches zu befürchten. Wird er die einmal gewählte Richtung fortwährend beizubehalten vermögen; wird er im Stande sein, bloß das zu sagen, was er sagen will? Zieht nicht ein Wort das andere noch leichter nach sich, als dies mit den Handlungen der Fall ist? Wird es möglich sein, mit Ruhe eine Bewegung zu besprechen, welcher nichts zu widerstehen vermocht und in deren Mitte man selbst steht? Und wenn die Resultate derselben offen zu Tage liegen, wie die Verheerungen in Folge eines Ungewitters, wird man ihre Ursachen

mit Leichtigkeit zu ergründen im Stande sein? Nach ähnlichen Unglücksfällen fehlt es niemals an Anklägern; oder vielmehr Jedermann wird zum Ankläger, denn Niemand will seine Fehler eingestehen. Man gibt sich als Opfer, um den Unschuldigen zu spielen. Wenn aber die Schwierigkeiten so groß sind, warum es nicht lieber der Zeit überlassen, Geschichte zu schreiben? Hinterlassen wir ihr doch Thatsachen und Materialien genug, um ihr auch anheimgeben zu können, für die Ordnung derselben zu sorgen. Aber, wir mögen nun die Urheber oder die Opfer des Uebels sein, so bleibt es wohl in jedem Falle unsere dringendste Pflicht, dasselbe wieder gut zu machen und seiner Wiederkehr vorzubeugen. Ich meines Theils will nach Kräften daran gehen.

Wie aber diesen Schadenersatz bewerkstelligen? Ist das Ungewitter schon vorüber, sind die Leidenschaften bereits erloschen? Und wie sollte der von ihnen angefachte Brand erlöschen, wenn man ihm noch fortwährend Brennstoff zuführt? Wie soll, was von unserem Gebäude noch übrig ist, gerettet werden, wenn wir es von oben bis unten der Flamme preisgeben? Um den Schaden wieder gut zu machen, müssen wir vor allem die Ruinen genau untersuchen, welche der Brand zurückgelassen und nach seinen Ursachen forschen. Wir haben hier nicht als Richter aufzutreten und über Niemand ein Urtheil zu sprechen, sondern lediglich die Ereignisse unserer Beurtheilung zu unterziehen. Aber sind es nicht eben die Menschen, welche die Ereignisse herbeiführen? Wie will man sie also der Verurtheilung entziehen? Es ist eine große Aufgabe, diese Schwierigkeit zu lösen, aber moralische Pflicht gebietet, jene Lösung wenigstens zu versuchen.

Stellen wir uns bei dieser Frage unbedenklich auf den höchsten Standpunkt. Die Regierungen klagen die Völker an, und die Völker wieder die Regierungen. Wir unserseits wollen diese Spaltung durchaus nicht zum Ausgangspunkte unserer Untersuchung machen und sind vielmehr von der Ueberzeugung

durchdrungen, daß das Princip einer beständigen Solidarität zwischen den Regierungen und den Völkern den Grundpfeiler jeder socialen Ordnung bilden müsse, welche auf Gedeihen und auf Dauer Anspruch macht; auch sind wir nicht minder überzeugt, daß bei der Theilung dieser Solidarität der bei weitem größere Antheil den Regierungen zufällt und zwar in einem um so größeren Maße, je mehr sich diese Regierungen der reinen Monarchie nähern.

Das Vertrauen ist beiderseits verloren gegangen. Jeder Theil will sich dadurch rechtfertigen, daß er den andern anklagt. Auf der einen Seite liegt in dieser Anklage ein Princip der Reaction. Man läßt dabei ganz unberücksichtigt, was bereits Pascal ausgesprochen, nämlich daß „eine zu Grunde gegangene Ordnung der Dinge wieder herstellen wollen, so viel heißt, als eine neue Revolution machen.“ Anderseits aber beurkundet sich der Wille, in dem Angriffe auf das Bestehende fortzufahren. Aber auf diese Weise müßte zuletzt Alles zu Grunde gehen, denn man würde selbst den Keim einer bessern Zukunft vernichten.

Die Anerkennung des Princips der Solidarität führt dagegen sowohl die Regierungen als die Völker zur Erkenntniß und zum Geständniß ihrer Fehler; und Fehler müssen vor Allem eingestanden werden, wenn man sie vergessen und verzeihen soll.

Läßt sich füglich annehmen, daß Völker unter einer geschickten und gerechten Regierung sich alle so zu sagen in demselben Augenblicke vom Aufruhr hätten hinreißen lassen? Wie sollten glückliche, in ihren Rechten und in ihren Interessen geschützte Menschen; Menschen, welche sich ungehindert dem regen Leben einer wohleingerichteten socialen Ordnung überlassen konnten, wodurch die fortschreitende Entwicklung der Intelligenz begünstigt wird, ohne dem zur Sicherstellung eines dauerhaften Bestandes unentbehrlichen Principe der Erhaltung Eintrag zu thun; Menschen, welche alle durch die Sitten mehr noch als durch die Gesetze verbürgten Freuden des häuslichen Lebens genießen, und zugleich

jeder nach Verhältniß an den Vortheilen einer lebenskräftigen, reichen und mächtigen politischen Nationalität sich betheiligen konnten; warum sollten, fragen wir, solche Menschen sich empören oder zur Empörung hinreißen lassen können? Wenn eine solche Annahme möglich wäre, dann müßte man an der gesammten Menschheit verzweifeln. Diese wäre alsdann allen Stürmen preisgegeben, welche der Zufall aus irgend einer, jeder Voraussicht, jeder Grundhältigkeit und Berechtigung baren Veranlassung emporwirbelt. Hieße dies nicht selbst die Gesetze der Vorsehung in Frage stellen? Wenn aber der Mensch nicht mehr an die Vorsehung glaubt, sind auch alle ihre Wohlthaten für ihn verloren. Wie sollte er wahr sein, da er doch kein Gefühl mehr für die Wahrheit hat; wie sollte er gerecht sein, da er doch nicht an die Gerechtigkeit glaubt? Sobald er aufhört, an ein Gesetz zu glauben, verfällt er allen seinen Leidenschaften. Was kann ein solcher Mensch bei seinem Streben nach der Gewalt für einen anderen Zweck haben, als allen seinen Gelüsten zu fröhnen, und was soll aus einer Welt werden, welche auf solche Weise regiert wird? Die Geschichte hat diese Frage bereits zu wiederholten Malen beantwortet. Wollen wir ihr wieder einen neuen Anlaß zu gleicher Antwort geben? Soll also der Glaube an die Gesetze der Vorsehung wieder hergestellt werden, so muß man zunächst nachweisen, daß die Unfälle, welche uns betroffen haben und welche im Vergleiche zu denjenigen, die uns noch bedrohen, verschwindend klein sind, die nothwendige Folge der Fehler der Menschen seien, und daß der größere Theil dieser Fehler denjenigen zur Last falle, welche zum Regieren berufen waren. Denn, wir müssen es nochmals wiederholen, eine wohlregierte Staatsgesellschaft hätte nun und nimmermehr in einen Zustand grenzenloser Verwirrung gerathen können, wie wir ihn vor Augen gehabt haben.

Wenn man die Ordnung wiederherstellen will, muß man zuvörderst ihre Grundlagen wieder befestigen; diese Grundlage

kann aber nirgends als in den Regierungen ihre Wurzeln haben. Diese Wahrheit ist für Jedermann so augenfällig, daß unser gesammtes Jahrhundert sich damit befaßt, diese Grundlage ausfindig zu machen. Ist diese Basis nur einmal gefunden, scheint man zu glauben, so wird die Gesellschaft sich schon wieder aufhelfen und von selbst wieder fortschreiten. Man vergißt dabei, daß Principien nichts sind, sobald sie nicht werkthätig werden. In ähnlicher Weise wollte man für den Bestand der Monarchie sorgen, ohne monarchisch gesinnt zu sein; so will man heutzutage Republiken gründen ohne Republikaner. Ganz auf gleiche Weise will man die Religion aufrecht erhalten, ohne religiös zu sein, das will sagen, ohne die Verpflichtungen zu erfüllen, welche die Religion auferlegt. Unter diesen Verpflichtungen verstehen wir aber nicht nur allein die vorgeschriebenen Uebungen, sondern auch die Gefühle, welche sie einflößen soll. Kann da von Religion die Rede sein, wo der Cultus der Wahrheit aufgehört hat, wo das gegebene Wort nicht mehr verbindlich ist; wo die Ehe zum bloßen Notariatsact herabgesunken, kraft dessen man Interessen feststellt und die Zukunft seiner Kinder durch Ziffern sichern will? Kann von Religion die Rede sein, wenn man die Gewalt an sich behält und sie dennoch nicht ausübt, sei es nun aus Trägheit oder aus geistiger Unfähigkeit? Man darf also weder die Regierungen, welche gefehlt haben, noch die Menschen freisprechen, welche sie zum Fehler verleiteten, denn eine solche Freisprechung käme einer Verläugnung der Vorsehung gleich. Anderseits muß man aber auch die Völker verurtheilen, welche nach dem Sturze der Regierungen sich der Gewalt bemeistert haben, wenn sie von dieser Gewalt nicht lassen wollen und dennoch sie zu üben weder verstehen noch vermögen; oder wenn sie gestatten, daß alle Ehrgeizigen sich dieselbe streitig machen dürfen; weil in diesem letzteren Falle an ihre Wiederherstellung so lange nicht zu denken ist, als der Kampf der Leidenschaften dauert, welche diese Gewalt an sich reißen wollen.

Ich werde mich strengstens darauf beschränken, nur so viel Tadel auszusprechen, als die Wahrheit, welche ich darthun will, unumgänglich erheischt. Aber ich muß es aussprechen und will es nachweisen, daß die Uebel, welche so schwer auf den Menschen lasten, ihr eigenes Werk sind; und wenn das Uebel geheilt werden soll, muß man die ihm zum Grunde liegenden Ursachen erforschen. Ich möchte nicht mehr sagen, aber auch nicht weniger. Es ist leichter, einen Tadel zu äußern, wenn man ihn auf die Menschen im collectiven Sinne, also auf gewisse Classen oder auf ganze Völker ausdehnen kann. Sollte ich aber auf dem mir vorgezeichneten Wege Männern begegnen, welche den Willen ausgesprochen haben oder noch gegenwärtig aussprechen, die Völker zu regieren, dann muß ich mir jedenfalls das Recht vorbehalten, mich über sie in so weit zu äußern, als dies meine tiefe Ueberzeugung erheischt, daß, wer den Glauben an Gott mehr beleben will, vor allem verstehen müsse, dem Menschen zu geben, was vom Menschen kömmt. Und wenn man mit Recht behauptet, daß das Uebel, welches die Menschen trifft, die Strafe ihrer begangenen Fehltritte sei, so muß man wenigstens diese Fehltritte kennen und die Schuldigen ermitteln.

Die Dogmatik aller christlichen Confessionen beschäftigt sich nirgends mit den Fehltritten, welche bei der Leitung der zeitlichen Angelegenheiten dieser Welt begangen werden. Und doch werden die Völker durch diese Fehltritte ins Unglück gestürzt. Da die menschliche Gerechtigkeit nicht anders als unvollständig sein kann, so ist die Folge davon, daß die Ereignisse auch den Unschuldigen strafen und ihn mit den Schuldigen vermengen. Schon dieser Umstand allein sollte Jedermann die Pflicht auferlegen, sich zu bestreben, Fehlgriffen vorzubeugen, für welche die Gesammtheit verantwortlich gemacht wird.

Nur allein das Gefühl dieser Verpflichtung vermag den zur Ausübung dieser Art von Staatsanwaltschaft erforderlichen Muth

einzuflößen und uns zur Entschuldigung zu dienen, wenn wir dieses Amt zu übernehmen uns erlauben.

Die Ereignisse des Jahres 1848 haben eine neue Gefahr herbeigeführt, wir meinen die Gefahr der Entmuthigung; darum that auch im gegenwärtigen Augenblicke nichts so dringend Noth, als wieder Muth zu fassen. Die Menschen, welche stark genug waren, um alles umzustürzen, haben nichts aufzubauen verstanden. Als Werkzeug der Zerstörung diente ihnen der Gedanke. Aber obgleich die Oberhand behaltend, bleibt dieser Gedanke darum doch nicht weniger impotent; es gebricht ihm also an Wahrheit. Zum Verständniß unserer Zeit gehört somit zweierlei, nämlich: die Fehler aufdecken und die Irrthümer nachweisen.

Unter all' den folgenschweren Ereignissen hat keines so allgemeines Staunen erregt, als die Revolution, welche das österreichische Kaiserthum durchzumachen hatte. Es war auch in der That schwer zu begreifen, wie es gekommen, daß ein so bedeutender Staatskörper, welcher von jeher in der ersten Reihe des Widerstandes seine Stellung eingenommen, mit so leichter Mühe von dem Feinde niedergeworfen werden konnte, gegen welchen er doch ohne Unterlaß kämpfen gewollt. Die auf der Entfernung beruhende Täuschung benimmt dem Beobachter die Möglichkeit, die eigentlichen Ursachen der Ereignisse wahrzunehmen, welche sein Staunen erregen; und er täuscht sich dann über die Natur der Kräfte, welche dabei im Spiele waren. So ist es gekommen, daß nach dem ersten Anprall ganz Europa ausrief: Oesterreich ist verloren! Die Leere, welche durch das Zusammenbrechen eines solchen Körpers entstehen mußte, hat die öffentliche Meinung und selbst mehr als Eine Regierung auf Abwege geführt.

Je größer die Ereignisse, um so nothwendiger müssen sie mit positiven Ursachen zusammenhängen; und wo sie plötzlich eintreten, dort müssen diese Ursachen seit Langem, so zu sagen, latent thätig gewesen sein und alsdann können sie freilich nur von jenen

Männern wahrgenommen werden, welche ihnen nahe genug stehen, um sie unter der äußeren Hülle zu entdecken, durch welche der entfernte oder oberflächliche Beobachter getäuscht wird.

Der Wege, auf welchen die Länder zur Revolution schreiten, sind mancherlei. Am deutlichsten sehen wir dieß, wenn wir nur die beiden größten Staaten des europäischen Continents, Frankreich und Oesterreich, in dieser Hinsicht mit einander vergleichen.

Man weiß es nur zu gut und bereits allzu lange, wie Frankreich die Bahn der Revolution betreten. Es war mächtig, aufgeklärt, reich durch Handel und Industrie, wie nur irgend ein Staat der damaligen Zeit. Es war stolz auf sich selbst und erkannte sich den ersten Rang zu. Aber nun wurde sein ganzer socialer Zustand durch neue Lehren, zu welchen sich alle Männer von Verstand und Wissen bekannten, auf neue Wege geführt. Man hat die Kraft der Revolution unwiderstehlich genannt, und sich seither auf Frankreichs Beispiel berufen, um den Völkern zu predigen, daß jedem von ihnen eine unwiderstehliche Kraft innewohne. Aber man hat theils nicht bemerkt, theils nicht bemerken wollen, daß die französische Revolution von 1789 bereits fertig war, als sie zum Ausbruch kam. Sie zeigte sich unwiderstehlich, weil keines der Principien des früheren socialen Zustandes mehr vorhanden war. Die französische Revolution wurde durch die Philosophie, durch die Literatur und durch die Sitten bewerkstelligt. Ihre Proclamirung war nichts weiter als eine Besitzergreifung von allem dem, was sie bereits erobert hatte. Seit jener Zeit hat sie bloß von der Beute gezehrt, welche sie damals gemacht und nicht weiter an eine neue Aussaat auf dem moralischen Felde gedacht, auf welchem man alles mit der Wurzel ausgerottet hatte. Diese wenigen Worte genügen, um den Zustand zu erklären, in welchem sich Frankreich noch zur Stunde befindet.

Die Stellung Oesterreichs seiner Revolution gegenüber ist ganz und gar verschiedener Natur. Oesterreich ist auf rein mate-

riellen Wegen dahin geführt worden. Seine Geschichte wird uns besser als die Geschichte jedes anderen Staates zum Leitfaden dienen, um die Begebenheiten unserer Zeit richtiger zu würdigen.

Eine so plötzliche und so allgemeine revolutionäre Bewegung ist kein einfaches Ereigniß, das sich aus der Kühnheit auf der einen und aus der Schwäche auf der andern Seite erklären ließe. Um eine Revolution solchen Belanges herbeizuführen, dazu gehören längst vorher bestehende Haupt-Ursachen, ferner Neben-Ursachen, welche den Ausbruch vorbereiten, endlich von ungefähr hinzutretende, zufällige Ursachen dritten Ranges, welche dadurch, daß sie auf kein Hinderniß stoßen, die Revolution in Scene setzen.

Der eigenthümliche Charakter des österreichischen Kaiserstaates, als ein politischer Körper gemischter Natur, vermehrt noch die Schwierigkeiten einer Erklärung jener revolutionären Bewegung, vermittelst deren Oesterreich neue Bahnen betreten. Ein so verwickelter Gegenstand erheischt zu seinem Verständniß eine streng-gegliederte Classification der Elemente, aus welchen er besteht.

Es gibt Revolutionen aus Anlaß zu großer Lebensfülle, welche der sociale Zustand nicht zu verbrauchen weiß und in sich selbst zurückdrängt, sei es nun in Folge der Schlaffheit eines politischen Systems, das sich gegen jede Thätigkeit sträubt, oder in Folge eines hohen Grades von Mäßigung, welcher jene Schlaffheit gern als eine Tugend bezeichnen möchte. Da es aber für einen Staat jederzeit ebenso gefährlich bleiben wird, die ihm vermöge seiner Stellung und seiner Kräfte zugewiesene Mission nicht zu erfüllen, als über die Grenzen derselben hinauszugehen, so sehen wir auch die Ereignisse einer Mäßigung keine Rechnung tragen, welche unfehlbar stets dieselben Resultate liefert, wie seine Schwäche. Die Revolution in Oesterreich im Jahre 1848 war in der That eine Revolution aus Schwäche. Bereits seit Langem wollte Niemand daselbst sich mit der obersten Gewalt befassen. Die Prinzen, welche kraft ihres Ranges und der ihnen anvertrau-

ten Functionen zunächst dazu berufen gewesen wären, lehnten es ab, das an der Ausübung der Souveränität Fehlende zu ergänzen, und zwar zum Theile aus Ehrfurcht vor dem Throne, zum Theile aus Privat-Tugend. Sie verblieben sämmtlich in der begrenzten Sphäre ihrer Stellung und überließen es der Zeit, das Mangelnde zu ersetzen. Die Minister, welche in Gemäßheit ihres Amtes sich etwa dazu versucht fühlen mochten, unterließen es ebenfalls, aus fast gleichen Gründen. Allein die bescheidensten gleichwie die erhabensten Tugenden sind für die Erfordernisse einer Regierung noch nicht hinreichend. Obgleich auf dem Throne neben einander vereinigt, handhabten sie dennoch nicht die oberste Gewalt in der Weise, wie das Bedürfniß der Zeit es erheischte. Wenn auch ihre Thätigkeit zwar nicht unterbrochen, aber auch bei weitem nicht kräftig genug war, so fürchtete man doch durch eine Steigerung derselben die Staatsgewalt neuen Gefahren preiszugeben. Dies führte zu einer Art von Interregnum der souveränen Gewalt. Man war keineswegs blind, und erkannte sehr wohl die allenthalben auftauchenden Zeichen des Jahrhunderts. Man sträubte sich keineswegs gegen die Evidenz gewisser Nothwendigkeiten. Man fühlte die Gefahr. Aber diese Gefahr kam aus der Ferne. Der Druck der Ereignisse beschränkte sich noch auf das Ausland. Man trachtete daher nur, dieselben von sich abzuhalten. Ein vielleicht zu weit getriebener Cultus des monarchischen Princips schloß unter solchen Verhältnissen jede Möglichkeit aus, die souveräne Gewalt auf was immer für eine Art zu kräftigen, ohne daß die Initiative dazu vom Souverain selbst ausging. Man befürchtete, auf anderem Wege gerade jene Erschütterungen erst herbeizuführen, welchen man durch eine derartige Modification vorzubeugen beabsichtigte.

Man betrachtete die Staatsgewalt als ein unantastbares Heiligthum, das Niemand zu berühren wagte. War man aber genöthigt, es von seiner Stelle zu heben, um es dem Volke zu zeigen, so suchte man vor allem dahin zu wirken, daß Niemand

ihm zu nahe trete. Dieses Heiligthum oder dieser Ruhealtar eines mit Recht für heilig gehaltenen Princips wurde daher mit einem Schleier umgeben, welchen man undurchdringlich zu machen strebte. Aber die Thätigkeit der Souverainität ist für den Staat ein Bedürfniß, welchem durch einen ergebenen, aber todten Cultus keineswegs abgeholfen wird.

Wohl hatte eine kräftig organisirte Verwaltung alle unteren Schichten besetzt und ausgefüllt. Aber wo es darauf ankam, durch höhere Gedanken den Anstoß zu ertheilen und die Richtung zu geben, machte die Leere sich sogleich fühlbar.

Die Regsamkeit dieser Verwaltung war in der That nichts, als eine Art galvanischer Thätigkeit, an einem Körper geübt, welcher den Mangel eines Lebensprincipes in sich fühlte. Denjenigen, welche sich anschickten, ihm wieder neues Leben einzuhauchen, wurde es ein leichtes Spiel, ihn zu bethören, denn dieser Körper wollte vor allem, gleichviel auf welche Art, wieder zu dem verlornen Selbstbewußtsein gelangen. Der Todte, welcher wieder zum Leben erwacht, fragt nicht nach den neuen Bedingungen dieses Lebens.

Während in der Regel die Revolutionen in großen Staaten aus dem Grunde stattfinden, weil die Prinzen, die Minister oder die Parteien sich die Gewalt streitig machen, brach die Wiener Revolution aus, weil dort seit einer Reihe von Jahren eben Niemand regieren wollte. Diese Lage der Dinge hatte auch der auswärtigen Politik nothwendiger Weise denselben negativen Charakter aufgedrückt, welcher im Innern vorherrschte; Alles beschränkte sich daher auf den bloßen äußeren Schein.

Einige Lebensfragen abgerechnet, welche das Wiener Cabinet energisch zu vertheidigen wußte, war in allen übrigen nur ein Schein von Lebensthätigkeit vorhanden; sie beschränkte sich auf das gewandte und reiche Wort desjenigen Mannes, welcher jenen Schein hervorzauberte. Aber Beine, welche sich bewegen, ohne

vorwärts zu schreiten, Arme, welche sich ausstrecken, ohne etwas zu fassen, Worte, welche wirkungslos in der Luft verhallen, Rathschläge, auf welche man nicht hört, weil ihnen die Autorität des Beispiels mangelt, haben zuletzt den Glauben erzeugt, daß man es hier nur mehr mit einem Schatten-Kaiserthume zu thun habe, das leicht zu stürzen und noch leichter zu plündern sein würde. Diese über ganz Europa verbreitete Meinung erschwerte die politische Stellung Oesterreichs; es begegnete bei jenen Mächten, welche ihm nicht geradezu feind waren, nur jener Art von Gefühl, welches man für einen Freund zu hegen pflegt, den man bereits als einen verlornen Mann betrachtet.

Das Kaiserthum Oesterreich vermochte also nur in sich selbst die erforderliche Kraft zu finden, um seinen in der Treue ausharrenden Unterthanen neues Vertrauen einzuflößen, seine in der Empörung begriffenen wieder zur Unterwerfung zu bringen, seine auswärtigen Feinde siegreich zu bekämpfen und seinen politischen Rang in Europa wieder einzunehmen. Bevor wir aber in die Einzelnheiten dieser Epoche einer wahrhaften Wiedergeburt eingehen, müssen wir die Ursachen beleuchten, welche seine Existenz bedroht hatten.

Der Vorwurf der Schwäche wäre ganz und gar ungegründet, wenn man ihn auf Persönlichkeiten zurückfallen lassen wollte. Wie groß auch der Einfluß sein möge, welchen Prinzen und hochgestellte Staatsmänner ausüben können, so würde dennoch ihre Schwäche niemals einen so blitzschnellen und so vollständigen Sturz haben veranlassen können, wie es mit dem Kaiserthume Oesterreich für den Augenblick der Fall war. Die Ursache, und zwar die einzig wahre Ursache dieses Sturzes lag in der Schwäche seiner Organisation. Man muß diese letztere studirt haben, um sie zu begreifen, denn sie war alt; und man muß sie besprechen, um sie erklären zu können. Wenn Niemand in Oesterreich sich mit der Staatsgewalt befassen wollte, so geschah dieß darum, weil sie

schwierig auszuüben war; denn man vermochte sie nirgends zu fassen. Jeder Wagen braucht eine Deichsel; jedes Schiff, ob klein oder groß, bedarf eines Steuerruders. Der bloße Wille reicht nicht aus, um die Richtung zu ertheilen. Ein Gleiches gilt vom Staate. Es muß durchaus etwas vorhanden sein, was des Menschen Hand erfassen kann; etwas, vermittelst dessen er eine gleichförmige Bewegung zu ertheilen, eine und dieselbe Richtung zu geben vermag. Schiffe ohne Steuerruder wären nichts weiter, als mehr oder minder gut an einander gefügte Planken und zierlich gezimmertes Holzwerk. In gleicher Weise können ausgedehnte Provinzen nur Einen Herrn haben, ohne aber deshalb Ein Reich zu bilden. Der thatkräftigste Souverain, der vollendetste Staatsmann werden unmächtig, oder wenigstens ihre Anstrengungen erfolglos bleiben, wenn es der Staatsmaschine an jenem Etwas mangelt, das die Stelle des Steuerruders vertritt.

Da die vorliegende Schrift keinen didactischen Charakter haben soll, wollen wir sogleich zur Sache kommen.

Die collegialischen Verwaltungsformen müssen nothwendiger Weise auf dem Principe der Stimmenmehrheit beruhen. Diese schützende Form für öffentliche und Privat-Interessen wird jedoch mangelhaft, wenn man sie auf die höchste Region der Regierung anwendet, jene Region, wo die politischen Rücksichten den streng administrativen Gesichtspunkt häufig beherrschen. Da bedarf es eines über das Princip collegialischer Majorität erhabenen Willensactes, das heißt es bedarf eines Actes der Souverainität. Um zwischen verschiedenen Meinungen zu entscheiden, bedarf es mit Einem Worte des Ausspruches: „Ich will es, denn so lautet meine Ueberzeugung.“ Wo es an dieser Entscheidung mangelt, da gehen die Geschäftsstücke aus dem Räderwerk der Regierungsmaschine ohne Ende hervor, wie man das sogenannte Papier ohne Ende auf den Maschinen erzeugen sieht, das man erst abschneiden muß, um es brauchen zu können.

Es herrschte Mangel an Uebereinstimmung in dem constitutiven Hauptelemente des Staates. Dieser Mangel an Uebereinstimmung war das Product der Zeit, das will sagen der Geschichte. Er mußte die Schwäche der Organisation unvermeidlich zur Folge haben.

Es wird nicht nothwendig sein, in weitläufige Details einzugehen, sobald man die Hauptursachen derselben bezeichnet haben wird.

Das Kaiserthum Oesterreich hatte den Charakter eines Föderativ-Staates.

Die Zeit hatte zur Centralisation der Verwaltung geführt. Das Princip politischer Föderation schwächt den Staat, denn es läßt den Parteien zu viele Freiheit, und diese nehmen sie je nach ihrer Stärke in einem ungleichen Maße. Das Gefühl dieser Freiheit ist das einzige Band der politischen Föderativ-Form. Ist es stark genug, um ihre Dauer zu sichern?

Wenn aber die Centralisation der Verwaltung zu straff ist, muß sie nothwendig diese Freiheit aufheben und das Band der Föderation zerreißen. Diese selbst muß alsdann zerfallen, wenn nicht ein stärkeres politisches Band der Souverainität die Einheit zwischen den Theilen, welche auseinander zu fallen streben, wieder herstellt.

Wenige Worte werden den ausreichenden Beleg liefern, daß dieß die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates in der jüngsten Zeit war. Jedermann fühlte daselbst seit Langem die schwache Seite seiner politischen Stellung. Carl der Sechste war der erste unter seinen Souveränen, welcher durchdrungen von der Ahnung der die Thronfolge bedrohenden Gefahren durch seine pragmatische Sanction das Princip der Reichseinheit aufstellte. Die Vorsorge und die Voraussicht des Kaisers sicherten seiner Tochter den Besitz ihres gesammten Erbes. Als sie angegriffen wurde, wußte sie ihre Erbschaft muthig zu vertheidigen. Sie hat es verstanden, dieselbe nicht minder durch ihre Tugenden als durch ihre Einsicht zu regieren.

Die Erbin des Hauses Habsburg wußte dieser schon an und für sich so erhabenen Stellung noch mehr Glanz zu verleihen. Ihr Einfluß setzte die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt des Fürsten, welchen sie zu ihrem Gemahl erkoren hatte. Sie wußte dem neuen Stamme, dessen Mutter sie wurde, jene Macht zu erhalten, welche seit Jahrhunderten das Erbtheil ihres Hauses war.

Ihr Sohn wurde so zu sagen der Erbe einer Wahlkrone, gleichwie er ihr Nachfolger in den österreichischen Erbstaaten war.

Die Thronbesteigung Maria Theresia's bezeichnete den Beginn einer neuen Epoche für Oesterreich. Alles was in den verschiedenen zu dem Complexe dieser Monarchie gehörigen Ländern existirt, schreibt sich von ihrer und von der Regierung des Kaisers Joseph her: Gesetze, Verwaltung, Erziehungsanstalten, Handel, Industrie u. s. w. Maria Theresia legte den Grund, auf welchem sich die Principien, die Sitten und die materiellen Interessen entwickelt haben, welche seither das sociale Leben des Kaiserthumes bilden. Die strengen, harten und häufig willkürlichen Formen der damaligen Strafgesetze wichen den Anforderungen des Rechts und der Humanität, welche der Geist der modernen Civilisation stellte. Maria Theresia hob die Leibeigenschaft auf und regelte durch Gesetze und durch das Urbarium in Ungarn die Verhältnisse zwischen dem Bauern und dem Grundherrn. Den meisten europäischen Staaten vorangehend, schaffte sie im Jahre 1776 die Tortur ab. Ihre und Kaiser Josephs Regierung berechtigten zu der Hoffnung, daß der so schwierige Uebergang von den Formen, Lehren und Principien des Mittelalters zur Gesetzgebung der modernen Staaten allmälig und ohne gewaltsame Erschütterung würde bewerkstelligt werden. In der That war Maria Theresia bedacht, alle Verhältnisse ihres Reiches in dem Geiste des Gedankens zu ordnen, daß alle Gesetze aus früherer Zeit aufgehoben werden müßten, weil die Sitten jener Zeit nicht mehr vorhanden waren.

Eine der mißlichsten Fragen für die Souveraine war seit Langem die Regelung der Beziehungen des Staates zur Kirche. Die Autoritäts-Conflicte zwischen beiden Gewalten haben häufig den Frieden der Völker gestört. Obgleich eine fromme Souveränin und gehorsame Tochter der Kirche, verstand es Maria Theresia dennoch, alle ihre Souveränitätsrechte vor jedem Eingriffe sicher zu stellen.

Kaiser Joseph überschritt in dieser Beziehung die Grenzen, welche Maria Theresia sich gesetzt hatte. Aber alle wichtigeren Verfügungen, welche seit jener Epoche die Verhältnisse des Wiener Hofes zum heiligen Stuhle geregelt haben, sind von ihr ausgegangen.

Kaiser Franz hat sie während seiner langjährigen Regierung stets beibehalten und bei allen Anlässen zur Richtschnur seines Benehmens genommen.

Die Geschichte tadelt Joseph II. ob des zu beschleunigten Ganges, in welchen er die Entwicklung seines Reiches versetzen wollte. Seine Ungeduld verleitete ihn, von der Bahn der Klugheit und zuweilen selbst vom Wege der Gerechtigkeit abzuweichen. Er gestand dieß durch einen leider zu späten Widerruf selbst zu. Dennoch war dieser Widerruf von Nutzen, denn er erleichterte dem Kaiser Leopold die Art und Weise, wieder innerhalb der von Maria Theresia bezeichneten Grenzen zurückzugehen.

Die seit dem Jahre 1848 in Oesterreich vorgefallenen Ereignisse und die Gestalt, welche die Revolution daselbst angenommen, haben übrigens den Beweis geliefert, daß, wenn es auch dem Kaiser Joseph an Klugheit gefehlt haben mochte, dennoch die richtige Würdigung dessen, was die Zukunft des österreichischen Kaiserstaates erheischte, ihm keineswegs entgangen war.

Das letzte Jahrhundert der deutschen Geschichte hat in der That bewiesen, daß der Beherrscher Oesterreichs die Mittel, seinen Thron und seine politische Stellung aufrecht zu erhalten, nur in

der Einheit seines Reiches finden könne. Die Ereignisse in Galizien und noch in weit höherem Grade jene in Ungarn sind die beredteste Apologie der politischen Ansichten Kaiser Josephs.

Die neuen Gesetze, welche die Kaiserin Maria Theresia in dem Augenblicke ihrer Besitzergreifung von Galizien daselbst verkündete, und die Anwendung, welche Kaiser Joseph bezüglich der von ihm in Galizien eingeführten Verwaltung von diesen Gesetzen machte, bildeten aus der einstimmigen Erkenntlichkeit der dortigen Bevölkerung den Grundpfeiler der Treue, welche sich in den jüngsten Zeiten der Krisis bewährt hat.

Die Ereignisse in Ungarn haben bewiesen, daß wenn auch der Kaiser sich in der Wahl seiner Mittel geirrt haben mag, er sich ganz gewiß weder über die Wichtigkeit noch über die Dringlichkeit täuschte, die Bande, welche jenes Königreich mit der Gesammtmonarchie verbinden sollten, fester zu knüpfen. Diese Maßregel war die wichtigste, wahrhaft unaufschiebliche Angelegenheit. Da Niemand sie auf eine kluge und gemäßigte Weise durchzuführen verstanden, haben die blinden Leidenschaften es übernommen, das zu vollenden, was lediglich ein Werk des Geistes hätte sein sollen.

Die ungarische Empörung, der in Folge derselben ausgebrochene Krieg, und die neue Stellung, welche das Land sich dadurch bereitet hat, sind bloß Gestaltungen des Zufalls. Man muß dabei auf den Grund der Frage zurückgehen.

Zu Anfang der französischen Revolutionskriege war das Banner der französischen Republik zugleich die Fahne der absolutesten Demokratie. Ein so ausschließlich aristokratisches Land wie Ungarn mußte der Republik nothwendig feind sein. Daher sah man auch, wie Ungarn, ungeachtet aller durch die beabsichtigten Neuerungen Kaiser Josephs im Lande hervorgerufenen Entfremdung und Beunruhigung der Gemüther, sich dennoch mit voller Aufrichtigkeit an den Kaiser anschloß und ihm während der ganzen

Dauer des Kampfes des Wiener Hofes gegen Frankreich treu blieb. Diese Epoche war so bewegt, daß man damals unmöglich die erforderliche Zeit und Ruhe finden konnte, um den constitutionellen Formen Ungarns gemäß die Fragen zu erledigen, welche die letzten Landtage offen gelassen hatten. Die Ungarn warteten die Wiederherstellung des Friedens ab, um sie neuerdings in Berathung zu ziehen, und sich gegen allfällige Ueberreste der Projecte Kaiser Josephs in der Gesinnung der Wiener Regierung zur Wehre zu setzen. Keiner der seit 1791 versammelten Landtage war berufen worden, die Beschwerden des Landes oder irgend eine organische Frage in Betreff der Verwaltung oder der Gesetzgebung in Berathung zu ziehen. Hätte Kaiser Franz den Zeitpunkt seiner Rückkehr von Paris gewählt, um den Landtag zu diesem Behufe einzuberufen, so würde der moralische Einfluß der großen Erfolge, welche er errungen, und die Ehre, welche ihm Europa dadurch erwies, daß es sich in Wien zum Congresse versammelte, hingereicht haben, um ihm die Gewißheit zu verschaffen, daß kein Geist factiösen Widerstandes Mittel finden würde, sich im Lande zu organisiren, und noch viel weniger in den Berathungen des Landtages zu Tage zu treten.

Beseelt vom Geiste wahrer Gerechtigkeit, wie Kaiser Franz immer war, würde es ihm gelungen sein, jedes Mißtrauen selbst bis auf den geringsten Keim aus dem Lande zu verscheuchen. Aber sei es nun, daß die großen Angelegenheiten des Kaiserstaates seine ganze Sorgfalt in Anspruch nahmen, sei es daß der Kaiser jene innere Befriedigung nicht stören wollte, welche für ihn darin lag, daß er nicht nur allein die vorige Integrität seines Reiches wieder hergestellt, sondern ihm auch noch neuen Zuwachs an Kraft und Glanz verliehen hatte, sei es endlich daß Se. kais. Majestät noch überdieß mit einem Gefühle von Unbehaglichkeit an alle die von jeher zwischen Ungarn und der Wiener Regierung obschwebenden Schwierigkeiten zurückdachte: es wurde die Einberufung eines Landtages,

dessen Aufgabe es hätte sein sollen, diese mißlichen Fragen zu erledigen, auf einen entfernteren Zeitpunkt hinausgeschoben.

Nachdem dieser erste Augenblick versäumt war, gewahrte man alsbald in Ungarn unter verschiedenen Gestalten die Unzufriedenheit darüber auftauchen, daß man sich so lange Zeit hindurch in der Ausübung seiner politischen Rechte gehemmt sah. Die natürliche Folge davon war, daß der Widerwille des Kaisers im Verhältnisse der daselbst sich kundgebenden Unzufriedenheit zunahm. Da es aber Dinge gibt, welche man unmöglich unterlassen darf, so mußte man endlich doch sich in das Unvermeidliche fügen. Der Landtag wurde 1825 einberufen.

Aber während der zehn Jahre, welche seit der Beendigung der Kriege verflossen, hatte ein neuer Geist sich der Ungarn bemächtigt. Die alte Föderativ-Stellung Ungarns war in der That eine ganz andere geworden seit dem Augenblicke, als Kaiser Franz die deutsche Reichskrone niedergelegt hatte. So schwach auch in früheren Zeiten das Band der Föderation zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der österreichischen Monarchie gewesen sein mochte, so war dennoch der Glanz, welchen die Krone Carls des Großen zur Macht des Beherrschers der österreichischen Erbstaaten hinzufügte, so groß, und der politische Einfluß, welchen sie ihm in Europa verlieh, so überwiegend, daß keines jener Länder den Gedanken zu hegen gewagt hätte, sich von einer Föderation loszureißen, welche durch ihr Oberhaupt eben so glänzend, als mächtig durch ihre Größe war. Als aber nach der neuen politischen Gestaltung, welche der Wiener Congreß Europa definitiv gegeben, Ungarn seine neue Stellung zu ermessen begann, fand es, daß es für sich allein fast die Hälfte des Umfangs der österreichischen Monarchie bildete und nahezu drei Siebentheile der Gesammtbevölkerung des Kaiserstaates umschloß. Rechnet man zum Gefühle dieser Ueberlegenheit noch die Vortheile, im Besitze eines mit allen Gaben der Natur vor jedem anderen Lande gesegneten Bodens zu

sein, so mußte daraus wohl der ganz natürliche Anspruch hervorgehen, in dem neuen Kaiserreiche eine wichtigere Stellung einzunehmen, als jene einer bloßen Provinz.

Dieses Mißverhältniß zwischen Ungarn und den übrigen Theilen des Reiches vernichtete das Princip des politischen Gleichgewichtes, welches die Grundlage jedes Föderativstaates bilden soll.

Ungarn stand in Folge seiner Geschichte dem Principe der Reichseinheit ungleich ferner, als irgend ein anderer Staat des Kaiserthums. Die lange Unterbrechung der legislativen Thätigkeit steigerte die Verlegenheiten auf beiden Seiten.

Die wichtigen Angelegenheiten konnten nicht ohne die Mitwirkung des Landtages erledigt werden. Die Beschwerden des Landes waren daher beträchtlich angewachsen. Viele Interessen hatten unter dem Aufschube gelitten. Man stellte sich in Wien die Frage, in welchem Geiste die Regierung vorzugehen habe. Der Kaiser und diejenigen unter seinen Räthen, welchen er das meiste Zutrauen schenkte, waren der Ansicht, daß Ungarn nur im Wege seiner Constitution regiert werden müßte; man hielt ferner die constitutionelle Autorität des Königs für bedeutend genug, um nicht nur allein auf diesem Wege die volle Integrität des monarchischen Princips aufrecht zu erhalten, sondern dadurch überdieß das Band zwischen Ungarn und dem gesammten Kaiserstaate noch fester zu knüpfen.

Allein sobald eine Verfassung, gleichviel ob alt oder neu, nicht mit den Sitten und mit den Bedürfnissen übereinstimmt, und überhaupt weder mit dem socialen Leben eines Landes, noch mit der ihm durch die Zeit bereiteten politischen Stellung im Einklange steht, wird eine solche Verfassung zur Zerstörungsmaschine. Wir sehen dieß heutzutage an mehr als Einem Beispiele; das merkwürdigste darunter ist Ungarn. Die Ungarn bereiteten seit Langem der Monarchie nur Schwierigkeiten. Wir wollen zugeben, daß die Mehrzahl dies ohne ihr Wissen und Willen that und es redlich

meinte; aber selbst diese Mehrzahl knüpfte ihre Treue lediglich an die Person ihres Königs und dadurch, daß sie von jeher die Person des Königs von der Person des Kaisers trennten, haben selbst die getreuesten Ungarn der Revolutionspartei die mächtigste Waffe in die Hand gegeben. Wir haben gesehen, wie sie sich derselben zu bedienen verstanden.

Der König mußte, um in Ungarn aufzutreten, sich des kaiserlichen Purpurs entkleiden. Er konnte daselbst nur von Ungarns Separat-Interessen, niemals von den Gesammt-Interessen des Kaiserstaates sprechen. Eifersüchtig auf ihre durch die Constitution gewährte Selbstständigkeit, und zwar eifersüchtig, wie leidenschaftlich erregbare und dabei in Folge ihrer Abgeschlossenheit einseitig gewordene Naturen zu sein pflegen, wollten die Ungarn insgesammt und um jeden Preis diese ihre unabhängige Stellung beibehalten. Sie legten einen solchen Werth auf deren ungeschmälerte Erhaltung, daß sie sogar niemals darnach gestrebt haben, auf die Regierung der Monarchie jenen Einfluß zu üben, zu welchem ihnen der Hof selbst die Mittel bot. Sie fürchteten, daß die Geltendmachung dieses Einflusses sie etwa verleiten dürfte, sich mehr zu nähern, als es in ihrer Absicht lag. Sie brachten lieber ihr Gewicht zum Opfer, als daß sie ihre abgesonderte staatliche Stellung irgendwie auch nur im geringsten bloßgestellt hätten. Von jeher mißtrauisch und in der letzten Zeit immer gesteigerte ungegründete Beschuldigungen vorbringend, hörte man sie unaufhörlich von der Perfidie des Hofes sprechen.

Betrachten wir einmal die Thatsachen; sie werden stets die beste Widerlegung von Worten bilden.

Unter der Regierung des Kaisers Franz war ein Graf Zichy viele Jahre hindurch Finanzminister und in Folge seiner Anciennetät als Staats- und Conferenzminister, zugleich Präsident des Ministerrathes in der schwierigsten und interessantesten Epoche jener Regierung. Er bekleidete diesen Posten bis zu seinem Tode. Sein

für die Finanzen der Monarchie so hochwichtiger Wirkungskreis erstreckte sich aber keineswegs auf die Finanzen Ungarns, das nicht steuerpflichtig war.

Graf Zichy hatte einen Ungar, den Baron Gervay, zum Secretär der Conferenz ernannt; dieser überlebte den Minister und behielt seine Stelle, welche in Folge der neuen Organisirung der Conferenz und des Staatsraths nach dem Tode des Kaisers Franz noch an Wichtigkeit gewann. Ein Ungar war also im Besitze aller Staatsgeheimnisse. Er redigirte die wichtigsten kaiserlichen Erlässe. Baron Gervay starb im Jahre 1845.

An seine Stelle wurde wieder ein Ungar, Hofrath Czillich, ernannt.

Nach dem Tode des Grafen Zichy folgte ihm wieder ein Ungar, Graf Nádasdy, als Finanzminister. Diesen Posten bekleidete er durch mehrere Jahre und trat von demselben bloß ab, um den Vorsitz in der Finanzsection des Staatsrathes zu übernehmen, in welchem er mit dem Titel eines Staats- und Conferenzministers Sitz und Stimme hatte.

Er hatte daselbst wieder einen Ungar, den Grafen Cziráky, zum Collegen. Sie waren die zwei einzigen Staats- und Conferenzminister, welche zugleich zum Staatsrathe gehörten.

Ein anderer Ungar fungirte in diesem Collegium als Referent für die ungarischen Finanzangelegenheiten.

Während zu den höchsten Verwaltungsposten in den übrigen Theilen der Monarchie Ungarn berufen wurden, besorgte die ausschließend aus Ungarn zusammengesetzte ungarische Hofkanzlei in Wien die ungarischen Angelegenheiten. Sie war die einzige Vermittlerin zwischen dem Könige und dem Lande.

Männer, welche in Ungarn von jeder Steuer befreit waren, wurden nicht etwa vom Könige, sondern vom Kaiser berufen, die Finanzen der übrigen Theile des Reiches zu leiten. Und Ungarn wagt es, die Beschuldigung der Perfidie auszusprechen! Hätten

nicht vielmehr die anderen Unterthanen des Kaisers gegründete Ursache gehabt, sich über einen solchen Grad des Vertrauens zu beklagen? Wenn aber die Ungarn in einer solchen Handlungsweise noch keinen Beweis von Vertrauen erblicken wollen, welcher anderen Mittel hätte man sich alsdann überhaupt bedienen sollen, um ihnen Vertrauen einzuflößen? Welchen Beweggrund würden sie einem solchen Vorgehen unterzuschieben sich getrauen, wenn sie darin nicht den Beweis erblicken wollen, wie sehr das Kaiserhaus wünschte, die Ungarn näher an sich zu ziehen?

Der Wiener Hof hatte vier Botschafterposten. Drei dieser Botschaften wurden durch eine lange Reihe von Jahren von ungarischen Cavalieren bekleidet. Desgleichen waren mehrere Missionen zweiten Ranges, worunter vor allem der Gesandtschaftsposten in Berlin zu nennen kommt, ungarischen Händen anvertraut.

Noch zur Stunde bekleiden drei Grafen Esterházy die Missionen zu Rom, Madrid und München. Fürwahr eine Perfidie ganz eigener Art, die ihren Opfern einen so großen Einfluß auf die Führung der auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserstaates einräumt!

Aber nichts vermochte die Ungarn von ihrer Ansicht in Betreff der Selbstständigkeit ihrer politischen Stellung abzubringen. Ungarn wollte nichts als seinen König, weil seine Constitution nur vom Könige spricht. Daß dieser König zugleich Kaiser war, galt ihnen nur als eine geschichtliche Nebensache. In diesem Nebenumstande hatten sie oft einen mächtigen Schutz, niemals aber eine anderweitige Verpflichtung gefunden. Als die Revolution über Wien hereinbrach, würden die Ungarn ihren König mit Begeisterung empfangen haben, hätte dieser nur den Kaiserthron im Stiche lassen und sich dafür lediglich mit dem ungarischen Throne begnügen wollen. Hat man die Ungarn nicht gerade durch die Berufung auf ihre dem Könige schuldige Treue dahin gebracht, die Waffen gegen den Kaiser zu ergreifen? Und wenn auch nicht

eben alle gegen ihn gestanden, wie unendlich klein ist dennoch die Zahl derjenigen, welche für ihn standen? Selbst für diejenigen, welche sich später als Alt-Conservative bezeichneten, blieb der König dennoch stets vom Kaiser getrennt; das heißt, sie wollten das Princip beibehalten, welches zuletzt nothwendig den Verband zwischen Ungarn und dem Kaiserstaate zerreißen mußte.

Die Ungarn hätten diesen Riß gern auf einem Wege herbeigeführt, welchen die Revolutionsmänner der Neuzeit als einen legalen bezeichnen.

Es gibt keine vernunftwidrigere Idee, als diejenige, welche man durch die Benennung „legale Revolution" ausdrücken will. Aus diesem Grunde und weil wir uns überhaupt die Aufgabe gestellt haben, nachzuweisen, daß das Unglück unserer Zeit durch die Fehlgriffe aller Parteien herbeigeführt worden, halten wir es für ersprießlich, zu zeigen, wie die Maske der Legalität es war, welche Ungarn auf die Bahn der Empörung getrieben hat; als unausbleibliche Folge jener Hartnäckigkeit, mit welcher es so lange eine politische Stellung halten wollte, der es durchaus an Wahrheit gebrach; eine Stellung, welche, lange Zeit durch die hinterlistigste Heuchelei vertheidigt, Ungarn zuletzt nothwendig zur bewaffneten Empörung bringen mußte.

Es genügt, zu diesem Behufe den Moment hervorzuheben, wo es diese Bahn offen betrat.

Die Revolution war in Wien am 13. März zum Ausbruche gekommen. Der ungarische Landtag tagte zu Preßburg. Am 16. März traf in Wien eine Deputation der ungarischen Stände ein, um vom Könige die Concession eines unabhängigen ungarischen Ministeriums zu erwirken, und legte ihm unter Einem die Formel dieser Concession vor. Einige Tage darnach berief der Kaiser eine besondere Conferenz unter dem Vorsitze des präsumtiven Thronfolgers, bestehend aus mehreren hochgestellten Beamten der ungarischen Administration und aus zwei österreichischen Mini-

stern, welche als Männer des besonderen Vertrauens Seiner Majestät beigezogen wurden, keineswegs aber in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des damals bereits bestehenden neuen Ministerrathes. In dieser letzteren Eigenschaft hätten sie keinerlei Berechtigung gehabt, in den Angelegenheiten Ungarns zu interveniren; denn die Wiener Revolution hatte an den Formen der kaiserlichen Regierung, in so weit sie Ungarn betrafen, noch nichts geändert. Die Angelegenheiten dieses Königreiches waren der ungarischen Hofkanzlei ungetheilt verblieben. Es handelte sich bei jener Conferenz um die Beantwortung der Frage: ob nicht die Concession eines ungarischen Ministeriums in der verlangten Weise Ungarn vom Kaiserstaate gänzlich losreißen würde.

Nebst einem unabhängigen Ministerium verlangten die Ungarn noch überdies, daß während der Abwesenheit des Königs aus Ungarn die wichtigsten der Krone vorbehaltenen Befugnisse auf den Palatin übertragen werden sollten, und daß dieser nebst seinem bisherigen noch den Titel eines königlichen Statthalters führen sollte.

Von diesen beiden Concessionen hätte die eine den König, die andere die Regierung annullirt; es war also unmöglich, sie zu bewilligen.

Es kam zwischen den bei jener Conferenz anwesenden ungarischen und österreichischen Ministern zu einem Compromisse, kraft dessen alle Befugnisse, welche man nicht fahren lassen konnte, ohne den König zu annulliren, bei der Krone zu verbleiben hatten. Ferner sollten jene Ministerien, welche bestimmt waren, das Band zwischen Ungarn und dem Kaiserreiche zu bilden, der Ernennung des Kaisers vorbehalten bleiben, und die betreffenden Minister als Minister des Kaiserstaates ihren Amtssitz am Hoflager des Kaisers haben. Diese Ministerien waren: jenes der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und der Finanzen.

Nachdem diese Vorbehalte die Genehmigung Sr. Majestät

erlangt hatten, redigirte die ungarische Hofkanzlei ein allerhöchstes Rescript, welches die Motive und die Details derselben enthielt. Es wurde unter dem 28. März an die Stände erlassen und noch an demselben Tage durch den als Vicekanzler fungirenden Hofrath Zsedényi nach Preßburg überbracht.

Die hierüber zu einer Sitzung versammelten ungarischen Stände ließen sich in Folge dieser Berathung dazu verleiten, die Annahme dieses allerhöchsten Rescriptes zu verweigern und zu erklären, daß der Kaiser der an ihn abgeschickten Deputation sein Wort gegeben habe, die ihm von derselben vorgelegten Forderungen zu gewähren. Die Discussion war leidenschaftlich und man beruhigte sich erst dann, als der Palatin das Versprechen abgab, sich auf der Stelle nach Wien zu verfügen, um durch seine Vermittlung Se. Majestät zu bestimmen, die Concession in ihrem ganzen Umfange, so wie selbe verlangt worden war, zu gewähren. Nach einigen Stunden Aufenthaltes in Wien überbrachte der Palatin den Ständen ein zweites Rescript, in welchem, ohne des ersten Rescriptes zu erwähnen, alle Forderungen Ungarns bewilligt wurden.

Die Unterhandlung des Palatins hatte auf streng und ausschließlich ungarischem Wege unter seinem directen Einflusse stattgefunden, und die ungarische Hofkanzlei allein war berufen worden, dabei zu interveniren.

Wer sich über die gewichtigen Ereignisse, in Folge deren die mehrhundertjährige ungarische Staatsform zertrümmert wurde, ein richtiges Urtheil bilden will, der muß seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf den von uns so eben bezeichneten Moment hinlenken.

Dieser Moment hat in der That über Ungarns Schicksal entschieden. Und es war nicht etwa eine bloße Partei, von welcher diese Entscheidung ausging; denn was damals geschehen, geschah ohne auf irgend eine Opposition zu stoßen, welche diesen Namen verdient hätte. Die Stände zählten damals in ihren Reihen noch

Alles, was Ungarn an glänzenden, an ausgezeichneten und einflußreichen Namen besaß. Das damals ernannte Ministerium zählte in seiner Mitte nur einen einzigen sogenannten Mann des Volkes; alle seine übrigen Mitglieder gehörten zu den höchstgestellten Persönlichkeiten der Aristokratie oder der Verwaltung. Man sah dieses Ministerium alsbald alle jene Gedanken verwirklichen, welche sich in dem Augenblicke, wo man seine Gewährung zu erwirken trachtete, noch versteckt gehalten hatten. Seine erste Amtshandlung bestand darin, daß es in Ungarn von Allem, was zum Departement des Krieges gehörte, als da sind: Festungen, Artillerie, Munition 2c. Besitz ergriff und die freie Verfügung darüber dem kais. Kriegsministerium streitig machte; es bestand ferner auf der Zurückberufung aller ungarischen Truppen nach Ungarn, und dagegen auf Entfernung aller nicht-ungarischen Truppen aus dem Lande. Hat man jemals eine förmlichere Kriegserklärung, einen offener ausgesprochenen Act der Empörung erlebt? Es war dies ein Act des treulosesten Verrathes; denn Oesterreich mußte sich in jenem Augenblicke eines äußeren Feindes erwehren, welcher zur Unterstützung des Aufstandes der italienischen Provinzen mit seiner Armee herbeigeeilt war. Und ungeachtet dessen unterhandelte der Hof noch immer; er gefiel sich noch immer darin, jene Vorgänge auf Rechnung der Umtriebe einer bloßen Partei zu setzen. Allein wo alle Männer der That auf der einen Seite stehen, und auf der anderen nichts zurückbleibt, als ein paar leere Phrasen, da dürfte für jeden Unparteiischen die Frage definitiv entschieden sein.

Von da an kommen die Angelegenheiten Ungarns aus einem höheren und allgemeineren Gesichtspunkte zu betrachten. Zu diesem Behufe muß man sich vor allem andern fragen: War das ungarische Volk durch seine Geschichte, durch Zahl, Einsicht, mit Einem Worte durch seine Civilisationsstufe berufen, jene selbstständige Rolle zu spielen, in welcher es dem österreichischen Kaiserstaate gegenüber auftreten wollte, war es ferner berufen, jene Suprematie

anzusprechen, welche es sich über jene anderen Volksstämme anmaßte, die vor ihm und seit Jahrhunderten mit ihm jene ausgedehnten Gebiete bewohnten, denen die Ungarn kraft der Ueberlegenheit ihrer Waffen ihren Namen beigelegt?

Je hervorragender und einflußreicher die Stellung ist, welche ein Volk einnehmen will, und je größere Ansprüche es geltend macht, um so mehr ist man berechtigt, sich darüber zu äußern.

Jedes edlere Gemüth wird sich sicher immer auf die Seite einer Nation stellen, oder ihr wenigstens das Mitgefühl nicht versagen, wenn diese aus einer beengten und schiefen Stellung herauszutreten strebt; aus einer Stellung, welche man, insofern es sich dabei um Ungarn handelt, nicht füglicher als mit dem Ausdrucke einer zurückgebliebenen bezeichnen kann. Wenn aber eine solche Nation beansprucht, einen ersten Platz einzunehmen und eine Hauptrolle zu spielen, dürfte man allerdings berechtigt sein, nach ihren Rechtstiteln zu fragen. Man muß jedenfalls jene muthvollen Männer bewundern, welche, zu allerletzt aus Asien herübergekommen, ohne bekannte Geschichte ihrer Vergangenheit, ja selbst ohne irgend eine Erinnerung an ihr Vaterland, stark genug waren, um sich ein Gebiet zu erobern, sich darauf zu behaupten und als Volk zu constituiren; man muß ferner die Klugheit bewundern, mit welcher sie, nachdem sie das Christenthum angenommen, der Christenheit eine Sprache und Gesetze entlehnten, um sowohl sich selbst als jene anderen Volksstämme zu regieren, welche sie sich unterworfen hatten; Volksstämme, welche zwar bereits zur Ruhe gelangt, aber dabei noch eben so wenig civilisirt waren, als die Ungarn selbst. Noch mehr würde man aber solche Männer bewundern müssen, wenn sie zur Einsicht gelangt wären, daß die Stellung, welche sie sich errungen hatten, doch nur eine untergeordnete war, aus welcher sie nicht heraustreten durften, ohne sich selbst zu Grunde zu richten; denn sie standen ihrer Umgebung in allen Stücken bei weitem nach.

Die Ungarn haben gezeigt, wie wenig sie die Vortheile zu würdigen verstanden, welche ihnen ihre den germanischen Völkern entlehnten alten constitutionellen Formen darboten; sonst würden sie in dem Augenblicke, wo die auf ihrem Rundgange durch Europa begriffene constitutionelle Revolution über Oesterreich hereinbrach, anstatt sich die Verlegenheiten des Kaiserstaates zu nutze zu machen, sich vielmehr enger an ihn zu schließen gesucht und ihm mit ihren Erfahrungen auf dem Gebiete der Repräsentativ-Formen an die Hand zu gehen gestrebt haben. Dies wäre das sicherste Mittel gewesen, um ihren Einfluß auszubreiten. Gesegnet mit Glücksgütern aller Art, wie sie es sind, wären die Ungarn die gewichtigsten Männer des Kaiserreiches geworden. Ihre Größe wäre die natürliche Folge und gleichsam der Lohn ihrer Treue gegen ihre alten Bundesgenossen gewesen. Mit Einem Worte, Ungarn vermochte nur im engen Verbande zu gedeihen; der entgegengesetzte Weg, nämlich die Losreißung, mußte sein Ruin werden.

Ungarn hat es niemals eingesehen, was es durch die stille Feindseligkeit seiner immerwährenden Opposition Oesterreich für Schaden zugefügt hat. Wenn daher oberflächliche Beurtheiler dem Wiener Cabinete den Vorwurf machen, daß es bei gewichtigen Veranlassungen seiner politischen Haltung nicht jenen Nachdruck zu verleihen verstanden, wie er der Würde eines großen Kaiserstaates zukam, so lassen sie dabei außer Acht, daß dieses Cabinet Ungarn bereits nicht mehr als ein Element seiner Kraft in seine Berechnungen einbeziehen durfte. Moralisch unbeweglich, war Ungarn nur eine Last, und zwar eine um so schwerer von der Stelle zu bewegende Last, als es sich gegen jeden Fortschritt sträubte.

Betrachten wir zum Beispiele die orientalische Frage, welche Europa durch so viele Jahre beschäftigt hat. War etwa Oesterreich Herrin der Stellung, welche es in dieser Frage zu nehmen hatte? Wie hätte Oesterreich sich bei dem damaligen Zustande

Ungarns in politische Combinationen einlassen können, welche, sobald Oesterreich sich ausgesprochen hätte, unfehlbar das gesammte ottomanische Reich zum Aufstande gebracht haben würden? In welcher Weise hätte Oesterreich seinen Einfluß als civilisirende Macht auf den Orient ausüben sollen? Etwa vermittelst eines Idioms, das noch für Niemand Sprache der Kunst und Wissenschaft, des Handels und der Industrie ist? oder etwa vermittelst der ungarischen Comitatswirthschaft ? und des ungarischen Landtags ? Was hatten die Grenzbevölkerungen einander möglicher Weise zum Tausche zu bieten, wenn nicht ihre Unwissenheit und die Pest? Wie soll man endlich mit einem Volke fortschreiten, das sich gegen jeden Straßenbau sträubt, um keine Wegmauth bezahlen zu dürfen? Der Bürgerkrieg, welcher in Ungarn geführt worden und das Gepräge eines Raçenkampfes an sich trug, wie sicherlich nur die Urzeiten Europa's einen ähnlichen aufzuweisen gehabt haben dürften, hat diese Frage zur Genüge beantwortet. Und mit derlei unter einander so unverträglichen und (die Erfahrung der beiden jüngstverflossenen Jahre berechtigt uns zu diesem Beisatze) mit so verwilderten Elementen sollte man beanspruchen dürfen, in den Conflicten eines Nachbarstaates zu interveniren, um die Aufklärung der Civilisation daselbst zu verbreiten? Wie sollte diese Verbreitung anders vor sich gehen, als von Mann zu Mann und im Wege der ununterbrochenen Berührung der Bevölkerungen unter einander?

Die Ungarn sollten nicht vergessen, daß Ofen durch 150 Jahre der Hauptsitz eines türkischen Paschaliks war, und daß nach der Befreiung ihres Gebietes die Wohlthaten der mitteleuropäischen Civilisation nur deshalb nicht bis an die äußersten Grenzen des Kaiserreiches zu dringen vermochten, weil Ungarn beständig eine Scheidewand dagegen aufführte.

Die Ungarn beklagen sich heutzutage, daß die österreichische Regierung nicht der Unordnung zu steuern wisse, welche eine un-

vermeidliche Folge des Bürgerkrieges und der Vernichtung ihrer alten Institutionen ist; allein wie sollte die Regierung diese Abhilfe ganz allein zu treffen vermögen? sie kann nur unter Mitwirkung der Ungarn selbst damit zu Stande kommen. Wenn die Ungarn widerstreben, sich unter die Leitung von Ministern zu stellen, in welchen sie hartnäckig nur Ausländer erblicken wollen, weil dieselben keine Ungarn sind und nicht in Ungarn residiren, so geben sie dadurch nur ihre Absicht zu erkennen, ihrer sogenannten Nationalsache durch die auf das Aeußerste getriebene Unordnung zu dienen. Das ist die einzige Waffe, die noch zu ihrer Verfügung steht. Sie wollen nicht darauf verzichten, sich ihrer zu bedienen. Wollen sie etwa ihre ultima ratio daraus machen? Es ist das die alte Form des liberum veto bei den in der Civilisation wenig vorgeschrittenen Völkern. Wer aber, um seine Selbstständigkeit zu wahren, jede Regierung unmöglich macht, legt wohl selbst Hand an seine eigene Existenz. Will man denn ein Volk knechten, wenn man es zu civilisiren strebt?

Der Titel, welchen Ungarn zu Gunsten seiner Verfassung und seiner gesellschaftlichen Organisation geltend machen will, bestebt in ihrer langen Dauer; als ob das Alter für sich allein schon ein Vortheil wäre. Die Zeit an und für sich ist nichts; sie hat keinen andern Werth als jenen der Art und Weise, wie man sie zu benützen versteht. Der Mensch gibt sich das Leben nicht; er darf nur auf seine Werke stolz sein. Die Civilisation hat noch immer zuletzt alles vernichtet, was ihr im Wege gestanden. Es war bisher noch keinem Volke gegeben, sich ihrer Wohlthaten erfreuen zu dürfen, ohne zugleich ihre Gesetze anerkennen zu müssen.

Aber die Stürme kommen aus weiter Ferne, und zwar abwechselnd bald von den Wendekreisen her, bald von den unermeßlichen Eisfeldern der Länder und Meere des Nordens. Das Gleichgewicht der Atmosphäre wird durch übermäßige Hitze eben so gestört wie durch zu große Kälte.

Ein Gleiches gilt von den Stürmen des Gedankens. Das Gewitter bricht los, sobald Irrlehren sich der gesammten Intelligenz bemeistert haben, oder sobald alle Stellungen in Folge falscher Maßregeln entartet sind. Die Wogen der menschlichen Leidenschaften haben ihre Gesetze, wie jene des Oceans. Gleichwie die letzteren nicht eher ruhig werden, als bis der Sturm vorüber ist, eben so gelangen die menschlichen Leidenschaften nicht eher zur Ruhe, als bis die Ursachen einer allzu großen Aufregung aufgehört haben. Man muß also zu bewirken trachten, daß diese Ursachen beseitigt werden; aber zu diesem Behufe muß man sie vor allem kennen lernen. Wer diesem Studium sich unterzieht, wird bald zur Ueberzeugung gelangen, wie schwer die Kunst zu regieren ist.

In jedem Gedanken der Gesetzgebung liegt in der That nothwendigerweise der Keim einer Zukunft, deren natürliche Entwicklung häufig über den von dem Gesetze angestrebten nächsten Zweck hinausgehen wird; und sie wird nicht nur allein darüber hinausgehen, sondern häufig sogar nach der gerade entgegengesetzten Richtung hin wirkend auftreten.

Man findet derlei Beispiele in der Geschichte aller Völker; wir werden deren daher auch in der Geschichte Ungarns finden. Ungarn, das auf seine Rechte von jeher so eifersüchtig und stets bemüht war, alle Zugänge seiner Gesetzgebung und seiner Verwaltung gegen äußere Einflüsse zu barricadiren, verdankt seine innere Geschichte nur sich selbst. Es hat den traurigen Vorzug, seiner gesellschaftlichen Ordnung ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt zu haben. Inmitten einer von allgemeinen Verhältnissen, welche stärker waren als sein Wille, bestimmten politischen Bewegung hat es sich demungeachtet nur solche Gesetze gegeben, welche es sich geben wollte. Nichts zeugt mehr von der Herrschaft, welche es über sich selbst ausübte, als die Macht seiner altherkömmlichen Gebräuche. Diese Macht ist zu allen Zeiten in Ungarn weit größer gewesen, als je in irgend einem anderen Lande. Sie

beweist zugleich, welch' kräftigen Widerstand Ungarn allem entgegenstellte, was nicht von ihm kam.

Ungarns jüngste Vergangenheit hat unwiderleglich dargethan, daß die daselbst durch so lange Zeit herrschende Unruhe und Anarchie in der Organisation der Comitate ihren Grund hatte. Die Ungarn haben im Laufe ihrer neuesten Revolution selbst zu wiederholten Malen ihre Comitate zusammengenommen und jedes für sich als eben so viele unabhängige Republiken erklärt.

Auf welchem Wege ist Ungarn dahin gekommen? Hier ist der Ort, wo unsere weiter oben gemachte Bemerkung Anwendung findet, daß nämlich die heftigsten politischen Stürme häufig aus Gegenden kommen, von wo man es am wenigsten vermuthet.

Sigismund war derjenige König von Ungarn, welcher im Lande am meisten organisirt hat. Er regierte 51 Jahre und erwarb erst in den letzten 4 Jahren seines Lebens zur ungarischen Krone noch die deutsche Kaiserkrone. Er hatte vom Anbeginn seiner Regierung an von den Parteiumtrieben rebellischer Magnaten weit mehr zu leiden gehabt, als irgend einer seiner Vorgänger. Nachdem er sich genöthigt gesehen, an der Spitze seiner Anhänger sich seine Krone mit den Waffen in der Hand wieder zu erobern, gelangte er zu der Einsicht, daß es anderer Mittel als der Waffen bedurfte, um das königliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Er suchte also in den Gesetzen die Kraft, an der es ihm gebrach. Um die Macht der Magnaten zu schmälern, schuf er in den Comitaten einen zahlreichen Adel. Der größte Theil dieser Neuadeligen besaß bloß ein Wappenschild und Titel, aber sehr wenig Güter. Sigismund befreite die Bauern von der Leibeigenschaft, indem er wollte, daß sie einzig und allein von der Krone abhängen sollten. In der Absicht, den ungemeinen und fast ausschließlichen Einfluß der Aristokratie zu brechen oder doch wenigstens zu vermindern, gestattete er die unmittelbare Correspondenz der königlichen Kanzlei mit den Comitatsbehörden.

In diesen Institutionen lagen eben so viele Keime der Freiheit für das Land, als Bürgschaften für die Krone. Dennoch ist Ungarn gerade durch die im Laufe der Jahrhunderte vor sich gegangene Entwicklung dieser Freiheitskeime, welchen nichts das Gegengewicht hielt, zur Krisis seiner letzten Revolution gelangt.

Die nächsten und unmittelbaren Resultate dieser neuen Organisation bestanden in Folgendem:

1. Gelangte dadurch der Landtag des Königreichs zu einer zweiten Kammer, welche aus jenem kleinen Adel bestand; eine Art Adelsdemokratie, welche alsbald als Nebenbuhlerin der Magnatentafel auftrat.

2. Die absolute Unabhängigkeit der Comitatsbehörden. Die Comitate wurden Republiken, weil die Basis ihrer Organisation ausschließlich auf dem republikanischen Principe der Wahl beruhte. Dieser republikanische Geist kam in der höchsten politischen Sphäre unverzüglich zum Durchbruch. Die Comitate hatten ihre Vertreter zum Landtage zu ernennen; sie waren berechtigt, ihnen Instructionen mitzugeben, welche jedes Comitat für sich entwarf; aber sie maßten sich auch das Recht an, diese Instructionen im Laufe der Sitzungen je nach der Natur der Verhandlungen abzuändern. Mit der Zeit erwarben sie noch ein wichtigeres Recht, nämlich ihre Deputirten während der Dauer der Sitzungen abzuberufen und durch andere nach ihrem Gutdünken zu ersetzen.

Es ist einleuchtend, daß die Comitate einem dergestalt constituirten Landtage gegenüber sich einen Grad von Unabhängigkeit anmaßten, der nirgends ein Gegengewicht fand: weder in dem Oberhause, das stationär war, wie das Princip der Erblichkeit, auf welchem es beruhte; noch in der Krone, von deren Einflusse auf ihre innere Verwaltung sich die Comitate vollständig emancipirt hatten.

Was den Bauernstand betrifft, welchem König Sigismund eine, wenn nicht politische, so doch mindestens gesetzliche Existenz

hatte verleihen wollen, so hatte dieser jene Existenz längst eingebüßt. Sie war noch nicht hinlänglich erstarkt, um dem Anpralle der Bürgerkriege und der türkischen Invasion zu widerstehen. Die Bauern verfielen sammt und sonders wieder in die vollständigste Leibeigenschaft. In dieser Beziehung herrschte zwischen dem kleinen und dem alten Adel das beste Einvernehmen. Von den Bauern war nirgends mehr die Rede, als wenn es sich darum handelte, die Lasten auszumessen, welche sie zu tragen im Stande wären.

In jenem Augenblicke, wo diese Organisation ins Leben trat, stand das Haus Habsburg Ungarn gänzlich fern. Als Ungarn, erdrückt durch seine inneren Spaltungen und durch das Joch der Türken, einem Fürsten dieses Hauses seine Befreiung zu verdanken hatte und ihm aus Erkenntlichkeit für den dem Lande dadurch geleisteten Dienst die erbliche Krone übertrug, hatte die vor mehr als zwei Jahrhunderten eingeführte innere Organisation sich bereits in der oben angedeuteten Weise entwickelt. Sigismund war im Jahre 1437 gestorben und erst im Jahre 1687 wurde die Thronfolge durch Landtagsbeschluß erblich erklärt und dem Hause Oesterreich zugesichert.

Seit dieser Zeit hat der Kaiser und König in dieser Unabhängigkeit der Comitate stets das größte Hinderniß gegen die administrativen Verbesserungen gefunden, deren das Land so dringend bedurfte. Die Magnaten erblickten ohne Zweifel mit geheimer Befriedigung in dieser neuen Schranke gegen die Autorität der Krone einen Ersatz für diejenige, welche sie nicht mehr die Kraft hatten ihr entgegenzustellen; darum kamen sie auch nur selten und schwach der königlichen Autorität zu Hilfe. Man muß wohl annehmen, daß sie von dieser Ansicht ausgingen, denn widrigenfalls würde nur erübrigen, sie einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit zu beschuldigen, und dieß nicht minder in Beziehung auf sie selbst, als gegenüber dem Throne.

Im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich in

Ungarn zwei politische Schulen auf natürlichem Wege herangebildet; die eine, zu welcher die hohe Aristokratie zählte, war ein Ableger der englischen Schule; die andere, zu welcher der kleine Adel und die übrigen mittleren Stände gehörten, bekannte sich zu den Grundsätzen der revolutionären Schule Frankreichs. Sie machten beide Opposition gegen den Thron, obgleich in verschiedenem Maße; die eine wollte ihren Privatinteressen gemäß die königliche Autorität bloß beschränken, während die andere diese Autorität, wenn nicht zerstören, so doch mindestens auf die neue Basis der Volkssouverainität stellen wollte. Man hat diese beiden Schulen während der jüngsten Ereignisse in Ungarn gegen einander im Kampfe um die oberste Gewalt begriffen gesehen; aber weder die eine und um so viel weniger die andere gedachte dabei irgend des Antheils von Autorität, welcher dem Könige gebührte.

Uebrigens hatten Männer, ausgezeichnet durch Charakter, Talent und Stellung, längst die Nothwendigkeit erkannt, dem Könige wieder einige Autorität über die Verwaltung einzuräumen. Das Mittel zu diesem Zwecke konnte nur in einer durchgreifenden Organisation der Comitate liegen. Die Prärogative des Königs beschränkte sich auf die Ernennung des Obergespans in jenen Comitaten, wo diese Stelle nicht bereits ein Erbgut mächtiger Familien geworden war. Der Obergespan war nicht gehalten, im Comitate zu residiren, weil er mit der Leitung der Geschäfte nichts zu schaffen hatte. Diese waren ausschließlich dem Vicegespan und der Gerichtstafel anvertraut, deren Mitglieder eben so wie der Vicegespan selbst durch Wahl ernannt wurden. Um dem Uebel abzuhelfen, erachtete man es für unumgänglich nothwendig, das Princip der Volkswahl, mindestens in Betreff des Chefs der Comitatsverwaltung, durch das freie Ernennungsrecht des Königs zu ersetzen. Die Krone ernannte also Männer ihrer Wahl zu Comitatsadministratoren und besoldete sie unter dem Titel einer Entschädigung für ihre Mühewaltung in Folge ihres erforderlichen ununterbroche-

nen Aufenthaltes am Sitze des Comitats. Man schritt zu dieser Maßregel einige Jahre vor Ausbruch der Revolution; allein es war bereits zu spät. Das Land war auf der Bahn seiner unumschränkten Selbständigkeit schon zu weit vorangeschritten; es erklärte sich einstimmig gegen diese Neuerung. Es ging nun mit unglaublicher Kraft zum Angriffe über. Die an der Spitze dieser Bewegung stehenden Männer stellten eine unmittelbare Verbindung der einzelnen Comitate unter einander her, einem Grundgesetze des Landes zum Trotz, welches derlei directen Verkehr ausdrücklich untersagte. Das Pesther Comitat trat an die Spitze dieser neuen politischen Liga, welche mit reißender Schnelligkeit ganz Ungarn in den Strudel der Ereignisse hineinzog, deren Zeugen wir gewesen. Dabei trat aber auch nicht eine einzige Persönlichkeit auf, welche solchem Treiben sich zu widersetzen im Stande gewesen wäre. Die von der Krone angeordnete Maßregel, mit deren Vollzug der letzte ungarische Kanzler, Graf Georg Apponyi, dessen Werk sie eigentlich gewesen, beauftragt wurde, ward als der gewaltsamste Eingriff in die Freiheiten des Landes zurückgewiesen. Die aus diesem Anlasse entstandene Aufregung bewies am deutlichsten, daß jene Verfügung das Uebel an der Wurzel getroffen hatte.

Die Ernennung solcher Administratoren wäre hinreichend gewesen, um die Ordnung in Ungarn wieder herzustellen; denn ihre gleichförmige Einwirkung auf die Comitate hätte die Verwaltung dem monarchischen Principe wieder näher gebracht, und dadurch auch Gleichförmigkeit in den Instructionen der Abgeordneten zum Landtage erzielt. Das Land hätte in Folge dieser Maßregel nichts als die Selbständigkeit der Anarchie eingebüßt, und Freiheit genug behalten, um seine Rechte zu vertheidigen.

Aus dem Vorausgeschickten ersieht man zur Genüge, wie die inneren Verhältnisse Ungarns nicht nur allein das königliche Ansehen ganz und gar zu nichte machten, sondern gleichzeitig auch

die Macht des österreichischen Kaiserstaates schwächten. Allein das ist noch nicht Alles. Ungarn regte eine für das Kaiserthum noch weit gefährlichere Frage an, nämlich die Nationalitätsfrage.

Ungarn mußte als ein constitutionelles Land Parteien haben, und hat deren immer gehabt. Rechnet man nun zu diesem Principe der Spaltung noch den Unterschied der Nationalitäten hinzu, so wird man begreifen, warum Ungarn niemals und zu keiner Zeit seiner Geschichte der Anarchie zu entgehen vermochte. Kossuth wußte dies besser als irgend Jemand. Deßungeachtet war er nicht nur der eifrigste Vorkämpfer der Idee der ungarischen Nationalität, sondern gleichzeitig auch der leidenschaftlichste Parteimann. Er gedachte sich dieser Nationalitätsidee als eines Kriegsgeschosses zur Zertrümmerung des österreichischen Kaiserreiches zu bedienen und hoffte, im Falle des Gelingens, seinem Vaterlande die erste Stelle unter dessen Trümmern anweisen zu können.

Europa hat sich in der letzten Zeit von einem politischen Sophismus irre führen lassen, welchem es durchaus an jeder Begründung fehlt. Die polnische Emigration, welche über sehr bedeutende ihr von Seite ihrer Landsleute zufließende Geldmittel verfügte, hatte sich gleichsam als polnische Regierung constituirt. Von dem Grundsatze ausgehend, daß durch die Theilung Polens die Zahl der Polen auch nicht um einen einzigen Mann geringer geworden sei, verfiel sie auf den Gedanken, das Princip einer Nationalität, welche nichts an ihrer Zahl eingebüßt, der Restauration ihres Vaterlandes zum Grunde zu legen. Die eben so thätige als intelligente Emigration bestrebte sich also, dem Axiom Eingang zu verschaffen, daß einzig und allein das Princip der Nationalität zur Basis eines Staates dienen könne. Diese Theorie fand einen mächtigen Bundesgenossen an jenem anderen, zum politischen Dogma der Zeit gewordenen Princip der Volkssouveränität. Aber gerade die Geschichte Polens beweist thatsächlich, wie grundfalsch es ist, aus der Nationalität ein constitutives Element der Staaten

machen zu wollen. Wie hätte denn die politische Existenz Polens vernichtet werden können, während doch die Volkszahl der Polen keine Verminderung erlitten? Wenn man bloß dieselbe Sprache zu reden, dieselben Sitten zu haben und unvermischt dasselbe Gebiet zu bewohnen braucht, wie kommt es denn, daß die Araber, daß die Kirgisen und Mongolen keine Staaten bilden? Es dürfte wohl dem beschränktesten Verstande einleuchten, daß die Existenz eines Staates an andere Bedingungen, an Bedingungen höherer Art geknüpft ist, als jene der Nationalität sind. Der Sturz Polens hat keinen Polen seiner Stammesnationalität beraubt. Polen ist untergegangen, weil in ihm keine jener Bedingungen mehr vorhanden war, welche einzig und allein das Leben der Staaten ausmachen.

Diese auf Polen angewandte Idee der Nationalität machte indessen um so zahlreichere Proselyten, als man darin ein Princip der Genugthuung, die Consequenz eines natürlichen Rechtes zu erblicken wähnte. Die politische Literatur bemächtigte sich dieses Thema's und schmiedete daraus ein Argument, das um so schlagender war, als es zu den Widerstandsmitteln gehört hatte, welche man den Uebergriffen Napoleons entgegengestellt. Man wendete nun dieses Argument auf alle Verhältnisse an. Oesterreichs geheime Feinde bemächtigten sich desselben, als derjenigen Waffe, welche die politische Existenz dieses aus so vielen verschiedenen Nationalitäten bestehenden Kaiserstaates zunächst bedrohte. Ungarn hatte die Nationalität längst zum Palladium seines politischen Bestandes gemacht. Es trat daher in Opposition gegen das deutsche Element, welchem es das Streben andichtete, die ungarische Nationalität knechten zu wollen. Und in demselben Augenblicke, wo der Stamm der Magyaren diese schwere Beschuldigung vorbrachte, entblödete er sich nicht, von den übrigen, ihm an Zahl überlegenen Volksstämmen, in deren Mitte er lebte, die unbedingteste Unterordnung zu fordern. Dieser crasse Widerspruch brach

dem Widerstande, zu welchem die Ungarn jenen Beschwerdepunct zu benützen gedachten, die Spitze ab; denn ein so vollständiger Mangel an Logik, an Recht und Vernunft vermag Niemanden gefährlich zu werden, außer demjenigen, welchem er zur Last fällt. Die Ereignisse haben diesen Widerspruch leider nur allzu schnell und allzu blutig gerächt.

Zu dem Kampfe der Nationalitäten gesellte sich noch der Sprachenkampf, und ward ein Grund mehr des Hasses und der Animosität.

Wenn man bedenkt, wie viele geistige Cultur und politische Macht dazu gehört, um einer Sprache das Uebergewicht zu verschaffen; wenn man ferner bedenkt, wie viele Combinationen zusammentreffen müssen, um ihr einen Einfluß auf die Intelligenzen zu sichern: so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die Geschichte der Sprachen eines der interessantesten Capitel in der Geschichte der Völker bildet. Welches Aufwandes von Kenntnissen hat es nicht bedurft, damit die Griechen den Ruhm ihrer Sprache gründeten? Wie vielen Aufwandes an Macht, bis die Römer das Lateinische zur Weltsprache erhoben? Man denke sich nur einmal alle jene Thatsachen zusammengestellt, welche das Italienische als die Sprache der Wissenschaft, der Poesie, der Musik und des Handels so sehr in Schwung gebracht haben. Die spanische Sprache hat alle Wechselfälle der spanischen Herrschaft getheilt. Jedermann kennt die Verhältnisse der Cultur, der politischen Macht und des Einflusses der Sitten, welche der französischen Sprache ihre Vermittlungs-Mission unter den Völkern angewiesen haben. Welcher Anhäufung von Reichthümern aller Art hat es nicht bedurft, um das Englische zur Sprache zu erheben, welche die Welt colonisirt? Deutschland als politische Macht wurde durch die allmälige Abschwächung der kaiserlichen Gewalt vernichtet; seit jener Zeit wurde das deutsche Volk nur durch die Cultur seiner Intelligenz und seiner Sprache in den Stand gesetzt, noch ferner eine ansehnliche Stellung unter den Völkern zu behaupten.

Angesichts all' der großartigen Erscheinungen in der Geschichte der Sprachen kann man wahrlich nicht genug darüber erstaunen, wie es möglich war, daß von einem Tage zum anderen die Anmaßung aufzutauchen vermochte, für eine noch gänzlich unbekannte, mit keiner anderen auch nur im Entferntesten verwandte Sprache eine herrschende Rolle zu fordern, wie etwa ein durch hohe Cultur, durch Zahl und politischen Einfluß gleich mächtiges Volk eine ähnliche beanspruchen dürfte.

Wenn auch diese außerordentliche Erscheinung sich durch jenes natürliche Gefühl erklären läßt, welches den Menschen geneigt macht, jeden ihm entgegengestellten Anspruch blindlings zurückzuweisen, so liegt doch in einer solchen Erklärung noch keineswegs eine Rechtfertigung. Sie beweist nichts weiter, als daß die Herrschaft einer Sprache sich nur durch die unläugbare Ueberlegenheit ihrer Cultur erringen läßt; nur dadurch, daß man auf den Unterricht in derselben die größte Sorgfalt verwendet, und jene Ueberlegenheit ununterbrochen geltend macht. Es ohne weitere Anstrengung bei der bloßen Idee der Suprematie einer Sprache bewenden lassen, heißt auf die Macht derselben Verzicht leisten. Hat nicht die Unthätigkeit des deutschen Nachbarlandes in dieser Beziehung der Anmaßung der Ungarn Vorschub geleistet?

Die ungarischen Parteiführer wußten das Princip der Nationalität noch auf eine geschicktere und für Oesterreich gefährlichere Weise nach einer anderen Richtung hin auszubeuten. Dieses Princip setzte sie mit der allgemeinen Aufstandsbewegung in Verbindung, welche die Häupter der Revolution allenthalben vorbereiteten. Die Ungarn wurden die Verbündeten der Italiener und der Polen.

Die Geschichte der österreichischen Revolution hat die gleichzeitigen und ungemein thätigen Intriguen dieser drei Volksstämme enthüllt und die ganze Größe der Gefahr gezeigt, von welcher die Existenz des Kaiserstaates für den Augenblick bedroht war.

Wir begnügen uns hier, auf diese Gefahr als auf eine unläugbar vorhandene Thatsache hinzuweisen, welche alle übrigen von uns bereits besprochenen ergänzt. Diese Thatsachen sind Belege dafür, wie sehr die politische Existenz Ungarns, so wie sie bestand und wie das Land sie aufrecht erhalten wollte, die politische Stellung des Wiener Cabinets behinderte.

Diese nach Innen zu so beengte Stellung war es noch mehr auf eine andere Weise, nämlich durch das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland, welches ihm lediglich Pflichten und Verbindlichkeiten auferlegte, ohne ihm jenen Zuwachs an Kraft zu verleihen, welcher ein Theil seines eigenen Lebens hätte werden und seine politische Organisation hätte kräftigen können.

Wenn die Schwäche dieser Organisation den Lenkern des Kaiserstaates wenig Mittel bot, um gegen die Gefahren einer Revolution anzukämpfen, welche man von allen Seiten herannahen sah, so erübriget uns noch zu untersuchen, ob die Organisation der Regierung im Innern geeignet war, diese Mittel an die Hand zu geben.

Eine gedrängte Uebersicht wird hinlänglich darthun, daß im Gegentheile gerade die Mängel oder richtiger gesagt die Schwierigkeiten dieser Organisation jene Krisis herbeigeführt haben, und daß demnach die Kraft zum Widerstande nur außerhalb der Gesetze dieser Organisation gefunden werden konnte.

Der Staat suchte schon längst, im Wege der Administration die Kraft sich zu erwerben, welche seine politische Zusammensetzung ihm nicht zu verleihen vermochte. Die Thätigkeit der Souveränität war durch die Föderativnatur des Kaiserstaates geschwächt. Die Ursache dieser Schwäche lag hauptsächlich in der großen Ungleichheit seiner Bestandtheile und wurde noch gesteigert durch den Widerstand der Nationalitäten, welche die Idee der Einheit bei weitem mehr aus Stolz als wegen der Verschiedenheit ihrer Interessen zurückwiesen. Man vermeinte in der Centralisirung der Ver-

waltung Ersatz für die mangelnde politische Einheit finden zu können.

Dieses neue Terrain bot noch Schwierigkeiten einer anderen Art dar, welche aber keineswegs geringer waren, als diejenigen, deren man sich zu entledigen suchte.

Die mannigfaltigen Bestandtheile des Kaiserstaates waren durch Civilisation, Cultur und Reichthum so sehr von einander verschieden, daß es eine Unmöglichkeit war, dieselben politischen Grundsätze und dieselben administrativen Maßregeln mit gleichem Vortheile auf alle anzuwenden.

Ein großer Theil des Kaiserthumes konnte ohne allen anderen Nachtheil, als jenen der Verzögerung die beschränkenden Maßregeln ertragen, zu welchen man aus politischer Vorsicht greifen zu müssen glaubte, um jene Bewegung zu mäßigen, die sich leicht überstürzen und gefährlich werden konnte. Aber konnte ein solches System des Zurückhaltens, welches die Entwicklung aller Hilfsquellen verzögerte, Provinzen zusagen, wie Galizien, wie die Bukowina, wie Siebenbürgen und alle ungarischen Nebenländer waren, wo diese Entwicklung so zu sagen kaum erst begonnen hatte? Diese Provinzen ohne Communicationsmittel, ohne Industrie, ohne Ackerbau lassen, hieß sich selbst der Schätze berauben, welche diese Hälfte des Kaiserstaates zu bieten vermochte.

Die von der föderativen Natur des Kaiserstaates unzertrennliche Schwäche hätte sich daher nur durch eine äußerst kräftige Verwaltung ausgleichen lassen. Allein die Kraft, welche eine Administration dem Staate geben kann, liegt nicht sowohl in der Macht, welche sie ausübt, als vielmehr in ihrer Geschicklichkeit, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche sich der ungestörten Entwicklung der Interessen und der reichen Hilfsquellen des Landes und dem Aufschwunge seiner Industrie entgegenstellen.

Die politische Organisation der alten österreichischen Erbstaaten war zu bloßen Formen herabgesunken, aus welchen jeder Funke

ihres früheren Lebens gewichen war. Diese Formen hatten noch alle jene Beschränkungen und Vorbehalte in ihrem Gefolge, wie sie zu einem Systeme gehörten, in welchem man die Gewähr für die Stabilität der Staatsgewalt zu finden glaubte. Da aber diese Stabilität ihres eigentlichen Lebensprincipes beraubt war, so ging sie geradezu in Unbeweglichkeit über.

Gegenüber einer von Tag zu Tag zunehmenden Bewegung war der Boden starr, wie die Menschen, welche ihn bebauen sollten. Ein Theil des Landes machte Fortschritte, der andere machte keine.

Bei der gegenwärtigen Lage der modernen Staaten vermag keine Regierung ohne ein bedeutendes Budget zu bestehen, welches die Verwaltung allein aufzubringen vermag.

Die Administration, was so viel heißen will, als die Verwaltung der Interessen, hat tägliche Bedürfnisse, welche nach dem Gesammtverkehr des Ackerbaues, des Handels und der Industrie wechseln, ja selbst nach den Sitten, welche bewirken, daß eine Gesellschaft sich in ihren Gewohnheiten nicht minder als in ihrem Aufwande mehr oder weniger einschränkt. Ein solcher Zustand der Dinge nimmt für Menschen und für Sachen eine gleiche Freiheit der Bewegung in Anspruch.

Da der Staat der Industrie, welche er ins Leben gerufen hatte, nicht vereinzelt bereits jene volle Freiheit ertheilen wollte, oder vielmehr nicht ertheilen konnte, ohne welche sie nicht zu gedeihen vermag, so sah er sich gezwungen, ihr einen Schutz zu gewähren, welcher bis zum Prohibitivsystem ging.

Die Preise aller Lebensmittel waren durch indirecte Steuern, welche von den wichtigsten Verbrauchsgegenständen im vorhinein bezahlt werden mußten, in die Höhe getrieben worden. Die Künste und Gewerbe hatten den Schutz ihrer alten Organisation bereits eingebüßt, ohne noch die Vortheile zu genießen, welche der neuen Industrie eingeräumt waren. Die Folge davon war die Verarmung des Bürgerstandes mit Ausnahme jenes der Fabriksstädte.

Während die Manufactur-Industrie allein auf dem Wege des Gedeihens war, siechten alle Gewerbe dahin. Das Gleichgewicht zwischen den Lebensbedürfnissen und den zu ihrer Befriedigung erforderlichen Erwerbsmitteln war gestört.

Das bestehende absolute Verhältniß zwischen dem Geldbedürfnisse und der Aufsuchung von Geldquellen erfordert die innigste Verbindung zwischen der politisch-administrativen Organisation und dem Finanzministerium. In dieser Verbindung einer höheren Art, und einzig und allein in ihr, soll man den Geist der Centralisation suchen. Man hatte es nicht verstanden, diesem Princip seine Stelle hoch genug anzuweisen. Um die Wohlthaten desselben ernten zu können, hielt man es für hinreichend, alle Angelegenheiten der Provinzen in Wien einmünden zu lassen. Dort wurden sie allerdings in nahe bei einander gelegenen Straßen, aber ohne Uebereinstimmung und in verschiedenartigem Geiste verhandelt. Die Organisation war lückenhaft; das fühlte man. Man wähnte diesem Uebelstande durch die im Jahre 1836 vorgenommene Reform des früheren Staatsrathes abzuhelfen. Allein die Gestaltung dieses nach Maßgabe der verschiedenen Ministerien in Sectionen eingetheilten Körpers machte aus ihm nur eine Controllbehörde mehr, beauftragt, die Arbeiten sämmtlicher Ministerien zu revidiren, und dem Kaiser jene Geschäftsstücke vorzulegen, welche entweder der allerhöchsten Genehmigung bedurften, oder mit einer Rüge behufs besserer oder ausführlicherer Instruirung an die Ministerien zurückgesendet werden sollten. Der Staatsrath war nur eine Instanz mehr zur Führung der Geschäfte. Die ihm zugewiesenen Verrichtungen vernichteten die hierarchische Ordnung, welche als die Grundlage jeder vollkommenen Disciplin stets sorgfältig aufrecht erhalten werden soll. Eine Organisation, welche alle Ehrenstellen und Würden auf die eine, dagegen die Geschäfte, sammt der Macht, welche diese geben, auf die andere Seite verlegt, wird immer gefährlich bleiben. Ein Rath im Staatsrathe, welcher in

höchster Instanz zu sprechen hatte, war mächtiger als die Chefs der Hofstellen. Diese Chefs wurden in der Achtung der Administrirten, wie in der Achtung der ihnen unterstehenden Beamten dadurch herabgesetzt. Die oberste Gewalt ruhte in untergeordneten Händen. Man hatte dieß ganz gewiß nicht beabsichtigt; allein die beständige Thätigkeit eines so hoch gestellten Collegiums mußte unvermeidlich zu einem solchen Resultate führen. Jedermann mußte ein Client des Staatsrathes werden: die Privatleute, um ihre Privatinteressen zu fördern, und eben so auch die Chefs aller Verwaltungszweige, wenn es sich um Erwirkung der Sanction für Maßregeln handelte, auf welche sie Gewicht legten. Die Geschäfte wurden dadurch schleppender, ihr Ausgang ungewisser.

Der große Fehler einer zu vielsprossigen Stufenleiter der Controlle wurde noch auf eine andere Art gesteigert, welche sich für Jedermann fühlbar machte. Der Staatsrath war aus ehrenhaften, fast durchgehends jeder in seiner Specialität ausgezeichneten Männern zusammengesetzt. Aber deßungeachtet vermochte er dem Staate die Kraft nicht wieder zu ersetzen, welche er in Folge seiner Organisation der Verwaltung entzog. Der Staatsrath hatte nicht das Recht der Initiative, keine legislative Befugniß, ja nicht einmal eine berathende Stimme, wodurch er geeignet gewesen wäre, die zu erreichenden Zwecke und die dabei nicht zu überschreitenden Gränzen festzustellen. Da er also selbst nur als ein über allen andern stehender Administrativkörper wirkte, so mußte er nothwendiger Weise den Gang des gesammten Räderwerks der Verwaltung schwächen. Daher war nirgends mehr eine Autorität zu finden. Die ganz und gar aus einer wohlwollenden Absicht hervorgegangene Befürchtung eines allfälligen Mißbrauches der Gewalt hatte das Princip und die Thätigkeit der Autorität zugleich vernichtet: das Princip dadurch, daß Niemandem eine Verantwortlichkeit überlassen wurde; die Thätigkeit dadurch, daß dem Willen kein Mittel zur Ausführung übrig blieb.

Die Revolution des Jahres 1848 hat diesen Zustand der Dinge in das grellste Licht gesetzt.

Einen Augenblick bevor diese Revolution ausbrach, gab es keine Autorität, welche mit ausreichender Vollmacht versehen gewesen wäre, um ihr entweder zuvorzukommen oder sie erforderlichen Falles zu unterdrücken. Ein außerordentlicher Umstand erheischte ein specielles Mandat; ein solches Mandat war aber weder beantragt noch ertheilt worden, und so erfolgte die Bewegung ohne Hinderniß nach einem im voraus festgestellten Programme. Die ersten Anschläge galten dem Minister, welcher seit 40 Jahren das Wiener Cabinet leitete. Sie wurden aus gleicher Höhe mit ihm gegen ihn gerichtet. Nach dieser Seite hin zum Widerstande unvorbereitet, mußte er getroffen werden; auch wurde er getroffen und fiel. Damals wiederholte sich in Wien, was noch bei allen Revolutionen der Fall gewesen, nämlich: daß die Werkzeuge einer Verschwörung die Unvorsichtigen, welche sich ihrer bedienten, sogleich weit hinter sich zurücklassen; so wie sie die Opfer eines mißglückten Schlages gewesen wären, eben so stellen sie sich im Falle des Gelingens an die Spitze der Revolution.

Der Gang der Ereignisse hat gezeigt, daß die Erklärung des Vorgefallenen nicht in den Persönlichkeiten, sondern in der Organisation des Staates zu suchen sei.

Dieselbe Ohnmacht, die Erhebung niederzuhalten, zeigte sich in der That auch in den Provinzialhauptstädten des Kaiserthumes, gerade so wie es in der Residenz der Fall gewesen. Betrachten wir zum Beispiele Italien, wo das Uebel mit der größten Heftigkeit auftrat. Der Angriff war daselbst seit langem vorbereitet gewesen, er war dort auch am heftigsten; es trat daher auch dort mehr als anderwärts zu Tage, wie sehr es an Mitteln zum Widerstande fehlte. Weit entfernt diese Mittel zu bieten, hatte eine mißverstandene Centralisation sie denjenigen entzogen, welche damit hätten ausgerüstet sein sollen.

Der Gouverneur einer Provinz stand im Allgemeinen unter einer zweifachen Art von Abhängigkeit; nämlich zunächst unter den über ihn gestellten Centralbehörden, welche ihm Weisungen ertheilten; und dann war er mittelbar von den Lokalbehörden abhängig, welchen er keine Weisungen zu ertheilen hatte.

Das Hof- und Staats-Handbuch des österreichischen Kaiserthumes enthält die detaillirte Namensaufzählung aller dieser Behörden, in der Art, wie sie vor 1848 constituirt waren. Alle Hofstellen erließen Weisungen an die Gouverneure. Jede der den betreffenden Hofstellen entsprechenden Lokalbehörden erhielt die zur Ausübung ihrer Funktionen erforderlichen Weisungen und die Instructionen direct von ihrer vorgesetzten Hofstelle. Der Gouverneur stand gleich einem Schließnagel im Provinzial-Mittelpuncte dieser ab- und zuwogenden Flut von Geschäften, konnte aber weder an dem was sie brachte, noch an dem was sie hinwegführte, das geringste ändern. Er hatte nicht einen Gulden zu seiner Verfügung, denn keine Casse war ermächtigt, ihm Geld zu erfolgen, noch konnte er über einen einzigen Soldaten verfügen. Alles was zum Gerichtswesen gehörte, mit Ausnahme der zur Gerichtsbarkeit der Civilbehörden gehörenden Fälle in schweren Polizeiübertretungen; alle Finanz-Angelegenheiten, Steuern, Zölle, Handel, Verwaltung der Staatsgüter ꝛc.; die Angelegenheiten der Kirche und des Clerus; Staatspolizei; öffentliche Arbeiten: alles das gehörte zum Wirkungskreise der Central-Hofstellen in Wien. Der Gouverneur war dabei nur in so weit betheiligt, als es sich um die Ausführung handelte, in Betreff deren das Einschreiten der Civilbehörden erforderlich war. Diese Amtsverrichtung der Executivgewalt wurde von dem Rathsgremium ausgeübt, welches die Landesregierung bildete, deren Präsident der Gouverneur war. Aber selbst in dieser bereits so beschränkten Sphäre seiner Thätigkeit war seine Autorität noch durch die Stimmenmehrheit des Raths-Gremiums begränzt.

In so gearteten Institutionen konnte keine andere Kraft liegen, als diejenige, welche ihnen vom Mittelpuncte aus zugeführt worden wäre. Allein dieser Mittelpunct vermochte keine solche Kraft zu verleihen, denn in Folge derselben fehlerhaften Organisation fehlte es ihm selbst daran. Wien war der Umkreis, in welchem alle Geschäfte zum Behuf der Behandlung zusammenflossen; von dort gingen sie nach längeren oder kürzeren Umwegen jedes von dem ihm zugewiesenen Puncte wieder ab. Aber sie hatten dabei weder an Schnelligkeit, noch an Frische, noch an Bestimmtheit gewonnen, wie es der Fall gewesen wäre, wenn die Strahlen eines gemeinsamen Brennpunktes des Lichtes darauf gefallen wären.

Die Civil-Autorität befand sich demnach in allen Provinzen außer Stande, den revolutionären Bewegungen vorzubeugen, welche sich allenthalben vorbereiteten, und vermochte daher noch um so weniger den Ausbruch derselben zu unterdrücken. Das erwähnte Staats-Handbuch gibt in dieser Hinsicht einen weitern Aufschluß, welcher für jeden Aufmerksamen als eine ganz natürliche Thatsache von unläugbarer Wichtigkeit sich darstellt.

Die beiden erhabensten Functionen der souveränen Gewalt sind jene der Gesetzgebung und des öffentlichen Unterrichts; sie sind die erhabensten, weil sie die Zukunft beherrschen.

Wie Jedermann weiß, waren in Oesterreich viele Interessen Hindernissen preisgegeben, welche ihnen auf Grund alter Gesetze in den Weg gelegt wurden, die mit vielen Verhältnissen der Neuzeit nicht mehr im Einklange waren.

Die seit 1810 erlassenen Gesetzbücher waren musterhaft. Sie waren die Frucht langer Studien, welche bis zur Regierung Maria Theresia's hinaufreichten. Mit der vollen Präcision redigirt, welche organische Gesetze erfordern, bildeten sie eine reiche Quelle von Principien, aus welcher jene Aushilfsgesetze erfließen konnten, deren das rege Leben der Gesellschaft ohne Unterlaß bedarf, welche aber, um nicht unter einander in Widerspruch zu gerathen, beständig aus

derselben Quelle fließen und in demselben Geiste abgefaßt sein müssen. Von dieser Ueberzeugung war man auch durchdrungen, denn es bestanden zwei permanente Hofcommissionen, die eine für die Gesetzgebung, die andere für das Studienwesen. Allein ihre Organisation war dadurch fehlerhaft, daß sie eben nur Commissionen waren.

Die Beamten, welche diese Commissionen bildeten, waren nämlich allen anderen Ministerien entlehnt, und hatten bei diesen Ministerien täglich alle ihnen zugewiesenen Verrichtungen des laufenden Dienstes zu versehen. Die Arbeiten, welche jene Commissionen erheischten, waren für sie nur Nebensache. Daher wurden keine regelmäßigen Sitzungen gehalten, und diese Commissionen konnten demnach auf keine Weise den ursprünglichen Zweck ihrer Institutionen erfüllen.

Ein so kräftig organisirter Staat, wie das Kaiserthum Oesterreich war, vermochte Mängel oder Lücken der Gesetzgebung lange Zeit zu ertragen; aber kein Staat vermag, ohne seinem Verfall zuzueilen, ein fehlerhaftes System des öffentlichen Unterrichtes und noch viel weniger eine gänzliche Systemlosigkeit zu ertragen.

Die physischen Ursachen der Kraft oder der Schwäche liegen Jedermann offen vor Augen; ihre moralischen Ursachen wollen studirt werden. Gleichwie der Charakter sich in den geheimsten Falten der menschlichen Natur verbirgt, eben so liegen die moralischen Ursachen der politischen Stärke oder Schwäche in den Tiefen der socialen Organisation verborgen.

Der öffentliche Unterricht hat zum Zwecke, die innigste Uebereinstimmung zwischen der Religion, der Wissenschaft und der Politik als Grundlage des Staates herzustellen, und dort, wo diese Uebereinstimmung unmöglich zu bewirken ist, wenigstens den zu einer gemeinschaftlichen Existenz erforderlichen Grad des Einklanges zu erzielen. Dies ist eine so hochwichtige Aufgabe, die zu diesem Behufe in Uebereinstimmung zu bringenden Elemente sind ihrer Natur

nach so umfassend und so verwickelt, daß die Männer, welchen diese Aufgabe obliegt, in der Art gestellt sein müssen, um derselben ihre ganze Zeit und ihre volle Kraft zu widmen. Die Leitung der Studien und der Erziehung in einem großen Kaiserstaate darf keine bloße Nebenbeschäftigung sein. Eine der ersten Schwierigkeiten, welchen man begegnet, besteht darin, Ansichten unter einander in Einklang zu bringen, welche zuweilen auf bloßen Vorurtheilen beruhen. Vorurtheile lassen sich nicht aufklären, man muß sie besiegen. Wo sie aber zu fest eingewurzelt sind, oder aber eine zu mächtige Stellung einnehmen, und deshalb allen Anstrengungen der Vernunft trotzen, da lassen sie sich nur durch die Zeitbegebenheiten überwinden. Die Ereignisse des Jahres 1848 lassen niemanden mehr ein Recht zu behaupten, daß die großen Erziehungs-Anstalten gut geleitet und wohldisciplinirt waren; daß der Unterricht daselbst in der Art ertheilt wurde, wie der Staat es wünschen durfte. Es ist Sache der Männer vom Fach, sich mit den speciellen Ursachen des Uebels zu befassen. Vom allgemeinen Gesichtspuncte der Organisation aus genügte es, darauf hinzudeuten, daß der Mangel einer constituirten Behörde der einzige und alleinige Grund desselben war. Der Ausdruck Erziehung würde keinen Sinn haben, wenn er nicht so viel besagte, daß es sich darum handelt, den Kindern jene Elementar-Kenntnisse beizubringen, deren die jungen Leute später bedürfen, um sich die Wissenschaften ihres speciellen Lebensberufes anzueignen. Die Kinder und die jungen Leute können nur wissen, was man sie gelehrt hat.

Ein weiterer, aber eben so wesentlicher Zweck der Erziehung als der Unterricht besteht darin, ihnen Grundsätze beizubringen und ihren Charakter zu bilden. Wenn aus den öffentlichen Schulen Generationen hervorgehen, welche unwissend sind, oder etwas anderes wissen als sie wissen sollten; wenn sie charakterschwach, zu leichtsinnig und häufig sogar sittenlos sind: so darf man dies nur dem Erziehungssysteme, nur der Disciplin der Schulen zur Last

legen. In den Urprincipien der menschlichen Institutionen liegt ein Gesetz der Vergeltung, das sich früh oder spät unfehlbar offenbart. Ein Theil der Professoren und der Studenten der Universitäten zu Padua und Pavia, gleichwie aller übrigen Universitäten des Reiches, insbesondere aber jene der Wiener Universität, sind die Ruthe geworden, welche die schwere Unterlassungssünde gestraft hat, daß man sie ohne geistige Disciplin und ohne genügenden Unterricht gelassen.

Bis zum Jahre 1846 hatte sich noch in keinem der ausgedehnten Länder des Kaiserstaates irgend ein Symptom einer nahe bevorstehenden Empörung kundgegeben. Die Regierung fand noch allenthalben Gehorsam; noch niemand war vom gesetzlichen Wege abgewichen. Sämmtliche Behörden hätten die ihnen zweckmäßig oder erforderlich scheinenden Maßregeln treffen können, ohne befürchten zu müssen, dabei auf Widerstand zu stoßen. Unter solchen Verhältnissen ist es klar, daß die vorgefallenen Ereignisse sich nur aus dem Vorhandensein organischer Fehler erklären lassen.

Inmitten dieser allgemeinen Unordnung, welcher keine Autorität zu steuern, keine Kraft Meister zu werden vermochte, sah man die Armee allein fest, unerschütterlich allen ihren Pflichten treu bleiben. Sie kämpfte mit gleicher Entschiedenheit gegen den äußeren wie gegen den inneren Feind. Der Grund lag darin, daß die Armee direct vom Kaiser abhing und nur den Militärbehörden Gehorsam zu leisten hatte. Sie war unabhängig von jeder andern Autorität. Der Präsident des Hofkriegsrathes war ihr Chef. Die Armee hatte ihre eigenen Erziehungshäuser für die Soldatenkinder wie für die Officierssöhne. Sie hatte ihre eigenen Gerichte, ihre Oekonomie-, Verpflegs-, Monturs- und Beschälanstalten; sie hatte feststehende Recrutirungsgesetze. Eine Militärperson unterstand in allen bürgerlichen Angelegenheiten bloß den Militärgerichten, zu welchen in gewissen Fällen Mitglieder der Civilgerichte als Beisitzer zugezogen wurden.

Die Armee war stolz darauf, nur von dem Willen des Kaisers abzuhängen. Sie hatte das Bewußtsein, nur sich selbst anzugehören und beständig unter dem Gesetze einer gleichen Disciplin zu leben. Sie war stolz auf ihre alte Geschichte, welche jeder Soldat in der Schule seines Regiments und auf dem natürlichen Wege jener lebendigen Tradition erlernte, welche den Cultus der Fahne bildet. Sie hatte sich rein erhalten von allen jenen zersetzenden Einflüssen der Neuzeit, welche die Regierung in fast allen ihren Zweigen schwächten. Es war Einheit im Princip, Einheit in Gedanken, Einheit im Commando. Die Erinnerung alter Ehre verjüngte sich ohne Unterlaß. Und als diese Ehre einsah, daß man sie beeinträchtigen wollte, loderte sie um so kräftiger auf, je größer die sich ihr entgegenthürmenden Schwierigkeiten waren, welche sie zuletzt triumphirend bemeisterte. Die Geschichte hat die zahlreichen und ruhmvollen Belege dafür bereits gesammelt und die Namen der Führer bezeichnet, welche der Armee diese Laufbahn eines neuen Ruhmes eröffnet haben, der noch weit schwieriger zu erkämpfen war, als es auf den Schlachtfeldern der Vergangenheit der Fall gewesen.

Es gehört nicht zur Aufgabe der vorliegenden Schrift, eine Erzählung dieser Laufbahn zu liefern. Dennoch muß eine der dahin gehörigen Thatsachen hier ihre Stelle finden, denn sie liefert den augenfälligsten Beweis von der Macht der Organisation dieser Armee und zugleich die sprechendste Widerlegung aller jener falschen Gerüchte, welche die Neider Oesterreichs in Betreff des ungarischen Krieges ausgestreut haben. Dieser Krieg war kaum zu Ende, so mußte die Regierung ihre volle Sorgfalt auf die Pacification des Landes wenden. Dieses war so tief aufgewühlt, so gänzlich aus allen Fugen gerathen, daß die Aufgabe unglaublich schwierig schien. Die alten ungarischen Regimenter, deren Treue die ungarischen Revolutionsmänner gleichzeitig irre zu leiten und zu verführen gewußt, hatten den Kern des Widerstan-

des gebildet; sie waren die Pflanzschule der neuen Aushebungen. Zu Ende des Krieges befanden sich in dem bereits zur Unterwerfung gebrachten Lande noch zwischen 60 bis 80,000 Mann sowohl alt gedienter, als neu eingetretener Soldaten. Diese Leute, welche zwei Jahre hindurch sich allen Zügellosigkeiten eines Revolutions- und Insurrectionskrieges überlassen hatten, und welche hinsichtlich ihrer Vergangenheit nothwendig beunruhigt sein mußten, solche Elemente konnten für die Ruhe des Landes nicht anders als gefährlich sein. Es bedurfte einer durchgreifenden Maßregel; eine solche wurde auch getroffen. Der Kaiser befahl, daß alle Soldaten, welche in den Reihen der Insurrection gekämpft, aus dem Lande zu ziehen und als Ergänzung in die alten ungarischen Husaren- und Infanterieregimenter einzutheilen wären. Jene Mannschaft, welche nach dieser Formirung als Ueberschuß verbliebe, sei den übrigen Regimentern der Armee einzuverleiben. Auf diese Weise traten mehr als 70,000 Mann wieder unter die kaiserliche Fahne. Diese Maßregel wurde ohne den mindesten Widerstand und ohne die geringste Schwierigkeit durchgeführt. Der Kaiser ertheilte die strengsten Befehle, daß keinem jener ehemaligen Insurgenten über das Vergangene auch nur der leiseste Vorwurf gemacht werden durfte. Man hatte sie nur über ihre neue Stellung zu unterrichten und aufzuklären. Unter den neu ausgehobenen Ungarn befanden sich Leute aus allen Ständen. Sie wurden sämmtlich als gemeine Soldaten in die Armee eingereiht, wo sie sich auf eine musterhafte Art benahmen. Darum wurden auch schon nach einjähriger Dienstzeit mehrere tausend Mann verabschiedet und in ihre Heimat entlassen. Die Armee hatte ihre Mission erfüllt und durch ihr Beispiel und ihre Unterweisung Verirrte wieder zur Pflicht und zur Besinnung zurückgebracht. Es ist das wahrlich nicht der unwichtigste der Siege, welche sie erfochten.

Mehr als irgend Jemanden kommt es den Engländern zu,

diese gewaltige Organisation des österreichischen Heeres zu würdigen. Die englische Armee übt in Ostindien dieselbe Art von moralischem Einfluß auf die eingebornen Truppen, welche ihr Widerstand leisten wollen. So hat man erst kürzlich gesehen, wie die englische Armee, nachdem sie die Sikhs, ihre tapfersten Feinde, geschlagen, einen Theil derselben unter ihre eigenen Reihen steckte. Durch Vermittlung der indo-brittischen Armee erlangen die Hindu-Bevölkerungen die ihnen ganz fremden Begriffe von Ordnung und Gerechtigkeit und das Gefühl des gesetzlichen Schutzes. Das indo-brittische Heer ist also nicht bloß die bewaffnete Macht, welche jenes Reich im Gehorsam erhält, sondern zugleich eine große Institution, welche ihren Bestandtheilen nach einen Theil des Volkes ausmacht, zu seiner Civilisation beiträgt, und es durch das tägliche Beispiel von Ordnung, Disciplin und moralischen Eigenschaften der europäischen Gesittung und Denkweise näher bringt.

Einen derartigen Einfluß übte auch die österreichische Armee auf das zahlreiche ungarische Rebellen- und Revolutionsheer, welches der Kaiser in ihre Reihen treten zu lassen kein Bedenken trug.

Bereits zur Zeit der Zusammenkunft der beiden Kaiser in Ollmütz zu Ende Mai 1851 sah man vier Husarenregimenter einen Bestandtheil des daselbst versammelten Armeecorps bilden. Alle sprachen von dem Kriege, in welchen man sie hineingezogen hatte, nur mehr wie von einer Epoche des Wahnsinns und der Berauschung.

Wir müssen hier noch einer anderen Thatsache erwähnen, welche beweist, wie sehr das Land sich wieder nach Ordnung und Gehorsam sehnte; daß nämlich, seitdem der letzte Kanonenschuß auf dem Schlachtfelde verhallt war, auch nicht der entfernteste Angriff auf irgend eine Militärperson stattfand. Einzelne Soldaten haben das Land nach allen Richtungen in der vollsten Sicherheit durchstreift.

Ungarn mag vielleicht noch öfter jene Art von Opposition versuchen, an die es in Folge seiner Geschichte sich gewöhnt hat; aber es wird nie mehr zu den Waffen greifen; es wird nie mehr Lust bekommen, weder die Bande zu zerreißen, welche seit so langer Zeit sein Geschick an das Loos des deutschen Stammes knüpfen, noch wird es den slavischen und romanischen Stämmen seiner Umgebung Gesetze dictiren wollen. Die alten Agitatoren haben in dieser doppelten Beziehung ihre Rolle ausgespielt. Ihre Worte, wenn sie deren überhaupt noch sprechen sollten, werden unverständlich bleiben, wie das Rauschen des Windes im sturmgepeitschten Walde. Es sind bloße Anzeichen von Ungewittern, die man fürchtet, anstatt sie etwa gar herbeizuwünschen, Ungewitter, gegen welche man sich aus Erfahrung vorsehen muß. Ungarn will auf bessere Tage hoffen, und wenn die Vernunft dabei das Maß bestimmt, wird diese Hoffnung eine Bürgschaft der Zukunft.

Im Mittelpuncte Europa's gelegen, vermochte Oesterreich keiner der Bewegungen der drei großen Volksstämme, welche es bewohnen, fremd zu bleiben. Es war allen ihren Eindrücken offen, aber anderseits mußten auch jene drei Stämme, aus welchen diese verschiedenen Staaten bestehen, hinsichtlich Oesterreichs innerer Organisation vollständig unterrichtet sein. Sie hatten in der letzten Zeit sämmtlich Gelegenheit gehabt, seine schwachen Seiten kennen zu lernen; dadurch wird es erklärlich, wie es möglich war, daß ein so großer Staatskörper gleichzeitig auf allen Seiten auf einmal angegriffen werden konnte. Man sah Leute als Feinde auftreten, welche so zu sagen gar kein anderes Mittel besaßen, um sich in einen so großen Kampf einzulassen, als einen Act ihres bloßen Willens. Fürwahr, man mußte Oesterreich für sehr gesunken halten, um wagen zu dürfen, es dergestalt anzugreifen, und daß man es gewagt hat, erscheint heutzutage als eine wahre Beschimpfung. Wien, für die Revolution noch ein jungfräulicher Boden, war leicht zu verführen. Die Täuschung dauerte so lange, als das

Wort Freiheit dazu auserlesen schien, das Band der Einigung zu bilden zwischen Allen, welche Freiheit begehrten, und Allen, welche sie wünschten.

Als aber Jedermann einzusehen begann, daß ein Jeder seine Freiheit auf Unkosten der Freiheit der Anderen wollte; als es augenscheinlich wurde, daß das Kaiserthum in Trümmer zu gehen drohte: da bewirkte das Uebermaß des Uebels zugleich seine Heilung; da erwachte wieder ein althistorischer Stolz; die Erinnerung der Vergangenheit rettete die Zukunft. Gerade dasjenige, was darauf berechnet war, das Signal zu einer allgemeinen Zerstückelung zu geben, wurde zum Allarmschuß, welcher alles, was österreichisch bleiben wollte, unter die Waffen rief. Niemand wollte weiter von einer Freiheit hören, welche damit begann, das Opfer der Ehre zu fordern, um sofort eine alte und glorreiche Existenz zu vernichten.

Die Perfidie, mit welcher Piemont dem Aufstande der lombardisch-venetianischen Provinzen zu Hilfe kam, würde in der That für Oesterreich die tiefste Demüthigung geblieben sein, wäre sie nicht bestráft und gezüchtigt worden, wie sie es verdiente.

Wer ist denn eigentlich dieses Piemont, daß es wagen durfte, auf solche Weise einen Kaiserstaat, wie Oesterreich, mit bewaffneter Hand anzufallen?

Es ist bekannt, aus welchen Ländern es besteht.

Zunächst Savoyen, seiner Sprache, seinen Sitten und seiner Lage nach eine französische Provinz, welche mit Piemont in keinen weiteren Beziehungen steht, als daß sie das Stammland der gegenwärtig dort regierenden Dynastie ist. Ginge das sardinische Königshaus des Thrones verlustig, so würde das Band, welches Savoyen an Italien knüpft, augenblicklich zerreißen.

Ferner das Novaresische, eine vordem zur Lombardei gehörige Provinz, welche Maria Theresia vor dem Beginne ihres Krieges gegen den König von Preußen an den König von Sardinien

abtrat, um seine Neutralität zu erkaufen. Alle bedeutenderen novaresischen Grundbesitzer sind factisch Lombarden geblieben und wohnten sämmtlich in Mailand. In dieser zweideutigen Stellung wurden sie um so leichter Werkzeuge der Verschwörung. Sie sind durch die letzten Ereignisse nicht höher gestiegen.

Weiters der Piemont in der Neuzeit einverleibte Staat Genua, welcher, stolz auf seine alten Erinnerungen, im Jahre 1815 Gelegenheit fand, sein Bedauern über die ihm damals eben zugewiesene Stellung auszudrücken. Die Bewegungen der Jahre 1847 und 1848 haben den fortwährend regen Wunsch Genua's, wieder unabhängig zu werden, offen an den Tag treten lassen.

Endlich Sardinien, welches dem regierenden Hause bisher nichts als den Königstitel geboten hat, ohne seine Macht irgendwie zu vermehren.

Und mit einer aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Bevölkerung von fünfthalb Millionen Seelen begann Sardinien den Krieg!

Dieses Ereigniß steht seiner Natur nach so außer allem Verhältnisse, daß es einer näheren Erklärung bedarf, wenn man unsere Epoche verstehen will.

Augenscheinlich hat der König von Sardinien, welcher im Rufe eines klugen und besonnenen Mannes stand, nicht aus freiem Antriebe gehandelt, sondern wurde von geheimen Rathschlägen geleitet und von verborgenen Kräften mit fortgerissen.

Zur selben Zeit bestand in Deutschland eine politische Schule, welche also philosophirte: „Der österreichische Kaiserstaat kann nicht länger fortbestehen. Er vermag dem doppelten Princip der Volkssouveränität und des Rechtes der Nationalitäten zugleich nicht zu widerstehen. Folglich existirt er nicht mehr. Es ist das nur mehr eine Frage der Zeit. Der erleuchtete Staatsmann muß der Zeit voranzuschreiten wissen."

So räsonnirten die Universitätspublicisten, welche sich in Frankfurt als Parlament versammelt hatten.

Dieselbe politische Anschauung hatte als eine Art Dogma in Italien Platz gegriffen; aber sie entsprang aus einer anderen Quelle.

Nach der Vertreibung der Oesterreicher aus ganz Italien begann Napoleon zur Zeit des Krieges von 1809 die gänzliche Zertrümmerung des österreichischen Kaiserthums in den Kreis seiner Berechnung zu ziehen.

Talleyrand, welcher jenes Maß von Klugheit besaß, wie es hellen Köpfen bei gleichzeitiger Schwäche des Charakters eigen zu sein pflegt, schrieb Napoleon einen Brief, in welchem er ihn zwar vor Allem darum pries, daß er die Oesterreicher aus Italien vertrieben hatte, ihm aber dennoch dringend anrieth, dieses Kaiserthum aufrecht zu erhalten, dagegen dessen Macht einen andern Schwerpunct und eine andere Bestimmung zu geben. „Der Besitz der Donauprovinzen," schrieb er, „würde aus Oesterreich ein Gegengewicht gegen Rußland machen; Oesterreich würde alsdann der Alliirte Frankreichs in den Angelegenheiten des Orients werden." Dieser Rath war eine Art von Protest von Seite Talleyrands gegen die Combinationen von Tilsit und Erfurt, welchen er fremd geblieben war.

Dieses herausgerissene Blatt aus Talleyrands politischen Evangelien ist seitdem von allen seinen Gläubigen heilig gehalten worden. Aber der allgemeine Friede hatte Oesterreichs Stellung in Italien stärker gemacht, als sie jemals gewesen; daher war das in Rede stehende Project schwer ausführbar geworden.

Napoleons Leben war ein ununterbrochenes Spiel mit Reichen. Er zertrümmerte die alten, um dafür neue zu gründen. Darin lag wenigstens Logik. Man hat diese Methode heutzutage, aber auf umgekehrte Art, vereinfachen wollten. Man bediente sich der öffentlichen Meinung, um allenthalben die Zerstörung zu

decretiren. Hierauf ging man an den Neubau, bevor man noch das Alte niedergerissen hatte.

Alle Welt weiß, wie man die Italiener am Ende überredet hatte, daß eine moralische Schilderhebung hinreichen würde, um die Oesterreicher aus ganz Italien zu verjagen. Jedermann erinnert sich noch recht wohl der Vertheilung der Rollen, in Gemäßheit deren der Papst die Seele und Carl Albert der Degen des Unternehmens sein sollte. Damals bot sich der Welt ein Schauspiel dar, wie es noch niemals dagewesen. Der Kampf hatte nämlich kaum erst begonnen, so proclamirte der Sardenkönig die Vereinigung des lombardisch-venetianischen Königreichs, dann der Herzogthümer Modena, Parma und Piacenza mit Piemont. Zu jener Zeit stand die österreichische Armee noch in Verona, und befanden sich noch alle festen Plätze, mit Ausnahme Venedigs, das abgefallen war, in österreichischen Händen. Selbst der Convent, unseligen Angedenkens, welchem ein ausgezeichneter und besonnener Schriftsteller so eben den gebührenden Platz in den Annalen der Welt angewiesen hat, selbst dieser Convent ist niemals so weit gegangen, denn er hat die Vereinigung Belgiens und des linken Rheinufers mit Frankreich erst decretirt, nachdem die französischen Armeen jene Gebiete bereits erobert hatten. Und Angesichts eines solchen Frevels, welcher damit begonnen, den Gesetzen der Vernunft Hohn zu sprechen, um sofort alle Rechte mit Füßen zu treten, haben Frankreich und England geschwiegen! Das Stillschweigen Frankreichs ist begreiflich. Von einer Revolution ergriffen, welcher es noch nicht Herr zu werden wußte, vermochte es allerdings nichts zu hindern, was in seiner Nachbarschaft vorging. Aber wie soll man sich das Schweigen Englands erklären, Englands, das doch so stolz darauf ist, gegen jeden Angriff der Revolution gesichert gewesen zu sein? Heißt das nicht auch eine moralische Revolution durchmachen, wenn man solchergestalt alle Vorschriften des Völkerrechts mit Füßen treten läßt? Oder setzt das

Völkerrecht etwa nicht die Formen fest, unter welchen ein Gebiet gesetzlich aus einer Oberherrschaft in die andere übergehen kann? Mußte man nicht von jeher zuerst die Verzichtleistung des früheren Besitzers erwirkt haben, bevor ein erobertes Land als dem Sieger einverleibt proclamirt werden konnte? Mit welchem Namen soll man aber erst einen Act der Einverleibung bezeichnen, welche sogar noch vor bewerkstelligter Eroberung ausgesprochen wird?

Diese Art von Revolution, die geschehen läßt, macht zwar weniger Lärm; aber ist sie deßhalb weniger durchgreifend und nachhaltig?

Die minder vorsichtige und zurückhaltende französische Presse überschwemmte Italien mit einer Masse von Brandschriften, welche für dessen Zukunft höchst gefährlich waren. In das Italienische übersetzte Pamphlete von Timon über die Unabhängigkeit Italiens waren allenthalben im Umlaufe. Wir wollen hier als Muster nur einen von den Rathschlägen jenes Moralisten anführen: „Ihr verbündeten Völker und Fürsten Italiens, ihr habt, zu eurem Ruhme sei es gesagt, nichts gemein mit jenen Leuten, welche, seitdem sie aus ihren Höhlen und aus ihren Wäldern hervorgekommen, in Beziehung auf internationale Gerechtigkeit nichts vergessen und nichts gelernt haben. Und, sobald diese Barbaren, wie eure Väter sie einst genannt haben und wie ihr sie mit vollstem Rechte noch heute nennen dürft, den Fuß auf italienischen Boden gesetzt haben werden, müssen sich nicht nur eure Linientruppen ihnen entgegenstellen, müssen nicht nur eure Flotten vollständig gerüstet auslaufen, muß nicht nur allein das Geschütz eurer Festungen erdröhnen, nicht nur eure Bürgergarde sich in Bataillone formiren, sondern ganz Italien muß in Masse aufstehen, wie ein einziges Volk, wie eine einzige Stadt, wie ein einziges Dorf, wie eine einzige Familie, wie Ein Mann. Laßt sie nur kommen . . . . .“

„Da wären sie endlich, euren Streichen bloßgestellt. Ziehe hin, tapfere Jugend, bewaffne dich, fort! Eure Väter ermuntern,

eure Mütter segnen euch, und Gott absolvirt euch. Euer einziges Feldgeschrei sei Italien, Italien! Und möge von den Alpen bis zu den Appenninen dieser Ruf des Lebens für euch und des Todes für sie dem Donner gleich erschallen! Möge jeder Handwerker, jeder Ackersmann sich in einen Nationalgarden verwandeln! Möge jeder Nationalgarde zum Guerilla, jede Kiste zur Trommel jedes Eisenstückchen zum Schwert, jeder Stock zum Bleiprügel werden! Möge jedes Stück Mauer zur Schießscharte werden, aus jedem Strauch ein Schuß fallen, aus jeder Quelle Gift sprudeln, jede eurer Gebirgsschluchten von eurem Schlachtrufe und von dem erstickten Röcheln ihres Todeskampfes wiederhallen. Keinen Waffenstillstand, keinen Pardon! Den Tyrannen gegenüber ist Alles erlaubt. Steigt auf eure Kirchthürme und läutet in gewaltigen Schwingungen die Sturmglocke gegen jene Elenden! Hetzt sie Tag und Nacht gleich reißenden Thieren; greift sie von vorn an mit euren krummen Sensen, und von hinten mit euren Dolchen! Stürzt auf ihre Bayonnete los! Vernagelt ihre Geschütze; laßt euch tödten, wenn ihr nur auch tödtet; den Säbel in der einen Hand, die Fackel in der andern, durchbohrt ihre Brust; brennt ihre Felder nieder; verscheuchet ihren Schlaf! Welchem Volke immer sie angehören, aus welchem Lande immer sie kommen mögen, zu Pferde oder zu Fuß, Befehlshaber oder gemeine Soldaten, es darf nicht Einer übrig bleiben, und möge Italien gerächt werden!"

Nur mit Widerwillen wiederholen wir Worte dieser Art. Sie können bloß der Ausdruck beispielloser Raserei des Wahnsinns sein. Aber sie werden zum Verbrechen, wenn man sie an ein Volk richtet, um es zu einem Kampfe auf Leben und Tod fortzureißen, ohne ihm irgend eine der zu einem solchen Kampfe erforderlichen Waffen zu geben; denn Phrasen sind keine Waffen.

Und während dieser Timon derlei Phrasen an Italien richtete, war Herr von Cormenin 1848 einer der Gesetz-

geber Frankreichs, und gab der neuen Republik eine Constitution!!

Ein neueres Pamphlet vom Jahre 1851, „Revision" betitelt, macht das Publicum mit dem Antheile näher bekannt, welchen er an jenem Werke genommen. Wenn die Italiener Gelegenheit gehabt haben, seine Dienste als Alliirter zu würdigen, so forscht das heutige Frankreich nach seinen Verdiensten als Gesetzgeber.

Die Italiener sind im Allgemeinen ein zu behutsames Volk, um sich durch Phrasen allein hinreißen zu lassen. Der Aufstand des lombardisch-venetianischen Königreiches ist also noch durch andere Ursachen, als durch fremde Einflüsterungen hervorgerufen worden.

Der Alltagsgang der Verwaltung hatte das Vertrauen verwirkt, weil er gewichtige öffentliche und Privatinteressen vernachlässigte, ohne daß der Staat dabei das geringste gewann. Man beschuldigte die Regierung weder irgend einer bösen Absicht, noch irgend eines gewaltthätigen oder ungerechten Schrittes, aber man beschuldigte sie, die durch den Kaiser Franz dem Lande gegebene politische Organisation gelähmt zu haben. Diese Organisation war mit jenem Grade administrativer Freiheit ausgestattet, wie er sich mit dem Principe der Centralisation vertrug, welche das politische Band erfordert, das die verschiedenen Theile einer aus verschiedenen Staaten zusammengesetzten Monarchie, wie das österreichische Kaiserthum eine ist, unter sich zu einem Ganzen verknüpfen soll.

Nach der Schilderung tüchtiger Publicisten des Auslandes*) begünstigte diese Organisation die Entwicklung aller Interessen des Landes und gab ihm eine hinreichende Bürgschaft für alle ihm gewährten Rechte.

Jeder der beiden Theile dieses Königreiches hatte eine permanente Centralcongregation, als vermittelndes Organ zwischen den Provinzialdelegationen und den beiden Gubernien zu Mailand

---

*) Man sehe: Fievée's administrative Correspondenz.

und Venedig. Diese beiden Versammlungen hatten das Recht, in Berathung zu treten und Vorstellungen zu machen, da wo sie glaubten, daß das Interesse des Landes entweder durch nicht zeitgemäße Maßregeln, oder durch den Mangel solcher Vorkehrungen, welche die wahren Bedürfnisse desselben erheischten und deren Dringlichkeit aus Unwissenheit oder aus Fahrlässigkeit nicht anerkannt werden wollte, gefährdet seien. Aber sie machten von dem ihnen eingeräumten Rechte niemals Gebrauch. Was immer die Ursache ihres Stillschweigens gewesen sein mag, so viel ist jedenfalls gewiß, daß diese Ursache örtlicher Natur war. Dieses Stillschweigen war unheilbringend; denn man hielt in Wien das gänzliche Ausbleiben jeder Vorstellung für einen Beweis dafür, daß das Land mit der Art und Weise, wie es regiert wurde, vollkommen einverstanden sei. Man lebte daher in der Residenz in einer vollkommenen Sicherheit in Betreff der Lage von Italien.

Diese Thatsache hat in der Art und Weise, wie die kaiserliche Armee in den ersten Augenblicken ein Opfer dieser Sicherheit wurde, leider nur zu sehr ihre Bestätigung gefunden. Es bedurfte damals wahrhafter Wunder an Ausdauer, an Festigkeit, und in der Folge an Tapferkeit, um die Verluste wieder gut zu machen, welche sie durch eine der am geschicktesten angelegten Verschwörungen erlitten hatte, deren die Geschichte gedenkt. Die in die Treue des Landes gesetzte Zuversicht, welche zum mindesten von den reinsten Absichten zeugt (denn man schenkt denjenigen, welchen man schaden will, niemals ein so unbeschränktes Vertrauen), läßt Niemanden das Recht, mildernde Umstände zu Gunsten einer Empörung geltend zu machen, welche nur strafbar zu sein verstanden hat.

Die durch mehrere Symptome sich kundgebende Aufregung wurde dem von außen her wirkenden Geiste der revolutionären Propaganda zugeschrieben, welcher aber, so lange das Land sich zufriedengestellt zeigte, keine wirkliche Gefahr darbot. Und wie

sollte es nicht zufriedengestellt sein, nachdem doch seine gesetzlichen Organe niemals irgend eine Klage laut werden ließen?

In der That war der Entschluß Kaiser Ferdinands, im Jahre 1838 nach Italien zu gehen, um sich daselbst feierlich krönen zu lassen, eine Art von Erkenntlichkeitsbezeugung für die an den Tag gelegte Treue der lombardisch-venetianischen Provinzen; er wünschte durch diese Formalität seine italienischen Unterthanen noch enger an sich zu knüpfen. Damals herrschte allgemeiner Jubel; unter Einem wurde aber auch die Hoffnung laut, daß bei diesem Anlasse mehreren vom Lande geäußerten Beschwerden abgeholfen werden würde. Allein wie hätte dies geschehen können, nachdem diese Beschwerden noch niemals in gesetzlicher Weise vorgebracht worden und der Wiener Centralregierung wirklich nicht bekannt waren?

Dieses Verhältniß liefert einen neuen Beleg, wie gefährlich es für ein Land ist, wenn Institutionen zu bloßen Formen herabsinken. Der äußere Schein genügt nicht, um die Völker zu regieren.

Kaiser Franz mit seinem richtigen Blicke in die Zukunft legte lieber freiwillig die deutsche Kaiserkrone nieder, als daß er sich durch einen Friedensschluß in Folge eines unglücklich geführten Krieges zu einer solchen Verzichtleistung nöthigen ließ. Allein da er von dem hohen Range, welchen sein Haus so lange eingenommen, nicht herabsteigen wollte, fand er sich bestimmt, alle seine Erbländer zu einem einzigen politischen Körper als Kaiserthum zu constituiren und den Titel als Kaiser von Oesterreich anzunehmen.

Dieser Schritt geschah durch das Patent vom 1. August 1804.

Durch den Artikel IV dieses Patentes verpflichtete Se. Majestät Ihre Nachfolger, sich als Kaiser von Oesterreich krönen zu lassen, und behielt sich vor, das Ceremoniell und die nähere Art und Weise, wie dieser feierliche Act vorzunehmen sein werde, nachträglich zu bestimmen.

Die neue Stellung, welche der Kaiser durch diesen Schritt seinem Hause und seiner Monarchie anwies, wurde von ganz Europa ohne Schwierigkeit und ohne Gegenbemerkung anerkannt.

Wenn man sich nun die Frage stellt, wie so es gekommen, daß ein so hochwichtiger Act, wie eine Krönung, welche bestimmt ist, durch einen und denselben Eid der Verpflichtung von Seite des Herrschers und des gleichen Gehorsams von Seite aller seiner Unterthanen das Band einer gemeinschaftlichen Existenz unter allen Angehörigen des neuen Kaiserthums zu knüpfen, warum eine solche Krönung unterblieben ist, so läßt sich durchaus kein anderer Grund für diese Unterlassung ausfindig machen, als die Befürchtung, daß Ungarn sich weigern dürfte, bei dieser Krönung zu erscheinen. Durch die pragmatische Sanction, hätten die Ungarn eingewendet, wäre ihre Treue verbürgt, während ein anderer Act die ihnen durch eben diese pragmatische Sanction gewährleisteten Rechte schwächen würde.

Die später eingetretenen Ereignisse haben diese Voraussetzung leider nur zu sehr gerechtfertigt. Man ließ sich durch die Furcht abhalten, diese Ereignisse noch zu beschleunigen; denn man sah nur zu gut ein, daß Ungarn sich dem Kaiserthume widersetzte, um seine Stellung als isolirtes Königreich aufrecht zu erhalten. Da nun die Kaiserkrönung weder vorausging noch nachfolgte, so wurde die Krönung in Mailand weit eher ein Grund des Zwiespalts als der Einigkeit.

Diese Krönungsfeierlichkeit ist also, weit entfernt irgend eine der beiderseits in dieser Beziehung gehegten Erwartungen zu verwirklichen, im Gegentheile eine von den Ursachen der Begebenheiten geworden, welche kurze Zeit darnach in Italien zu gähren begannen. Mit Ausnahme eines Gnadenactes und einer Amnestie für straffällige Staatsbürger hat dieser Krönungsact den treu gebliebenen Unterthanen keinen wie immer gearteten wirklichen Nutzen gebracht. Sie empfanden im Gegentheile den Druck des straff

angezogenen Bandes einer entfernten Centralverwaltung nur um so schmerzlicher, je mehr die feierliche Anerkennung eines von der ganzen übrigen Monarchie abgesonderten italienischen Königreiches sie berechtigt hatte, Maßregeln entgegen zu sehen, durch welche ihre Localinteressen besonders würden begünstigt werden.

In der That nahm die Unzufriedenheit seit jenem Augenblicke von Tag zu Tag sichtlich zu. Von diesem Zeitpuncte an schlossen sich immer mehr lombardisch-venetianische Unterthanen jener ausgebreiteten Verschwörung an, welche sich in Italien organisirt hatte und, das Banner eines einigen und unabhängigen Italiens aufpflanzend, täglich neue Adepten gewann. Seit jener Zeit sah man auch, daß viele jener nationalen Partei angehörige Staatsbeamte, anstatt die Regierung über die Mängel der Verwaltung aufzuklären, dieselbe vielmehr zu Maßregeln zu verleiten suchten, welche die Unzufriedenheit nur noch zu vermehren geeignet waren. War doch jeder Unzufriedene ein Verschworener mehr!

Die revolutionäre Presse aller Länder stellte sich dieser Verschwörung zur Verfügung. Sie steckte sich ein doppeltes Ziel. Vorerst galt es, die hohe Meinung zu bekämpfen, welche man in Italien von Oesterreichs Macht hegte; nachzuweisen, daß diese Macht im Gegentheile im Verfallen sei; daß Oesterreich ein Koloß mit Füßen von Thon sei, welchen man nur zu berühren brauche, um ihn umzustürzen; daß in seiner Armee keine Disciplin herrsche; daß alle seine Truppen bereit seien, sich zu empören; daß dieses gewaltsame Gemisch verschiedener Nationalitäten nur des Augenblickes harre, um sich zu zersetzen. Durch die Fabrication von Lügen und falschen Gerüchten, welche diese Angaben bestätigen sollten, wollte man den Angreifenden Muth einflößen.

Das Zweite, was man bezweckte, war die Landesverwaltung herabzusetzen. Man sagte, die Wiener Regierung beabsichtige Italien auszusaugen, um es leichter beherrschen zu können, und

der durch die Steuern verursachte Abfluß der klingenden Münze müsse nothwendig dieses Resultat herbeiführen.

Die als Publicisten auftretenden lombardischen Sudler, welche ihre Werkstätte zu Lugano aufgeschlagen, entstellten alle Thatsachen. Sie hatten bei ihren Machwerken nur die österreichische Regierung im Auge, ohne auf den Kaiserstaat irgend Rücksicht zu nehmen. Sie zählten nur die Steuern auf, schwiegen aber wohlweislich über die baaren Summen, welche der österreichische Handelsverkehr Italien zu zahlen hatte; denn seine Bilanz ergab einen beträchtlichen Passivstand für rohe und verarbeitete Seide und für eine Menge anderer Artikel, als: Reis, Käse, Mehlspeisen, Marinaden 2c. Zudem blieben die Steuern zum größten Theile wieder im Lande und wurden zur Besoldung der Verwaltung und der Truppen verwendet, welche letztere das vom lombardisch-venetianischen Königreiche gestellte Contingent beständig an Zahl überstiegen. Es war also das Königreich, das sich durch die Freiheit des Handels bereicherte, deren es im ganzen Kaiserthume genoß.

Man wendete alle erdenklichen Argumente an, um das Vertrauen zu zerstören und Haß zu erregen. Hier nur Ein Beispiel davon, mit welcher Perfidie man auf die Unwissenheit der Massen zu wirken verstand. Der Wohlstand der Bevölkerung war so bedeutend, daß sie Vicinalstraßen anzulegen vermochte, wodurch fast sämmtliche Gemeinden unter einander verbunden wurden. Alle diese Straßen mündeten in die großen Mittelpuncte des Handelsverkehrs ein. Die Ackerbauindustrie gedieh dabei zu einer ungemeinen Entwicklung. Die lombardischen Gemeinden verwendeten zu diesem Behufe binnen zwanzig Jahren mehr als 40 Millionen österreichische Lire. Die in der Folge im Venetianischen unternommenen Arbeiten ergaben beiläufig ein ähnliches Verhältniß. Der Nutzen war daselbst um so augenfälliger, als man dort im Landbaue noch weiter zurückgeblieben war.

„Was soll aus uns werden," sagten nun jene ökonomischen Schriftsteller, „was soll aus uns werden unter dieser österreichischen Regierung, die so thatlos ist, daß wir genöthigt sind, alle unsere Interessen selbst zu fördern? Und da wir im Stande sind, dieß für uns allein zu bewerkstelligen, wozu brauchen wir eine solche Regierung? Wir werden nicht eher glücklich sein, als bis wir uns ihrer entledigt haben werden." Und diese Menschen, welche behaupteten, Politiker nach englischem Muster zu sein, entblödeten sich nicht, der österreichischen Regierung ein Resultat zum Vorwurfe zu machen, welches gerade zu denjenigen gehört, die man in England am meisten bewundert! Denn gerade dort ist es Sache der Privatinteressen, nach Belieben und auf eigene Kosten alle Vorkehrungen zu treffen, wodurch ihre fortschreitende Entwicklung begünstigt werden kann. Und wenn die italienischen Provinzen reich genug waren, um derlei Auslagen machen zu können, so liefert dieß doch mindestens den Beweis, daß die Administration keine der Quellen ihres Wohlstandes versiegen ließ.

Es waren allerdings gegründete Ursachen zu Beschwerden vorhanden. Allein diese Ursachen standen mit den allgemein über das ganze Reich verbreiteten im Zusammenhange. Die Zolltarife und Handelsgesetze hatten nichts Exceptionelles. Alle übrigen Provinzen litten eben so darunter wie Italien. Allein die von allen Seiten offene Lombardie hatte am meisten durch eine Ueberwachung zu leiden, welche dem erlaubten Handelsverkehre auf alle Weise hindernd in den Weg trat, und nur dem Schmuggel zu Gute kam, den sie doch nicht zu unterdrücken vermochte.

Bei der Abfassung des Stämpelgesetzes war man von der Absicht ausgegangen, anstatt aus den großen Geschäften, vielmehr aus der Masse kleiner Geschäfte eine Vermehrung des Einkommens zu erzielen. Dieses Gesetz stand daher im Widerspruche mit dem gewohnten Geiste der österreichischen Gesetzgebung, welche stets den Grundsatz festgehalten hatte, besonders den kleinen Interessen Schutz

zu gewähren. Die italienische Bevölkerung hatte unter diesem Stämpelgesetze mehr zu leiden als die übrigen Provinzen des Kaiserstaates; weil der Verkehr im Kleinen dort weit beträchtlicher ist und gleichzeitig ein ihm angebornes Mißtrauen dem Italiener nicht erlaubt, ohne die Beobachtung aller vom Gesetze vorgeschriebenen Förmlichkeiten auch nur das unbedeutendste Geschäft zu machen, während das Gefühl wechselseitigen Vertrauens in den deutschen Provinzen zu häufigen Umgehungen des Stämpelgesetzes führte. Dieses Gesetz lastete auf ganz Italien wie ein unvermeidliches, fortwährendes Bleigewicht.

Die Leitung der Studien gab in Italien zu denselben Klagen Veranlassung, wie in den übrigen Ländern des Kaiserstaates. Allein die Feinde Oesterreichs, welche beständig nach Mitteln suchten, um das Mißtrauen zu vergrößern und den Haß aufzustacheln, ließen keine Gelegenheit unbenützt, um selbst die wohlgemeintesten Absichten zu verdächtigen.

Die Regierung hatte aus schonender Rücksicht für das reizbare Nationalgefühl den deutschen Sprachunterricht nur in einigen öffentlichen Erziehungsanstalten eingeführt; so zwar, daß die deutsche Sprache an den unteren Lehranstalten nicht nur allein kein obligater, sondern nicht einmal ein der freien Wahl überlassener Lehrgegenstand war, indem es überhaupt an einem Lehrer dafür fehlte. Viele für die Zukunft ihrer Kinder besorgte Familienväter aus dem Mittelstande beklagten einen solchen Zustand der Dinge; denn die Kenntniß der Reichssprache mußte nothwendig ein Grund zu schnellerer Beförderung werden.

„Da seht ihr nun augenscheinlich," sagten die Agenten jener allenthalben angezettelten ausgebreiteten Verschwörung, „daß die österreichische Regierung nicht will, daß wir deutsch lernen; denn unsere Unkenntniß muß ihr zum Vorwande dienen, bei unserer Verwaltung fortwährend deutsche Beamte unterzubringen, welche sie im Italienischen unterrichten läßt. Sie bezweckt außerdem, uns

den Weg zu Aemtern in anderen Theilen der Monarchie zu versperren und uns die Möglichkeit eines Anschlusses zu benehmen. Sie erhält uns absichtlich in einer abgeschlossenen Stellung, gleich Ausländern, um uns leichter nach Willkür regieren zu können."

Zu solch böswilligen Deutungen gaben jene wohlwollenden Rücksichten für die italienische Nationalität Veranlassung, denen es aber an jener Staatsklugheit gebrach, welche die Menschen zu würdigen wissen, sobald sie auf der Wechselseitigkeit der Interessen beruht.

Die Wiener Central-Regierung lebte daher fortwährend in der vollständigsten Unkenntniß des eigentlichen moralischen Zustandes der italienischen Provinzen. Die schüchterne Resignation, mit welcher die Italiener, ohne eine Klage laut werden zu lassen, eine Administration gewähren ließen, welche durch ihren endlos schleppenden Gang zuweilen schädlich, aber niemals durch ihre Strenge drückend wurde, hatte zur Folge, daß man den nunmehr zahlreich einlaufenden Anzeigen über das Vorhandensein einer wirklichen Gefahr keine Beachtung schenkte. Man glaubte an keine Unzufriedenheit, und im schlimmsten Falle hegte man deshalb keine Befürchtung. Aber neben den Mitgliedern der Central-Regierung, welche vollkommen beruhigt waren, weil sie das Bewußtsein hatten, gut zu regieren, und weil ein dem Anscheine nach so gefügiges Volk ihnen keinerlei Besorgniß einflößte, gab es in Wien auch Mitverschworene, welche keineswegs gesonnen waren, die Stellung der Regierung in Italien zu verstärken. Diese pflichteten also vollkommen der Meinung derjenigen bei, welche an die Festigkeit dieser Stellung glaubten. War es denn nicht von je her eine gewöhnliche Tactik der Verschwörer, ein falsches Vertrauen einzuflößen?

Abgesehen von dieser vorbereitenden Thätigkeit der Verschwörung im Allgemeinen, lebten in Wien noch über 30,000 Italiener, welche sich in Handels- und Industrie-Angelegenheiten daselbst niedergelassen hatten. Eine große Anzahl derselben hatten die

Sache der italienischen Unabhängigkeit zu der ihrigen gemacht. Sie gaben Zwischenagenten ab, deren gewandte Führer sich bedienten, um zwischen Ungarn und Italien ein anfangs geheimes, später aber offen erklärtes Einverständniß herzustellen. Die Ueberzeugung von dem Vorhandensein eines solchen Einverständnisses wurde alsbald in den deutschen Provinzen allgemein, welche zwar in manchen Beziehungen revolutionär waren, aber dennoch vor Allem dem Kaiserhause die Treue bewahren wollten.

In diesem Zeitpuncte gaben die durch ihre geographische Lage von einander getrennten zahlreichen slavischen Volksstämme der Monarchie dem Kaiser Beweise ihrer Treue. Nur einige literarische Notabilitäten waren factiös; sie vermochten aber nur eine augenblickliche Aufregung zu erzeugen, ohne ihr irgend eine Aussicht in die Zukunft eröffnen zu können. Ihre blendenden Vorspiegelungen verleiteten aber dennoch die slavische Bevölkerung von Prag in dem Grade, daß diese für einen Moment die Waffen des Aufruhrs ergriff. Allein obgleich bloß örtlicher Natur, war diese Erhebung doch von der Art, daß sie sich hätte weiter verbreiten können; sie mußte also unterdrückt werden. Der commandirende General in Böhmen besann sich keinen Augenblick. Obgleich bereits im ersten Momente in seinen theuersten Gefühlen getroffen, wußte Fürst Windischgrätz mit der Geschicklichkeit seines militärischen Vorgehens den erhabeneren Triumph über seinen eigenen Schmerz zu verbinden; er ging mit Besonnenheit und Mäßigung zu Werke; nach der Unterwerfung der Stadt kannte sein Herz nur Milde gegen diejenigen, welche es so tief verletzt hatten.

Böhmen hatte an der Prager Erhebung keinen thätigen Antheil genommen. Gleichzeitig durch Kraft und durch Großmuth entwaffnet, ging diese Bewegung schnell zu Ende.

Dieß war der Augenblick, wo Fürst Windischgrätz, welcher schwerere Gewitter über Wien sich aufthürmen sah, den Entschluß faßte, dahin zur Hilfe zu kommen.

Die wichtigste Episode der slavischen Bewegung war die Erhebung Croatiens. Sie verdiente einen eigenen Geschichtsschreiber; denn sie war das hervorragendste Element in dem großen ungarischen Drama. Das Auftreten Croatiens war darin am entscheidendsten, weil es das entschiedenste gewesen; es hat ganz Südungarn, die Serben, die Romanen und die Gränzer mit fortgerissen. Die Elite dieser letzteren war als Verstärkung zur Armee nach Italien abgegangen, wodurch das Land, ohne gerade entwaffnet zu sein, dennoch bedeutend geschwächt wurde. Um sich mit Ungarn in einen Kampf einzulassen, dazu bedurfte es mehr als einer bloßen Berechnung der materiellen Kräfte; dazu gehörte ein Emporschwingen zur Höhe der Principien; es kam darauf an, nicht nur der magyarischen Nationalität die slavische, sondern gleichzeitig auch der Fahne des Aufruhrs das Banner der Treue entgegenzustellen; es bedurfte mit Einem Worte eines Mannes, um dieses Banner zu entfalten und hoch zu schwingen. Dieser Mann hat sich gefunden. Die Geschichte hat es bereits in ihre Annalen verzeichnet, wie der Banus Jellačič vor Ofen erschien; er suchte seine Stärke lediglich in einem Princip; er hatte darauf gerechnet, daß diejenigen, welche in Ofen unter der kaiserlichen Fahne dienten, sich ihm anschließen würden; er fand sie als Feinde sich gegenüberstehend; man hatte sie auf eine falsche Bahn gedrängt, welche bis dahin noch immer eine bloße Verirrung war. Der Gang der Ereignisse hat der Treue den Sieg bewahrt. Vor Wien war es, wo der Ban Jellačič sich mit dem Fürsten Windischgrätz vereinigte; ihre Vereinigung war das Signal der Rettung. Daran sieht man wieder, daß bei großen Kämpfen die kräftigsten und großmüthigsten Entschlüsse stets dem Rechte und der Treue einen sicheren Triumph verschaffen.

Mit Ausnahme von Italien und des Magyarismus in Ungarn vereinigte sich der ganze übrige Kaiserstaat in einem einzigen Gedanken: nämlich den Bestand der Monarchie aufrecht zu erhal-

ten und ihre Integrität wieder herzustellen. Die Nothwendigkeit der beiden Kriege, welche zu diesem Behufe geführt werden mußten, wurde so allgemein anerkannt, daß jeder Hintergedanke dadurch zum Schweigen gebracht wurde.

Die österreichische Administration, welche dadurch schädlich geworden, daß man ihr gestattet hatte, ihren Wirkungskreis über ihre Gränzen auszudehnen, leistete nunmehr in Folge ihrer kräftigen Organisation die wesentlichsten Dienste. Diejenigen ihrer Mitglieder, welche der Sache der Revolution theils thätigen, theils durch Connivenz stillschweigenden Vorschub geleistet hatten, waren durch die erhaltenen Resultate befriedigt, und begannen ihre Pflichten wieder so eifrig zu erfüllen, wie es bei den anderen, welche keinen Augenblick von der Bahn gewissenhafter Treue abgewichen waren, fortwährend der Fall gewesen.

Damals zeigte sich in Oesterreich eine Erscheinung, welcher man nicht genug Beachtung schenken kann.

Es hatte sich eine neue Ordnung der Dinge gebildet. Alles Patrimonialische war verschwunden; die Herrschaft hatte der Gemeinde Platz gemacht; oder, um deutlicher zu sprechen, der Gutsherr hatte aufgehört zu sein; die Landgemeinde war ins Leben gerufen worden. Aber noch zu neu und zu schwach constituirt, war sie gleichsam erst ein Keim der Zukunft. Sie war zum Genusse ihrer neuen Freiheit und zur Erfüllung ihrer neuen Verpflichtungen in gleichem Grade noch ungeeignet. Das Land wäre also unvermeidlich in eine endlose Verwirrung gerathen, und diese Verwirrung würde alle Kraft des Staates gelähmt haben, wenn nicht die Bureaukratie alle Mängel dieser neuen Ordnung der Dinge zu ersetzen verstanden hätte. Ihre keinen Augenblick unterbrochene Berührung mit dem Volke, dessen Interessen zu pflegen und zu schützen sie berufen war, hatte ihr sein Vertrauen erworben. Alle alten constituirten Gewalten waren gestürzt worden, sie allein war

geblieben. Das bisherige Vertrauen des Volkes zu ihr bot ihr die Mittel, um es zu lenken und zu leiten.

Alle Formen der Verwaltung waren geändert, eine neue Abgränzung der administrativen Territorial-Bezirke vorgenommen worden. Es war ein neues Besteuerungs-System, und eine neue Art der Steuererhebung ins Leben getreten. Das Gerichtswesen wurde vom Grunde aus reformirt; ein neues Conscriptionsgesetz durchgeführt. Der Gang der Verwaltung hatte nichts von seiner früheren Einrichtung behalten, sondern war nach neuen Vorschriften geregelt. Nur jener Verwaltungskörper, welchem man den Namen „Bureaukratie" beigelegt hat, stand noch aufrecht, und war das einzige Werkzeug, über welches die neue Regierung zu verfügen hatte. Und dieses Werkzeug hat für alle die zahllosen Bedürfnisse des Augenblicks ausgereicht. Der Verwaltungsdienst wurde regelmäßig versehen, die öffentliche Ordnung allenthalben aufrecht erhalten; die Steuern gingen pünctlich ein. Die beiden Kriege in Italien und Ungarn erheischten bedeutende Recrutenaushebungen; sie wurden überall ohne den geringsten Widerstand vollzogen. Die durch das Gesetz bezeichnete Mannschaft stellte sich überall mit einer Zuvorkommenheit, welche das Gepräge eines freiwilligen Entschlusses an sich trug. Die erforderliche Anzahl wurde in Folge zahlreicher freiwilliger Anwerbungen, an welchen sich alle Stände betheiligten, allenthalben überschritten. Man war sich der Gefahr allgemein bewußt; Niemand vermochte sie zu verkennen. Ein auswärtiger Krieg und die Empörung in Italien; ein Revolutions- und Losreißungskrieg in Ungarn; die feindselige Gleichgiltigkeit Deutschlands — fürwahr, da gehörte Anstrengung und Muth dazu, um einem solchen Sturme entgegenzutreten. Aber dazu gehörte noch mehr. Dazu war vor Allem eine langjährige frühere Gewöhnung an Ordnung und Vertrauen erforderlich. Dieser Zeitabschnitt wird einen immerwährenden Ruhmestitel der vorigen Regierung bilden. Sie hatte dem Staate einen so tiefgehenden Sinn für Ordnung

und Gesetz, für Gerechtigkeit und Vertrauen eingepflanzt, daß die Windsbraut der Revolution, welche darüber hingebraust, ihn nicht zu entwurzeln vermocht hatte.

Niemand kann die Existenz eines Central=Comité's, welches die Operationen der europäischen Revolutionspartei leitet, heutzutage mehr bezweifeln. Es läßt sich darüber mit voller Sachkenntniß sprechen, denn Jedermann hat seine Werke gesehen, und Viele seine Thätigkeit unmittelbar empfunden.

Der Sturz des österreichischen Kaiserthums war ein längst festgesetzter Artikel des Programms dieses Comité's. Bloße Berechnungen politischen Ehrgeizes haben die Ausführung dieses Programms befördert. Es bestand also in dieser Beziehung ein Zusammentreffen von Umständen; der gegen Oesterreich gerichtete Angriff war zugleich ein Werk der Revolution und das Werk einer Regierung. Der Kaiserstaat zeigte sich anfangs schwächer, als man vermeint hatte, und in der Folge weit stärker, als man es ferner für möglich gehalten hätte. Wir haben es für nothwendig erachtet, die Ursachen dieser doppelten Erscheinung wenigstens in Umrissen anzudeuten.

England vermochte nur vermittelst Italiens auf Oesterreich Einfluß zu üben. Es konnte dem gegenwärtigen Charakter seiner Politik nicht zusagen, sich dabei neutral zu verhalten. Es wollte schon längst nicht mehr Oesterreichs Verbündeter sein und trat daher feindlich auf; feindlich, wie nur England es zu sein versteht, wenn es feindselig sein will, ohne es bis zum Kriege kommen zu lassen. Wir werden später ausführlich darauf zurückkommen.

Da die vorliegende Schrift den Zweck hat, Englands Stellung gegenüber dem Continente zu erläutern, und da der österreichische Kaiserstaat seiner Lage und seinem Umfange nach eines der Hauptelemente seiner Berechnungen ausmacht, so war es zur genauen Prüfung dieser Grundlage erforderlich, über die Natur wie über die Ursachen der in Oesterreich vorgefallenen Ereignisse keinen

Zweifel bestehen zu lassen. Nachdem wir diese vorläufige Aufgabe gelöst, wollen wir nunmehr zu den allgemeinen Fragen übergehen, welche durch die Lage Europa's als Ergebniß der politischen Flut vom Jahre 1848 angeregt worden sind. Wir werden zwischen der directen und indirecten Betheiligung Englands daran zu unterscheiden bedacht sein.

In der Schrift: „die Revision," von Cormenin, 1851, kommt folgende Stelle vor: „Ich möchte den kennen, der in Frankreich eine Monarchie wieder herstellen wollte, welche kein Regiment der Kammern und keine Preßfreiheit gewährte; und ich möchte die Monarchie kennen, welche Preßfreiheit gewährte und dabei länger als 36 Monate Bestand hätte."

„Von nun an wird es sich für die großen Regierungen in Europa nur mehr um die Frage handeln, ob absolute Monarchie, ob Republik."

Es wäre allzu große Vermessenheit, eine in dieser Art gestellte Frage beantworten zu wollen. Wir werden uns in den nachfolgenden Blättern darauf beschränken, die verschiedenen Elemente derselben einer Erörterung zu unterziehen. Diese Elemente gehören keiner politischen Theorie, sondern vielmehr dem socialen Leben der Gegenwart an. Wir werden demnach die Fragestellung dahin ändern, daß die Frage also laute: „Kann der Entwicklungsgang der Dinge Europa an das Ziel führen, welches diejenigen erreichen wollen, denen die Leitung seiner Geschicke anvertraut ist?"

II.

Allenhalben taucht die Frage auf: „Kann die parlamentarische Repräsentativ-Regierung sich halten? Liefert nicht die Geschichte Frankreichs seit 1815 den Beleg für ihre Unmöglichkeit? Wenn sie sich aber nicht halten kann, wodurch läßt sie sich ersetzen? Wird man die Freiheit opfern müssen, das Bewegungsprincip der modernen Staaten? Liegt der Fehler nicht viel mehr in der Form, als im Princip? Und wenn das Princip der Freiheit gerettet werden soll, läßt es sich anders retten als durch eine constitutionelle Form?" Und in der That bedarf die politische Freiheit einer kräftigen Constituirung, um nicht in Despotismus oder in Anarchie auszuarten, d. h. die Idee der Constituirung ist von der Idee der Freiheit unzertrennlich.

Eine Frau*), die genug Geist besaß, um der Schönheit entbehren zu können, sagte, nicht die Freiheit sei neu in Europa, sondern der Despotismus. Das Mittelalter war politisch viel selbstständiger, als die Gegenwart. Diese Selbstständigkeit beruhte auf der Zersplitterung der Staaten, wodurch die Entwicklung der Macht

*) Mad. Staël.

beeinträchtigt wurde. Die Fortdauer der Staaten führt sie nothwendigerweise zur Centralisation, welche sich stets nur auf Kosten der Selbstständigkeit der Fractionen verwirklichen läßt, weil die Staatsgewalt in dem Maße wächst, als die Freiheit der Fractionen abnimmt. In einem rationellen Gebrauche der Gewalt liegt das Princip der Vermehrung des Nationalreichthums; denn die Staatsgewalt, welche sich nur durch Abschwächung der Fractionen befestigen konnte, besitzt alle Mittel, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche Privatinteressen dem allgemeinen Interesse entgegenstellten. In einer solchen Lage ist Alles für den Despotismus vorbereitet. Wir haben gesehen, wie er sich festgesetzt. Der Drang der Umstände beugte die ehedem selbstständigen Gemüther. Jede Fraction, jede Classe, jede Individualität trauerte um die verlornen Freiheiten. Diesem Gefühle des Bedauerns mußte die Idee einer neuen Freiheit entkeimen. Es war unmöglich, alte Freiheitsrechte zurückzufordern, sie waren alle vernichtet worden, dem Principe sowohl als der Form nach. Daher waren es nunmehr philosophische Theorien, in deren Namen alle Gemüther die Idee einer neuen Freiheit einsogen. Die Scene erweiterte sich alsdann. Es wäre unmöglich gewesen, im Namen beraubter Provinzen, gesprengter Vereine, oder entwaffneter Corporationen, die zugleich mit ihrem früheren Ruhme und Reichthume auch den Zauber ihrer ehemaligen kraftvollen Stellung eingebüßt hatten, den Kampf aufzunehmen gegen eine concentrirte Gewalt, die alle ehedem zerstreuten Kräfte in sich vereinigte. Darum stellte man der Gewalt des Fürsten, der selbst nur ein Mensch war wie alle anderen, die Rechte des Menschen gegenüber, und die Rechte der Menschheit gegenüber den vom Staate usurpirten Rechten.

Die Genesis dieser neuen Theorien ist in den vorausgeschickten kurzen Bemerkungen angedeutet, welche wir aber nunmehr etwas erweitern wollen, um sie faßlicher zu machen.

Liegt in der socialen Organisation des gegenwärtigen Europa

die Möglichkeit, daß eine große Nation sich als Republik constituiren kann?

Diese Frage ist die wesentlichste unter allen, welche heutzutage erörtert werden; denn ihre Lösung muß alle anderen nothwendig modificiren. Das Wesen des republikanischen Princips besteht hauptsächlich in der Idee, daß die Basis der Regierung auf einer collectiven Organisation beruhen müsse.

Je nach dem Maße, welches dieser Organisation verliehen worden, wird die Republik eine aristokratische oder demokratische, oder wohl auch eine gemischte — durch ein Schattenbild der Monarchie gemäßigt — sein. Wenn eine Collectiv-Organisation republikanisch sein soll, so muß sie nothwendigerweise auf dem Wahlprincipe beruhen. Der Charakter der Regierung der Republik wird durch die Modificationen der Wahl bestimmt werden, und zwar vom allgemeinen Stimmrecht bis zum beschränktesten Wahlmodus.

Eine noch beschränkendere Modification des republikanischen Princips wird darin liegen, wenn ein Theil der Gewalten erblich gemacht wird.

Unsere heutigen Politiker geben sich häufig abstracten Ideen hin, wodurch sie der Wahrheit entfremdet oder mindestens außer Stand gesetzt werden, wen immer von der Richtigkeit ihrer Schlußfolgerungen zu vergewissern. Um nicht irre zu gehen, bedarf es heute einer strenger geschlossenen Beweisführung.

Die Basis jeder Institution muß nothwendigerweise im Menschen liegen. Der Mensch als Individuum muß sich ein Princip zur Richtschnur seines Lebens wählen; denn ein einzelner Mensch vermag nicht die so verwickelten Elemente der Menschennatur in sich zu vereinigen. Ein Anderes aber ist es bei einem Volke, das die mannigfaltigen Elemente der menschlichen Natur um so vollständiger enthalten wird, je zahlreicher es ist.

Eine Institution, welche bloß das Individuum berücksichtigte, würde ebenso wenig als eine Institution, welche vom Individuum absehend bloß auf das Volk Rücksicht nähme, eine dauerhafte sociale Ordnung der Dinge zu gründen im Stande sein. Da der Mensch ein zusammengesetztes Wesen ist, müssen die Institutionen durch welche er regiert werden soll, gleichfalls zusammengesetzter Art sein, und alle jene Elemente in sich schließen, welche sich im Wesen des Menschen vereinigt finden.

Man begeht also einen Irrthum, wenn man ein einziges Princip zur Grundlage der socialen Ordnung machen will.

Mit diesem Axiome als Leitfaden, muß man trachten, die Analyse der Menschennatur mit der Analyse der Einrichtungen, welche man einem Staate geben will, in Einklang zu bringen. Es ist dies eine Vorbereitungsarbeit, welcher man sich unterziehen muß, bevor man das Labyrinth der politischen Angelegenheiten betritt.

Der Mensch ist das natürliche Product zweier freier Neigungen. In jener auf Wahl beruhenden Vereinigung, welcher er das Dasein verdankt, liegt das Princip der Wahl als sociales Princip. Dieses Princip repräsentirt jenes der Freiheit; aber diese Freiheit steht unter dem Principe der Erblichkeit, jenem Gesetze der Nothwendigkeit, der Beschränkung, welches das Princip der Freiheit mäßigt. Die Erblichkeit allein, ein Gesetz der Nothwendigkeit, würde dem Menschen nur das Leben geben; das hieße geboren werden um eine Existenz zu fristen, welche nicht den Namen einer Existenz verdiente. Die bloße Wahl würde einen dergestalt anarchischen Freiheitszustand herbeiführen, daß seine Collectiv-Existenz als Volk dadurch unmöglich würde. Ohne das Princip, welches die Natur zu ihrem Gegengewichte bestimmt hat, wäre diese Freiheit nichts weiter, als eine Reihenfolge convulsivischer Bewegungen, deren Heftigkeit erst beim Herannahen des Todes nachlassen würde.

Die Verbindung jener beiden Zeugungsprincipien — Erblichkeit und Wahl — schließt das Princip des socialen Fortschrittes in sich.

Man untersuche die sociale Organisation Englands, man forsche nach den Ursachen seines ausgezeichneten Gedeihens, und man wird finden, daß, wenn es auch auf dem Wege der Revolution dahin gelangte, gleichwohl alle seine politischen Institutionen mit der Doppelnatur des Menschen in Einklang gebracht worden sind; man wird vor allem bemerken, wie die innige Verbindung der beiden Principien der Erblichkeit und der Wahl als beständige Combination auf allen Stufen seiner Organisation hervortritt.

Ich will die Aufmerksamkeit meiner Leser auf diesen Gegenstand des Studiums einfach hinlenken, um sie zu veranlassen, in dieser ersten Beziehung die französischen und die englischen Zustände mit einander zu vergleichen.

Das Erblichkeits-Princip ist bei der Organisation Frankreichs beseitigt worden, man hat ihr einzig und allein das Princip der Wahl zum Grunde gelegt. Die Anhänger dieser Lehre waren so eifersüchtig bedacht, alles zu entfernen, was die Macht des Wahlprincipes hätte schwächen können, daß sie die Dauer aller Functionen abkürzten, um die Wirkung ihres Princips zu vervielfältigen. Die unmittelbare Folge davon ist eine Art von Eintagsregierung; die Tage Aller sind gezählt; es ist das ein Leben, welches fast kein Morgen kennt. Das heißt doch wohl sich selbst morden, um der zu großen Unthätigkeit eines Erblichkeitsprincips zu entgehen, welchem kein anderes Princip reges Leben verleihen würde.

Wird es also nicht von Nutzen sein, darzuthun, wie in diesem Augenblicke die Gefahren der Lage Frankreichs nothwendigerweise aus der Natur des Wahlprincips entspringen, welchem man eine zu allgemeine und zu ausschließliche Ausdehnung gegeben hat?

Diese Gefahren sind so sehr in dem Wesen der Dinge gegründet, daß die Vereinigung aller Franzosen von Talent unzureichend erscheint, um sie zu beschwören.

Woher kommen denn aber die Gefahren des Wahlprincips?

Das Princip der Wahl hängt mit dem Edelsten, Erhabensten und Freiesten zusammen, das in der Natur des Menschen liegt. Es ist die Freiheit selbst, ein unmittelbarer Ausfluß des Princips des freien Willens; das will sagen: so oft der Mensch eine Wahl trifft, handelt es sich für ihn um die gesammte Frage des Guten oder Bösen, mit allen ihren Gefahren und allen ihren Ehren — um den Triumph der Leidenschaften, oder den Sieg der Vernunft; da macht entweder der Egoismus sich geltend und sieht in der Freiheit der Wahl ein bloßes Mittel, sein persönliches Interesse zu fördern; oder die Selbstverläugnung gewinnt die Oberhand und bringt alle Gelüste der allgemeinen Idee von Ordnung und Recht zum Opfer.

Das Wahlgesetz stellt bei jedem Anlasse alle jene Interessen in Frage, auf welche es eben Anwendung finden soll, gleichwie der Mensch sein ganzes moralisches Wesen jedesmal in Frage stellt, so oft das Treiben des Lebens ihn auffordert, zwischen dem Guten und Bösen zu wählen.

Ein Wahlsystem, das sich über alle Rangstufen der socialen Ordnung ohne Ausnahme erstreckt, unterwirft ihn also allen Gefahren, allen Zweifeln, allen Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur, jener Natur, die niemals aufgehört hat und niemals aufhören wird, zwischen dem Guten und Bösen zu schwanken.

Der Staat wird also jedesmal ebenso nahe an seinem Falle, als an seinem Triumphe stehen.

Wodurch wird der Mensch Herr des ihm angebornen bösen Princips? Durch den Beistand von Principien, die außer ihm, die über ihm stehen, die seiner Schwäche eine Stütze bieten, seiner Vernunft als Führer, seinem Geiste als Leuchte dienen.

Aber außer ihm stehen auch die Laster derjenigen, die ihn verführen wollen, die trügerischen Aufschlüsse von Seite verderbter Geister, welche letztere vielleicht noch weniger gefährlich sind, als die verirrten. Ueberdieß sind noch seine eigenen Leidenschaften vor-

handen, die an und für sich schon hinreichen, um ihn mit sich fortzureißen, wenn er nicht stark genug ist, ihnen Widerstand zu leisten.

Man sieht, wie zahlreich die Schwierigkeiten sind, welche den Menschen umgarnen, so oft er in den Fall kommt, von seinem freien Willen Gebrauch zu machen.

Alle diese Schwierigkeiten sind für ihn in dem Augenblicke vorhanden, wo die sociale Organisation seines Landes ihm die Pflicht einer Wahl auferlegt; sie werden noch gesteigert durch alle jene Verwicklungen, welche die Privatinteressen und die politischen Parteien herbeiführen.

Der Wähler läuft daher stets die doppelte Gefahr, entweder wissentlich als Werkzeug einer Intrigue zu dienen, oder als Spielball derselben mißbraucht zu werden. Während die Nachweisung einer materiellen Bestechung die Ungiltigkeit der Wahlstimme nach sich zieht, steht nicht die moralische Corruption immer außerhalb des Bereiches der Verfolgung?

Wohl sagt Montesquieu, welcher seinen Mangel an Gründlichkeit häufig unter glänzenden Antithesen verbarg, die Tugend sei das Princip der republikanischen Regierung. Man darf aber diese Phrase nicht so auffassen, wie es diejenigen thun, welche ihren politischen Wahlspruch daraus gemacht haben. Die Republik verleiht nicht Tugend, sondern setzt dieselbe als Grundbedingung ihrer Existenz voraus. Die Natur des Wahlprincips, welches die Grundlage der republikanischen Regierung bildet, erläutert diesen Gedanken.

Wenn in Folge des allgemeinen Stimmrechtes ein ganzes Volk zur Theilnahme an der Regierung berufen wird, so können die Regierungsgeschäfte natürlich nur dann gehörig betrieben werden, wenn das Volk die dazu erforderliche Einsicht und die sonst dazu noch nothwendigen Eigenschaften besitzt.

Es hat mit der Regierungsgewalt dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Gelde; die eine und das andere nehmen den Charakter ihres Besitzers an. Das Geld des Geizigen kommt Niemand zu

gute; ebenso vermag die Staatsgewalt des Republikaners tyrannisch zu sein. In den Sitten der Völker werden ihre Geschicke der Erfüllung zugeführt. Man sucht diese Geschicke bloß darum in den Formen, um sich des Zügels der Sitten zu entledigen.

Und nun möge man betrachten, vergleichen und urtheilen.

Man mag aber einer republikanischen Regierung was immer für eine Form geben, so wird sich diese Form und folglich die Republik selbst, nicht halten können, wenn sie von den Sitten nicht getragen wird.

Dieser Unterstützung durch die Sitten wird sie um so mehr bedürfen, je näher sie dem Principe der reinen Republik kommt. Vermittelst des Mechanismus der repräsentativen Regierungen wird der größte Theil des Volkes durch das Wahlrecht berufen, sich an der Regierung zu betheiligen. In diesem Mechanismus läge die Möglichkeit, eine solide lebensfähige Republik zu organisiren, wenn in den Sitten ein geeignetes Gegengewicht vorhanden wäre, um die Unbeständigkeit des Wahlprincips zu verringern.

Es ist also das Studium der Sitten nöthig, um auf die Frage, welche es sich zu lösen handelt, die Antwort zu finden.

Die Sitten eines Volkes bestehen aus seinen Principien und aus seinen Interessen.

Wenn die Principien vorherrschend sind, nimmt die Regsamkeit der Interessen ab. Dagegen nimmt sie in dem Maße zu, als die Principien schwächer sind.

Der Charakter unserer Zeit tritt mit jedem Tage schärfer hervor. Die Welt wird zur ausgedehnten Manufactur, in welcher jedes Volk seinen Fähigkeiten nach verwendet ist. Das Leben hat nur insofern Werth, als es productiv ist. Nur durch Arbeit erwirbt man Reichthum, was heutzutage so viel heißt als Macht.

Das Gesetz, welches den Verkehr regelt, ist das oberste Gesetz geworden. Das rege Leben der Interessen, welchen man, ohne sich selbst zum Elende oder mindestens zu einer kümmerlichen

Existenz zu verdammen, sich nicht entziehen kann, erfordert also jene Regierungsform, durch welche sie am meisten begünstigt wird.

Um daher das Princip zu bestimmen, nach welchem regiert werden soll, darf man nicht bloß den Menschen allein studiren, sondern muß auch noch die vorherrschend gewordene Frage der Interessen in Berathung ziehen. Sie ist keineswegs so einfach, als eine Principienfrage, wie etwa die Frage wäre: unter welcher Regierungsform die Rechte und die Freiheit der Menschen am meisten verbürgt seien. Die Frage der Interessen wird durch ihr Gedeihen verwickelt, welches ihre Berührungspuncte nothwendigerweise vermehrt. Um zu gedeihen, müssen sie sich ausbreiten. Sie brauchen also Bewegung; die Bewegung braucht Freiheit. Der Handel erfordert gleichzeitig die freie Bewegung der Menschen und der Sachen.

Die republikanische Form, welche am meisten Freiheit ertheilt, hat daher stets auch den Handel entwickelt und zur Blüthe gebracht. Im Alterthume trieben bloß die freien Völker Handel.

Insofern also die Völker der Neuzeit sich wesentlich zu Handelsvölkern gestalten, dürfte die Frage gelöst erscheinen. Der Handel, welcher zum Lebens- und Bewegungsprincipe der Staaten geworden, müßte sie alle zu republikanischen Formen führen. Aber diese materiellen Interessen sind ihrer Natur nach so wesentlich verschieden von dem, was sie einst gewesen, daß man vor allem die neuen Verhältnisse studiren muß, in welchen sie sich gegenwärtig befinden.

Der Fortschritt der modernen Staaten wird in so hohem Grade von den materiellen Interessen beherrscht, daß nur ein gründlicheres Studium der Natur dieser Letzteren die Elemente zur Berechnung der Zukunft liefern kann. Wird die Entwicklung der materiellen Interessen in jener Richtung vor sich gehen, welche die sociale Organisation von den neuen politischen Systemen empfangen hat? Mit anderen Worten: werden die materiellen Interessen die

Völker zur Freiheit, die Staaten zur Republik führen? Diese Frage muß Jedermann interessiren, sowohl diejenigen, welche die Freiheit um jeden Preis wollen, als jene, welche ihre Verirrungen fürchten; diejenigen, welche die republikanische Form wünschen, nicht minder, als jene, welche das monarchische Princip behaupten wollen.

Die Untersuchung dieser Frage wird dadurch erleichtert, daß es sich nicht um Theorien, sondern um positive Thatsachen handelt. In den Dingen, die zunehmen, liegt die Nothwendigkeit einer Entwicklung, die stets unabhängig vom Willen der Menschen vor sich gehen wird. Je größer eine Combination, je beschleunigter ihr Fortschritt, um desto mehr schwindet der menschliche Wille in ein Nichts zusammen; seine Thätigkeit wird nur in so weit productiv sein, als sie in der Richtung dieses Fortschrittes wirkt; der Fortschritt selbst aber wird Resultate liefern, wie sie der Natur seines Princips entsprechen, ohne daß der Wille des Menschen diejenigen zu erzielen vermöchte, welche er beabsichtigt hatte.

Wer sich also nicht täuschen will, muß die Frage an sich stellen: „zu welcher Regierungsform kann der gegenwärtige sociale Zustand nicht etwa Frankreichs allein, sondern Europa's überhaupt, die Staaten führen?"

Die Form einer Regierung ist kein Gegenstand der Wahl; es gibt für jede mögliche Regierungsform präexistirende Bedingungen. In Frankreich hat man die Souveränität des Fürsten, die frühere sowohl als die neue, d. h. die reine gleichwie die repräsentative, Monarchie unmöglich gemacht. Die Volkssouveränität will an ihre Stelle treten. Für eine aus der Volkssouveränität fließende Regierung gibt es keine andere mögliche Form, als die republikanische, und für ein Volk von 36 Millionen Seelen ist das Repräsentativprincip das einzig mögliche. Bei den modernen Staaten, wie sie sich zu constituiren streben, handelt es sich daher um die Frage: sollen sie *repräsentative Monarchien* oder *repräsentative Republiken* sein?

Denn es ist klar, daß von dem Augenblicke an, als man ein ganzes Volk zur Ausübung politischer Rechte beruft, die repräsentative Form ihm um so mehr zur absoluten Nothwendigkeit wird, je zahlreicher es ist.

Da die repräsentative Form auf dem Principe der Wahl beruht, so heischt sie gebieterisch, daß das Regierungsprincip mit den lebendigen Kräften des socialen Zustandes im Einklange stehe. Man muß daher vor Allem untersuchen, welche Kräfte es sind, die der modernen Gesellschaft jene Impulse der Bewegung verleihen, durch welche sie sich charakterisirt.

Es liegt in dem, was wir sehen, ein unbekanntes Etwas von Erstaunen erregender Größe. Aber der Mensch hat sein Maß, das er ohne Gefahr nicht überschreiten darf. Diesem Maße müssen alle Bedingungen seiner Existenz entsprechen. Ein Schiff scheitert, weil der Sturm die Segel zerreißt, vermittelst deren es bei mäßigem Winde den schützenden Hafen erreicht hätte.

Die Erdbeben, welche die Bauwerke der Menschen umstürzen, hören nicht eher auf, als bis das unterirdische Feuer, welches sie erzeugt, durch Vulcane einen Ausweg findet, während die bescheidene Flamme unseres häuslichen Herdes das nützlichste Element unseres Lebens und unserer Civilisation ist.

Alle Maschinen, welche von allzu gewaltigen Kräften getrieben werden, brauchen Sicherheitsventile.

Während man also die Macht der modernen Gesellschaften bewundert, muß man dennoch an die Schnelligkeit der ihnen mitgetheilten Bewegung einen vergleichenden Maßstab anlegen, und bei dieser Vergleichung die Natur jener Bewegung studiren, ihre Schnelligkeit schätzen, und erforschen, wohin sie führt.

Die materiellen Interessen sind die Hauptangelegenheiten der Welt geworden. Der Londoner Krystallpalast hat dafür den offenkundigsten Beleg geliefert. Um daher die Richtung, welche alle Völker des Erdballs eingeschlagen haben, gehörig zu würdigen,

muß man ergründen, auf welche Weise die materiellen Interessen zu jenem Grade von Macht gelangt sind, den sie erreicht haben; denn die Principien, welche diese Macht gebildet haben, werden nothwendig die constitutive Grundlage der Staaten werden, deren Existenz auf ihrer Entwicklung beruht.

Beginnen wir diese Untersuchung mit den Eisenbahnen. Der Verkehr vermittelst der Schienenwege ist der schnellste, er wird zum allgemeinsten, und bemächtigt sich der Menschen und der Dinge zugleich. Er bildet das großartigste Monopol, das jemals existirt hat; denn nichts kann mit ihm in Concurrenz treten. Wo es Eisenbahnen gibt, ist es mit allen anderen Transportsmitteln zu Ende. Dem Menschen bleibt keine Wahl mehr in Betreff der Beförderungsart, deren er sich bedienen möchte. Zum Ersatze für die verlorne Freiheit der Wahl befördert man ihn schneller und wohlfeiler. Der Reiche kann nicht mehr schneller reisen, als der Arme. Das Monopol des Transports, welches die Freiheit durch die Gleichheit ersetzt, scheint zu Gunsten der minder bemittelten Classen zu wirken, zu deren Vortheile es die Nothwendigkeit eines communistischen Gesetzes aufstellt.

Das Monopol des Transportes erstreckt sich ebenso auf die Waaren, als auf die Personen. Die einen wie die anderen können durch kein anderes Mittel weder so schnell noch so wohlfeil befördert werden, als durch die Eisenbahnen. Dieser Vortheil wird insbesondere bei jenen Gegenständen sehr beträchtlich sein, welche alsogleich dem Verbrauche übergeben werden; denn es ist klar, daß der Vortheil der Wohlfeilheit in dem Maße schwinden würde, als die transportirten Gegenstände längere Zeit in den Magazinen lagern müßten, weil der Vortheil der beschleunigten Beförderung dadurch zu nichte würde.

Der Bau der Eisenbahnen und ihre Betriebsmittel erfordern so beträchtliche Capitalien, daß das Monopol eine natürliche Folge ihrer Existenz werden mußte, um diese möglich zu machen. Die

Macht ihrer Wirkung ist so gewaltig, daß alles, was befördert werden will, sich ihr unterwirft. Diese Unternehmungen besitzen daher eine ihnen inhärirende Kraft. Woher kommt diese? Ohne allem Zweifel hätten weder die Staaten, noch irgend eine Gesellschaft von Capitalisten die ungeheuren Kosten der ersten Anlage und der Herbeischaffung der erforderlichen Betriebsmittel daranwagen wollen, wenn nicht die Gewißheit vorhanden gewesen wäre, daß die ausgelegten Capitalien sich hinlänglich verzinsen würden. Diese Gewißheit liegt in einer factischen Ueberlegenheit, welche Alles an sich zieht.

Gleich allen großen Erfindungen, haben die Eisenbahnen eine Störung verursacht, welcher nichts zu entgehen vermag. Das Unvermeidliche ist nicht weiter Gegenstand der Berechnung, sondern wird zum Gesetze, dem man sich unterwerfen muß; allein es bleibt Gegenstand der Schätzung. Zahlreiche Interessen sind anderswohin verlegt worden. Eine Verlegung ist ohne allem Zweifel noch keine Zerstörung. Wenn aber eine Verlegung so geartet ist, daß sie eine allgemeine Modification der socialen Oekonomie herbeiführen kann, dann steigt die Frage zur Höhe eines Interesses, das man analysiren muß, um seine Wichtigkeit zu begreifen.

Eine Menge kleiner Industriezweige ist von den Eisenbahnen absorbirt worden. Die Gemeinschaft kümmert sich allerdings wenig darum, daß die Spediteure und selbst die Fuhrleute, daß alle die Gewerbsmänner, die Wagner, Schmiede, Sattler, die Gastwirthe, kurz alle diejenigen, welche bei dem Verkehre einer großen Post- und Handelsstraße betheiligt sind, ihren Verdienst und dadurch die Mittel verlieren, um ihre kleinen Capitalien nutzbringend zu machen, Durch die centralisirende Thätigkeit, welche die Stärke großer Unternehmungen ausmacht, sind sie freilich zu Grunde gerichtet worden; dafür ist aber der Nationalreichthum dadurch gestiegen. Die Industrie, welche in den kleinsten Adern des Volkes circulirte, concentrirt sich heutzutage in den Hauptarterien; dadurch werden die

Pulsationen häufiger und energischer; die Resultate entsprechen dieser Ueberreizung der wichtigsten Organe.

Alle Familien, welche von der Arbeit und dem Ertrage lebten, den die alten Communicationswege ihnen verschafften, erfreuten sich einer freieren, selbständigen industriellen Existenz, wobei Jedermann nach Maßgabe seiner Thätigkeit und Fähigkeit sein Auskommen fand. Heutzutage stehen alle diese um ihre Existenz gebrachten Familien im Solde der Eisenbahnunternehmungen, sei es nun als Bedienstete mit fixem Gehalte, oder als um Wochenlohn arbeitende Proletarier.

Das Geld an und für sich verleiht keine Freiheit im politischen Sinne dieses Wortes; es verleiht nur Selbständigkeit, und diese nur demjenigen, der mehr besitzt als er zum Leben braucht. Die Selbständigkeit des Armen beschränkt sich lediglich auf die ihm freistehende Wahl der Mittel, um sich das zu seiner Existenz erforderliche Geld zu verdienen.

Die Benützung einer bewegenden Kraft, welche so geartet ist, daß sie das Leben der Reisenden in Gefahr setzen würde, wenn sie nicht durch die strengste Ueberwachung Schutz dagegen fänden, erheischt eine absolute Autorität. Bei diesem öffentlichen Dienste ist für das Auge nichts sichtbar und für Niemand etwas fühlbar, als das Princip der Gleichheit, welches Jedermann demselben Gesetze unterwirft. Eine Eisenbahn läßt Niemand eine Freiheit, weder den Conducteuren, welche den Zug leiten, noch den Reisenden, welche befördert werden, noch den Arbeitern, welche dabei bedienstet sind. Die Eisenbahn mag Geld empfangen oder ausgeben, immer bleibt sie es, die das Gesetz dictirt. Liegt, die äußere Form des Communismus abgerechnet, irgend etwas in einer derartigen Anstalt, das auf Ideen von republikanischer Freiheit bringen könnte, welche sich heutzutage zum Ziele setzen will: die Regierungsgewalt Aller durch Alle zu begründen?

Aber noch mehr. Dieser Verkehr durch Eisenbahnen concentrirt sich in den Hauptbrennpuncten ihres Betriebes; die Zwischenplätze vermögen an dem Erträgnisse der zu diesem Betriebe erforderlichen Arbeiten nicht Theil zu nehmen, sie gewinnen dabei nichts, als die Leichtigkeit eines schnelleren Transports. Nur die Producenten können dabei ihren Vortheil finden; die kleinen Gewerbsleute müssen verarmen, denn der vor ihren Augen geschehende Verkehr bringt ihnen niemals Arbeit noch Kunden.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß diese Bemerkungen in einem dem Eisenbahnwesen feindseligen Geiste niedergeschrieben seien; es wäre eine Thorheit, solche Opposition zu machen, und zwar die schlimmste aller Thorheiten, jene der Ohnmacht. Diese Bemerkungen bezwecken im Gegentheile darzuthun, daß die Eisenbahnen ein nicht zu umgehendes Gesetz sind, und daß die Länder, welche gesäumt haben, sich diesen neuen Communicationswegen anzuschließen, sich beeilen mögen, dieß zu thun; denn sie würden zu viel verlieren, wenn sie sich außerhalb dieser Bewegung hielten.

Insbesondere fehlen diesem Systeme noch die Querlinien; die Zwischenräume zwischen den vom Mittelpuncte bis an die Peripherie laufenden Linien liegen wie verlassen da. Die Zwischenpuncte, an welchen die Querlinien in die Hauptlinien münden, würden die Mittelpuncte dieser secundären Richtungen werden.

Die Wasserwege allein sind für die Handelsthätigkeit nicht mehr ausreichend, insbesondere nicht mehr für diejenige, deren Central-Europa zu seiner Existenz bedarf. Es braucht die Eisenbahnen, um die Binnenländer den See-Ausfuhrs- und Handelsplätzen so viel als möglich und nach allen Richtungen hin näher zu bringen. Allein man läßt sich gar zu leicht und zu leichtsinnig zu dem Glauben verleiten, als ob der Verkehr, welcher Reichthum erzeugt, auch zugleich Freiheit bringe und ein Beweis von Freiheit sei.

Es handelt sich hier zunächst darum, zu beurtheilen, ob die Entwicklung einer neuen Einrichtung, welche Niemanden ohne Ausnahme, der mit ihr in Berührung kommt, eine Freiheit läßt, und auf diejenigen, welche sich ihrer bedienen, wie auf diejenigen, welche sich ihrer nicht bedienen, gleich unwiderstehlich wirkt, die Freiheit, welche sie entzieht, unter einer anderen Gestalt wieder zu geben vermag. Es handelt sich darum, den Weg kennen zu lernen, auf welchen der allgemeine Charakter der Thätigkeit der materiellen Interessen die politischen Fragen nothwendigerweise hinüberleitet.

Man muß daher untersuchen, worin das Wesen dieser Thätigkeit bestehe.

Im Vereinswesen finden alle Unternehmungen die Kraft, welche sie wachsen und gedeihen macht. Die ostindische Compagnie, welche das indo-brittische Reich durch Eroberung gegründet hat und noch gegenwärtig regiert, war und ist noch zur Stunde eine bloße Handelsgesellschaft. Die doppelte Concentrirung des Geldes und der Autorität hat jene Macht gegründet, die größte, welche jemals in dieser Form bestanden; insbesondere ist es die Concentrirung der Autorität, wodurch sie sich aufrecht erhält.

Werden etwa die Völkerschaften Indiens in den Centralrath berufen, der im Einvernehmen mit der englischen Regierung von London aus die Angelegenheiten dieses Reiches von mehr als 100 Millionen Unterthanen leitet? Oder werden sie etwa in den Rath zweiten Ranges zu Kalkutta und Bombay berufen? Man zieht in dieser Rathsversammlung die Interessen Indiens zu Rathe, nicht aber den Willen der Indier. Man thut dieß mit Besonnenheit und Umsicht, aber mit einer Autorität, die keine andere Regel hat, als jene einer Intelligenz, welche in den Principien der Vernunft und des Rechtes ihre Stärke findet. In dieser Einrichtung ist keine Spur vom Geiste repräsentativ-monarchischer oder republikanischer Freiheit. Man untersuche, wie alle bestehenden Handels- und Industrie-Gesellschaften constituirt sind, und man wird finden,

daß sie lediglich von den Actionären, welcher zu ihrer Gründung beigetragen, geleitet werden, und daß diese Actionäre die absoluten Directoren derselben sind, denn sie haben sich selbst die Regel vorgezeichnet, nach welcher ihre Gesellschaften geleitet werden sollen. Wenn das Princip der Association in der Art seiner Bildung etwas Republikanisches an sich zu haben scheint, so ist es darum nicht minder wahr, daß die Autorität, welche der Verein ausübt, ganz und gar absolut ist.

Gegen diesen Absolutismus nun richten die Secten der modernen Socialisten ihre Anstrengungen. Der Freiheitsruf der unteren Classen hat überall und immer den Zweck gehabt, eine Verminderung oder Erleichterung der Mühen der Arbeit zu erwirken. Gegenwärtig läßt ein Ruf neuer Art sich vernehmen. Man fordert zum ersten Male die Arbeit als ein Recht. Man las auf dem Banner des bewaffneten Aufruhrs die Inschrift: Arbeit oder Tod.

In der That hat sich für die materiellen Interessen eine neue Aera eröffnet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihre Emancipation aus den alten beengenden Fesseln zum Aufschwunge der Industrie mächtig beigetragen hat. Uebrigens sind diejenigen, welche glauben, daß die Freiheit allein die Entwicklung, deren Zeuge wir sind, herbeigeführt habe, wie nicht minder diejenigen, welche glauben, daß diese Entwicklung die Freiheit der Völker noch mehr sicherstellen müsse, gleich sehr im Irrthume befangen. Man muß jedes Princip auf seinen eigentlichen Werth zurückzuführen wissen, und sich wohl davor hüten, ihm Resultate unterzuschieben, die es nicht gehabt hat und nicht haben kann.

Eine der wichtigsten Fragen unserer Epoche ist meines Erachtens die Beziehung des Geldes zur Freiheit. Wenn einerseits die Freiheit nothwendig ist, um dem Gelde jene schöpferische Kraft zu verleihen, welche es heutzutage besitzt, vermag andererseits das Geld die Freiheit derjenigen sicher zu stellen, welchen es die seinige zu verdanken hat? Wir haben schon weiter oben gesagt, daß Geld

nur Unabhängigkeit und zwar nur denjenigen verleihe, welche dessen mehr besitzen, als sie zum Leben brauchen. Mit anderen Worten: Besteht zwischen Geld und Freiheit Reciprocität? Kann das Geld der Welt die Freiheit geben, welche die Welt ihm gegeben hat? Liegt nicht vielmehr im Gegentheile in der Natur des Geldes ein Princip unvermeidlicher Knechtung? und zwar dieses in dem ihm eigenthümlichen Drange nach Concentration? Bilden sich nicht alle Vereine gerade zu dem Zwecke, um die in diesem Drange liegende Kraft zu erlangen?

Die Gesellschaft war einst in Classen eingetheilt. Diese Classification beruhte damals auf bestimmten Grundsätzen, war aber keineswegs unabänderlich. Die Classen standen natürlicherweise auf verschiedenen Niveaus, allein die einzelnen Personen waren befähigt, von einer niedrigeren in eine höhere Classe aufzusteigen. Es war demnach für das Individuum der freie Spielraum vorhanden, wie er der Intelligenz zukommt, und den Massen jene unveränderliche Stellung angewiesen, welche das Princip der Ordnung ist. Durch das Aufgeben des Princips der Classification sind die Einzelnen und die Massen gleichzeitig in Bewegung gesetzt worden; da das Princip der Stetigkeit nirgends vorhanden war, fehlte es der Ordnung an einer Grundlage. Man vermeinte nunmehr, ihr an dem Geiste der Association eine neue Basis geben zu können.

Es haben sich demnach zwei Arten von Associationen gebildet, nämlich die Association der Meinungen, welche die politischen Parteien constituirt, und die Association der Interessen, zu dem Zwecke, denjenigen unter ihnen Schutz zu gewähren, welche in ihrer Vereinzlung zu schwach wären.

Können die Parteien, beweglich wie die Meinungen, durch welche sie ins Leben gerufen werden, und heftig wie die Leidenschaften, welche sie durchglühen, in der neuen socialen Ordnung jene Stelle einnehmen, welche die Corporationen in der früheren

eingenommen hatten? Der Kampf der ehemaligen Corporationen war defensiver Natur, denn keine derselben wollte, keine derselben konnte an die Stelle einer anderen treten. Dagegen ist der Kampf der Parteien der Krieg mit allen seinen Gewaltthätigkeiten. Es geschieht demnach keineswegs in Folge eines vergeblichen Bedauerns, wenn ich die Frage stelle: Haben die letztverflossenen Jahrhunderte die eigentlichen Principien, auf welchen die sociale Ordnung beruhen und auf welchen sie sich entwickeln soll, wirklich nicht gekannt? Und wenn diese Principien, als eine eigene Wissenschaft, vielleicht unbekannt waren, sind sie nicht im Wege der Zeit werkthätig geworden?

Wie hätte denn die europäische Gesellschaft bei Principien, die ihrer Natur widerstrebten, in den letzten vier Jahrhunderten so auffallend an Wachsthum zunehmen und gedeihen können? Ist es zum Wohlbefinden nothwendig, daß man den ganzen Mechanismus des Lebens kenne? Ist der Arzt, weil er weiß, auf welche Art und Weise alle Organe behufs der Gesundheit zusammenwirken müssen, deshalb gesünder als ein anderer Mensch, der dieß nicht weiß?

Dennoch müssen wir heutzutage, wo unsere sociale Organisation an Uebeln aller Art leidet, allerdings nach den Ursachen derselben forschen.

Die Neuerer haben die Corporationen, als das Werk eines Princips, welches die moralische Freiheit des Menschen beengte, abgeschafft und dafür die Freiheit der Association proclamirt. Allein da die Association der Meinungen nichts als die Anarchie der Parteien zu Tage gefördert hat und fördern konnte, so ist die Association der materiellen Interessen allein mächtig geworden. Die Intelligenz der Industriellen hat es verstanden, durch die Disciplin der Association jene Concentrirung zu beschleunigen, welche die Zeit auf langsamerem Wege herbeiführt. Diese Disciplin ist jene der Ziffern; die Ziffern sind die Basis jeder

industriellen Unternehmung. Aber in den Ziffern liegt kein Keim der Freiheit, keine Idee der Gleichheit, und die Arithmetik lehrt, wie die Macht der Zahlen durch die Multiplication vergrößert wird.

Wir wollen die Entwicklung dieser Macht näher betrachten.

Täglich sieht man kleine Capitalisten sich vereinigen und Firmen oder Gesellschaften bilden, welche mit einem Male eine mächtige Thätigkeit entwickeln und gedeihen. Je mehr diese Wohlfahrt steigt, um so größer wird nothwendigerweise die Anzahl der Personen, welche mit diesen Vereinen in Geschäftsverbindung treten. Aber diese Geschäfte werden bloß von bevollmächtigten Chefs oder von dem Rathe der Actionäre geleitet, und zwar mit absoluter Autorität geleitet, denn diese Autorität hängt weder von irgend einem anderen Individuum, noch von irgend einer anderen Gesellschaft ab.

Wie man sieht, werden alle Privat- und materiellen Interessen in einem Geiste verwaltet, welcher dem republikanischen Principe, das man zur Grundlage der Staaten nehmen will, schnurstracks entgegengesetzt ist. Dadurch wird es erklärlich, wie es kommt, daß man eine Republik ohne Republikaner sieht; denn man ist darum noch kein Republikaner, weil man sich so nennt, ohne die dazu gehörigen Sitten und Grundsätze zu haben.

In ähnlicher Weise hat man in mehr als Einer Hauptstadt noch: „Es lebe der König!“ gerufen, als man schon längst keine der Ueberzeugungen mehr hegte, welche allein den königlich Gesinnten bilden. Diese Art politischen Götzendienstes, welcher sich mit dem bloßen Scheine eines Princips begnügt, führt die Menschen auf dem politischen Felde, gleich dem Atheismus in der Religion, dahin, daß sie keinen anderen Cultus mehr zulassen, als jenen der Gewalt; ob diese Gewalt in der Ueberlegenheit einer geschickteren

Intelligenz, oder des Geldes, oder des Säbels liege, gilt ganz gleich; man findet in keiner derselben Bürgschaften der Freiheit.

Aber fahren wir fort in der Untersuchung der übrigen Zweige der materiellen Interessen.

Bank- und Handelshäuser, welche zahlreiche Millionen in ihren Cassen aufstapeln, können bestehen, ohne mit den Principien des Republikanismus in eine directe Opposition zu gerathen, da der Republikanismus auch eine aristokratische Form anzunehmen vermag, und die Ungleichheit der Güter als eine von den Bedingungen jener Form zuläßt. Da übrigens die Thätigkeit jener Bank- und Handelshäuser vorzugsweise nach außen gerichtet ist, weil sie daselbst den meisten Gewinn finden, so haben sie auf die Bevölkerungen des Inneren nur geringen Einfluß. Sie können also ihren Reichthum vermehren, ohne den politischen Zustand der Classen zu verändern, welche ihrem Handel fremd sind.

Ein Anderes ist es um die großen industriellen Unternehmungen; diese üben einen directen, unvermeidlichen Einfluß auf die zahlreiche Bevölkerung, welche in ihren Diensten steht. Die Anwendung der Physik und Mechanik auf alle Fabriksarbeiten hat binnen wenigen Jahren ungeheure Resultate erzielt; ihre noch fortwährend im Steigen begriffene Progression wird für das Loos der arbeitenden Classen von einer Wichtigkeit sein, deren Charakter man meines Erachtens noch nicht gehörig aufgefaßt hat.

Die Entdeckung einer neuen chemischen Combination, wodurch die Production erleichtert oder die Producte der Industrie verschönert werden, bleibt nicht lange das Geheimniß des Entdeckers, sondern wird bald zum Gemeingut; denn jedes Naturgesetz ist ein Gemeingut und Niemand kann daraus sein ausschließliches Eigenthum machen.

So hat Jacobi's an Resultaten so reiche galvanische Entdeckung ohne Rücksicht auf die Entfernungen mit einer Schnelligkeit überall Eingang gefunden, welche etwas von der Natur des

ihr zu Grunde liegenden Fluidums zu haben schien. Ein Gleiches gilt und wird stets von allen Entdeckungen gelten, welche die Intelligenz sich zu eigen machen kann, ohne zu ihrer Anwendung fremder Hilfe zu bedürfen; ihr Nutzen ist alsdann von der Art, daß Jedermann sich seinen Theil davon nehmen kann; da gibt es Genuß und Vortheil für Alle.

Anders verhält es sich mit der Anwendung der Dynamik auf die Industrie. Um die Kräfte, deren Gewalt sie ihrer Berechnung unterzieht, in Bewegung zu setzen, bedarf die Wissenschaft der Hilfe des Geldes. Daher hat sich zwischen den Männern der Wissenschaft und zwischen den Geldmännern eine natürliche Allianz gebildet, in Folge deren die Welt neue Bahnen betreten hat. In den großen Brennpuncten menschlicher Thätigkeit concentrirt sich gleichzeitig die Wissenschaft und das Geld. Da fällt keine Idee auf den Boden; sie circulirt mit der Schnelligkeit des Gedankens; alle Geister erfassen und verarbeiten sie; die Concentrirung der Intelligenz vervielfältigt ihre Kraft, wie die Concentration des Geldes ihre Macht vervielfältigt. Die aus der innigen Verbindung jener beiden großen Factoren der Industrie erhaltenen ersten Resultate werden mit Jubel aufgenommen, als ob es gar keinem Zweifel unterläge, daß ihre Größe eine Verbesserung des Looses der Menschen herbeiführen müsse.

Dennoch, sollte es nicht erlaubt sein, in dieser Beziehung einen Zweifel zu erheben, wenn man bedenkt, daß die von der englischen Industrie in Thätigkeit gesetzten mechanischen Kräfte die Arbeit von 300 bis 400 Millionen Menschen verrichten? Welche Freiheit vermöchte mit dem Absolutismus in Concurrenz zu treten, welcher in der Herrschaft des Geldes über die Materie liegt?

Die materiellen Interessen sind also von einer Macht geknechtet, gegen welche die Intelligenz allein nicht ankämpfen kann.

Ich überlasse es den Oekonomen, sich die Frage zu beantworten, ob man vernünftiger Weise annehmen darf, daß die Länder des Continents in der Anwendung mechanischer Kräfte auf die Industrie es England gleich thun können? Und selbst diese Möglichkeit zugegeben, müssen wir sie fragen, wo sie für ein solches Uebermaß von Production Abnehmer finden wollen? England sucht sie vermittelst des Freihandels. Unseres Dafürhaltens hingegen dürfte das einzige Mittel, um zu Gunsten der natürlichen Arbeit des Menschen mit Erfolg aufzutreten, darin zu finden sein, daß man die Preise durch Belegung der Maschinenfabrikate mit einem höheren Zolle ins Gleichgewicht setzte. Hat doch England selbst dieses Mittel zu Gunsten seines von freien Arbeitern erzeugten Colonialzuckers in Anwendung zu bringen gesucht, indem es den von Sclavenhänden bereiteten Zucker mit einem höheren Zolle zu belegen gedachte.

Man behauptet, daß die Anwendung von Maschinen die Anzahl der durch die Industrie beschäftigten Arbeiter nicht vermindert habe. Diese Behauptung ließe sich vielleicht bestreiten, allein wir wollen sie hinnehmen und dagegen nur eine einzige Frage stellen. Ist die Lage der Arbeiter gegen früher dieselbe geblieben, und wenn sie sich geändert, hat sie sich verbessert oder verschlimmert?

Mit Talent begabte thätige und ausdauernde Arbeiter konnten ehemals, nachdem sie sich die technischen Kenntnisse ihres Gewerbes angeeignet hatten, wieder ihrerseits ein selbständiges Geschäft gründen, wie dies die Geschichte der Industrie in zahlreichen Beispielen nachweist. Durch ein arbeitsames und thätiges Leben konnte es also ein intelligenter Mensch dahin bringen, sich eine gemächliche, selbständige und freie Existenz zu gründen. Diese Möglichkeit ist nicht mehr vorhanden, seit die Verbindung der Wissenschaft mit dem Gelde den Metallen Intelligenz verliehen hat. Die Arbeiter stehen heutzutage im Dienste intelligenter, unermüd-

licher Maschinen, die weit prompter und pünctlicher sind, als sie es jemals selbst sein könnten. Der geschicktere, der ausgezeichnetere Arbeiter wird einen höheren Aufsichtsposten erhalten; aber in der That ist die Intelligenz Sache des Metalles, der maschinenmäßige Dienst fällt dem Menschen zu.

Die Fortschritte in Gesittung und Charakter, welche man an den arbeitenden Classen bemerkt, sind das Product der Zeit, welche der Anwendung der Maschinen vorausgegangen. Die drei letzten Jahrhunderte haben die Intelligenz der europäischen Völkerschaften, wie wir sie heutzutage vor uns sehen, entwickelt. Damals mußte Jedermann bei seinen Geschäften denken, um sie gut zu verrichten; es arbeitete der Geist. Der Arbeiter mußte Talent haben, um Meister zu werden. Die Bahn stand ihm offen; er hatte keine anderen Concurrenten, als eben wieder Menschen seines Gleichen. Kann er es heutzutage mit den Maschinen aufnehmen, welche schneller, wohlfeiler und besser produciren als er?

Die Kaufleute bedurften ebenfalls thätiger Intelligenz, damit sie Mittel und Wege ausfindig machten, um sich ihre Handelsartikel wohlfeiler und von besserer Qualität zu verschaffen. Heutzutage bringen ihnen die großen Handelsunternehmungen Alles, was sie von ihnen verlangen, bis vor ihre Thüre. Die Kaufleute sind beiläufig so gestellt, wie die Verschleißer der Staatsmonopols-Artikel, welche von dem Ertrage des verkauften Salzes, Tabaks 2c. so und so viele Procente beziehen. Und nun frage man sich bei ruhiger Vernunft, wie es die Wichtigkeit solcher Fragen erheischt: ob drei weitere Jahrhunderte industriellen Lebens nach heutigem Zuschnitte, eben so kraftvolle, so aufgeklärte und so energische Bevölkerungen hervorbringen werden, wie jene es waren, welche zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts existirten. Man vergleiche die moralische und physische Existenz jener Millionen von Arbeitern, wie sie, getrennt von ihren Familien, in langen Sälen während einer Anzahl von Stunden, bei deren Feststellung mitlei-

dige Gesetzgeber interveniren zu müssen glauben, an die Arbeit geschmiedet sind, mit jenen freien Handwerkern, welche zu Hause unter Beihilfe ihrer Familien arbeiten, oder sich in kleiner Anzahl bei selbstgewählten Meistern vereinigen, bis sie ihrerseits selbst Meister werden; und nun lege man die Hand aufs Herz und sage auf sein Gewissen, auf wessen Seite sich Kraft und Gesundheit, Energie, Moral und häusliche Tugenden befinden! Handelt es sich um den Menschen oder bloß um seine Werke? Die Erzeugnisse der modernen Industrie sind jedenfalls vorzüglicher, als jene der ehemaligen. Aber zu Gunsten wessen oder auf wessen Unkosten wird diese Vollkommenheit erreicht? Zu jener Zeit, wo Arbeiterinen, welche genöthigt waren, während der schlechten Jahreszeit Monate lang in ihren Wohnungen zuzubringen, den ursprünglichen Werth des Flachses durch Spitzenklöppeln auf das Hundertfache brachten, war der Luxus Wohlthätigkeit. Läßt sich das auch noch heutzutage sagen, wo Spitzengrund und Spitzen von Maschinen gearbeitet werden?

Es kann sicherlich keinem vernünftigen Menschen der Wunsch beikommen, daß die Welt bis zu jener Epoche zurückschreiten möchte, wo der Mensch noch keiner der großen Naturkräfte Meister zu werden wußte. Niemand, der auf den Namen eines Menschen irgend gerechten Anspruch machen will, dürfte sich einen Ausdruck des Bedauerns erlauben, wenn er sieht, wie das Geschlecht, dem er angehört, mit den enormsten Massen gleichsam nur spielt, so groß ist die Leichtigkeit, mit welcher der Mensch sie aufhebt und in den Raum schleudert, und so groß ist zugleich die Schnelligkeit, mit welcher er sie die weitesten Strecken zu Wasser und zu Lande durcheilen läßt, und sie selbst durcheilt. Nicht darum dreht sich die Frage, wenigstens nicht, insoweit sie uns beschäftigt. Um was es sich handelt, ist zu wissen: ob die Wissenschaft und der Reichthum, welche unstreitig Kraft und Macht verleihen, auch zu gleicher Zeit Freiheit geben, jene moralische und individuelle Freiheit, welche

stets das kostbarste Gut des Menschen bleiben wird, für dessen Verlust alle Wunder des Genies ihn nicht schadlos zu halten vermöchten, und dies selbst dann nicht, wenn er so stolz sein dürfte, zu sagen, daß er selbst bei diesen Wundern mitgewirkt.

Solcher Wunder wird die Zukunft noch weit größere sehen; denn wir befinden uns erst am Anfange dieser neuen Epoche. Allein gibt es nicht Stoff zum Nachdenken, wenn wir das Schauspiel betrachten, das unsere großen Hauptstädte uns darbieten, wo die Zahl derjenigen immer anwächst, welche Angesichts aller Genüsse des raffinirtesten Luxus und einer maßlosen Anhäufung von Reichthum alle Drangsale des äußersten Elends zu erdulden haben? Man wende nicht ein, daß die politische Freiheit das Mittel sein wird, um ein solches Uebel zu verhindern. Sehen wir denn nicht, wie Neu-York, die einzige Stadt der vereinigten Staaten, welche sich mit unseren europäischen Großstädten vergleichen läßt, uns bereits dasselbe Schauspiel darbietet? Man gebe sich daher keiner Täuschung hin. Die Bedingungen der Macht und des Reichthums sind nicht dieselben, wie jene der Freiheit. Während die Römer die Welt eroberten, büßten sie, die früher freie Männer gewesen, Freiheit und Vaterland zugleich ein. Und so wird es immer geschehen. Die Größe der Werke, welche der Mensch vollbringt, bringt ihn um seine Freiheit. Sehen wir ihn nicht an einigen Orten bereits zum Sclaven seiner eigenen Arbeit werden? Würde es ihm freistehen, sie zu unterbrechen und nach Belieben wieder aufzunehmen? Keineswegs! Das Volk, das seinen Reichthum auf das Räderwerk der Maschinen gründet, wird selbst von jenem Mechanismus fortgerissen, der nichts mehr losläßt, was er einmal erfaßt hat. Das große Uebergewicht der materiellen Interessen beruht auf einem Principe absoluter Nothwendigkeit, nämlich auf der Vereinigung der drei großen Factoren, welche seine Größe bilden: kaufen, verkaufen und produciren. Man muß beständig kaufen, beständig verkaufen, beständig produciren. Wenn die ganze

sociale Existenz eines Landes von diesen drei Acten abhängig gemacht ist, kann keiner derselben ohne Gefahr für alle drei seine Thätigkeit einstellen. Allein das Fortwähren dieser Thätigkeit verlegt nothwendigerweise die Macht anderswohin und ändert in Folge dieser Verlegung auch ihren Charakter. Sehen wir nicht einen Beleg dafür an dem Gefühle von Beunruhigung, welches die englische Aristokratie, jene sowohl durch reichen Territorialbesitz, als durch die Ausübung erblicher politischer Functionen so mächtige Aristokratie, zur Schau trägt? Aber sie fühlt die Wucht, die auf England lastet, denn sie weiß, was Jedermann weiß, daß die Canäle, in welchen sich der gewaltige Organismus seiner Industrie dahinbewegt, sich nicht verstopfen lassen würden, ohne zu bersten, gleichwie jene Hochdruckmaschinen zerspringen würden, sobald man ihnen ihre Sicherheitsventile nähme.

Die englische Regierung hat die Ausstellung im Krystallpalaste zum Range eines Ereignisses zu erheben gesucht, welches in der Geschichte der Menschheit Epoche machen soll. Von dieser Epoche soll ein dauerhafter Weltfrieden datiren. Sollte die Rivalität der Productionskräfte aufgehört haben, deßhalb, weil alle Erzeugnisse der Industrie sich bei einem Feste unter Einem Dache haben ordnen und zur Schau stellen lassen? Wird diese Eifersucht nicht noch mehr gereizt werden, als unausweichliche Folge dieses Mittels, um Vergleiche anzustellen? Und hat man nicht diesen letzteren Zweck ganz offen ausgesprochen?

Als Antwort auf die Forderung Cobdens, daß die französische und englische Marine entwaffnet werde, hielt Lord Palmerston in der Parlamentssitzung vom 17. Juni 1851 eine Rede, in welcher er England mit dem Titel eines „Tempels des Weltfriedens" schmückte, dabei aber zugleich Englands Berechtigung vertheidigte, unter den Waffen zu bleiben, je nachdem die Regierung es für nothwendig erachten würde. Wenn man also einen Mazzini, einen Ruge, Ledru-Rollin und Andere in den Vorhallen die-

ses Tempels herumspazieren sieht, muß man sich wohl fragen, ob sie dieß als Neophyten jenes neuen Cultus thun, oder aber als willfährige Werkzeuge, die sich für ganz andere politische Combinationen, als für einen Weltfrieden in Bereitschaft halten?

Sieht man nicht inmitten der harmlosen Erzeugnisse der Industrie die thätige Erfindung von Zerstörungsmitteln gleichmäßig fortschreiten? Bilden nicht Waffen und Kriegsmunition aller Art einen der Zweige des englischen Handels? Die angeschlossene Zollübersicht*) beweist, wie dieser Handelszweig je nach den friedlichen oder kriegerischen Aussichten ab- und zunimmt. Die englischen Fabriken sind stets bereit, Jedermann, der sich schlagen will, Waffen zu liefern.

---

*) Uebersicht des declarirten Werthes der aus Großbritannien und Irland von 1827 bis 1849 ausgeführten Waffen und Kriegsmunition:

1827	406,312	Pfund Sterling.
1828	335,761	„ „
1829	279,287	„ „
1830	241,641	„ „
1831	562,765	„ „
1832	274,958	„ „
1833	322,773	„ „
1834	313,038	„ „
1835	407,573	„ „
1836	411,286	„ „
1837	289,142	„ „
1838	333,727	„ „
1839	394,721	„ „
1840	332,101	„ „
1841	343,776	„ „
1842	383,606	„ „
1843	387,928	„ „
1844	390,338	„ „
1845	518,888	„ „
1846	484,711	„ „
1847	483,647	„ „
1848	595,559	„ „
1849	549,311	„ „

Es braucht übrigens nur weniger Worte, um diese Phrasen vom industriellen Frieden auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Wenn die Producte der Industrie Reichthum, oder was damit synonym ist, Macht verleihen, besitzen alle Völker dieselben Productionsmittel? Wenn sie selbe nicht besitzen, werden sie nicht ebenso reich und daher nicht gleich mächtig werden? Ihre relative Stellung wird daher nicht geändert sein. Dann aber müßte das industrielle Uebergewicht einen Grad von Selbstverläugnung und von Tugend besitzen, welchen man nur sehr selten mit dem Gefühle der Macht vereinigt findet. Besitzt nicht die Industrie, um Krieg zu führen, Waffen, welche ganz harmlos scheinen, aber dennoch dem Leben der Nationen die gefährlichsten Wunden schlagen? Ich meines Theils glaube weder an einen Frieden, noch an eine Freiheit, noch an einen Reichthum, deren Spender die Industrie was immer für eines Landes sein will. Das Geld, die Seele der Industrie, hat noch niemals irgend Jemanden etwas geschenkt. Es wird gegen höhere oder geringere Zinsen geborgt, aber nicht geschenkt.

Der Krystallpalast hat der englischen Regierung und den geachtetsten Organen der englischen Presse die Gelegenheit dargeboten, den continentalen Regierungen und Völkern zu sagen, wie tief alle Schichten des englischen Volkes von der Achtung vor dem Gesetze durchdrungen sind; wie die Ordnung, welche in den außerhalb und innerhalb dieses gebrechlichen Gebäudes sich drängenden Massen geherrscht, von dem Gefühle der Freiheit herrührte, das jeden Engländer beseelt, und ihn darauf stolz macht, sich selbst jenen äußeren Anstand zum Gebote zu machen, welcher von wahrhafter Civilisation zeugt.

Es ist sicher eine Art von Monomanie, zu glauben, jeder Engländer, der sich ordentlich und vernünftig beträgt, thue dies, weil er das Bewußtsein seiner constitutionellen Freiheit in sich trägt. Es liegt in dieser Art, das englische Volk den Bewohnern

des Continents zu schildern, entweder geistige Beschränktheit oder jenes berechnete Streben, constitutionelle Propaganda zu machen, welchem wir bei allen englischen Staatsmännern häufig genug begegnen.

Ich lasse den guten Eigenschaften, welche das englische Volk auszeichnen, so gern als irgend Jemand Gerechtigkeit widerfahren; ich habe seine großen Thaten, so wie die Ordnung, welche es bei sich zu Hause zu erhalten versteht, stets bewundert. Aber wenn ich auch zugebe, daß die hohe Stellung, welche es einnimmt, seiner Constitution zuzuschreiben sei, so vermag ich sie doch nicht allein auf Rechnung des Freiheitsprincips dieser Verfassung zu setzen. Es gibt keinen kräftiger disciplinirten socialen Zustand, als den Englands. Als Mitglied einer Nation von Seefahrern wächst jeder Engländer mit der Ueberzeugung auf, daß die Größe seines Landes unzertrennlich ist von jener Achtung vor der Autorität, welche der Seedienst erheischt. Die Autorität des Capitäns eines Kauffahrers wird eben so respectirt, als jene eines Linienschiffs-Capitäns. In der Strenge der Formen möge Verschiedenheit stattfinden, dies ist aber keineswegs hinsichtlich des Princips der Fall. Glaubt man, dieses Princip, dessen Nothwendigkeit die dröhnenden Wogen an Englands Küsten ohne Unterlaß predigen, könne ohne Einfluß auf den Geist des Landes bleiben? Jeder Engländer sieht und fühlt, daß nur der Gehorsam allein ihm die Mittel bietet, eines Elementes Herr zu werden, das ihn außerdem als einen Gefangenen an seine Insel ketten würde. Solcher Natur ist in England die erste Grundlage der Achtung vor dem Gesetze; sie ist einfach, natürlich, so zu sagen angeboren.

Unter allen Verhältnissen wirken die natürlichen Ursachen auf den Menschen weit zuverlässiger und gleichförmiger, als die Gesetze, welche er sich gibt. Darum finden wir in allen Ländern die Ackerbau treibende Bevölkerung in der Regel religiöser und gottergebener, als die Städter. Der Bauer, welcher sieht, wie

ein Gewitter binnen wenigen Augenblicken seine Hoffnungen auf eine reiche Ernte vernichtet, lernt daraus zweierlei, nämlich, daß es eine Macht gibt, welche ihm überlegen ist, und dann, daß er zur Mühe der Arbeit noch kluge Sparsamkeit gesellen müsse. Das Grundeigenthum gewährt den Vortheil, den Menschen zu lehren, daß er nicht in den Tag hineinleben soll; es erfordert nebst der Arbeit Berechnung und Voraussicht, und ist an und für sich eine vollständige Schule der Moral. Was soll man zu jenen Tollhäuslern neuer Gattung sagen, welche den Grundbesitz als Diebstahl erklären?

Der Ausdruck „Constitution" umfaßt seiner Natur nach so mannigfaltige und häufig so verschiedenartige Elemente, daß seine Anwendung als allgemeine Bezeichnung niemals eine genaue Vorstellung dessen liefert, was man eigentlich sagen will. Nicht das Wort „Constitution," sondern das Wort „Organisation" ist darum zum Ausdrucke der Meinung geeignet, welche ich über England aufstellen will.

Ohne Zweifel hat jeder Engländer das Bewußtsein, einem Volke anzugehören, das sich ein freies nennt. Dennoch steht jeder Engländer als Individuum unter einer immerwährenden Abhängigkeit, der er sich durch nichts entziehen kann und welche die Gewohnheit seines ganzen Lebens bildet. Selbst die Wohlthätigkeit, jene christliche Tugend, welche so mild sein soll, weil sie auf dem Gesetze einer gleichen Brüderlichkeit beruht, nimmt in England eine äußerst despotische Form an.

Der englische Grundsatz, „daß eine politische Gesellschaft keines ihrer Mitglieder verhungern lassen darf," legt den Gemeinden die Verbindlichkeit auf, für die Bedürfnisse aller ihrer Armen zu sorgen, berechtigt sie aber auch, keinem Individuum den Aufenthalt in ihrem Bezirke über einen bestimmten Zeitpunct hinaus zu gestatten, wenn er nicht hinlängliche Existenzmittel mit sich brächte. Die Armengesetzgebung hat daher nothwendiger Weise einen poli-

tischen Charakter angenommen, welcher der Idee der Freiheit widerspricht. Der Arme büßt als Ersatz für den Geldbeitrag, welchen der Reiche zu seinen Gunsten beisteuert, einen Theil seiner Freiheit ein. Der Arme ist an diese neue Scholle des Elends gekettet, gleichwie er einst allenthalben an die Erdscholle gefesselt war und es an einigen Orten noch zur Stunde ist. Der Pächter befindet sich dem Grundeigenthümer gegenüber in einer abhängigen Stellung, aus welcher er sich nur durch das Aufgeben der Pachtung befreien kann. Nur allein die Wechselseitigkeit der Interessen übernimmt zwischen ihnen die Rolle der Vermittlung.

Ein Gleiches gilt von allen Arbeitern, welche bei der Ausbeutung der Bergwerke, in den Werkstätten und in den Fabriken aller Art beschäftigt sind.

Die Gilden der Handwerke und Gewerbe, welche man in der Hauptstadt noch so mächtig und so geachtet sieht, verdanken ihre Macht und ihr Ansehen lediglich ihrer inneren Disciplin.

Von demselben Geiste der Ordnung und Regel findet man alle Corporationen, alle gleichviel ob zeitweiligen oder ständigen Vereine beseelt, alle Pfarrgemeinden, Collegien und Universitäten. Selbst die Clubbs, welche bloße Vereine zum Vergnügen und zur geselligen Unterhaltung sind, sind an gewisse Vorschriften gebunden, welche keines ihrer Mitglieder zu übertreten wagen würde. Während die Freiheit die Vereine bildet, verdanken sie lediglich der geistigen Disciplin ihre Kraft und Dauerhaftigkeit.

Selbst die großen politischen Parteien sind in gleicher Weise constituirt, von demselben Geiste beseelt. Ein Engländer mag nicht mit allen Maßregeln seiner Partei einverstanden sein, aber er sagt: Ich bin ein geborner Whig, ich kann mich nicht von der Partei lossagen, welcher meine Familie angehört. Ist er ein Mann von bedeutender Fähigkeit, so wird er trachten, seine Partei zu seiner Meinung zu bekehren; besitzt er die Eigenschaften nicht, durch welche man die Menschen beherrscht, so wird er un=

geachtet seiner entgegengesetzten Ueberzeugung seinen Parteiführern folgen. Derjenige endlich, welcher in einem ähnlichen Falle weder die Pflichten, welche die politische Ehre einem Parteimanne auferlegt, verletzen, noch mit seinem Gewissen weiter capituliren will, wird sich von den Geschäften in das Privatleben zurückziehen.

In diesem Geiste der Disciplin liegt Englands Stärke; in der Verbindung dieses Geistes mit dem Geiste der Freiheit (welchen man alsdann, wenn man will, „constitutionell" nennen mag) liegt seine Größe.

Das englische Volk zeichnet sich vor allen anderen Völkern dadurch aus, daß jeder Einzelne einsieht, wie und warum ihm der Gehorsam nützlich ist. Die Ordnung scheint alsdann das Resultat eines Gesetzes der Freiheit zu sein, während sie im Gegentheile eben die Folge einer Beschränkung der Freiheit ist.

Gleicherweise zeichnet sich die englische Regierung vor allen Regierungen darin aus, daß sie nicht kraft ihres Rechtes zu befehlen Gehorsam heischt, sondern kraft ihrer Fähigkeit darzuthun, daß der Befehl, welchen sie erläßt, auf einem Grundsatze der Gerechtigkeit beruht, und daß die Erfüllung desselben für das öffentliche Interesse von Nutzen sein werde.

Gleichfalls in Folge dieses doppelten Princips von Gehorsam und Freiheit ist Niemand zum Soldatenstande verpflichtet; dieser ist vollkommen freiwillig, und dennoch herrscht in keiner Armee eine so strenge Disciplin, als in der englischen.

Wer würde sich daher nicht glücklich schätzen, wenn sein Vaterland eine eben so gewaltige Organisation besäße? Aber jemehr man diese studirt; um so weniger begreift man jene englische Propaganda, welche allen Völkern die Freiheit bringen zu wollen verheißt, und ihnen doch nicht jene Organisation zu verleihen vermag, welche in England die Freiheit erzeugt.

Vom falschen Scheine irregeleitet, glaubt die öffentliche Meinung durch das rege Leben der Industrie weit sicherer zur Freiheit

zu gelangen, als auf jedem anderen Wege. Ich habe versucht, diese Frage aus dem streng industriellen Gesichtspuncte zu beleuchten. Man muß sie aber auch in politischer Beziehung erörtern. Es wird ein Leichtes sein, nachzuweisen, wie der wachsende und somit international werdende Fortschritt des Handels und der Industrie das an Capitalien minder reiche Land dem reicheren dienstbar machen muß. Es wird feststehen bleiben, daß das Geld nur Denjenigen Unabhängigkeit und Freiheit zu bringen vermag, welche es besitzen. Die Staaten, welche in einem Systeme politischer Gemeinschaft leben, befinden sich in dieser Beziehung in derselben Lage, wie die Privaten.

Alle Völker Centraleuropa's begannen zur Erkenntniß des Ineinandergreifens von Politik und Handel zu gelangen. Englands Beispiel, das seit Langem ein Gegenstand des Neides gewesen, ward nun Gegenstand des Studiums; man suchte England zu begreifen, um ihm nachahmen zu können. Aber die materiellen Interessen sind erst dann mächtig, wenn in Folge einer lange vorbereiteten Arbeit angehäufte reiche Capitalien ihnen die Mittel zur Macht bieten. Staaten, welche diese Bahn betreten wollen, bevor sie die Mittel dazu besitzen, sind genöthigt, im Credite die Kraft zu suchen, welche England seit Langem besitzt.

Wie sollte der industrielle Kampf, welcher sich nun entspinnt und zu welchem England durch sein Princip des Freihandels alle Nationen ladet, gleich sein können, wo ein Credit, welcher der Grundlage ermangelt, anstatt den Reichthum zu vermehren, im Gegentheile nichts als Schwäche zur Schau trägt? Ein Privatmann, der Geld aufnimmt um ein Haus zu bauen, oder um Grundeigenthum an sich zu bringen, überantwortet seine Zukunft dem Zufalle; denn er contrahirt eine Schuld, deren Zinsen unveränderlich sind, während der Ertrag des Eigenthums, das er erwirbt, von Umständen abhängt, welche sich nicht genau berechnen

lassen und daher gar oft geringer sein wird, als die Interessen, welche er zu zahlen hat.

Man muß den Fall eines Kaufes ausnehmen, wobei der Käufer auf das Unglück Anderer speculirt und Ankäufe unter ihrem Werthe macht. Aber dieser Fall, der heutzutage allenthalben sehr häufig, selbst in England, insbesondere in Irland vorkommt, liefert einen weiteren Beleg dafür, wie despotisch die Macht des Geldes ist. Hier ist der Ort, wo man mit Hilfe eines größeren Maßstabes diese Macht noch richtiger ermessen kann.

Nur ein solches Land kann sich mit Vortheil durch den Credit Geld verschaffen, das selbst genug davon besitzt, um zwischen der Anleihe und dem Vermögen, wodurch diese sichergestellt werden soll, ein richtiges Verhältniß herzustellen.

Alle Regierungen, welche die Bahn des Credits früher betreten haben, als ihre Länder reich waren, haben einem Theile ihrer Selbstständigkeit entsagt; sie sind dem Belieben des Auslandes anheimgegeben. Man wende nicht ein, daß zinstragende Papiere dadurch, daß sie in fremde Hände übergehen, den Nationalreichthum vermehren: das ist ein Irrthum; denn Anleihe ist nicht Eigenthum. Darum sieht man auch, wie diese Capitalien die ihnen eigenthümliche Fähigkeit benützen, um eben so schnell aus dem Lande wandern zu können, als sie hereingekommen sind; was unfehlbar im Augenblicke einer Krisis geschieht und die Gefahren derselben vermehrt. Aber gleichviel, ob eine Krisis vorhanden und ob die Capitalien auswandern, man muß bei politischer Todesstrafe fortfahren, die Interessen dafür zu bezahlen.

Derselbe Fall bietet sich noch unter einer anderen Form dar. Wenn das aufgenommene Capital ausgegeben ist, was sehr bald geschieht, weil der Staat erst dann ein Anlehen macht, wenn er durch eine dringende Nothwendigkeit dazu gezwungen wird, dann bilden die Interessen einen Tribut, welchen der Reichere dem minder Reichen auferlegt. Um diesen Tribut einzutreiben,

wird eine Steuer nothwendig, oder man muß die Staatsausgaben um jene Vorschüsse vermindern, welche productive Kraft besitzen; dergestalt schlagen die Creditsoperationen immer zum Nachtheile der minder Reichen aus.

Die heutige Kunst des Credits hat in jenen Staaten, welche an und für sich nicht reich, oder durch politische Unfälle oder durch Ungeschicklichkeit verarmt sind, sehr viel Aehnlichkeit mit den Operationen des Bankerotts.

In Gemäßheit der neuen Formen, in deren Vorhandensein man die größte Bürgschaft finden will, legt die Regierung alljährlich ihre Bilanz vor. Sie sagt zu den Geldmännern: „Ich stehe auf dem Punete, Bankerott zu machen; wenn ihr mir nicht zu Hilfe kommt, verliert ihr, was ihr mir bereits geborgt habt."

Sehen wir dies nicht in den meisten constitutionellen Staaten? Man nehme sich nur die Mühe nachzusehen, in welcher Progression die Budgets steigen.

England selbst hat sich zu Ende seiner großen Kriege gegen Frankreich in ähnlicher Lage befunden. Aber während die Regierung entlehnte und verausgabte, hatte das Land sich bereichert und hatte die Kraft erlangt, die Schuld auf seine Rechnung zu nehmen.

Englands fundirte Schuld beläuft sich noch zur Stunde auf 32 Millionen Pfund Sterling jährlicher Renten. Aber das ist kein Tribut, welcher dem Auslande gezahlt wird; England schuldet diese Summe sich selbst. Die englische Regierung brauchte nur zwei Dinge zu thun, nämlich zuvörderst Sparsamkeit in den Ausgaben einzuführen, um zwischen diesen und den Einkünften, welche nach Abschlag der Zinsen der Staatsschuld noch verfügbar blieben, ein Gleichgewicht herzustellen, und sodann der Industrie und dem Handel breite Bahnen zu eröffnen.

Wenn die Bewohner eines Landes reich sind, so geben sie

mehr aus, der Ertrag der indirecten Steuern wächst in demselben Verhältnisse.

In England ist die vergleichende Scala der indirecten Steuern das Wetterglas, welches die nächste Zukunft voraussagt, und zugleich das Thermometer, welches die vorhandene Temperatur weit zuverlässiger angibt, als es die physikalischen Instrumente in Bezug auf die Veränderungen unserer Atmosphäre thun.

Aus diesen Bemerkungen folgt übrigens nicht die Befreiung Englands aus der Dienstbarkeit, welche ihm als Staat auferlegt ist. Die englische Regierung ist in der That nicht mehr Herrin des Schicksals Englands; und wenn ich sage „Regierung," so verstehe ich darunter den Ausdruck der Nation. Sie muß, gutwillig oder nicht, auf dem Wege fortschreiten, welchen eine absolute Nothwendigkeit ihr vorzeichnet. Englands Staatswagen rollt auf goldenen und silbernen Schienen dahin, welche seine Geschichte gelegt hat, gleichwie alle seine Locomotiven auf Eisenschienen laufen; er könnte nicht aus den Schienen gerathen, ohne umzuwerfen und zertrümmert zu werden, oder mindestens, ohne die Kraft einzubüßen, sich zu bewegen. Und dennoch können seine Führer nur den inneren Dienst dabei besorgen; sie besitzen kein Mittel, um seine Geschwindigkeit zu regeln, noch um ihn in der einmal eingeschlagenen Richtung zu erhalten. Ein unvorgesehener, aus der Ferne kommender Unfall würde ihn aus diesem Geleise schleudern können.

Da man nur von Denjenigen Geld ausleihen kann, die welches besitzen, so ist es klar, daß die Regierung eines an Capitalien armen Landes, wenn sie Geld braucht, dieses im Auslande suchen muß. Aber gleichviel, wo ein Anlehen abgeschlossen wird, die Effecten einer Staatsschuld gehören Demjenigen, der sie kaufen will. Daraus ergibt sich eine beständige Wanderung der von den betreffenden Schuldurkunden repräsentirten Capitalien, dergestalt, daß der Staat nicht mehr Herr dieses Vermögens bleibt,

welches überdies nur ein eingebildetes ist; denn diese Art von Schulden ist von um so gefährlicherer Natur, da sie keine bestimmte Verfallszeit hat und man nach Belieben die Rückzahlung erhalten kann, indem man nämlich die Urkunde verkauft. Eine Staatsschuld ist schon an und für sich unproductiver Natur, — denn das Börsenspiel mag wohl die Spielenden bereichern, vermehrt aber niemals das Capital; — sie wird aber noch in einer anderen Weise weit unproductiver, indem sie das unvermeidliche Resultat hat, die Capitalien einer nutzbringenden Verwendung zu entziehen; denn viele Leute geben dieser Art sein Geld anzulegen den Vorzug, weil man dabei keine andere Mühe hat, als die Zinsen zu erheben, und die freie Verfügung über das Capital keinen Augenblick verliert. Der Staat, welcher durch Mißbrauch des Credits sich dem Auslande zinspflichtig macht, wird am Ende seine politische Selbstständigkeit verlieren, und wie hoch immer die Ausdehnung seines Gebiets und seine Volkszahl sich auch belaufen mag, nothwendigerweise zu einem jener Staaten zweiten Ranges herabsinken, die stets, wider ihren Willen, gleich den Satelliten, auf den Bahnen anderer Planeten dahingerissen werden.

Das Anleihewesen hat eine beträchtliche Menge von Capitalien entnationalisirt, welche nunmehr, beweglich und heimatlos, unter sich durch Wahlverwandtschaft verbunden, eine große Coalition bilden, deren Zweck die Ausbeutung der Schwächeren ist. Um die Selbstständigkeit eines Staates zu wahren, muß man also so viel als möglich die Menge der Capitalien zu beschränken suchen, welche durch die Natur einer Staatsschuld beweglich gemacht werden.

Dazu gehört zweierlei; nämlich: daß die Staatsschuld zum Nationalreichthume in einem solchen Verhältnisse stehe, daß sie auf eine dauerhafte Art im Lande untergebracht werden kann, und dann, daß ihr Cours dergestalt geregelt werde, daß man den Abfluß der Gold- und Silbermünzen verhindere, welcher in Folge

jener Verluste eintritt, die der Handel durch den Wechselcours erleidet.

Man sieht, wie groß die politische Macht des Geldes nach allen Seiten hin ist. Das Geld ist niemals neutral, denn es würde alsdann nichts abwerfen; es ist also stets Freund oder Feind; wer es nicht für sich hat, hat es gegen sich. Die erste Bedingung der Selbständigkeit ist also, daß man so wenig als möglich Geld zu leihen nehme, gleichwie die erste Bedingung der Macht darin besteht, möglichst viel Geld zu besitzen. Das wichtigste politische Talent des Staatsmannes wird also stets in der Sparsamkeit bestehen, um zwischen Einnahme und Ausgabe das Gleichgewicht herzustellen. In nächster Reihe wird das Talent stehen, die Hilfsquellen des Landes zu entwickeln und nutzbringend zu machen. Aber an dieser Geschicklichkeit fehlt es häufig. Wie viele Hennen, welche goldene Eier legten, hat man nicht in Folge jener unverständigen Fiscalität geschlachtet, welche nur das als Reichthum in Rechnung zu stellen versteht, was in ihre Cassen fließt?

Diese Erörterung über oder vielmehr gegen das Anleihewesen würde, als bloße Theorie hingestellt, vielleicht nur auf Widersacher stoßen, wenn sie nicht in den Thatsachen ihre Bekräftigung fände. In einer Zeit, wo Sophismen sich als unbestreitbare Wahrheiten in der öffentlichen Meinung festsetzen, gibt es kein wichtigeres Geschäft, als sie zu bekämpfen.

Man hat behauptet, daß eine Staatsschuld für den Staat nothwendig sei, weil der Credit ein Mittel sei zur Vermehrung des Reichthums. Als Antwort auf diesen Sophismus mag die Frage dienen, von wessen Reichthum hier die Rede ist?

Man behauptet ferner, die vortheilhaftesten Anleihen seien diejenigen, welche mehr oder weniger tief unter Pari abgeschlossen werden; weil der Köder des Gewinnes bei dem Steigen der Papiere die Unterbringung derselben erleichtere. Wenige Worte

dürften genügen, um auch diesen Sophismus außer Cours zu setzen, welcher die Anleihen ihrer eigentlichen Natur am meisten entfremdet, nämlich sie zu einem öffentlichen-Spiele gemacht hat, welches zuletzt den Credit zu Grunde richtet. Sobald ein Anlehen auf Pari oder darüber steigt, arbeiten eine Menge Spieler daran, es wieder hinab zu drücken, um wieder neue Chancen des Spieles herbeizuführen. In geldreichen Ländern, wo man mit großen Summen operirt, genügen kleine Differenzen, um dieses Spiel im Gange zu erhalten; in geldarmen Ländern aber, die nicht Kraft genug haben, um der Agiotage einen Damm entgegenzustellen, werden die Schwankungen so beträchtlich, daß eine Handvoll reicherer oder kühnerer Individuen und ein paar ungünstige Börsentage hinreichen, um dem Staatscredit einen tödtlichen Schlag zu versetzen und die vom Staate emittirten Papiere zu entwerthen.

England, das in so vielen Beziehungen ein Land ist, welches man studiren soll, bietet uns auch in dieser Hinsicht die nützlichste Belehrung.

Während des letzten Ministeriums Sir Robert Peel's war im Budget des Staates ein jährliches Deficit von zwei Millionen Pfund Sterling vorhanden; er sah keine Möglichkeit, es zu decken und das Gleichgewicht durch Verminderung der Ausgaben herzustellen. Ohne allen Zweifel hätte er damals einem an Capitalien so reichen Lande, wie England, den Vorschlag machen können, dieses Deficit im Wege einer Anleihe zu decken, bis es durch ein günstigeres Ergebniß in dem indirecten Einkommen schwinden würde. Er zog eine directe Steuer dem Anlehen vor und besann sich keinen Augenblick, von England für eine bestimmte Zeit die Einkommensteuer zu begehren, wobei er den Grundsatz aufstellte, daß kein wenn gleich noch so blühender Staat dabei zu bestehen vermöchte, wenn seine Ausgaben alljährlich seine Einnahmen überstiegen; denn so klein die Differenz auch erscheinen möchte, würde sie auf die Länge dennoch zuletzt eine gefährliche Zerrüttung herbeiführen.

Er entschloß sich also, lieber seine persönliche Stellung der Unpopularität der von ihm vorgeschlagenen Maßregel auszusetzen, als die englischen Capitalisten, welche doch stets bereit sind, ihr Geld allen geldsuchenden Fremden zu leihen, um ein Darlehen anzugehen. Er wollte dieß nicht, weil die Leichtigkeit, ein Anlehen zu erhalten, zur Leichtfertigkeit bei der Verausgabung und diese doppelte Leichtigkeit unfehlbar zur Zerrüttung der Finanzen führt; während im Gegentheile die Schwierigkeit der Steuererhebung dem zu leichtfertigen oder allzu waghalsigen Staatsmanne Halt gebietet.

Es gibt ohne Zweifel im Leben der Staaten Augenblicke der Krisis, herbeigeführt durch Ereignisse, welche stärker sind als die Menschen; Momente, in welchen man gezwungen ist, die Zukunft zu verpfänden. Möge daher Jedermann die Nutzanwendung der Lehre, welche Sir Robert Peel gegeben, auf die Geschichte seines Landes machen und dabei je nach den Zeiten und den Werken Tadel und Lob spenden lernen.

Englands neueste Geschichte hat für diejenigen, welche sie zu fassen verstehen werden, noch weit nützlichere Lehren zu bieten. Man hat in der letzten Zeit gesehen, wie das englische Cabinet Griechenland wegen Bezahlung einer Privatforderung, welche ein englischer (Adoptiv-) Unterthan geltend zu machen hatte, mit Execution belegte. Eine englische Flotte besetzte den Piräus. Jedermann kennt die Details dieser Angelegenheit. Beide Parteien nahmen Frankreich zum Schiedsrichter, um die Forderung des Herrn Pacifico in die gehörigen Gränzen zu weisen. Der Schiedsspruch hat dargethan, was man ohnedies bereits wußte, daß diese Angelegenheit an und für sich von allzu geringem Belange war, als daß man sie als die wahre Ursache einer so bedeutenden Demonstration gelten lassen könnte, als diejenige war, welche damals stattgefunden.

Lord Palmerston hat in der Führung der Geschäfte eine zu große Geschicklichkeit entfaltet, er hat Englands Interessen zu gut

zu vertheidigen verstanden, als daß man annehmen dürfte, er habe die englische Macht in eine ihrer so wenig würdigen Sache ins Spiel ziehen wollen. Wenn man sich aber erinnert, wie wenig Pünctlichkeit die griechische Regierung an den Tag legte, um an den bestimmten Terminen die fälligen Zinsen und Capitalsraten des Anlehens zurückzuzahlen, welches die drei Schutzmächte Griechenland gemacht hatten, um ihm zu seiner Constituirung behilflich zu sein; und wenn man sich ferner erinnert, mit welcher strengen Dringlichkeit England, ungeachtet des entgegengesetzten Beispiels von Frankreich und Rußland, auf der Eintreibung seiner Quote bestanden: so muß man zu der Ueberzeugung gelangen, daß Griechenland den bloßen Anlaß abgegeben, um der Welt zu zeigen, daß England überall von seiner Macht Gebrauch zu machen wissen werde, um nicht nur allein seinen directen Rechten als Regierung Achtung zu verschaffen, sondern auch um jene Rechte, welche Unterthanen des brittischen Reiches geltend zu machen haben würden, unter seine Aegide zu stellen. Die Discussion, welche aus Anlaß des Herrn Pacifico im Parlamente stattfand, hat die Sache in einer solchen Form in Evidenz gestellt, daß sie allen Theilen der Welt, wohin der englische Name dringt, bekannt werden mußte. Von diesem Gesichtspuncte aus war es für England eine vielumfassende Frage, und in dieser Beziehung mußte auch das Parlament ein Gewicht darauf legen, sich damit zu beschäftigen; mindestens mußte Lord Palmerston diesen Zweck gehabt haben.

Portugal, Spanien, und in diesem Augenblicke auch Piemont, haben in England Anleihen contrahirt; alle Neustaaten Südamerika's befinden sich seit Langem in demselben Falle. Die Engländer haben überall ungeheuere Capitalien in Handel und Unternehmungen aller Art angelegt, als: Eisenbahnen, Gasbeleuchtung, Fabriken aller Art, Spinnereien; in Deutschland, in Rußland, in Frankreich. Die Bergwerke von Mexico, von Peru, von Chili und von Brasilien werden von englischen Capitalisten ausgebeutet. Ein Theil der

Weingärten von Oporto und von Sicilien und der Schwefelhandel in letzterem Lande gehört den Engländern.

In den Discussionen mit Griechenland wegen der Bezahlung seiner Schuld hat England auf die Vorstellungen der griechischen Regierung, welche ihre Saumseligkeit in der Zahlung durch ihre Finanznoth entschuldigen wollte, zur Antwort gegeben: die Lage der griechischen Regierung sei nicht wegen Mangels an Hilfsquellen schlecht, sondern darum, weil die Regierung das Land weder zu verwalten noch zu regieren verstehe. Hier hat man also vermittelst der Staatsschuld einen offenbaren Einfluß, eine Art gegründeten Rechtes zu einer politischen Einmischung gewonnen.

Man vergleiche die strenge Zurückhaltung, welche die englische Regierung an den Tag legt, für ihre eigene Rechnung zu dem Mittel einer Anleihe zu greifen, mit der außerordentlichen Willfährigkeit, mit welcher die englischen Capitalisten ihr Geld fremden Regierungen leihen, und sich in Handels- und industrielle Unternehmungen einlassen, welche an einen fremdländischen Boden gebunden sind; man bringe ferner in Anschlag, wie sehr die englische Regierung diese Bereitwilligkeit durch die Unterstützung aufmuntert, welche sie ihr angedeihen läßt: und man wird alsdann begreifen, welchen Grad politischer Macht England in dieser Ausbeutung der Welt durch englische Capitalien finden müsse.

Aber wo ist der eigentliche Sitz dieser Macht? Wo ist das Princip, welches die so mannigfaltigen, so individuellen Interessen des englischen Handels und englischer Industrie zu einem politischen Elemente vereinigt? Wie und seit wann ist dieses Princip thatkräftig geworden? Die Antwort auf diese Fragen liegt in den Thatsachen; diese muß man also zu Rathe ziehen.

Man hat in England vor Kurzem eine vergleichende Uebersicht der Einkünfte Großbrittaniens in den beiden Jahren 1850 und 1851 veröffentlicht.

Vom 5. Juli 1849 bis 5. Juli 1850 belief sich dieses Einkommen auf 50,414,750 Pfund Sterling; vom 5. Juli 1850 bis 5. Juli 1851 auf 50,204,011 Pfund Sterling. Zieht man von dieser Summe die jährliche Staatsschuld von 32 Millionen Pfund Sterling ab, so erübrigen noch 18,204,011 Pfund, um damit alle Ausgaben einer Regierung zu bestreiten, welche eine so ungeheure Maschine wie das brittische Reich in Bewegung setzt, es in Ordnung erhält und auf allen Puncten des Erdballs vertheidigt und schützt.

Eine Vergleichung dieser Summe mit derjenigen, welche die anderen europäischen Großstaaten auszugeben haben und wirklich verausgaben, und der Unterschied in den erzielten Resultaten beweisen, wie sehr die Grundsätze der Organisation und Verwaltung verschieden sind. Diese Darstellung zeigt auch schon an und für sich, wie ganz anders geartet die Grundlage der Macht Englands sein müsse.

Abgesehen von den nützlichen Lehren, welche Jedermann in Beziehung auf die so verwickelten Verhältnisse der innern Regierung daraus entnehmen kann, haben wir für den Zweck dieser Schrift nur den letzteren Gesichtspunct näher ins Auge zu fassen.

Ohne allen Zweifel liegt die Stärke Englands nicht in den Händen der englischen Regierung, sondern im Lande selbst. Daher sieht man auch, daß alles, was Geld kostet, so wie alles, was in England Großes geschieht, durch das Land geschieht. Die Regierung tritt nur dann regelnd dazwischen, wenn ein Privatunternehmen seiner Natur nach geeignet ist, öffentliche Anstalt zu werden. Die Regierung hat nicht eine einzige Meile Eisenbahn bauen lassen; alles ist Eigenthum von Privaten, Erfindung sowohl als Ausführung und Betrieb. Die Anhäufung ungeheurer Capitalien, welche brach lagen, war das vorzüglichste Förderungsmittel dieser Neuerung, welche alle Interessen revolutionirt. Fast die Gesammtheit der großen Dampfschifffahrtslinien, welche alle Meere durchschneiden, ist Privatunternehmung. Englands Riesenbauten, wie der

Tunnel unter der Themse, die Röhrenbrücke der Menaistraße, der Krystallpalast u. s. w., sind das Werk von Privatsubscriptionen; nicht minder die Mehrzahl seiner wissenschaftlichen Erforschungsreisen, die Bibelgesellschaften und alle ihre Missionen. Es gibt Vereine für alle die verschiedenen Zweige der Wissenschaften, wie des Handels und der Industrie. Da findet man Reisende, welche auf Kosten dieser verschiedenen Gesellschaften die entferntesten Gegenden durchwandern, so wie auch freiwillige, wißbegierige und unerschrockene Forscher, die für ihre eigene Rechnung auf Abenteuer ausziehen. Alle diese individuellen Unternehmungen kommen dem Mutterlande zu Statten, welches durch diese verschiedenen Mittel von Allem Kunde erhält, was die Regierung, die Wissenschaft oder die Industrie zu interessiren vermag. Die Thätigkeit keiner dieser Einzelkräfte geht verloren. Welche Wichtigkeit diese Thätigkeit zuweilen zu erlangen vermag, sehen wir an dem Beispiele des Sir James Brooke, welcher es dahin brachte, in den indischen Meeren eine so bedeutende Rolle zu spielen, daß die englische Regierung ihm auf der Insel Borneo eine amtliche Stellung gab. Da wurde die Anklage gegen ihn erhoben, daß er diese seine Stellung mißbraucht habe; sein Benehmen ward Gegenstand einer parlamentarischen Untersuchung, welche Lord Palmerston in der Sitzung vom 10. Juli 1851 zu Brooke's Gunsten mit der Erklärung schloß: Er sei überzeugt, daß Sir James Brooke in Folge des Votums, welches das Haus abzugeben im Begriffe stehe, fortfahren werde, sich der Achtung seiner Mitbürger zu erfreuen, als ein Mann, der über schwere Unbill erhaben, dem verderblichen Einflusse fremder Himmelsstriche und den Gefahren unbekannter Länder Trotz bietend, mehr als viele Andere für die Handelsinteressen seines Landes gethan und für die Verbreitung des Lichtes der Civilisation in solchen Gegenden, welche bis zu seinem Erscheinen in der Finsterniß der Barbarei versunken waren.

Dieser Zwischenfall, welchen ich auf der Bahn des ersten Staatssecretärs für die auswärtigen Angelegenheiten auflese, liefert einen Beleg mehr für die Sorgfalt, mit welcher Lord Palmerston alle vereinzelten Bestrebungen der Engländer mit dem von ihm befolgten politischen Systeme in Verbindung zu setzen sucht. Zu seiner constitutionellen Propaganda gesellt er noch den diplomatischen Schutz, welchen er allen wie immer gearteten Interessen und Unternehmungen der Engländer angedeihen läßt.

Wir wüßten dem, was in beiden englischen Parlamentshäusern mit so großer Beredsamkeit vorgetragen worden, nichts weiter beizufügen, um zu beweisen, wie sehr dieser Schutz zuweilen die Gränzen des öffentlichen Rechtes überschreitet. Das Parlament hat jenen Römerstolz (civis romanus sum), welchen der edle Lord jedem Engländer beibringen wollte, nach Gebühr abgefertigt. Ein Fremder hat übrigens nicht das Recht, eine Sprache zu führen, wie ein Engländer, und den Gefühlen eines andern Volkes Gränzen vorzuzeichnen. Es kann daher nicht in meiner Absicht liegen, Lord Palmerston anzugreifen, wie Lord Stanley, Gladstone und seine anderen Widersacher es gethan. Nicht mit dem was England denkt, sondern mit dem was Lord Palmerston thut, haben wir ein Recht, uns zu beschäftigen.

Uebrigens bleibt nach dem Votum, wodurch die berühmte Discussion aus Anlaß der griechischen Angelegenheit geschlossen, und die von Seiner Herrlichkeit dem ersten Staatssecretär bei dieser Gelegenheit eingehaltene Politik gebilligt worden, die Frage factisch unverändert. Wir hätten ihr zahlreiche Rechtsgründe entgegen zu stellen. Auch erwähnen wir diesen Zwischenfall mit Herrn Pacifico nur deshalb, weil das Votum des Parlaments dieser Frage neue Wichtigkeit verliehen hat.

Der Rechtspunct läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen. Niemand, der sich in einem fremden Lande niedergelassen, kann sich während seines dortigen Aufenthaltes von den Gesetzen

dieses Landes befreien. Begeht ein solches Individuum daselbst ein Verbrechen, so kann es nur durch die Tribunale jenes Landes abgeurtheilt werden. Die Capitalien, welche ein solcher Ausländer in Unternehmungen anlegt, welche sich an den Boden des fremden Landes knüpfen, können von den Landesgesetzen nicht unabhängig sein. Etwas anderes beanspruchen, hieße die civilisirten Länder mit denjenigen in gleiche Linie stellen, welche noch keinen der Grundsätze der Gesetzgebung und des Rechtes der Civilisation angenommen haben, und mit welchen die europäischen Regierungen Capitulationen zu Gunsten ihrer Nationalen abgeschlossen haben.

Aber lassen wir diese Rechtsfrage bei Seite, welche schon von denen vertreten werden wird, die dazu berufen sind. Ich will bloß darthun, wie der despotische Charakter, dessen Unzertrennlichkeit vom Gelde ich nachgewiesen zu haben glaube, nothwendiger Weise auch auf eine Politik übergehen muß, welche die vereinzelten Handelsinteressen zur vorzüglichsten Grundlage ihrer Thätigkeit nimmt; eine Politik, welche gewillt ist, jeden englischen Kaufmann aller Orten als einen Repräsentanten der handeltreibenden City zu unterstützen, und ihm dasselbe Gewicht beizulegen, welches jedes Land darauf legen muß, daß die Rechte und die Ehrenvorzüge seines diplomatischen Repräsentanten respectirt werden.

Wäre an einen Frieden in der Welt zu denken, wenn alle Minister der auswärtigen Angelegenheiten an jede Handelssache, und somit an die Person jedes Kaufmannes, die Ehre, die Würde und die Rechte ihres Landes knüpfen wollten? Schutz ist man dem Handel allerdings schuldig, und ihm diesen zu gewähren, Pflicht des Staates; aber der Staat darf und soll dies nur innerhalb der Gränzen des Völkerrechts thun.

Die griechische Frage, welche man nach dem Herrn Pacifico nennen muß, weil dieser erkoren wurde, um sie in Anregung zu bringen, hat Lord Palmerston Gelegenheit zu einer Darlegung seines Systems gegeben. Wir werden also ihn selbst sprechen

lassen und ihm keinen einzigen Gedanken, keine einzige Absicht unterschieben.

Lord Palmerston hat sich auf die Anklagen seiner Gegner vor dem Parlamente vertheidigen müssen. Seine Rechtfertigung muß in zweifacher Beziehung in Betracht gezogen werden: vom Standpuncte des Advocaten, welcher eine Rechtssache vertheidigt, und vom Standpuncte des Staatsmannes, der ein politisches System vertritt. Ungeachtet der gewandten Vertheidigung wurde der Advocat nur durch den Minister gerettet. Die Rechtssache wurde jedenfalls getadelt, als unwürdig der Bestimmung, zur Proclamirung der Rechte, der Würde und der Freiheiten englischer Bürger im Auslande zu dienen; aber das politische System, welches der Minister darlegte, wurde durch die Abstimmung des Parlaments gebilligt. Einen Monat darnach, im Juli 1850, veranstaltete der Reformclubb zu Ehren Lord Palmerston's ein großes Bankett, um seinen persönlichen Triumph und den Sieg seines Systems zu feiern. Lord Palmerston benützte diese populäre Ovation, um wieder einmal die Grundlagen seines Systems darzustellen. Dieser Umstand verleiht seiner Tischrede einen eben so officiellen und eben so feierlichen Charakter, als eine vor den Geschwornen abgegebene Erklärung nur irgend haben könnte.

Diese Rede ist um so wichtiger, als sie nicht obligat war, wie seine Rede vor dem Parlamente es gewesen. Sie war der freiwillige Ausdruck seines Grundgedankens, welchen er unter dieser freieren, selbständigeren und den Engländern mehr zusagenden Form an den Tag legen wollte. Man muß sie also als die positivste Versicherung ansehen, daß Lord Palmerston in seiner früheren constitutionellen Propaganda mit eben so großem, wo nicht mit noch größerem Eifer fortfahren werde, als je zuvor.

Wir müssen daher diese Rede, wie die englischen Journale sie gebracht haben, um so mehr hier anführen, da sie bereits einen

historischen Werth erlangt hat, und auch für die Zukunft bedeutungsschwer ist.

„Meine Herren! Sie sind heute hier versammelt, nicht bloß um einem Einzelnen die Gefühle Ihrer Freundschaft zu bezeigen, sondern, wie ich glaube, auch darum, um durch diese öffentliche Demonstration die großen leitenden Grundsätze einer allgemeinen Politik in Erinnerung zu bringen. Ich glaube mich dadurch zu dem Schlusse berechtigt, daß die politischen Principien, von welchen die Regierung geleitet worden, deren Mitglied zu sein ich die Ehre habe, und daß die Führung der auswärtigen Angelegenheiten dieses Landes, im Allgemeinen und ihrem allgemeinen Inhalte nach genommen, von der Art waren, um Ihren Beifall zu verdienen. Wenige Worte reichen hin, um diese Politik zu erklären. Die Ansichten, welche die Politik der Regierung Ihrer Majestät in ihren Beziehungen zum Auslande geleitet haben, waren die Interessen Englands, Interessen, welche die Wohlfahrt dieses Landes zum Ausgangspuncte haben, und in ihrer Entwicklung die Wohlfahrt aller anderen Länder umfassen. In Bezug auf dieses Land brauche ich nicht erst zu sagen, daß diejenigen, welche mit den auswärtigen Angelegenheiten betraut sind, es sich zum Hauptzwecke gesetzt haben, seine Ehre, seine Würde und seine Rechte unverletzt aufrecht zu erhalten. Es ist also ihre Pflicht, unsere Mitbürger zu schützen, in welchem Lande immer diese sich befinden mögen. — Meine Herren! Wir sind wesentlich ein reisendes, forschendes und Handel treibendes Volk. Es gibt keinen Theil des großen Oceans, welcher einen so großen Theil des Erdballs bedeckt, der nicht unsere Schiffe und unsere Waaren trüge. Es gibt kein Land, ob nahe oder fern, ob wild oder civilisirt, in welchem man nicht Engländer anträfe, die sich daselbst entweder aus Gesundheitsrücksichten, oder zum Vergnügen aufhalten, oder zum Behufe wissenschaftlicher Untersuchungen, oder in Handelsangelegenheiten, oder mit dem

erhabeneren Berufe, in jenen Gegenden der Finsterniß das Licht unseres christlichen Glaubens zu verbreiten."

„Ich behaupte, meine Herren! daß unsere Mitbürger, wer sie immer sein mögen, berechtigt sind, zu denken und zu wissen, daß sie unter dem wachsamen Schutze ihres Landes stehen, und daß Englands Arm sie vor Schaden zu bewahren wissen, oder falls ihnen Schaden zugefügt worden sein sollte, stark genug sein werde, um Ersatz dafür zu erhalten."

„Ich habe gesagt, meine Herren! daß Englands Interessen nicht bloß in unseren eigenen Angelegenheiten liegen, sondern auch im Wohlergehen aller übrigen Nationen. Die Zeiten sind vorbei, wenigstens für dieses Land vorbei, wo die Menschen dachten, und die Völker sich einbildeten, daß ihre Wohlfahrt nur durch das Mißgeschick der anderen befördert werden könne. Wir sind stolz auf unsere Wohlfahrt, auf unser Glück und auf unsere eigene Freiheit, aber wir wünschen nicht das Monopol dieser Wohlthaten zu besitzen. Wir denken im Gegentheile, daß es Pflicht der Regierung sei, so viel es uns möglich ist, den anderen Nationen behilflich zu sein, unserem Beispiele zu folgen, und sie in ihren Bestrebungen aufzumuntern, um eine der unserigen ähnliche Stellung zu erlangen. (Bei diesen Worten erhob sich die Gesellschaft in Masse, um dem edlen Lord mehrere Minuten lang Beifall zu klatschen.) Ich will nicht sagen, wie diejenigen, welche unserer Politik entgegen zu arbeiten sich bestreben, es fälschlich behauptet haben, daß wir gesonnen seien, gleich anderen fahrenden Rittern in die Welt zu ziehen, um anderen Ländern Institutionen aufzudringen, daselbst Unzufriedenheit zu erregen, und sie zum Aufstande zu ermuntern. Zu dergleichen Dingen ist Englands Regierung nicht verpflichtet. Aber wenn wir sehen, wie die Nationen sich ihren Regierungen anzuschließen streben, um ihre Institutionen zu verbessern; wenn wir sehen, wie die Völker im Gefühle der Uebel, welche sie zu erdulden haben, sich in vernünftiger, ruhiger und gemessener Weise

bestreben, ihr Loos zu verbessern: dann behaupte ich, daß sie zum mindesten unsere Sympathie verdienen; und wenn andere Mächte, welche durch ihre Anschauungen anders gestimmt sind, zu interveniren suchen sollten, um die Entwicklung der Freiheit zu verhindern, dann bin ich überzeugt, wird Englands Regierung stets vom englischen Volke gehalten und unterstützt werden, wenn wir unser Gewicht in die Wagschale werfen wollen, und sie wird sicherlich sich beeilen, dieß zu thun, um das Gleichgewicht herzustellen."

„Ich bin überzeugt, daß dies oft zu geschehen vermag, ohne die Aufrechthaltung des Friedens zu gefährden. Glauben Sie ja nicht, daß wir den Werth und die Wichtigkeit des Friedens weniger lebhaft fühlen, als irgend ein Mann dieses Landes. Glauben Sie ja nicht, daß wir leichtsinnig über die Drangsale des Krieges hinausgehen und über die Unterbrechungen jedes socialen, politischen und commerciellen Fortschrittes, welchen der Krieg mit sich bringt. Glauben Sie ja nicht, daß wir den überwiegenden Gründen keine Rechnung tragen, in Folge deren die Regierung eines anderen Landes Anstand nehmen mag, das Volk, mit dessen Geschicken sie betraut ist, ohne absolute Nothwendigkeit in alle Drangsale und alles Elend des Krieges zu verwickeln. Aber eben so wenig möge das Volk dieses Landes sich zu dem Glauben verleiten lassen, daß es von jedem gereizten Worte, welches andere Regierungen sprechen werden, sogleich zum Losschlagen kommen werde. Möge das Volk dieses Landes nicht glauben, daß jede zornige Demonstration, jede diplomatische oder anderweitige Kundgebung von Unzufriedenheit, welche von Seite solcher Regierungen kommen dürfte, deren Absichten und Politik England mit seinen Absichten und seiner Politik etwa entgegengetreten wäre, nothwendigerweise zu Feindseligkeiten zwischen uns und ihnen führen müsse."

„Von dem Wunsche beseelt, wie das Volk dieses Landes es ist, den Frieden zu erhalten und den Krieg zu vermeiden (und zu seiner Ehre sei es gesagt, ich glaube nicht, daß es darin irgend einem

andern Volke nachstehe), mögen Sie überzeugt sein, daß kein anderes Volk, und zwar dieß aus dem triftigsten Grunde, mehr Last hat mit England Krieg zu führen, als England selbst Lust hätte, ein anderes Volk zu bekriegen. — Meine Herren! das Bewußtsein unserer eigenen Kraft, das Gefühl der nationalen Macht wird weder die englische Regierung noch das englische Volk jemals in die Versuchung führen, etwas Ungerechtes oder Schlechtes zu thun. Aber dieß muß uns wenigstens dahin führen, die Sache der Gerechtigkeit und die Ehre zu behaupten, und fordert uns auf, nicht so leicht Befürchtungen nachzugeben, welche auf keiner reellen Grundlage beruhen. Meine Herren! ich fühle es, daß wir stolz und mit Recht stolz sein dürfen auf das Land, in welchem wir das Glück haben geboren zu sein. Es scheint mir, daß, wenn die brittische Nation von der Vorsehung bestimmt worden ist, einen thätigen und ehrenvollen Antheil an der Beförderung der Civilisation der Welt zu nehmen, daß, sage ich, von diesem Bienenkorbe der thätigste und der fleißigste Schwarm ausgeflogen, und daß der letztere es ist, der mit den Werken seiner schöpferischen Industrie die wilden Urwälder Nordamerika's bedeckt."

„Es gibt kein, wenn gleich noch so fernes Land, in welchem nicht Engländer die Künste der Civilisation und die Segnungen des Christenthums eingeführt hätten, und noch beständig einführen. Und hier, in dem Lande wo wir zu Hause sind, dürfen wir stolz sein bei dem Gedanken, daß wir allen civilisirten Nationen des Erdballs das Beispiel innerer Organisation und einer systematisch fortschreitenden Verbesserung geben, gleichwie auch einen praktischen Beweis unserer Ueberzeugung, daß wir, indem wir alte Institutionen ausbessern und verbessern, weit entfernt sie umzustürzen und zu vernichten, denselben neue Kraft verleihen. Ich sage, daß dieses Land den civilisirten Nationen der Erde ein Beispiel darbietet, das würdig ist, von den fähigsten Staatsmännern nachgeahmt, würdig ist, von den weisesten Philosophen bewundert zu werden."

Wie man aus dem Inhalte dieser Rede sieht, läßt sich Lord Palmerston durch nichts aufhalten. Die zahlreichen Dramen, welche auf verschiedenen Puncten Europa's seit 1848 abgespielt worden, ändern nichts an seinen Beschlüssen. Wenn ich mir erlaube, derlei Ereignisse als „dramatische Vorstellungen" zu bezeichnen, so geschieht dies, weil man in der That den Schauplatz vorgerichtet, und Schauspieler ausgewählt und engagirt hat, weil man die Rollen vertheilt und einstudirt und Comparsen eingeübt hat, um die Scene zu besetzen und die Haupthandlung vorzubereiten. Ob diejenigen, welche derlei Aufstände in Schutz nehmen und leiten, es redlich oder unehrlich meinen, gilt uns ganz gleich, sobald die Resultate dieselben bleiben. Wo wir nicht zu bekehren hoffen dürfen, dort müssen wir bekämpfen. Die einzige nützliche Waffe, welche uns bleibt, besteht darin, daß wir dem Manne, welcher so viele Aufstände durch seine Billigung ermuntert, beweisen, daß er das Ziel, welches er sich vorsetzt, unmöglich erreichen wird. Das Unternehmen ist so riesenhaft, daß man kaum zu begreifen vermag, wie ein Staatsmann den lächerlichen Dünkel haben kann, es zu proclamiren. Denn es handelt sich um den gesammten Erdball. Sagt er nicht: „Es gibt keinen Theil des großen Oceans, welcher einen so großen Theil des Erdballs bedeckt, der nicht unsere Schiffe und unsere Waaren trüge. Es gibt kein Land, ob nah oder fern, ob wild oder civilisirt, wo man nicht Engländer anträfe" ꝛc. ꝛc. Und als Kaufleute, als Gesetzgeber, als Missionäre durchziehen sie alle Winkel der Erde.

Ich begreife die Thatsache. Ich ehre die Männer von Muth und Unternehmungsgeist, so lange das Unternehmen ein persönliches und individuelles bleibt. Aber ich begreife nicht, wie man sich getrauen mag, es zur Höhe einer Sendung der Vorsehung zu erheben. Ich begreife nicht, wie ein Mann, welcher Angesichts der Intelligenz des Universums ein bloßes Atom von Vernunft besitzt, er, dessen Leben eine bloße Eintagsexistenz ist, die ganze Erde und

die Gesammtmenschheit in seinen Combinationen zu umfassen wagt. Ich begreife nicht, wie er alle Völker auf die phantastische Leiter der Civilisation steigen machen will, welche er sich angefertigt hat. Das heißt doch, alle Lehren der Vergangenheit unberücksichtigt lassen. Das heißt doch, sich keine Rechenschaft darüber geben, warum so viele Völker zu Grunde gegangen sind. Allein die Ruinen vermögen ihm keine Lehre zu ertheilen; sein Geist beschäftigt sich furchtlos mit der Zukunft. Andere Männer mögen sich allerdings geirrt haben, aber sein Werk wird dauerhaft sein, denn er irrt sich nicht. Sein Name wird groß sein, denn Millionen von Menschen werden aufeinanderfolgen, um ohne Unterlaß Zeugniß für ihn abzulegen. Er hat alle Bedingungen der Gerechtigkeit, der Größe, des Reichthums, der Kraft und der Dauer gefunden. Die Welt wird von seinem Lichte erhellt werden. Eine Constitution, ein Parlament, zwei Kammern, zwei Tribunen sind für sein großes Werk genug. Diese Verkündigung von Wahrheiten ist um so sublimer, als ihre Form einfach ist.

Und dennoch, was geht vor Englands Thüre vor? Findet man darin einen Beweis jener Untrüglichkeit, welche als unterscheidendes Merkmal demjenigen innewohnen müßte, der sich zum Gesetzgeber der Welt aufwerfen will?

Die letzte Volkszählung in Irland hat dargethan, daß seit 10 Jahren 450,000 Familien ihr Vaterland verlassen haben oder ihm entrissen worden sind. Ich führe dieses Resultat bloß an, ohne nach irgend einer der Ursachen zu forschen, welche es herbeigeführt haben; denn es kann nicht in meiner Absicht liegen, das Benehmen englischer Staatsmänner in einer England betreffenden Frage zu untersuchen. Sie mögen Irland regieren, wie es ihnen gut dünkt, ohne daß Jemand das Recht hätte, sich darein zu mengen; aber Jedermann bleibt berechtigt, in seinem eigenen Interesse die Thatsachen den Rathschlägen gegenüber zu stellen. So wie das englische Parlament sein blaues Buch besitzt, in welchem

die verstümmelten Actenstücke seiner Diplomatie geordnet sind, so besitzt auch die Geschichte das ihrige, aber vollständig, ohne Auslassung oder Verfälschung, und in diesem Buche sind alle Thaten verzeichnet und alle Männer, welche sie vollführt haben, und jedem bleibt sein Antheil am Guten und Bösen, am wohlthätigen oder schädlichen Einflusse, an Lüge und Wahrheit. Suum cuique.

Die Geschichte hat ein Recht, zu untersuchen, ob in dem Antheile, welchen England an den Ereignissen genommen hat, mehr Genie als Tugend, mehr Ehrgeiz als Weisheit liegt; ob bei dem Ausmaße der Interessen die Wage immer die der Gerechtigkeit gewesen; und wenn die Geschichte dieses Recht zur Untersuchung bloß der Nachwelt verleihen sollte, so gibt doch Lord Palmerston's offen erklärte Anmaßung, im Namen Englands Gesetzgeber der Welt und souverainer Schiedsrichter zwischen den Völkern und den Regierungen zu werden, diese Anmaßung, sagen wir, allen seinen Zeitgenossen das Recht, ihm zu erklären, daß es keinen Menschen auf Erden gibt, der genug Wissen, Weisheit und Befähigung in sich vereinigte, um eine solche Sendung nicht etwa zu vollführen, sondern um nur wagen zu dürfen sie zu unternehmen und zu proclamiren.

Der Eifer, mit welchem ich mich dagegen auflehne, rührt keineswegs von jener kleinlichen Opposition her, welche man in der Diplomatie gegen einen politischen Gegner zuweilen macht. Sie würde überdies unzureichend sein einem Manne gegenüber, dessen Combinationen ungleich großartiger sind, als die einer gewöhnlichen Diplomatie. Für ihn sind die Geschäfte, einzeln genommen, bloße Mittel, um ein umfassenderes System zu verwirklichen; und wie man aus Lord Palmerston's eigener Darstellung desselben ersieht, hat dieses System keine Gränzen.

Sollte es keinen andern Fehler haben, als zu groß, zu erhaben, zu schwer ausführbar zu sein? Oder aber wäre es ein Irrthum?

Die Gefahr eines Irrthums von so colossalem Maßstabe würde alsdann die ganze Welt auf einmal bedrohen. Weil ich aber eben die Ueberzeugung hege, daß dieses System ein Irrthum ist, erkläre ich mich als den entschiedensten Widersacher desselben.

In England ist eine Art gelegenheitlicher Incarnation vor sich gegangen. Lord Palmerston ist das Wort, England das Fleisch derselben. Das Wort hat keine andere Gewalt als jene, welche ihm der Leib verleiht; und mißbraucht er nicht diesen Leib, um sich das Vergnügen zu gönnen, erhabener zu sein? Wenn nun das System ein Irrthum ist, wird dieser Mißbrauch der Kraft, nachdem er alle Interessen durchwühlt, nicht zuletzt auch Englands eigene Interessen zu Grunde richten? Ich stelle daher die nachfolgenden Bemerkungen eben sowohl den Engländern als den Völkern des Continents zur Erwägung anheim.

Es ist besser, sich unbedenklich auf den höchsten Punct dieser Position zu stellen; sie wird sich alsdann deutlicher darstellen, als wenn ich den Beobachter nach einander bei allen Nebengründen aufhalten wollte, um ihn mühsam zum Gipfel zu führen. Wir werden diese verschiedenen Gründe beim Herabsteigen untersuchen. Lord Palmerston hat eine Weltfrage gestellt; ich muß sie daher an der Spitze anfassen, weil ich ihr gegenüber stehe.

Mit schwer beunruhigtem Gemüthe denke ich an die Zukunft Europa's. Ich schreibe ohne Zorn und ohne Arglist, ohne Galle und ohne Bitterkeit. Dafür ist der Gegenstand zu erhaben. Ich habe nicht den engherzigen Patriotismus einer politischen Gränze, aber ich habe den Patriotismus eines Europäers. Ich bin kein Weltbürger und will es nicht sein. Ich komme mir zu klein vor, die Welt ist zu groß. Ich liebe Europa als unser Aller gemeinschaftliche Wiege, als das Centrum unserer Civilisation, als den Brennpunct jenes Lichtes, welches alle Gegenden des Erdballs durchdringt. Wenn ich Europäer bleiben will, so geschieht es darum, weil ich wünsche, daß dieser Herd des Lichts nicht erlöschen

möge. Denn wenn er erlösche, würde das in der Welt zerstreute Licht intensiv genug sein, um seine ursprüngliche Helle beizubehalten? Das bezweifle ich. Mit schmerzlichem Bedauern sehe ich daher, wie Europa, in Folge der Eifersucht seiner Völker, bereits einen Theil seiner früheren erhabenen Stellung eingebüßt hat. Es wäre eine traurige Geschichte, wollten wir den Verlauf dieser Rivalität erzählen.

Man begreift die Kämpfe, zu welchen die ersten Kolonial-Niederlassungen Anlaß gegeben haben. Sie fielen in eine Epoche, wo Europa, weniger aufgeklärt, sich auf seiner eigenen Grundlage noch nicht gehörig festgesetzt hatte.

Mit dem Wachsthume der Besitzungen nahm auch der Kampf zu. Dennoch verlor Europa dabei noch nichts. Die seefahrenden Nationen machten einander alle diese neuen Küstenstriche streitig; Engländer, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Holländer. So groß die Welt damals noch war, sie war für den Ehrgeiz der Menschen doch schon zu klein. Zum Behufe des Friedens sollten sie weiter von einander entfernt sein. Das rege Leben, welches sie einander näher bringt, ist bloß ein Grund mehr zur Feindseligkeit; denn die Leidenschaften, jene Electricität der Seele, entzünden sich durch die Reibung.

Die freien Völker des Alterthums gleichwie jene der Neuzeit waren alle Eroberer, handeltreibende und colonisirende Völker. In der Freiheit liegt ein solches Princip der Aufregung und Bewegung, daß es, um sich nicht selbst aufzureiben, sich zur immerwährend thätigen Expansivkraft gestalten muß, welche die Ueberfülle des Lebens unter verschiedenen Gestalten nach außen trägt. Die freien Staaten, welche auf sich selbst zurückgedrängt waren, sind alle untergegangen, ohne zur Entwicklung gelangt zu sein; diejenigen, welche sich entwickelt hatten, verbluteten an dem Verluste oder an der Emancipation ihrer Colonien.

Die Phönicier, die Karthager waren Kaufleute. Dünn bevölkert, machten sie keine Eroberungen; sie colonisirten bloß die zu ihrem Handel nothwendigen Puncte. Auch die Griechen waren keine eigentlichen Eroberer, aber Colonisten. Sie breiteten sich aus durch ihren Handelsverkehr und durch ihre Civilisation. Die römischen Eroberer waren nur in so weit ein colonisirendes und handeltreibendes Volk, als ihr Eroberungssystem es erforderte. Die Anwendung ihres Systems ist noch heutzutage längs des Rheines und der Donau sichtbar. Diese beiden Ströme bildeten die Gränze ihres Reiches. Die Mehrzahl der Städte, welche man daselbst antrifft, sind römischen Ursprungs; sie liegen am linken Ufer des Rheins und am rechten Ufer der Donau, fast sämmtlich der Mündung der aus dem Inneren Deutschlands kommenden Flüsse gegenüber. Die Städte waren strategische Puncte; die Flüsse dienten gleichzeitig als Handels- und Invasionswege. Wir begnügen uns, die wichtigsten zu nennen, als: Köln, Bonn, Koblenz, Mainz, Straßburg, Regensburg, Passau ꝛc.

Fahren wir fort zu untersuchen, was die freien Völker der neueren Zeiten für eine Existenz gehabt haben. Wenn diese Existenz in der Beziehung, um welche es sich hier handelt, jener der freien Völker des Alterthums geglichen hat, wird England, welches die Vergangenheit so fleißig studirt, die Richtigkeit der Anwendung auf die freien Völker der Gegenwart nicht bestreiten können.

Von allen aus dem Mittelalter hervorgegangenen italienischen Republiken sind Genua und Venedig die einzigen, welche eine lange und glänzende historische Existenz gehabt haben. Alle übrigen sind durch die Convulsionen ihrer eigenen Freiheit jämmerlich zu Grunde gegangen.

Friedrich Barbarossa machte dem Bunde der freien lombardischen Städte ein Ende, welche sich nicht gescheut hatten, seiner Macht Trotz zu bieten. Der reichste der Kaufleute ward Gebieter

der drei Republiken Florenz, Siena und Pisa; diese hatten sich durch ihre Spaltungen und durch ihre Eifersucht wechselseitig um die Expansivkraft gebracht, welche sie vor ihrem Wüthen gegen sich selbst geschützt und dadurch ihre Existenz verlängert haben würde.

Genua und Venedig waren erobernde, handeltreibende und colonisirende Staaten. Ihr politischer Verfall war Folge des allmähligen Verfalles ihres Handels, des Verlustes ihrer Eroberungen und der reichen Handelsplätze, welche sie in der Levante gegründet hatten.

Als Venedig seine auswärtigen Niederlassungen verloren hatte, begann es die kleinen benachbarten Staaten des Festlandes zu erobern. Zu gleicher Zeit wußte es seiner Industrie als Ersatz für den verlornen Seehandel neue Landwege zu eröffnen. Die Stadt Venedig allein hatte im sechzehnten Jahrhunderte mit der Lombardei, Toscana und den römischen Staaten einen industriellen Handelsverkehr von jährlich mehr als 10 Millionen Ducaten.

Als die Republik Genua, gleich Venedig und zwar aus ganz gleicher Ursache, nämlich in Folge der Invasion der Türken, alle ihre Besitzungen in der Levante verloren hatte und auf ein zu beschränktes und zu ungünstiges Terrain zurückgedrängt war, überdies vor seiner Thüre einen allzu mächtigen Nachbar hatte, als daß es ihm möglich gewesen wäre, sich auszubreiten, wußte es seinen angehäuften Capitalien die Rührigkeit seiner Freiheit zu verleihen Es schuf die Wissenschaft des Bank- und Creditwesens. Seine innere Geschichte war indessen viel stürmischer bewegt, als die Existenz Venedigs, aber der reiche Gewinn, welchen das genuesische Geld aus der Fremde holte, verschaffte die Mittel, um die Factionen zu beschwichtigen. Jedermann fand dabei seine Rechnung und seinen Vortheil.

Als die Holländer sich von der spanischen Oberherrschaft befreit hatten, machte die politische Freiheit, welche sie mit ihrer Selbstständigkeit errungen, ein colonisirendes und handeltreibendes

Volk aus ihnen. Nichts zeigt besser, als die Geschichte der Niederlande, daß die politische Freiheit die Bedingung ihrer Dauer nur in der Freiheit der Expansion zu finden vermag.

Der Verlust seiner Colonien machte Holland augenblicklich zur Provinz des französischen Kaiserreiches; erst als England ihm seine Colonien zurückgab, gab es ihm auch seine politische Freiheit wieder.

Alle diese Beispiele geben mir unstreitig das Recht, als Axiom aufzustellen: daß jede politische Freiheit, welche verhindert ist, von der ihr innewohnenden Expansivkraft Gebrauch zu machen, zuletzt, während sie sich selbst vernichtet, einen Staat zu Principien führt, welche denjenigen schnurstracks entgegengesetzt sind, die diese Freiheit festzustellen beabsichtigt hatte!

Die Politik, welche England verfolgt, trägt seit Langem den Stämpel des offenbarsten Widerspruchs. In früheren Zeiten war es sich vielleicht dessen noch nicht bewußt, was es Europa Schlimmes vorbereite; es suchte damals lediglich seine Handelsmacht zu heben, indem es der Entwicklung des Seeverkehrs der andern Nationen möglichst viele Hindernisse in den Weg legte; dabei aber überließ es jeder dieser Nationen die Sorge, sich ganz nach Belieben gut oder schlecht zu regieren. Ich werde die Geschichte der Beziehungen Englands zum heutigen Europa nicht in allen den Details erörtern, welche sie zur Unterstützung meiner Behauptung darbieten würde. Ich werde mich auf Oesterreich und auf eine einzige Epoche seiner Geschichte beschränken, auf die Regierung Kaiser Karl des Sechsten. Ganz gewiß konnte Oesterreich damals weder als Seemacht noch als Handelsstaat England irgend eine Besorgniß einflößen, und dennoch forderte England von Karl VI. die Auflösung der indischen Compagnie, welche er zu Ostende gegründet hatte. Der Barrierenvertrag mit Holland fand an England stets eine Stütze. Zweck dieses Tractates war, den Hafen

von Antwerpen zu sperren, das gleichzeitig als Küstenfestung und als Stapelplatz des Seehandels annullirt wurde.

Ein Jahrhundert später sehen wir England wieder dieselbe Politik verfolgen. Belgien und die ihm zunächstliegenden deutschen Gebiete sind heutzutage, wie ehedem genöthigt, auf die volle Freiheit in der Benützung dieses Hafens zu verzichten.

Karl VI. wollte in Triest ebenfalls eine orientalische Compagnie gründen, er wurde durch dieselben Ursachen genöthigt, dieses Vorhaben aufzugeben.

Ermüdet in Folge des langwierigen spanischen Successionskrieges hatte er weder mehr die Kraft noch den Willen, sich mit England, welches aufgehört hatte, sein Verbündeter zu sein, in einen neuen Kampf einzulassen; er gab also nach.

Die Geschichte der Gegenwart ist so reichhaltig an positiven Thatsachen mit ihren Folgen, daß ich nicht nothwendig habe, zu Hypothesen zu greifen, um Belege für meine Behauptung zu finden. Es wäre also überflüssig, auszuführen, welchen Einfluß der Hafen von Antwerpen als freier Absatzweg lebhafter Handelsverbindungen auf Belgien, auf alle Länder am linken Rheinufer, und in Folge der vermittelnden Thätigkeit dieser letzteren auf Central-Deutschland ausgeübt hätte. Wohl Niemand dürfte die Wichtigkeit und Ersprießlichkeit dieses Einflusses bestreiten.

Dies möge genügen. Aber dieser Maßstab ist zu klein; nehmen wir den Maßstab des heutigen Englands an. Lord Palmerston hat ihn uns selbst gegeben, wir wollen ihn also auch benutzen.

Damals, als England sich darauf beschränkte, der Handelsthätigkeit entweder im Wege des Kriegs oder durch Friedens- und Handelstractate hinderlich zu sein, war es durch die Ereignisse, welche von der ersten französischen Revolution datiren, noch nicht verleitet worden, einen directen Einfluß auf die sociale Organisation fremder Staaten zu nehmen.

Heutzutage werden alle diese Staaten durch Englands zu einem mächtigen politischen Systeme erwachsene Thätigkeit zur Freiheit berufen, während alle Expansionswege für diese Freiheit mehr als je verschlossen sind.

Da der eben bezeichnete Widerspruch die gefährlichste von jenen Ursachen ist, welche Europa aufwühlen, so glaube ich ihn in den bestimmtesten Ausdrücken formuliren zu müssen.

Wenn England fortfahren will, sich der Entwicklung der Seekräfte und des Seeverkehrs von Europa zu widersetzen, so muß es, um ehrlich zu sein, aufhören, Europa durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Annahme der freiesten Regierungsformen anzueifern; denn widrigenfalls bekommt Europa, wie wir es leider erlebt haben, bloß die Convulsionen der Freiheit, ohne irgend einen ihrer Vortheile. — Wenn dagegen England, in Folge einer Berechnung, welche ich nicht zu erklären vermag, weil ich sie nicht begreifen kann, nicht aufhören will, alle Völker zur Freiheit zu berufen; dann muß es der Bewegung, welche diese Freiheit nothwendigerweise erzeugt, alle Wege öffnen.

Kommen wir zur Sache, denn es handelt sich um eine Zukunft, vor der sich Jedermann fürchtet. Die trüben Ahnungen, welche mein Gemüth verdüstern, werden von so vielen Andern getheilt, daß ich sie aussprechen darf, ohne den Vorwurf der Uebertreibung befürchten zu müssen; aber um mit meiner Meinung hinsichtlich dessen, was ich für die Hauptursache des Uebels halte, nicht allein zu stehen, muß ich diese meine Meinung näher begründen.

Gibt es einen Engländer, welcher sich zu behaupten getrauen würde, daß England für sich allein und ohne die Mitwirkung irgend eines andern Volkes, alle Niederlassungen, welche Europa in allen Theilen der Welt gegründet hat, erobern und gründen hätte können? Diese Niederlassungen waren ein Gemeingut. Was ist daraus geworden und was wird noch daraus werden? Un-

möglich kann ein einziges Volk derselben Herr bleiben; dies beanspruchen, wäre Thorheit. Auch England beansprucht es nicht, aber es will nicht, daß andere Europäer das besitzen sollen, was es selbst nicht besitzen kann.

Zur Zeit der ersten Niederlassungen hatte England nur den geringsten Theil daran; es wußte sich bloß eines Theiles des amerikanischen Continents zu bemächtigen, welcher seinen Küsten am nächsten lag, und selbst darein theilte es sich mit Frankreich, welches Canada besaß.

Hat England im Momente der Losreißung der vereinigten Staaten dort Niederlassungen zurückgelassen, welche mit jenen der Spanier und der Portugiesen in Südamerika den Vergleich aushalten würden, Städte, gleich Mexico, Veracruz, Buenos-Ayres, Montevideo, Rio-Janeiro, Lima 2c.? Lassen sich die englischen Inseln mit dem damaligen Zustande Cuba's und St. Domingo's in Vergleich setzen? England besaß damals nur erst unbedeutende Comptoire in den ostindischen Gewässern; die Portugiesen, die Spanier und die Holländer herrschten daselbst ausschließlich.

Der Verfall, welcher Europa bedroht, wird von der Emancipation der Colonien datiren. Dieses Ereigniß ist seiner Natur nach unvermeidlich. Denn eine Colonie muß gedeihen, wenn sie Bestand haben soll, und ihr Gedeihen führt sie nothwendig zur Emancipation. Aber die Colonialmächte haben durch ihre Eifersucht den natürlichen Augenblick derselben noch überstürzt. Frankreich und Spanien hatten sich verbündet zu Gunsten des Aufstandes der englischen Colonien, aus welchen die vereinigten Staaten von Nordamerika geworden sind. Frankreich wollte sich dadurch für den Verlust von Canada rächen, welches England ihm vorher entrissen hatte. Dafür benutzte England, von ähnlichem Geiste beseelt, den Anlaß von Napoleons Invasion in Spanien und Portugal, um das Band zu zerreißen, welches Südamerika an Europa knüpfte.

Dieser Abfall trug ursprünglich die Farbe monarchischer Treue. Die amerikanischen Spanier wollten nicht unter dem Mutterlande stehen, welches ein Fremder unter Vertreibung des regierenden Hauses an sich gerissen. Aber gar bald veränderte sich diese Farbe in eine ausschließend amerikanische, gleich wie die portugiesischen Emigranten, welche dem Hause Braganza nach Brasilien gefolgt waren, alsbald Brasilianer wurden.

Die englische Diplomatie schuf das Kaiserthum Brasilien, wodurch Portugal in den Zustand verfiel, in welchem es seither sich befindet.

Die spanischen Besitzungen waren zu ausgedehnt, zu weit auseinandergelegen und unter einander zu verschieden, als daß sie hätten anders als durch Gewalt und durch den Zauber einer fremden Herrschaft zusammengehalten werden können. Von dem Augenblicke an, wo sowohl diese Gewalt als dieser Zauber zu schwinden begannen, mußten sie in territoriale Bruchstücke zerfallen, deren jedes sich regierte, so gut es eben anging.

Niemand kann verkennen, was in den Niederlassungen, welche die Spanier nach der Eroberung Amerika's daselbst gründeten, Großes gelegen hatte. Aber Spanien wurde durch den Verfall seiner politischen Macht in Europa des schöpferischen Genius beraubt, welcher sich in seinen ersten Werken so glänzend offenbarte, es ließ seine fernen Besitzungen dahinsiechen so wie es selbst dahinsiechte.

Das Leben der englischen Colonien entwickelte sich in einer der spanischen gerade entgegengesetzten Richtung. In dem Maße als Englands Kräfte in Europa zunahmen, erweiterte sich auch sein Colonialsystem. Aber es hatte gar bald eine vollständige Revolution zu bestehen. Dieser Gegenstand ist so umfassend, daß ich hier so zu sagen nur das Inhaltsverzeichniß desselben geben kann.

Wenig Jahre nach der Lostrennung der vereinigten Staaten kam für Europa die Epoche der Revolutionen und der Kriege.

Europa und England zogen sich in sich selbst zurück. Diesem Getümmel fern stehend, wuchs das junge Amerika im Stillen heran. Der Seekrieg bot seiner neutralen Flagge mit Leichtigkeit die Mittel dar, sich durch den Handel zu bereichern.

Nachdem England während der ersten Kriegsjahre die französische, die spanische, die holländische und die portugiesische Seemacht vernichtet hatte, machte es so zu sagen eine Schwenkung in seiner Colonial-Politik. Es verlor seine Zeit nicht damit, das Jugendalter der neuen vereinigten Staaten von Nordamerika zu beunruhigen, sondern richtete seine ganze Aufmerksamkeit und alle seine Kräfte auf Ostindien, wo es eine leichte und reiche Beute gab.

Es vertrieb die Franzosen aus der indischen Halbinsel und arbeitete unausgesetzt daran, dort sein indo-brittisches Reich zu gründen.

Es bemächtigte sich aller holländischen Colonien und behielt für sich das Cap der guten Hoffnung und die Insel Ceylon, welche ihrer Nähe wegen, vom indischen Continente unzertrennlich war.

Bei dem allgemeinen Frieden gab es Holland alle seine übrigen Colonien wieder zurück.

England bemächtigte sich unermeßlicher Länder in Australien. In Folge einer weisen Berechnung der Zukunft legt es Gewicht darauf, diese neuen Besitzungen zu bevölkern, zu cultiviren und zu civilisiren.

In diesem Theile der indischen Gewässer liegt heutzutage die Kraft der Zukunft und der Colonial-Reichthum Englands. Der allgemeine europäische Friede war im Jahre 1814 kaum abgeschlossen worden, so wollte England noch einmal mit den vereinigten Staaten von Nordamerika abrechnen. Aber nachdem es sich einiger

Puncte bemächtigt, einige Niederlassungen zerstört und in Brand gesteckt hatte, sah es alsbald ein, daß dieser neue Staat schon zu kräftig constituirt, durch seine Bevölkerung und durch sein Geld bereits zu mächtig war, als daß es hartnäckig auf der Forsetzung eines Krieges hätie bestehen sollen, dessen Operations-Basis zu entlegen war.

England schloß Frieden und lud die Regierung der vereinigten Staaten ein, Bevollmächtigte nach Europa zu senden, um daselbst einverständlich einige Puncte zu schlichten, welche noch seit der Lostrennung her streitig waren.

Diese Bevollmächtigten traten mit den englischen Unterhändlern in Gent zu einem Congresse zusammen. Diese seitdem so stolz gewordenen Republikaner willigten damals darein, sich dem Schiedsspruche des Königs der Niederlande zu unterwerfen.

Um den Weg zu ermessen, welchen beide Theile seitdem zurückgelegt haben, wird es genügen, zu bemerken, daß England es war, welches vor nicht gar langer Zeit einen Bevollmächtigten nach Washington schickte, um sich daselbst über mehrere Grundstreitigkeiten und Anstände wegen des Territorial-Besitzes zu verständigen. Indem die Königin von England ihrem Unterhändler die Pairswürde verlieh, wollte sie ihre Zufriedenheit über die friedliche Beilegung dieser Streitsache an den Tag legen.

Und dennoch hatten die vereinigten Staaten sich erst kurz vorher Texas einverleibt, jenes so fruchtbare Küstenland des Golfs von Mexico, welches für die Zukunft so reichen Ertrag verspricht. Sie hatten sich die ungeheuren Gebiete des Oregon angeeignet, über welche sie sich einen Weg nach dem stillen Ocean bahnen wollten. Aber ihr Krieg mit Mexico führte sie auf einem kürzeren Wege dahin. Sie eroberten Neu-Mexico (Santa Fé) mit bewaffneter Hand, und erhielten es von der mexicanischen Regierung abgetreten als Preis für die Räumung ihres alten Gebietes und ihrer Hauptstadt. Endlich haben sie sich soeben Californiens bemäch-

tigt. Die unerwartete Reichhaltigkeit der Minen jener Gegend ist noch der geringste von den Vortheilen dieser Erwerbung.

Die amerikanische Flagge denkt bereits an die Oberherrschaft über die indischen und chinesischen Meere, und, gleichsam als wollten sie ihnen den Weg dazu erleichtern, scheinen die Sandwichsinseln, jene Zwischenstation, sich um das Protectorat der vereinigten Staaten zu bewerben.

Und das englische Cabinet, welches so viel Lärmens gemacht hat wegen einiger Cantaren Schwefel in Sicilien, wegen einem paar tausend Drachmen in Athen, wegen einiger Handels- und Zollfreiheiten in Spanien und Portugal, hat nicht ein einziges Wort gesprochen über Ereignisse von so bedeutungsschwerer Zukunft. Die englische Presse, die sich mit den kleinen Angelegenheiten des europäischen Festlandes so eifrig beschäftiget, sie, welche ihre eigene Regierung, noch mehr aber die fremden Regierungen überwacht und so häufig maßlos zurecht weist, hat dazu geschwiegen wie das Cabinet. Ganz England scheint Nordamerika als eine Macht anzuerkennen, mit welcher es sich nicht mehr anzubinden getraut. Amerika ist für England keine Frage der Suprematie mehr, ja es erlaubt sich nicht einmal mehr den Ausdruck der Mißstimmung, welche eine geheime Eifersucht ihm verursachen dürfte. Amerika ist nur mehr eine bloße Geldfrage. Die City von London hat eingesehen, daß gute Handelsverbindungen mehr Profit abwerfen, als Streitigkeiten wegen politischen Uebergewichts. Um einen Maßstab für die Wichtigkeit dieser Verbindungen zu gewinnen, betrachte man die vergleichende Uebersicht der Progression jener beiden Städte, welche die End- und Centralpuncte dieser Verbindungen sind. Es dürfte nicht uninteressant sein diese Uebersicht hier zu geben.

Liverpool. Unter Carl dem Zweiten befanden sich im Hafen von Liverpool bloß 15 Schiffe von 2500 Tonnen Gehalt.

Unter der Königin Anna belief sich die Zahl seiner Schiffe auf 170.

Im Jahre 1756 nahmen seine Docks an Gebühren bloß 2200 L. St. ein. Im Jahre 1801 stieg diese Einnahme auf 28,000 L. St., 1850 beliefen sie sich auf 230,000 L. St.

Seine Docks bedecken eine Fläche von 200 bis 300 Acres. Der Bau derselben hat nicht weniger als zehn Millionen L. St. gekostet. Die Bevölkerung der ganzen Grafschaft von Liverpool betrug im Jahre 1700 nur 170,000 Seelen, heuzutage beläuft sie sich auf ungefähr 2 Millionen. Die Zunahme der Bevölkerung der Stadt selbst ist noch merkwürdiger. Sie zählte im Jahre 1700 nur 6000 Einwohner, 1801 hatte sie deren 78,000 und 1851 beinahe 400,000.

New-York, die lebhafteste und am dichtesten bevölkerte Handelsstadt Amerikas wurde im Jahre 1633 von den Holländern unter dem Namen Neu-Amsterdam erbaut.

1694	zählte	es	4,300	Seelen
1783	„	„	20,000	„
1791	„	„	33,630	„
1801	„	„	60,490	„
1821	„	„	120,000	„
1824	„	„	150,000	„
1830	„	„	203,007	„
1840	„	„	354,000	„
1845	„	„	442,000	„
1850	„	„	643,000	„

Die Zunahme der Bevölkerung dieser beiden Städte beginnt zu einer und derselben Epoche im Jahre 1801 beträchtlich zu werden, und wächst in einer steigenden Progression, welche zu Gunsten New-Yorks bei weitem bedeutender ist. Diese junge amerikanische Stadt wird sich weit höher emporschwingen als Liverpool, denn sie ist für die vereinigten Staaten, was London für England

ist, der Centralpunct des gesammten Handels. Aber Liverpool bietet den wichtigsten Anhaltspunct zur Schätzung des Gewinnes, welchen England aus seinen Handelsverbindungen mit den vereinigten Staaten zieht. Darum ertönen auch in diesen beiden Städten bei jedem Anlaße Hymnen auf den Frieden zwischen beiden Nationen. Aber nur die Leier des Kaufmanns läßt diese Accorde in aufrichtig gemeinter Weise ertönen. In Washington denkt man an eine ganz andere Zukunft. Diese Zukunft ist als Antagonismus zwischen diesen beiden Worten enthalten: Europa — Amerika! Vergebens will England den Schwerpunct seiner Macht in einem andern Welttheile anbringen. Was es auch immer thun möge, es wird stets Europa bleiben. Dieß ist ein Gesichtspunct, welcher in diesem Augenblicke nicht in den Rahmen der englischen Politik zu gehören scheint; da er aber niemals aufhören darf, einen Theil der unsrigen zu bilden, müssen wir diesen Unterschied zum Gegenstande einer Prüfung machen.

Die gänzliche Emanzipation Süd-Amerikas hat die moralische Kraft von Amerika geschaffen, indem sie daraus einen Continent gebildet, welcher sich selbst anzugehören versteht.

Die fortschreitende Entwicklung der südlichen Staaten wird langsamer vor sich gehen als jene der nördlichen. Die geographischen und die Bevölkerungs-Verhältnisse beider sind verschieden. Die noch halb wilden oder wenig aufgeklärten Indianerstämme des Südens sind gleichwohl Christen; sie können nicht der gänzlichen Ausrottung verfallen sein, wie die Rothhäute des Nordens. Die Verschiedenheit der Farbe benimmt nicht den menschlichen Charakter, aber die Vermischung der Farben schwächt daselbst die Raçen. Das Werk der Staatenbildung ist dort schwieriger geworden, aber es wird nicht mehr still stehen. Der heimische Reichthum Süd-Amerikas wird sich gleich jenem des Nordens zum Vortheile des Landes entwickeln, und alsdann wird diese gegenwärtig bloß in wilder Ueppigkeit wuchernde Natur ihre Stelle einnehmen in der

Geschichte der Menschheit. Dieser zwischen Europa und Asien gelegene majestätische Insel-Continent, reich durch europäische Cultur und stark durch seine eigene Kraft und durch seine geographische Lage, wird alles werden, was aus ihm werden kann. England will ihm nicht Einhalt thun. Aber, selbst wenn es wollte, es könnte ihm nicht mehr Halt gebieten. Dieß wäre das großartigste „zu spät" in der Geschichte.

Nachdem wir die Frage gestellt haben, ob irgend ein Engländer sich zu behaupten getraute, daß England für sich allein und ohne die Mitwirkung eines andern Volkes alle Niederlassungen, welche Europa in allen Theilen der Welt gegründet hat, hätte erobern und gründen können, müssen wir eine weitere Frage stellen.

Wenn Amerika jene moralische, materielle und politische Machtentwicklung erlangt haben wird, welcher es durch seine eigene und durch die Thätigkeit der Welt entgegen geführt wird, gibt es einen Engländer der sich alsdann zu behaupten getrauen würde, daß England ganz allein, daß die englische Marine ganz allein, ohne die Mitwirkung irgend eines andern Volkes und irgend einer anderen europäischen Marine mächtig genug sein würde, um in einem zwischen Europa und Amerika ausbrechenden Kriege Europa vertheidigen und schützen zu können? Glaubt man, daß diese jungen amerikanischen Staaten alsdann, noch in ihrer vollen Kraft stehend durch das Princip der Einheit, welches sie zum Leben ruft, einander in Europa bekämpfen würden, gleichwie die europäischen Staaten sich leider in allen Theilen der Welt bekriegt haben? Das wird sicher nicht der Fall sein. Es wäre ein Krieg des einigen Amerika gegen das gespaltete Europa. Ihre Jugend würde die vereinigten Staaten vor jenen alten Rivalitäten bewahren, welche Europa so lange zerwühlt haben und noch zerwühlen. Denn ungeachtet aller geschminkten und übertünchten Worte wird es dennoch durch die Rivalität zwischen Frankreich und England zerwühlt. Der Kampf hat einen andern Charakter angenommen, weil sich

auch die Gestalt dieser beiden Länder verändert hat; allein er ist um so gefährlicher, als die Streitwaffen weniger sichtbar sind, und nur einer der Streiter ihre volle Schärfe zu gebrauchen versteht.

Das europäische Festland würde ohne Zweifel in diesem Kampfe sein Gebiet vertheidigen. Aber auf welche Art? Vermöchte die politische Freiheit zu diesem Zwecke zu genügen, wenn diese Freiheit vielmehr spaltet als vereinigt? Woher würde der Schutz kommen? Wenn die Emancipation der Kolonien unstreitig Kräfte schafft, welche eines Tages für Europa oder doch mindestens für seine politische Freiheit gefährlich werden können, wird nicht ein anderer Kampf, nämlich mit dem materiellen Reichthume der andern Welttheile, seine Schwächung zur Folge haben, wie wir schon Zeichen davon wahrzunehmen haben? Steht Europa, welches den Ländern von Amerika und Asien an Umfang bei weitem untergeordnet ist, ihnen nicht noch weit mehr nach in Bezug auf den Reichthum der Boden-Erzeugnisse? Vermag es einer Concurrenz zu widerstehen, für welche die Entfernung kein Hinderniß mehr ist?

Obwohl es nicht im Plane dieser Schrift liegen kann, sich in dieser Beziehung in weitläufige Details einzulassen, ist es dennoch erforderlich, einige Worte darüber zu sagen.

Europa, welches den andern Welttheilen bereits seit langem für Artikel seines täglichen Gebrauches als: Thee, Kaffee, Cacao, Zucker, Gewürze, Indigo, Cochenille und eine Menge anderer für seine Bedürfnisse mehr oder weniger unentbehrlicher Gegenstände zinspflichtig geworden, ist es noch mehr in Betreff der Baumwolle geworden. England hat in diesem neuen Tribute an weit entfernte Länder eine neue Quelle des Reichthums gefunden; denn vermittelst seiner Maschinen-Spinnerei und bei der Wohlfeilheit der Baumwollstoffe erzeugt es deren in ungeheuern Massen, und bringt alle für den Ankauf der Rohstoffe ausgelegten Kapitalien nebst dem Gewinn der Fabrication herein.

Die Völker des Continents haben sich diese Industrie gleichfalls zu eigen gemacht. Sie spinnen und weben Baumwolle, so viel sie nur können. Aber da sie das Fabricat nicht oder doch nur zum kleinsten Theile wieder in jene Länder zurücksenden, woher sie den Rohstoff beziehen, sondern es selbst verbrauchen, so ergibt sich daraus ein Ankauf, welcher keinen Rückersatz findet. Man glaubt bereits in England, daß die Baumwollen-Industrie eine von den Ursachen des Elendes in Irland sei, wodurch die Hanf- und Leinen-Industrie zu Grunde gerichtet wird. Die Verdrängung der Hanf- und Leinenstoffe durch Baumwollgewebe muß, wofern sie in dem bisherigen Maße fortdauert, eine fortdauernde Quelle der Verarmung werden. Sollte nicht die einheimische Industrie lieber die Rohstoffe verarbeiten, welche ihr der eigene Boden bietet, als Producte, welche man aus so weiter Ferne holen muß? Die Industrie würde, ohne weiter dabei etwas zu verlieren, einen wichtigen Agriculturszweig wieder aufleben machen. Die Mousseline, deren Name auf ihre Herkunft deutet, waren einst ein Gegenstand des Luxus. Die Wohlfeilheit der so mannigfaltigen und so vervollkommten Baumwollstoffe ist für Europa nichts als eine trügerische Lockspeise, um den Tribut, welchen es den andern Welttheilen nothgedrungen bereits zahlt, noch mit einem neuen zu vermehren. Wenn die Hanf- und Leinengewebe theurer sind, als Baumwollgespinnste, so wird dieser Unterschied im Preise durch ihre größere Dauerhaftigkeit aufgewogen und wenn man nebst diesen beiden Rohstoffen noch Schafwolle und Seide hat, um sich zu kleiden, sollte man da nicht die Baumwolle entbehren können oder wenigstens keinen so allgemeinen Gebrauchsartikel daraus machen?

Aber wir sind noch von einem anderen Uebel bedroht, von welchem sich bisher nur das erste Symptom zeigt. Die Engländer fangen an, australische Schafwolle nach Europa einzuführen. Diese Einfuhr, deren erste Versuche gering und von zweifelhaftem Erfolge begleitet waren, nimmt in einer Progression zu, welche von einem

sichern Gewinne zeugt. Die große Ausdehnung der australischen Ländereien, die Vortrefflichkeit der Weideplätze, die leichte Vermehrung der Herden, die bereits merkliche Verbesserung in der Qualität der Wolle sind die Belege dafür, daß diese Einfuhr die Wollpreise herabdrücken und dergestalt diesen so nutzbringenden Zweig der landwirthschaftlichen Industrie Deutschlands zu Grunde richten wird.

Vor einigen Jahren erhielt ein mäßig begüterter Grundeigenthümer, welcher in dem böhmisch-mährischen Gränzgebirge einige tausend Merinos-Schafe besitzt, von seinem Intendanten die Nachricht, daß er seine Wolle nicht verkaufen könne, indem die Preise auf dem Breslauer Markte gefallen seien, weil die englischen Käufer ausgeblieben wären, welche in der Regel den größten Theil der dortigen Wolle aufkaufen. Da der erwähnte Gutsbesitzer sich diese Erscheinung nicht zu enträthseln wußte, schrieb er nach England, um Aufklärung zu erhalten Er erfuhr alsdann, daß beträchtliche Mengen australischer Wolle daselbst angekommen seien und daß die Fabriken ihren Bedarf zu wohlfeileren Preisen zu decken im Stande gewesen waren. Dies war nur ein erster Versuch. Die Wolle entsprach wegen ihrer schlechten Sortirung nicht dem Bedarfe der Fabrikanten, und dieser wichtige Zweig des deutschen und österreichischen Handels gewann wieder seine frühere Lebhaftigkeit.

Aber nun schickte man von England aus nach Australien Belehrungen über die Mittel die Raçe der Schafe noch mehr zu veredeln und die Sortirung der Wolle zu verbessern. Man hat diese Instructionen befolgt. Anstatt von Deutschland Wolle zu kaufen, wirft England seit zwei Jahren deren bereits in bedeutender Menge auf die deutschen Märkte.

Was soll aus der Theorie des Freihandels werden, wenn die zu große Ueberlegenheit in der Production und in der Fabrication auf der einen Seite, auf der anderen Seite nichts mehr zu produciren und zu fabriciren übrig läßt?

Was soll aus der Existenz Europa's werden, wenn die Existenz eines Privatmannes, des Eigenthümers einer mittleren Landwirthschaft durch Producte gefährdet und vielleicht vernichtet wird, welche aus den entferntesten Gegenden des Erdballs herbeikommen?

Der Mensch kann es mit anderen Menschen, seinen Nachbarn, durch seine Intelligenz und durch seine Thätigkeit aufnehmen. Er weiß, was er zu thun, was er zu unternehmen vermag. Aber was vermag er gegen das Universum?

Fühlt man denn nicht die ganze Größe der Gefahr eines socialen Zustandes, in welchem alle, selbst die bescheidensten Existenzen gestört und erschüttert werden, ohne daß sie auf irgend eine Weise den Schlag, von welchem sie betroffen werden, voraussehen, ohne daß sie sich dagegen schützen oder vertheidigen können?

Rührt nicht die politische Agitation Europa's davon her, daß man fast in gar keiner Stellung mehr auf das rechnen kann, was man ist, noch darauf, was aus Einem werden wird.

Die Verhältnisse Europa's zu den andern Welttheilen sollten niemals aufhören, von einer europäischen Gesinnung beherrscht zu werden. An dieser Bedingung hängt die Zukunft Europa's, ja noch mehr, die Zukunft der Welt.

Mit dem Ausdrucke: „Zukunft der Welt" verbinden wir aber folgenden Sinn.

Wenn ein Volk, nachdem es einen hohen Grad politischer Macht erreicht, zum herrschenden Volke wird, so ist jede seiner Entschließungen berufen einen Einfluß auszuüben, welcher über das Schicksal der Nationen auf lange Zeit hinaus entscheiden kann. Dann wird möglicherweise auf einen solchen Schritt eine sociale Ueberfluthung erfolgen, gleich denjenigen, deren trauriges Angedenken uns die Geschichte bewahrt hat. Glaubt man, daß in der heutigen Welt hinlänglich kräftige conservative Elemente vorhanden seien, um sie vor der Wiederkehr ähnlicher Epochen sicher zu stellen?

Ungeachtet aller Herrlichkeiten der Civilisation, welche sich in Rom als in ihrem einzigen und alleinigen Brennpuncte vereinigten, findet man in einigen Fragmenten der römischen Literatur dennoch den Ausdruck einer Beunruhigung, welche durch die Größe des Reiches hindurch bereits die Gefahr seines Sturzes erblickte. Diese seltenen Köpfe vermochten nicht zu begreifen, was aus der Welt werden würde, wenn jener reiche Herd des Lichtes erlöschen sollte. Und so schwarz auch ihre Ahnungen gewesen sein mochten, so konnte doch ganz gewiß keiner von ihnen sich eine Vorstellung machen von jener tiefen Nacht der Intelligenz, welche nach solch' einem Glanze hereinzubrechen begann.

Die Römer waren mit vollem Rechte stolz auf die Bewunderung und Ehrfurcht, mit welcher die ganze Welt das von ihnen aufgeführte majestätische Gebäude betrachtete. Gewarnt durch das Beispiel jener Völker und jener Reiche, deren Sturz Rom beschleunigt hatte, mußte das an allen Gränzen ertönende anhaltende Pochen der Barbarei sie nothwendig erschrecken, und ihnen für ihr eigenes Reich Besorgnisse einflößen. Allein diese auserwählten Geister erhoben sich noch über Rom selbst, und zitterten noch mehr für die von ungeheuren Gefahren bedrohte Civilisation, als für den Besitz der Macht ihres Vaterlandes.

Bleiben wir einen Augenblick bei einer historischen Hypothese stehen, welche vielleicht in unserer Zukunft neuerdings sich zur Wirklichkeit gestalten, und eine wiederholte aber zu späte Reue erzeugen dürfte. Ein berühmter Schriftsteller *) hat es unternommen, die Annalen und die Ueberlieferungen der römischen Geschichte nach den glänzenden Ergebnissen seiner eigenen Forschungen neu zu bearbeiten. Er stellt die Authenticität der Thatsachen häufig in Frage und ersetzt die Letzteren durch die Gebilde seiner eigenen Combinationen.

---

*) Niebuhr.

Wir könnten bezüglich einer Ideen-Ordnung anderer Art ebenfalls die Frage stellen: Was wäre geschehen, wenn diese oder jene Thatsache nicht stattgefunden hätte?

So zum Beispiele: würde Rom nicht längeren Bestand gehabt haben, wenn es Karthago nicht zerstört hätte? Scipio, welcher später den Beinamen des Africaners erhielt, bekämpfte im Senate die Ansicht des schwarzgalligen Cato, welcher jede seiner Reden mit der Aufforderung beschloß, diese Nebenbuhlerin Roms zu vernichten. Warum nun hat Scipio, welcher einer Familie angehörte, in der die besten und die weisesten Tradilionen der römischen Politik sich erhalten hatten, warum, fragen wir, hat Scipio zu Gunsten von Roms erbittertster Feindin gesprochen? Welchen anderen Zweck konnte er dabei haben, als durch die Rivalität Carthago's den allzuthätigen Ehrgeiz seines Vaterlandes im Zaume zu halten? Er befürchtete offenbar, daß, wenn einmal dieses Hinderniß niedergeworfen, sich Rom ganz und gar jenem Eroberungssysteme in die Arme werfen würde, zu welchem es sich in Folge seiner inneren Kämpfe nur zu gern hingezogen fühlte. Es war dieß eine nothwendige Folge des beständigen Kriegszustandes; denn wer immerfort Krieg führt, muß Eroberer werden, um seinem eigenen Ruine zu entgehen.

In den Staaten, welche sich heutzutage in Bewegung gesetzt haben, gibt es mehr Cato's als Scipionen, mehr solche Männer, welche nicht wissen, daß „erhalten" ein Princip gemeinschaftlicher Solidarität sei, und welche daher durch den Ruin anderer ihre eigene Existenz zu kräftigen vermeinen.

Die Stellung des englischen Volkes erinnert in mehrfacher Beziehung an jene der Römer. Dagegen sind die Wege verschieden, auf welchen diese beiden Völker jenen Grad von Suprematie erreicht haben, der einen Gegenstand der Vergleichung bilden kann.

Die Römer eroberten Länder und Menschen durch den Krieg,

und erhielten sie sodann durch militärische Colonisation in der Botmäßigkeit.

Die Engländer verstehen es, ihre Gegner durch den Krieg, wenn nicht zu vernichten, doch wenigstens unschädlich zu machen. Dann erobern sie die Dinge und knechten die Menschen vermittelst ihrer Bedürfnisse. Sie haben durch Handelstractate von jeher mehr zu gewinnen gewußt, als durch Friedensschlüsse.

Um ihre Herrschaft zu gründen, vernichteten die Römer die civilisirten Völker, deren Existenz ihren Argwohn rege machen konnte. Sie civilisirten die barbarischen Völker, welche sie sich unterwarfen, um dieselben durch ihre Verwaltungs-Ordnung und durch ihre Gesetze an ihr Reich zu ketten.

Die Engländer civilisiren die Menschen, nicht etwa um sie zu unterwerfen und zu beherrschen, sondern um ihnen Bedürfnisse mitzutheilen und Abnehmer aus ihnen zu machen.

Ungeachtet der Mangelhaftigkeit eines Civilisirungs-Systemes, dessen nächster Zweck auf die Entwicklung der materiellen Interessen gerichtet ist, gibt es dennoch kein Volk, welches in diesem Augenblicke in der Lage wäre, auf die Geschicke der Zukunft der Welt einen so großen Einfluß auszuüben, als die Engländer. Mit Hilfe der Anglo-Amerikaner, jenes dem englischen Bienenkorbe entsprossenen glänzenden Schwarmes, dringt ihre Sprache am weitesten vor, und wird bereits von der Mehrzahl der Menschen gesprochen oder wenigstens verstanden. Mit dieser Sprache dringen auch die Aufklärung und die Kenntnisse vor, deren reicher Dolmetsch sie ist; durch ihre Vermittlung verbreiten sich die verschiedenen Elemente über den Erdball, welche Englands intellectuelle, politische und Handels-Größe bilden. Jedes Volk nimmt sich davon jenen Antheil, welcher seinem Intelligenzgrade und seinen Bedürfnissen entspricht.

Wenn dieser Grad der Aufklärung an Intensität verlieren sollte, wenn die von ihm ausgehenden Strahlen erbleichen sollten,

so würde dieser Verfall allen jenen im Entstehen begriffenen Civilisationen einen Schlag herbeibringen, welcher weit eher tödtlich werden könnte, als derjenige war, welchen der Fall Roms allen Völkern alter Civilisation versetzte, in deren Mitte das Römerreich gelegen. Diese Bemerkungen führen mich dahin, noch eine letzte Frage zu stellen.

Gibt es einen Engländer, der zu behaupten sich getraute, daß England alles was es weiß, alle Fähigkeiten, mit denen es begabt ist, nur sich selbst verdanke; daß es lediglich sich selbst all' seine hervorragende Civilisation zu verdanken habe, welche seine Kauffahrer allenthalben mit seinen Waren feilbieten?

Kein Engländer würde es wagen, Aehnliches zu behaupten. Die Wiedergeburt der Wissenschaften datirt nicht von England her. Die Engländer haben seither unter Allen am meisten das classische Alterthum studirt und daraus insbesondere die Wissenschaft ihrer Politik geschöpft; allein sie sind nicht die Einzigen gewesen, welche sich an dieser Quelle unterrichtet haben. Mögen die Engländer mit Hilfe jenes Princips der Classification, welches Baco so scharfsinnig und so vortheilhaft auf die Wissenschaften anzuwenden verstanden, jedem Volke im Reiche der Intelligenz seinen gebührenden Platz anweisen; mögen sie dessen eingedenk bleiben, daß mit Hilfe dieser Theilung die sogenannte gelehrte Republik in Europa gegründet worden ist, bei deren Regierung Jedermann nach Maßgabe seiner Werke seinen Platz einnimmt. Diese Republik besteht noch immer, und während die Staaten sich durch Kriege aus allen möglichen Motiven unter einander zerfleischen, sieht man, wie die gelehrten Körperschaften aller Länder unter einander sehr zahlreiche, innige und aufrichtig gemeinte Beziehungen unterhalten, sieht man sie sich an Eifer für die Beförderung der Wissenschaften überbieten und um die Wette sich bestreben, diese Wissenschaften für das tägliche Leben der Völker und für die Kunst, sie zu regieren, möglichst nutzbringend zu machen.

Diese gelehrte Republik wird durch das Princip einer vollständigen Solidarität aller ihrer Mitglieder aufrecht erhalten. „Was der Eine verliert, kann dem Andern niemals frommen." Darin liegt der Unterschied zwischen ihr und jener anderen Handelsrepublik, welche sich heute der Welt bemächtigt. Die Verbreitung der Kenntnisse vermehrt die Aufklärung Aller und steigert bie Productionskraft jedes Einzelnen, während das Dunkel auch auf die aufgeklärtesten Länder seine Schatten wirft. Man betrachte zum Belege den Zustand jener Länder, welche an noch uncivilisirte Völker gränzen. Schreitet die Cultur- und die Charakterbildung daselbst nicht weit langsamer, weit schwieriger vorwärts, als dort, wo das Licht von allen Seiten gleichzeitig eindringt?

England ist mit Recht stolz auf Alles das, was es zur Beförderung dieser Aufklärung thut und thun will. Allein wenn gleich die Mittel zur geistigen Cultur sich als Handelsartikel einführen lassen, so ist dennoch die Cultur selbst, als ein Werk der Selbstthätigkeit jedes Einzelnen, an Urbedingungen gebunden, welche man, dort wo sie nicht vorhanden sind, erst schaffen muß, und dort wo sie vorhanden sind, ja nicht behindern darf.

In dieser Beziehung steht Englands Wollen mit Englands Thun in vollkommenem Widerspruche. Es gibt eine Art von Agitation, welche Kraft erzeugt, und wieder eine andere, welche die Kraft vernichtet. Es gibt Bürgerkriege, welche den Charakter der Völker stählen, und wieder andere, welche sie zum Untergange führen.

Die freien Männer Englands waren der Ansicht gewesen, daß die französischen Parlamentsdebatten unter der Restauration nicht jenen Charakter an sich trugen, welchen das Parlament eines freien Volkes haben soll, indem die Intervention der königlichen Gewalt bei diesen Debatten zu vorwiegend und zu unmittelbar gewesen sei. Damals stellte man zuerst den Grundsatz auf: „Der König herrscht, aber er regiert nicht", jene unrichtige Parodie einer

Ansprache Leo Zamoisky's an Sigismund III.: „Wir sind die Wähler der Könige und die Vernichter der Tyrannen; regiere, aber herrsche nicht willkürlich." („Sumus electores regum, destuctores tyrannnum, regna sed non impera!") Eine solche Aeußerung ist begreiflich. Dagegen wäre es dem constitutionellen Geiste des Tages angemessener zu sagen: „der König regiert, aber er herrscht nicht." Dieses dergestalt umgekehrte Wort hat die Juli-Revolution von 1830 herbeigeführt. In England fand diese Revolution ungetheilten Beifall; und zwar bei den Einen, weil die Politik der ältern Linie der Bourbonen England gegenüber, wo nicht feindlich, so doch mindestens als eine ehrgeizige Nebenbuhlerin auftrat; bei den Andern, weil dieses Haus die Bahn des constitutionellen Liberalismus nicht entschieden genug betreten hatte.

Im Jahre 1848 hat der neue König den Thron eingebüßt, weil er regieren wollte und nicht regieren durfte. Ist der Charakter der Agitation, welche seit 1830 in Frankreich herrscht, geeignet, dieses Reich wieder auf eine Basis der Ordnung und der Stabilität zu setzen? Die Engländer selbst beginnen daran zu zweifeln, sie finden die Form der Regierung, welche die Republik sich gegeben, mangelhaft; sie vermissen bei den öffentlichen Debatten Principien und Vernunft, überhaupt Alles, was die Idee an einen Bestand erwecken könnte.

Mögen die Engländer mit dem ihnen eigenen und alle ihre Forschungen durchdringenden methodischen Geiste die politischen Discussionen zusammenfassen, welche in allen Kammern und legislativen Versammlungen des Continents stattgefunden haben, und alsdann auf ihr Gewissen erklären, ob sie nicht selbst finden, daß alles, was aus jenen Versammlungen hervorgegangen, weit eher dem Gebräu des Macbeth'schen Hexenkessels ähnlich sieht, als einem constitutionellen Lebens-Elixir, zu welchem die erforderlichen mannigfaltigen Ingredienzen von Staatsmännern zusammen getragen wurden?

Dieß dürfte wohl darauf hindeuten, daß manche Ingredienzen von schlechtem Gehalte seien und dadurch die Mischung verderben.

Seit der Wiederherstellung des Weltfriedens im Jahre 1815 ist die moralische Agitation auf dem Continente beständig in Wachsen. Liegt in den Ereignissen, welche sie hervorruft, irgend ein Anzeichen, welches geeignet wäre zu dem Glauben zu berechtigen, daß man einen Bildungsproceß vor sich habe? Sieht man nicht von allen Seiten die Hebel ansetzen, um die sociale Ordnung aus ihren Grundfesten zu heben, während es vollständig an jedem Neubau mangelt, um ihr zur neuen Grundlage zu dienen?

Seit dem Ende des letztverflossenen Jahrhunderts hat es nichts weniger als an Menschen gefehlt, welche das Bestehende zerstören wollten, um einem Neubau Platz zu machen, zu welchem die Pläne fertig waren. Allein seitdem man die Ueberzeugung gewonnen, daß die neuen Theorien zum Theile aus falschen Principien fließen, wird die Zahl dieser Menschen von Tag zu Tage geringer. Und es wär ein der That so ungeheuer schwierig, diese Theorien der bisherigen Ordnung der Dinge zu substituiren, daß nur ein wahrer Dämon der Zerstörung noch daran denken kann, das Werk, so wie es begonnen worden, um jeden Preis fortzusetzen.

Denjenigen aber, welche von dieser Wahrheit noch nicht hinlänglich überzeugt sind, muß man die Folgen schildern, welche ein solches Beginnen unvermeidlich nach sich ziehen müßte.

Liegt denn nicht in der alten Geschichte Europa's bereits der Warnung genug? Hat unsere sociale Organisation hinlänglich Kraft gehabt, um der europäischen Civilisation jene Gebiete zurückzugeben, welche ihr entrissen worden? Haben wir in dieser Beziehung selbst auf die uns benachbarten Theile von Afrika und von Asien auch nur den geringsten Einfluß gehabt? Weder die Verbreitung des Christenthums, noch die Kriege welche wir geführt; weder die Wiedergeburt der alten Wissenschaft und Kunst, noch

die hinzu gekommene neue Aufklärung — Nichts ist im Stande gewesen, jene ungeheuren Gebiete aus einer Barbarei zu erlösen, welche, wie wir wohl mit Recht sagen dürfen, zuvor niemals daselbst existirt hat; denn entdecken nicht unsere archäologischen Schatzgräber daselbst mit jedem Tage neue Beweise, daß dort einst eine große Civilisation noch vor derjenigen bestanden, welche wir bisher für den Anfangspunct derselben gehalten haben? Und wenn wir sehen, daß unsere Institutionen nicht mehr keimfähig genug sind, um Wurzel zu fassen auf diesem Schutte der Ruinen aller alten Völker, dann sollten wir wohl auf unser eigenes Schicksal doch etwas mehr bedacht sein. Dann sollten wir wohl innehalten mit jenem Umsturze, der uns zuletzt zu jedem Wiederaufbau die Kraft benehmen muß. Mögen jene Männer, welche ihren Geist täglich mit dem Lesen der Bibel nähren, sich die Klagen der Hebräer auf den Trümmern Jerusalems zu Gemüthe führen; mögen sie jene wiedergefundenen Zeugen einer anderen Zerstörung, jene scheinbar stummen aber dennoch so vielsagenden Trümmer befragen, und wenn sie alsdann sehen werden, daß seit jener grauen Vergangenheit die Sitze so vieler Reiche zu bloßen Ruinen geworden sind, dann mögen sie uns Antwort geben auf die Frage, ob es klug sei, mit allen Elementen unserer Civilisation ein solches Spiel zu treiben wie man es thut. Hält man sie denn für unvergänglich? Man sehe doch, ob all' die Jahrtausende im Stande gewesen, das alte Babylon wieder zum Leben zu rufen, oder ein neues zu gründen!

Constantinopel, welches dem Verfalle Roms seine Entstehung verdankt, ist selbst der Hauptsitz des Verfalles geblieben. Oder ist etwa die Existenz des byzantinischen Reiches etwas anderes gewesen als eine lange Agonie? Hat seine Verwandlung in die Hauptstadt eines neuen Reiches etwas anderes daraus gemacht als den Hauptsitz einer Barbarei, deren die Weltgeschichte nicht ihres Gleichen aufzuweisen hat? Denn diese Barbarei ist förmlich organisirt; sie hat

ihre Religion, ihre Gesetze, ihre Disciplin, ihre Gewohnheiten, ihre Sitten, und zwar so tief ausgeprägte Sitten, daß alle Gläubigen dieser Barbarei vom atlantischen Ocean bis zu den Meeren Indiens einander gleichsehen. Und dieser wahrhafte böse Genius der Unwissenheit und der Zerstörung zehrt seit Jahrhunderten an den Trümmern der alten und der neuen Civilisation der Welt.

Der Islam hat in der Geschichte der Menschheit eine viel zu große Stelle eingenommen; er hat Regierungsformen eingeführt, welche den wahrhaften socialen Gesetzen der Menschheit zu sehr widersprechen; er hat zu augenfällige Beweise seiner moralischen Impotenz gegeben, welche er auch allen seinen Eroberungen mitgetheilt; diese Impotenz hat bereits zu lange gedauert, der Islam sieht sich überall zu sehr selbst ähnlich und ist von Allem, was vor ihm existirt hat und gleichzeitig neben ihm existirt, zu sehr verschieden, als daß man ihm den Besitz eines ihm eigenthümlichen Lebensprincips füglich absprechen könnte. Man muß ferner annehmen, daß dieses Princip allem feindlich gegenüber tritt, was nicht es selbst ist. Die langwierigen Kämpfe, welche wir gegen den Islam zu bestehen gehabt, haben seine Expansionskraft bloß abgestumpft, ohne sein Princip zu vernichten. Unterdrückt, hat er sich auf dem bereits eroberten Gebiete erhalten, ohne jedoch von seiner eigenthümlichen Abstoßungskraft etwas verloren zu haben.

Ohne für den Augenblick die exceptionelle Natur der diplomatischen Beziehungen zu erörtern, welche die christlichen Mächte mit den muselmännischen Staaten unterhalten, und ohne hier in die von Europa der Türkei gegenüber befolgte Politik für jetzt näher eingehen zu wollen, haben wir dennoch geglaubt, den allgemeinen Charakter des türkischen Reichs mit der Mission vergleichen zu sollen, welche England sich auferlegt hat. Wenn England alle Völker auffordert, sich unter die Fahne seiner Doctrinen zu schaaren, wenn man sieht, wie es seine Aufklärung in so weit entfernten Weltgegenden verbreitet, so dürfte man als Europäer allerdings

berechtigt sein, es zu fragen, wie es denn kommt, daß die Einwirkung seiner doppelten, nämlich religiösen und politischen Propaganda auf jene weit ausgedehnte Zone der Finsterniß, welche sich längs der Süd- und Ostküste des Mittelmeeres erstreckt, so ganz erfolglos geblieben ist und noch immer bleibt; auf jene Zone, sagen wir, deren Finsterniß so undurchdringlich ist, daß man die Welt umsegeln mußte, um das Asien wieder zu finden, welches Europa verloren hatte.

Nichts in dem politischen Leben Englands ist geeignet, zur Annahme der Combination Veranlassung zu geben, daß es in seiner Macht gelegen hätte, diese finstern Gegenden dem Lichte wieder zurück zu geben und daß es dieß absichtlich unterlassen habe. Es wird sich also nicht darüber beklagen können, wenn man daraus den Schluß zieht, daß es dieß bloß deshalb nicht gethan hat, weil es dieß nicht thun konnte. In der That ist es in dieser Beziehung eben so ohnmächtig gewesen, als es Europa war und zur Stunde noch ist.

England hat weder im Allgemeinen noch an irgend einem Orte insbesondere einen civilisirenden Einfluß ausgeübt, welcher ein erhabeneres Gepräge an sich getragen hätte als der ähnliche Einfluß anderer europäischer Staaten. Es kann sich dem Principe der Solidarität, durch welche es auf alle Weise an Europa geknüpft ist, in keinerlei Art entziehen. England ist zwar durch seine insularische Lage geographisch von demselben abgeschlossen, aber man findet an ihm nirgends eine Spur, daß es zu irgend einer Zeit seiner Geschichte moralisch von Europa getrennt gewesen wäre. Es ist von den Römern erobert worden, gleichwie es mit Gallien der Fall gewesen; es hat gleichzeitig mit diesem das Christenthum angenommen. Es wurde von germanischen Völkern überschwemmt, welche an die Stelle der von den Römern dahin verpflanzten Civilisation ihre eigenen Principien einführten. Seine Sprache, seine großen politischen und Rechts-Institutionen sind germanischen Ur-

sprungs. Die religiöse Reform, welche es sich auf eine eigenthümliche Weise zu eigen gemacht, hat es von Deutschland überkommen. Einige Verschiedenheiten in den Nuancen des Colorits abgerechnet, ist seine Literatur sowohl ihrer Form als ihrem Geiste nach ganz und gar das Product eines beständigen Ideenaustausches mit Europa.

Was die schönen Künste betrifft, so heißt Meisterwerke besitzen noch nicht die Schule derselben sein. Wenn das Licht der Kunst auf dem Continente erlöschen sollte, so dürfte nach der bisherigen Geschichte derselben zu urtheilen, England schwerlich das Land sein, wo es wieder angezündet werden würde.

Sein politisches Leben hat sich anders gestaltet, als das Leben der europäischen Staaten; aber die Principien, auf welchen es beruht, hat es dem Continente entnommen. England weiß nicht mehr als der Continent; aber es versteht das, was es weiß, besser zu benützen. Seine stufenweise Civilisation hat keinen andern Entwicklungsgang genommen, als jene des Continents, aber sie wurde erfolgreicher, weil sie weniger gestört, weniger unterbrochen worden.

Und in dem Augenblicke, wo England alle seine Verbindungsmittel mit dem Continente so sehr als nur immer möglich zu vervielfältigen strebt, sollte es englischen Staatsmännern in den Sinn kommen können, ihrem Lande eine vom Continente verschiedene und abgeschlossene Existenz zu bereiten? Im Gegentheile dürften die Bande der Solidarität, welche England von jeher an den Continent geknüpft haben, niemals so eng und so unauflöslich gewesen sein, als sie im Begriffe sind, es zu werden. England mag fortfahren, die Elemente seines Reichthumes außerhalb Europa's zu schöpfen; das Princip seiner moralischen Macht wird es fortwährend nur in Europa finden können. Der Einfluß Englands ist heutzutage überwiegend; es sollte dem Gebrauche, welchen man in seinem Namen von diesem Einflusse macht, die sorgfältigste Aufmerksamkeit widmen; denn der Schade, welchen es auf dem Continente

anrichtet, würde am Ende auf England zurückfallen. Die Geschichte der fortschreitenden Entwicklung der Intelligenz in Europa berechtigt zu der Behauptung, daß England, gleich wie es an allen Wohlthaten derselben Theil genommen, aus denselben Gründen auch alle Phasen ihres Verfalles durchzumachen haben würde. Darum haben wir in einem gemeinschaftlichen Interesse uns die Aufgabe gestellt, das Wesen jenes Einflusses näher zu prüfen. Und da nun dieser Einfluß auf eine doppelte Art ausgeübt wird, nämlich durch Doctrinen und durch seine diplomatische Einwirkung auf jede wichtige politische Begebenheit auf dem Continente, so befaßt sich der erste Theil dieser Arbeit einleitungsweise mit der Prüfung der Doctrinen, welche England selbst bekennt, welche es allen andern predigt, während der zweite Theil die Prüfung seiner diplomatischen Intervention zum Gegenstande haben wird.

Wenn eine Regierung in einer wichtigen Angelegenheit intervenirt, hat sie dabei stets zwei Gesichtspuncte im Auge zu behalten, nämlich ihren Privatvortheil und das allgemeine Interesse.

Hat England stets in allen Fragen das beabsichtigte Resultat erlangt? Wenn dies nicht der Fall gewesen, muß es sich entweder in der Wahl der angewendeten Mittel oder hinsichtlich der Natur der Sache selbst geirrt haben.

England hatte seit langer Zeit seine Politik in Europa auf ein Schutzsystem zu Gunsten der schwächern Staaten basirt; es bezweckte die Aufrechthaltung des Gleichgewichts der Kräfte. Dieses Gleichgewicht sollte die Existenz der Kleinstaaten garantiren. Es kann keinem Billigdenkenden in den Sinn kommen, England die Schuld an dem Unglücke beimessen zu wollen, welches Europa getroffen hat. Da jedoch die größte Störung, welche das neue Europa erlitten hat, gerade in die Zeit seines größten Uebergewichtes und seiner regsten politischen Thätigkeit fällt, so muß man

wohl den Antheil ausmitteln, welcher in dieser Beziehung auf England entfällt.

Es kann keinem besonnenen Menschen der Gedanke an die Möglichkeit in den Sinn kommen, daß ein großer politischer Körper, wie England, plötzlich die ihm ertheilte Richtung verändern könne. An diesem Wege sind zu große Reichthümer, zu viele Existenzen betheiligt, als daß es möglich wäre, ihn zu verlassen, selbst wenn man es wollte. Man kann keinem Staate zumuthen, auf das Verzicht zu leisten, was seine Größe ausmacht; ihm zumuthen, nach anderen als den ihm zu Grunde liegenden Principien zu regieren, die Sphäre seiner Thätigkeit zu beschränken, seinen Handelsverkehr zu vermindern. Wenn es aber feststeht, daß England das, was es ist, nur dadurch geworden ist, weil der Continent ihm alle Mittel dazu geliefert hat; wenn der Continent seinerseits dabei interessirt ist, daß England seinen Einfluß auf die anderen Welttheile behalte, und wenn es feststeht, daß England ihn ohne die theils directe theils indirecte Mitwirkung von Europa nicht behalten kann: dann sollte England aufhören, dem Continente gegenüber eine Politik zu verfolgen, welche daselbst unaufhörlich Aufruhr und Unordnung säet. Wenn diese Unordnung die Concurrenz der Industrie und des Handels zu Gunsten der englischen Fabrikanten vermindert, so sollten die Männer der Politik bedenken, daß die Wohlfahrt der Staaten zum Behufe ihrer Dauer andere Bedingungen erheischt, als das Gedeihen des Handels. Der Reichthum ist das Product der Dauer; er ist nicht nur allein nicht das Princip derselben, sondern erzeugt im Gegentheile häufig die Verderbniß, welche sie verkürzt.

Die Engländer werden sagen, daß, weit entfernt ihre Interessen von den Interessen Europa's trennen zu wollen, alle ihre Anstrengungen vielmehr dahin abzielen, den Continent durch die Aehnlichkeit der Principien und der Formen der Regierung England näher zu bringen; gerade weil sie die Erinnerung an den

Einfluß bewahren, welchen Europa zu allen Zeiten auf die Geschicke Englands gehabt hat, glauben sie, ihrer Angabe nach, die Regierungsprincipien und Maximen bekämpfen zu sollen, welche sie für die Freiheit der Völker gefährlich finden, und somit auch gefährlich für jene Freiheit, welcher sie das Glück und die Größe ihres Vaterlandes verdanken.

Die Aufrichtigkeit der Gesinnung läßt sich nur vor einem höheren Richterstuhle, als der menschliche ist, beurtheilen; wir bringen daher keine Anklage gegen England vor, sondern beabsichtigen bloß zu untersuchen, was für eine Anwendung von seinen Principien es auf uns machen will, ohne daß es dabei der Verschiedenheit, welche hinsichtlich der Lage und der Bedürfnisse zwischen ihm und uns obwaltet, noch der Wirkung, welche die Regierungsformen auf den Character der Völker ausüben müssen, Rechnung tragen wollte. Wir sagen „auf den Character der Völker," weil sie durch die constitutionellen Formen zur Theilnahme an den Geschäften berufen, collectiv genommen diesem Einflusse unterliegen.

Den Ideen der englischen Staatsmänner und Publicisten gemäß wäre die von ihnen angerühmte Verfassungsform nicht nur allein ein Mittel, um besser zu regieren, sondern noch überdies der kräftigste Hebel der Civilisation. Indem sie Jedermann seinen Antheil an Rechten und Pflichten zuweist, lehrt diese Verfassungsform zu gleicher Zeit das Recht vertheidigen und die Pflicht erfüllen; sie muß also den Völkern politische Sitten verleihen, in welchen die Keime moralischen Fortschrittes und moralischer Wiedergeburt liegen müssen. So lautet die Theorie. Ich unterziehe sie für jetzt noch keiner Erörterung. Dennoch muß selbst dem mindest Scharfsichtigen der so beträchtliche Unterschied zwischen dem Charakter des frühern und des gegenwärtigen socialen Zustandes als eine unleugbare Thatsache auffallen.

Ich will für den Augenblick nur eine einzige Seite dieses Unterschiedes bezeichnen, weil sie diejenige ist, welche auf den in Rede stehenden Gegenstand den meisten Einfluß übt.

Die im Mittelalter entstandenen Gesellschaften hatten das unterscheidende Merkmal, daß die Wahrheit die Grundlage der Beziehungen der Menschen unter einander bildete. Die Religion machte die Wahrheit zur Gewissenspflicht, gleichwie die Ehre ein Sittengesetz daraus machte. Im Namen Gottes leistete man den Schwur, im Namen der Ehre gab man sein Wort. Das religiöse wie das Feudalgesetz beruhten beide auf dem Princip der Individualität des Menschen und gaben ihm die Wahrheit zur Grundlage. Diese gemeinschaftliche Grundlage hat hingereicht zur Bildung eines socialen Zustandes, welcher mehrere Jahrhunderte lang gedauert hat.

Das feudale Band beruhte auf den auf Grundlage des gegebenen Wortes eingegangenen Verpflichtungen. Wer sein Wort nicht hielt, ward treubrüchig genannt. Dieß galt sowohl vom Lehensherren als vom Vasallen; den man ward nur bedingungsweise Vasall. Es war für Beide Ehrenpunkt, diese Bedingungen nicht zu verletzen und stets wahr zu sein. Dieses Unterscheidungs-Merkmal des politischen Bandes war auf die Sitten derjenigen übergegangen, welche außerhalb dieses Verbandes standen. Das Feudalwesen erweckte jenes Gefühl der Ehre, welches sofort das Gemeingut aller Classen wurde. Man konnte damals Niemanden ein größeres Lob ertheilen, als indem man ihn einen Mann von Ehre nannte, was eben so viel hieß, als daß er ein Mann sei, welcher seine Verbindlichkeiten erfüllte und nur die Wahrheit spreche. Und eben so war es der größte Schimpf, von Jemand das Gegentheil zu sagen. Dieser Schimpf war so groß, daß er nur durch Blut getilgt werden konnte, wenn er an die Person selbst gerichtet wurde.

Dieser so ehrenhafte Character des Menschen der modernen Gesellschaft schwindet von Tag zu Tag mehr, und wenn er sich

noch in Beziehungen des Privatlebens erhält, so existirt er dagegen in den öffentlichen Angelegenheiten längst nicht mehr. Die Ehre war als politische Tugend in das Leben getreten; man erweist ihr aber in dieser Beziehung nur mehr eine geheuchelte Huldigung. Woher rührt diese tiefgehende Verschlimmerung? Sie muß nothwendig in dem Elemente ihren Grund haben, welches gleichzeitig und mit der größten Intensität auf die Menschen und auf die Ereignisse wirkt. Diese alte, von uns eben beschriebene Grundlage der Wahrheit hat nachgegeben. Man hat sie durch jene neue constitutionelle Basis überbaut, aus welcher man ein Universalmittel machen will. Prüfen wir einmal die daraus hervorgehende Thätigkeit, und weil England als das Muster derselben gilt, wollen wir uns an ihm ein Beispiel nehmen.

Es gibt keinen Engländer, der nicht unter allen Lebensverhältnissen das Geheimniß oder mindestens einen Theil des Geheimnisses seiner Partei mit sich herumtrüge. Er befindet sich seinen Gegnern gegenüber in einer zurückhaltenden und sich selbst beherrschenden Stellung; er sucht sich undurchdringlich zu machen und die Andern so viel als nur möglich zu durchdringen. Der geschickteste Mann des Parlamentes wird derjenige sein, der über Alles und lange spricht, ohne jemals seinen Grundgedanken zu verrathen. Die Führer selbst befinden sich den Anhängern ihrer Partei gegenüber meistens in derselben Stellung, wie ein General gegenüber seinen Soldaten. Der Zweck ist bekannt, die Mittel aber zu demselben sind nicht bekannt. Die Angriffs- und Vertheidigungspläne sind ein Geheimniß. Die Märsche und Gegenmärsche sind häufig improvisirt. Blinder Gehorsam ist die geheime Stärke dieser Tactik. Für Geschäftsmänner hört das Leben keinen Augenblick auf ein öffentliches zu sein. Wie sollte eine solche Lebensweise dem Character nicht ein tiefes Gepräge aufdrücken? Bilden sich doch auf diese Weise die politischen Sitten des Landes heraus. Wird nicht das Leben eine Schule fortwährender Intrigue? Wird nicht die

Verstellung zu einer fortwährenden Nothwendigkeit? Macht die unaufhörliche Nachforschung, welche das Recht der Oeffentlichkeit mit sich bringt, aus dieser Verstellung nicht eine Regel der Klugheit? Das Schweigen wird ohne Zweifel zur Tugend der im eigentlichen Sinne ehrenhaften Charactere. Aber es ist nicht immer möglich zu schweigen, man reicht damit bei den Geschäften nicht aus, man muß sprechen. Wenn aber das Wort dem Gedanken zum Schleier dienen soll, wird nicht dieser Schleier gar oft Heuchelei sein? In Folge dessen sind die Engländer dahin gekommen, daß sie jene Eigenschaften, welche allein gute gesellschaftliche Beziehungen im Privatleben möglich und dauerhaft machen, auf das Höchste schätzen. Man stellt den englischen Staatsmann am Höchsten, welcher offen und wahr zu sein versteht, ohne das Geheimniß seiner Partei zu verrathen. Seine Freunde und nicht minder seine Gegner bringen ihm ihre Huldigungen dar. Denjenigen aber, welche entweder minder gewandt sind oder ein weiteres Gewissen haben, bleibt es freigestellt, nach Belieben den ganzen Raum durchzumachen, welcher die Wahrheit von dem, was Wahrheit zu sein aufhört, trennt, und auf diesem Gebiete ihre Gegner so viel als nur irgend möglich irre zu führen.

Könnte man einem Engländer in seinem Verkehre mit fremden andere Sitten zumuthen als er in seinem eigenen Lande hat? Ganz gewiß nicht.

Wenn ein Engländer mit einer Mission betraut in einem fremden Lande ankommt, so ist es sein erstes Geschäft, sich um die Stellung der Parteien zu erkundigen. Er entscheidet sich für diejenige, welche den Interessen Englands augenscheinlich am nächsten steht. Im Falle eine solche Partei nicht existirte, würde er sich bestreben, sie zu bilden. Sobald aber eine solche existirt, ist seine Thätigkeit unaufhörlich dahin gerichtet, sie an das Ruder zu bringen.

Die Diplomatie der constitutionellen Länder hat daher die volle Thätigkeit und dieselbe Art der Thätigkeit, welche der Parteigeist erzeugt, und die vom Parteigeiste unzertrennliche Rührigkeit der Intrigue. Da der Zweck des politischen Lebens aber darin besteht, sich mit Interessen zu beschäftigen, welche höher stehen, als jene der Parteien, so geschieht es, daß man häufig die diplomatische Rivalität sich mehr mit einem Interesse, als mit einem Principe beschäftigen sieht. Die Parteien werden alsdann zu blinden Werkzeugen in der Hand fremder Regierungen.

So sah man gleichzeitig die englische Regierung in Portugal die königliche Partei unterstützen, während Frankreich daselbst den Liberalen seine Stütze bot; wogegen in Spanien Espartero (der Führer oder das Werkzeug der äußersten liberalen Partei) im Kampfe gegen die Königin Christine, welche von Frankreich nach allen Kräften vertheidiget wurde, an England eine Stütze fand. Als die Hauptpersonen im spanischen Drama wechselten, stellte England sich directer und offener an die Spitze der Liberalen, während Frankreich Narvacz unterstützte, dessen Streben dahin ging, die überspannten Progressisten im Zaume zu halten, und das königliche Ansehen zu kräftigen. Ganz dasselbe Bewandtniß hatte es mit Griechenland. Maurocordato, ein Zögling der englischen politischen Schule, stand in Griechenland an der Spitze der von England geschaffenen Partei, welche von seinem Gesandten mit einer Reizbarkeit der Laune und Mißachtung des Anstandes gehalten wurde, welche die Unterscheidungsmerkmale seines brittischen Stolzes bildeten. Kolletti, in der politischen Schule Frankreichs gebildet, war ein natürlicher Gegner Maurocordato's. Der Kampf zwischen diesen beiden Parteiführern war kein Kampf Griechenlands, sondern eine bloße Episode der Rivalität zwischen Frankreich und England. Mit Schimpf und Schmach überhäuft und zu schwach, um der Verfolgung widerstehen zu können, deren thätigstes Werkzeug Sir Edmund Lyons war, starb Kolletti als das Opfer seiner vergebli-

chen Anstrengungen, um sein Vaterland von einer Herrschaft zu befreien, welche in der Folge so tyrannisch auftreten sollte. Allein dieses Feuer, welches sich an einem so mächtigen constitutionellen Herde, wie der englische ist, entzündete, hatte nicht bloß officielle Organe zu Leitern seiner Thätigkeit; jeder reisende Engländer ist ein Apostel der Lehre seines Landes.

Jeder englische Publizist, jeder Redacteur eines englischen politischen Blattes ist ein Mitarbeiter an dem Werke des brittischen Ministeriums. Sie erhalten sämmtlich ihre Inspirationen von den Handelsfürsten der City. Der Grund der Frage ist alsdann rein commercieller Natur. Es handelt sich in Portugal um die Compagnie für die Ausfuhr der Weine von Oporto; in Spanien um die Concurrenz in den Baumwoll-Manufacturen, welche Manchester und Liverpool gegen Barzellona machen möchten; in Sicilien um das Schwefel-Monopol; in Griechenland um die allzu rasche Entwicklung der dortigen Handels-Marine, während es in Aegypten darauf ankommt, das von Mehemed Ali eingeführte Monopol abzuschaffen. Die Constitutionen sind bloße Arsenale, welche für das beabsichtigte Gefecht die Waffen liefern. Der öffentliche Geist in England ist für diese Art von Krieg längst geschult und er führt ihn auch mit einem Einklange, welcher seinen Erfolg verbürgen muß.

Frankreich ist auf dieser Laufbahn noch lange nicht so erfahren. Es hat noch nicht gelernt, um seiner heimischen Angelegenheiten wegen diesen inneren Parteikrieg auf im voraus bestimmten constitutionellen Wegen zu führen, wobei man von den Leidenschaften absehend, für diese Art von Kampf Regeln aufstellen will, gleichwie die Gesetze der Ritterschaft deren für den Zweikampf festsetzten. Aus diesem Grunde hat dieser Krieg der Parteien in Frankreich von jeher den Charakter eines Bürgerkrieges angenommen. Sowie man einst zur Zeit der Ligue und der Fronde die Aristocratie mit den Waffen in der Hand gegen die Krone kämpfen sah, so haben wir in unsern Tagen alle großen Fragen socialer

Reform oder constitutioneller Gesetzgebung mit dem Degen ausfechten gesehen. Es gab viele Pariser Tage seit dem 14. Juli 1789 und dem 10. August 1792.

Seitdem die Revolution von 1830 die Massen den politischen Parteien beigezogen, hat der Kampf im Verhältnisse der steigenden Zahl zugenommen. Die gemäßigten Männer, welche ihn auf die fingirten Schranken der constitutionellen Lehren begrenzen möchten, werden von den Anhängern der entgegengesetzten Extreme überflügelt, welche das allgemeine Stimmrecht fordern, und sich anschicken, mit bewaffneter Hand über die Zukunft Frankreichs zu entscheiden. Ehedem vermochte ein Cabinet die Politik eines Staates dergestalt zu leiten, daß sie den Charakter des Souveräns oder seines Rathes annahm und das Volk weiter keinen Theil daran hatte. Es gab ein Staatsrecht, welches die internationalen Verhältnisse regelte, ein Recht für den Krieg sowohl als für den Frieden. Alle europäischen Regierungen hatten dieses öffentliche Recht angenommen. Die Verschiedenheit der Regierungsformen machte damals noch keine Ausnahme. England war das erste Land, welches sich ein besonderes öffentliches Recht schuf. Es modificirte die Pflege seiner auswärtigen Beziehungen nach den neuen Principien seiner Regierung im Innern. Von diesem Augenblicke an war es nicht mehr der König oder sein Cabinet welche den politischen Gang des Landes regelten; die englische Constitution wurde nunmehr die Grundlage dieser Politik, die politische Stimmung des brittischen Volkes wurde sein öffentliches Recht. Von diesem Augenblicke an bewegte sich die äußere Politik Englands ganz gleichförmig mit seiner inneren, in derselben Richtung und in denselben Formen. Seine Politik ward gleichzeitig aristocratisch und kaufmännisch.

Die fremden Völker sind gar häufig nichts weiter, als die Spielmarken, mit welchen die englischen Minister ihr parlamentarisches Spiel markiren. Um aber dieses Spiel mit Vortheil spielen

zu können, bedürfen sie ähnlicher Spieler im Auslande. Die constitutionelle Propaganda hat zum Zwecke, derlei Analogien dort zu schaffen, wo sie noch nicht existiren. Niemand war in diesem Spiele geschickter, als Lord Palmerston.

Sir Robert Peel, das Haupt der Partei, deren Gegner Lord Palmerston geworden war, hatte das Ansehen, dessen er genoß, durch seine gründliche Kenntniß des innern Spiels der großen constitutionellen Institutionen Englands gegründet. Er wollte keine andere Macht als diejenige, welche ihm seine Ueberlegenheit im Parlamente verleihen sollte; er wollte keine andere Reform, als diejenige, welche nicht etwa das Interesse einer Partei, sondern das wohlverstandene, wohlbegründete Interesse des englischen Volkes erheischen würde. Er hatte sich Reform-Plänen widersetzt, welche nach seinem Dafürhalten den Geist des Gleichgewichtes der englischen Verfassung ändern mußten. Er hatte der Partei, welche ihn zu ihrem Führer erkoren, den Namen der conservativen beigelegt, nämlich conservativ in Beziehung auf spezielle, bestimmte Gegenstände; dabei blieb aber der Fortschritt keineswegs ausgeschlossen, welcher mit jeder politischen Institution unzertrennlich verbunden ist; denn Bewegungslosigkeit wäre der Tod. Sir Robert Peel widersetzte sich aus allen Kräften dem Eindringen der neuen democratischen Lehren, zu denen sich eine Partei bekannte, welche eine Wahlreform forderte und auf Vermehrung der Anzahl der Wähler, auf Abänderung des Wahlmodus, auf Abkürzung der siebenjährigen Dauer der Parlamente ꝛc. drang. Dafür wollte er aber gleichzeitig dem conservativen Geiste seiner Partei alle Vortheile und allen Gewinn einer größeren Freiheit in den Geschäften zuwenden. Er wollte zugleich politischer Aristocrat und liberaler Industrieller sein.

Allein Niemand vermag den Antagonismus entgegengesetzter Lehren in sich zu vereinigen, und darum mußte auch Sir Robert Peel dem Gewichte der Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung

erliegen, ungeachtet seiner unleugbaren Geschicklichkeit und ungeachtet der Reinheit seiner Absichten und seiner wahrhaften Philantropie, welche ihn aneiferte, nach einer Erleichterung der armen Classen zu streben, in der Ueberzeugung, daß er dadurch auch an der Sicherstellung der Rechte aller übrigen Classen arbeitete.

Der nähere Sachverhalt war folgender:

Die Zersetzung der frühern Parteien hatte die Staatsgewalt im Inneren schwankend und ungewiß gelassen. Die Vereinigung der Interessen, auf welcher sie beruht und in welcher ihre Stärke liegt, existirte nicht mehr; daß Gleichgewicht war gestört. Von nun an macht bloß eine erkünstelte und conventionelle Opposition sich die Gewalt streitig; die politische Bewegung wird nicht mehr durch den Ehrgeiz zweier Parteien hervorgebracht, welche gleich zwei Armeen in Schlachtordnung einander gegenüber stehen. Nunmehr sind neue, lebendige Kräfte, hervorgegangen aus der doppelten Vermehrung der Bevölkerung und des Reichthums, in die Schranken getreten. Tief unter einander gespalten versetzen die wichtigsten Interessen des Landes ganz England in Aufregung. Die Interessen der Nationalkirche, des Ackerbaues und der Industrie stehen einander schlagfertig gegenüber um sich zu bekämpfen.

Gewandter, als sein Gegner es sein wollte, hat Lord Palmerston außerhalb dieses Kampfes Stellung genommen. Ein ehemaliger Tory stürzte er sich durch dieses Handgemenge, ohne daran Theil zu nehmen, aber auch ohne die Folgen davon für sich zu fürchten; denn indem er der auswärtigen Politik Englands eine Richtung gab, welche derjenigen entsprach, deren Triumph im Inlande er voraus sah, stützte er seine ministerielle Stellung auf die neuen Theorien der Zahl und des Geldes. Diese Theorien erheischen die Bewegung; denn die Zahl, welche nicht bewegt würde, und Geld, welches nicht circuliren würde, wären bloße Gewichte, anstatt Kräfte zu sein. Die Gefahr liegt dabei darin, daß man die Ge-

schwindigkeit der Bewegung nicht zu regeln versteht, oder nicht mehr zu regeln im Stande ist.

Man sieht zu London in der Westminster-Abtei ein Monument mit folgender Inschrift:

„Errichtet von dem Könige und dem Parlamente, als ein Zeugniß der Tugenden und der Geschicklichkeit William Pitt's, Grafen von Chatham, während dessen Amtsführung unter den Regierungen Georgs des Zweiten und Georgs des Dritten die göttliche Vorsehung Großbritannien zu einer bis dahin unbekannten Höhe der Wohlfahrt und des Ruhmes erhoben."

Seine Biographen haben die nachfolgende Umschreibung hinzugefügt: „Dem Minister, welcher zuerst das Mittel entdeckte, die Industrie und den Handel während des Krieges noch blühender zu machen, als während des Friedens." Dieser Act der Erkenntlichkeit des englischen Volkes bezieht sich auf die Epoche des siebenjährigen Krieges, welcher die Engländer zum ersten Male zur Erkenntniß gebracht zu haben scheint, daß der Krieg auf dem Continente der Entwicklung der englischen Industrie nur förderlich sein könne und sie jeder fremden Industrie überlegen machen müsse. Zudem war dieß die Epoche, wo England durch die Eroberung von Canada Frankreichs coloniale Zukunft in Amerika vernichtete.

Die langwierigen französischen Revolutionskriege haben zwar England später Gelegenheit gegeben, sich die commercielle Ueberlegenheit, welche es seitdem behauptet hat, mit den Waffen in der Hand zu erobern; allein sie haben das brittische Volk mit einer so ungeheuern Nationalschuld belastet, daß es ihm unmöglich wäre, einen solchen Kampf ein zweites Mal auszuhalten. Es hat daher den Gang seiner Politik geändert. Der Zustand seiner Finanzen gebot ihm die Sparsamkeit des Friedens, während ihm seine durch den Krieg eroberte Ueberlegenheit nur durch den Krieg gesichert bleiben konnte.

Lord Palmerston hat gerechten Anspruch auf ein Monument, welches besagte, daß das englische Volk ihm die Lösung dieses Problems zu danken habe; denn wenn in England Friede herrscht, so befinden sich dafür alle Völker des Continents in einem fast ununterbrochenen Kriegszustande. Oder ist das etwa eine Epoche des Friedens, welche einen vierjährigen Bürgerkrieg zwischen Don Pedro und Don Miguel, und einen siebenjährigen Bürgerkrieg zwischen Don Carlos und den beiden Königinen aufzuweisen hatte? Oder sind die aufeinander folgenden Aufstände in Italien, welche mit der Katastrophe Karl Alberts geendet haben, ein Zustand des Friedens gewesen? War etwa der zweijährige Krieg zwischen Polen und Rußland; waren die Unruhen in Großherzogthum Posen, in Krakau, in Galizien ein Zustand des Friedens? Mit welchem Namen soll man den Raçenkrieg und die zwei Feldzüge des Bürgerkrieges in Ungarn bezeichnen, mit welchem Namen den blutigen Streit zwischen Dänemark und den beiden Herzogthümern, welche gleichzeitig vereinigt und getrennt sein wollen? War etwa der Zustand des deutschen Bundes zu Ende des Jahres 1850 ein friedlicher, wo die Männer einer abenteuerlichen Politik, und die Ueberspannten aus aufrichtiger Ueberzeugung erst vor der Größe der Kriegsrüstungen zurücktraten? Prägen etwa die verdeckten Umtriebe, welche die Regierungen und die Völker seit so langer Zeit in beständiger Aufregung erhalten, unserer Zeit den Charakter eines Friedenszustandes auf?

England hatte während seines großen Kampfes den Krieg mit seinen Flotten und Armeen in allen Welttheilen zugleich geführt; es zahlte den ihm verbündeten Regierungen Subsidien oder machte ihnen Darlehen; es rief die Völker zu den Waffen, indem es sich an ihre Leidenschaften wandte. Seit dem Friedensschlusse hat es alle Kriegskosten von seinem Budget gestrichen; aber es wendet sich noch fortwährend an die Leidenschaften, es versteht, sie so zu sagen permanent zu machen, indem es dieselben vermittelst

der schwierigsten Fragen der socialen und der politischen Ordnung aufstachelt. Die Resultate liegen vor.

Bedeutungsvolle Ereignisse treten niemals von selbst ein; die ihnen zu Grunde liegenden Ursachen müssen ihnen nothwendig vorangehen; das Zufällige und Unvorhergesehene daran ist blos die Form, welche sie im Augenblicke des Ausbruches annehmen.

Seit dem Jahre 1848 hat das englische Ministerium alljährlich die Gelgenheit der Parlaments-Eröffnung benützt, um dem englischen Volke zu seiner ruhigen Haltung Glück zu wünschen und zu dem politischen Frieden, welchen die Regierung inmitten der Revolutionen, welche den Continent zerfleischten, aufrecht zu halten wußte.

Die Sprache des englischen Ministeriums ist einfach, natürlich und unbefangen, wie nur die Sprache der Unschuld es sein könnte. — Dennoch haben auch wir eine sehr einfache und natürliche Frage an dasselbe zu stellen.

Kein Land ist seit lange auf seinen Einfluß so eifersüchtig gewesen als England; auch hat seit langer Zeit kein Minister diesen Einfluß mit so außerordentlicher Thätigkeit auszuüben verstanden, als Lord Palmerston, noch hatte jemals ein Minister vor ihm den Willen Englands, diesen Einfluß auszuüben, so laut verkündet. Die Tory-Partei hatte das Princip der Nicht-Intervention zur Grundlage ihrer politischen Haltung genommen. Die Erörterungen in welche sie sich mit den Continental-Mächten eingelassen, waren durch die Vertheidigung dieses Princips herbeigeführt worden, welches sie dem von diesen Mächten für gewisse bestimmte Fälle angesprochenen Rechte der Intervention entgegenstellte. Lord Palmerston hat diese Politik ganz offen verlassen; sie erschien ihm zu schüchtern für den brittischen Stolz, zu wenig einträglich für Englands Bedürfnisse. Er intervenirte daher unaufhörlich in allen Angelegenheiten, gleichviel ob groß oder klein, und erklärte diese Intervention als ein England gebührendes Recht. Um dieses Recht

zu begründen, gesellte Lord Palmerston zur Politik der Interessen die Politik der Doctrinen und der Principien. Die Elastizität dieser Politik der Principien war für den Ehrgeiz des Mannes der sich in Alles mischen wollte, ganz vorzüglich geeignet. Wo keine positive Interessenfrage vorhanden war, da war nach Englands Belieben eine Frage der Doctrinen vorhanden.

Man ist also England gegenüber zu nachfolgendem Dilemma berechtigt. Entweder ist der Einfluß welchen England ausüben wollte, gleich Null gewesen, es hat nichts vorauszusehen, nichts zu leiten, nichts zu regeln verstanden, — es hat nichts von dem erreicht, was es erreichen — nichts von dem verhindert, was es verhindern wollte; oder aber, wenn England, um nicht zu diesem Grade von Nullität herabzusinken, vor dem Einflusse, welchen es ausüben gewollt und in der That ausgeübt hat, nicht zurückschreckt; wenn es die Schuld der Revolutionen auf den Widerstand, welchen seine Lehren, seine Rathschläge gefunden, oder auf die Fehlgriffe der Regierungen schiebt: in diesem Falle hätte seine Politik eine vollständige Niederlage erlitten, sie wäre ungeschickt und dem Werke, welches sie unternommen, nicht gewachsen gewesen. Will und kann England den Antheil nicht leugnen, welchen es entweder durch seinen directen Einfluß oder durch das Predigen seiner Lehren genommen hat, und behauptet es anderseits daß es keinen Fehler begangen, und sich in seinen Operationen nicht geirrt habe: dann bleibt nur mehr eine dritte Hypothese übrig, nämlich die, daß es alles das gewollt habe, was geschehen ist.

Lord Palmerston hat mehr als einmal officiell und confidentiell erklärt, daß die englische Regierung beschlossen habe, sich nur mit solchen Regierungen zu verbinden, deren Principien jenen Englands ähnlich wären. Dies war die Grundlage der englisch-französischen Allianz, im Gegensatze zu dem Bunde der drei continentalen Großmächte.

Allein das Wesen der Regierungen von Frankreich und England ist sich einzig und allein der Form nach ähnlich. Die Grundlagen der socialen Ordnung beider Länder sind ganz und gar verschieden.

Die englische Regierung beruht auf einem Principe der Classification welches die Gleichheit ausschließt, und auf dem Grundsatze der Erblichkeit, welcher dem Wahlprincip enge Gränzen anweist. Die französische Regierung dagegen schließt das Princip der Classification und der Erblichkeit aus; die Basis der neuen socialen Ordnung Frankreichs ist die Gleichheit, ebenso wie das Wahlprincip die Grundlage seiner politischen Ordnung bildet.

In Folge des zuerst angeführten Unterschiedes herrscht und regiert in England das aristokratische Element, während in Frankreich einzig und allein das demokratische im Schwunge ist. In Folge des zuletzt angedeuteten Unterschiedes werden in England die inneren Verfassungskämpfe durch die Ueberlegenheit der Intelligenz entschieden, während sie in Frankreich lediglich auf gewaltsame Weise zur Entscheidung gebracht werden. Die Geschichte liefert längst die Beweise dafür. Diese Thatsache ist ein nothwendiger Ausfluß der Principien. Wer diese Nothwendigkeit etwa noch in Zweifel ziehen sollte, der findet einen weiteren Beleg in der so ganz verschiedenen Art und Weise, wie die auswärtigen Verhältnisse beider Länder geleitet werden. Seitdem ihre Allianz sie auf dieselben diplomatischen Wege constitutioneller Propaganda geführt, haben ihre Agenten die internationalen Beziehungen in einem Geiste gepflogen, wie die von ihnen repräsentirten Länder. Während daher England nur von seiner Geschicklichkeit Gebrauch machte, um seinen Einfluß auf die Spaltung der Parteien zu gründen, haben wir gesehen, wie Frankreich stets bereit war, die Fragen der Verfassungspolitik durch physische Gewalt zu entscheiden. Frankreich hat fünf Expeditionen unternommen, während England, das sich bloß auf eine beobachtende Stellung zu beschränken schien, vermit-

telst der Thätigkeit der Parteien wirkte. Es übte auf diese Art einen Einfluß, welcher ihm geheimere und beständig wirkende Triebfedern zur Verfügung stellte, während der Einfluß Frankreichs von dem Augenblicke an abnahm, als die Einwirkung seiner materiellen Gewalt aufhörte. So geschah es während der Expedition des Herzogs von Angouleme in Spanien, des Marschalls Maison in Griechenland, des Marschalls Gerard in Belgien und während der Expedition von Ancona; eine gleiche Bewandtniß wird es haben, sobald die Besetzung Roms aufhören wird. Die National-Eitelkeit verfehlt in derlei Fällen niemals, die auswärtige Hilfe als Unterdrückung zu bezeichnen. Der geleistete Dienst ist bald vergessen; er bleibt im Gedächtnisse nur mehr als Erinnerung an eine Demüthigung, für welche man überdies noch bezahlen mußte. Dagegen erscheint der moralische Schutz lediglich als wohlwollende Uneigennützigkeit, welche Vertrauen einflößt und den Einfluß des Protectors sichert; es sind damit weder für diesen letztern noch für den Schützling Auslagen verknüpft.

Die erwähnten bewaffneten Interventionen Frankreichs haben im Einvernehmen oder doch mindestens mit Zustimmung der britischen Regierung stattgefunden; England fand darin nicht nur allein keinen Nachtheil für sich selbst und keine Verminderung seines Einflusses, sondern es wußte im Gegentheile recht gut, was es dabei zu gewinnen hatte. Wer etwa daran noch zweifeln sollte, der möge sich erinnern, daß England Ludwig Philipp aufforderte, eine französische Armee in Spanien einrücken zu lassen.

Die ersten zwei der oben angeführten Expeditionen haben unter der Restauration stattgefunden, die beiden folgenden unter Ludwig Philipp, die letzte unter dem Präsidenten der Republik. Die Verschiedenheit der Regierungsprincipien dieser drei Epochen hat in ihrer Verfahrungsweise keinen Unterschied verursacht; es muß also ein permanenter Grund vorhanden sein, welcher sie beherrschte. Es wird nicht ohne Nutzen sein, nach demselben zu forschen.

Obgleich die sociale Ordnung in Frankreich und in England auf geradezu entgegengesetzten Principien beruht, so liegt dennoch ein und derselbe Geist in der Aehnlichkeit der Regierungsform. Man sieht daselbst die Monarchie auf dem Throne, während die großen Rathsversammlungen der beiden Völker republikanisch constituirt sind. Sie unterscheiden sich darin von einander, daß das englische Parlament aristokratischer Natur ist, während die französischen Kammern stets demokratisch waren.

Die Proclamation der Republik im Jahre 1848 war blos die natürliche unvermeidliche Folge jener andern Proclamirung vom Jahre 1830, welche ein Mann aussprach, der stets vielmehr ein Werkzeug als ein Führer seiner Partei war; die fehlerhafte Copie Washingtons, welchen er gesehen aber nicht verstanden hatte, nämlich durch Lafayette, welcher Ludwig Philipp selbst die Hand bot, um ihn einen von republikanischen Institutionen umgebenen Thron besteigen zu lassen.

Wenn die Menschen sich zählen, so begnügen sich die Zahlreicheren nicht mit der Gewalt allein, sondern sie wollen auch noch den Titel derselben. Das Königthum bestand längst nicht mehr; dieser Thron wurde 1848 gleich einem unnützen und noch überdies hinderlichen Meubel bei Seite geschoben. Dadurch wird die Leichtigkeit der Operation und die Verblendung der Mehrzahl jener Männer erklärlich, welche sie vorbereileten ohne es zu wollen. Aehnlicher Art ist noch heutzutage der Irrthum derjenigen, welche die Wiederherstellung des Königthums auf dem Wege des allgemeinen Stimmrechtes bewirken wollen.

Der Antagonismus zwischen dem monarchischen und dem demokratischen Principe ist zu feindselig, als daß er nicht zerstörend sein sollte. Entweder muß der Thron zu Grunde gehen, oder die Rathsversammlungen müssen monarchisch oder doch mindestens durch aristokratische Elemente gemässigt werden. Auch Napoleon hatte geglaubt mit der Revolution abzuschließen, indem er seine

Macht auf ein Schattenbild des allgemeinen Stimmrechts gründete. Der republikanische Geist in Frankreich betrachtete nach seinem Sturze dieses Schattenbild als ein Recht seiner Zukunft.

Die englische Aristocratie regiert zwar kraft eines Princips republikanischer Freiheit, sie ist aber dabei von jenem conservativen Geiste durchdrungen, welcher stets jeder Aristocratie eigen sein wird. Wenn sie regiert, will sie den Staat conserviren, wenn sie nicht regiert, sucht sie sich selbst zu erhalten. Darum hat die englische Aristocratie das Königthum aufrecht erhalten wollen, obgleich dasselbe in Folge des ihm verliehenen unverantwortlichen Charakters zu einem bloßen Schattenbilde wird, aber zu einem Schattenbilde, welches deßungeachtet etwas Geheiligtes an sich hat; denn Niemand wagt es, Hand daran zu legen. Es ist die Bundeslade. Daher wird es für die Welt immer von Wichtigkeit sein, daß in der socialen Ordnung etwas existire, woran Niemand Hand legen darf. Allein das democratische Princip duldet keine Ausnahme; es tastet alles an, und was es antastet, das stürzt es auch um, wenn es ihm im Wege steht.

Der Titel der vorliegenden Schrift bedarf einer Erklärung; diese findet hier ihre natürliche Stelle.

Es dürfte in der That ungewöhnlich erscheinen, einen Eigen-Namen an die Spitze der wichtigsten Fragen der öffentlichen Interessen zu stellen.

Das Grundprincip der Verfassungs-Theorie macht aus dem Fürsten ein unverantwortliches moralisches Wesen. Er soll der Repräsentant der Souveränität, seine Person soll geheiligt sein; allein der Cultus, welchen man ihm darbringt, hat Aehnlichkeit mit der Verehrung jener Götzenbilder, welche die Gottheit vorstellen, aber nicht ihre Macht haben. Diese Macht, welche ein Ausfluß der Souveränität selbst ist, ließ sich nicht annulliren, sie wurde daher blos anders wohin verlegt. Diese Verlegung hatte zum Zwecke, die Geschicke der Völker den Leidenschaften, den Launen, der Willkür,

den Irrthümern eines Einzelnen zu entrücken. Man will die Souveränität ohne die Leidenschaften, ohne die Launen und Fehlgriffe des Fürsten. Man will lieber auf die Macht seiner allfälligen guten Eigenschaften, auf die edlen Inspirationen eines erhabnen Charakters, auf die weisen Entscheidungen eines erleuchteten Geistes verzichten, als Gefahr laufen, daß die Gewalt von einem geistig zu sehr beschränkten oder zu ehrgeizigen, von einem zu leidenschaftlichen, von der Vernunft nicht in Schranken gehaltenen, in seinen Sitten unordentlichen und nur ein schlechtes Beispiel gebenden Fürsten ausgeübt werde.

Die constitutionellen Theorien haben daher als Basis ihrer Thätigkeit das Princip angenommen, daß Niemand im Staate eine so bedeutende Macht erlangen dürfe, um die Gefahren herbeizuführen, welche die den Fürsten eingeräumte erkünstelte Stellung eben hintanzuhalten bezweckt. Daher sind diejenigen, welchen die Ausübung der Staatsgewalt anvertraut wird, den berathenden Versammlungen, in deren Mitwirkung die Souveränität liegt, für ihre Handlungen verantwortlich.

In Europa hat Jedermann, sowohl die Regierungen als die Völker, die Frage aufgeworfen, wie es denn kam, daß im Gegensatze mit einem constitutionellen Fundamentalprincip ein Minister ein offenbar willkürliches politisches Verfahren einschlagen konnte; denn dieses Verfahren mußte wohl voll Widersprüchen und offenbar gewaltsam sein, da von allen Seiten so viele Klagen dagegen laut wurden; ein Verfahren, welches auf Principien offenbar keine Rücksicht nahm, weil es dieselben nach Belieben bald proclamirte, bald wieder verletzte.

Auf diese Art hat in der That Lord Palmerston die englische Politik geleitet. Um ihn zu begreifen, muß man die Laufbahn, welche er zurückgelegt hat, in Betracht ziehen, denn diese hat ihn befähigt eine solche Rolle zu spielen. In ihm vereinigt sich das Wesen der beiden Parteien, welche seit beiläufig zwei Jahrhunder-

ten sich abwechselnd die Regierung streitig machen. Die oscillirende Bewegung, welche nothwendig daraus hervorgeht, war je nach der Dauer der Zeit, welche die eine oder die andere dieser Parteien am Ruder blieb, mehr oder weniger schnell. Indem diese Bewegung sich in dem Doppelwesen einer und derselben Person verkörperte, erlangte sie einen Grad von Schnelligkeit, welcher der geistigen Beweglichkeit dieser Person entsprach und nothwendig einen revolutionären Charakter annehmen mußte; denn es ist eben Sache der Revolution, durch gewaltsame und vorzeitige Mittel Veränderungen zu erzwingen, welche die Zeit auf eine weit sicherere und ersprießlichere Weise herbeiführt, wenn man verständig genug ist, um sie abzuwarten.

England hatte sich seit der ersten französischen Revolution entschlossen an die Spitze der Weltbewegung gestellt und hat seine Kraft nach Maßgabe der Umstände zum Widerstande oder zum Angriffe benützt. Es hat sich an allen Ereignissen betheiligt, entweder um sie hervorzurufen, oder um diejenigen, welche es auf seiner Bahn vorfand, zu beherrschen; auf alle Fälle aber, um sie alle zu seinen Gunsten zu benützen. England war aus seinem doppelten Kampfe zuletzt siegreich hervorgegangen; es hatte sowohl über das revolutionäre als über das kaiserliche Frankreich den endlichen Sieg davon getragen.

Ludwig XVIII., welcher sich für weise hielt, wie Solon nach seiner Rückkehr aus Aegypten, ertheilte in den Tuilerien eine Constitution nach englischem Muster. Napoleon, welcher ohne Zweifel seine Fehler einsah, dictirte auf St. Helena seine Memoiren, um sie zu verbessern.

Während der langen Epoche, als die Tory's am Ruder waren, bekleidete Lord Palmerston eine Zeit lang die Stelle eines Staatssecretärs im Departement des Krieges. Von dieser Schule hat er sich die großartigen Combinationen, die muthvolle Ausführung zu eigen gemacht und die Kunst, seine Feinde gleichzeitig durch

regelmäßige Allianzen und durch die Aufreizung der Völker zu bekämpfen. Denn in der Absicht, das monarchische Princip zu befestigen, wendete man damals alle diese Mittel an.

Dagegen haben die Whig's jederzeit durch das politische Princip, welches sie allenthalben als die Vertheidiger der Volksfreiheit auftreten ließ, ihre Stellung zu befestigen gesucht, da sie sich in England nicht stark genug fühlten, um den Kampf gegen die Krone aufzunehmen und sie zu zwingen, ihnen einen Antheil der Herrschaft einzuräumen. Als die Krone von der wahrhaft monarchischen Partei unterstützt wurde, haben sie stets im Auslande Verbündete gesucht. In Folge dieses Princips sind sie zuletzt propogandistisch geworden. Man findet in mehreren Episoden des langen Krieges gegen Frankreich Spuren dieser doppelten Bewegung; es wird von Nutzen sein, dieselben darzulegen, weil die Verwicklungen der englischen Politik alsdann leichter verständlich werden.

Der einer Whig-Familie angehörige ausgezeichnete General Napier, sagt in seiner Geschichte des „spanischen Unabhängigkeits-Krieges." *)

„Wäre Napoleon bei seinem Einrücken in Spanien, anstatt als perfider Schiedsrichter in einem häuslichen Zwiste aufzutreten, vor allem bedacht gewesen, das Volk mit der Regierung zu entzweien (und wie viele Gelegenheiten hätte eine solche Regierung zu diesem Behufe dargeboten), so wäre er als der Befreier eines großen Volkes empfangen worden.".

Man sieht hier den Grundgedanken der Whig-Politik.

Dagegen hat sich Lord Wellington während der ganzen Dauer seiner Kriegführung in Spanien streng auf militärischem Boden gehalten; für ihn war Spanien das Schlachtfeld, auf welchem der große Kampf zwischen Frankreich und England zur Entscheidung kommen sollte. Er hielt sich den Intriguen der zu Cadix versam-

---

*) I. Band Seite 31 der französischen Uebersetzung.

melten Cortes soviel als möglich fern. Man findet in seiner seither veröffentlichten Correspondenz zahlreiche Belege dafür. Wir wollen nur einen derselben anführen.

In einem Schreiben an den Grafen Bathurst, datirt aus Lesaco am 5. September 1813 *), spricht der Herzog von dem schlechten Systeme der Cortes in Cadix und fährt dann folgendermaßen fort: „Ein solches System kann durchaus nicht von Dauer sein, und ich bedauere nur, daß ich derjenige sein muß, der es aufrecht erhält. Wäre ich nicht da, so würde es eine Menge Generale geben, welche es über den Haufen werfen würden. Ballesteros war ganz bestimmt gesonnen, dieß zu thun, und wenn ich mich nicht sehr irre, so sind O'Donel und selbst Castaños und wahrscheinlich noch Andere ebenfalls dazu bereit. Wenn der König zurückkehrt, so wird auch er dieses ganze Machwerk über den Haufen werfen, wenn er nur ein Bischen Muth hat. Aber die Sachen sind so weit gegangen und die Herren Parteiführer in Cadix sind so vollkommen Meister dieser Versammlung, daß ich sehr fürchte, es werde ein neuer Umsturz erforderlich sein. Und ich empfehle der brittischen Regierung ernstlich, sich der Democratie zu erwehren und sich, so lange diese das Heft in der Hand hat, in nichts zu mengen, außer den Krieg fortzuführen und sich dem Einrücken des auswärtigen Feindes zu widersetzen."

Damals war Lord William Bentinck einer der einflußreichsten Männer der That der Whigpartei. Er befehligte die englischen Truppen in Sicilien und war daselbst das accreditirteste Organ der brittischen Regierung am neapolitanischen Hofe, welcher sich nach Sicilien zurückgezogen hatte.

Sicilien hatte ein Parlament normannischen Ursprunges, welches ungeachtet aller Wechselfälle seiner Geschichte achthundert Jahre seines Bestandes zählte. Diese politische Institution fungirte im

---

*) Korrespondenz, Band VI. Seite 743.

Geiste des Mittelalters, welchem es seine Entstehung verdankte, und war von jeher für das Wohl des Landes eher ein Hinderniß, als ein Mittel zu seiner Entwicklung. Lord William Bentinck benützte seinen Einfluß, um die modernen Ideen Neu-Englands in diese Versammlung einzuführen. Das Ergebniß davon war die berüchtigte Constitution vom Jahre 1812.

Zu jener Zeit waren die Franzosen in Italien nicht stark genug, um Sicilien zu bedrohen; daher konnte ein Theil der englischen Besatzungsarmee um so mehr in voller Sicherheit anderweitig verwendet werden, als die englische Flotte, welche seit mehreren Jahren den Hafen von Toulon blokirte, zu gleicher Zeit die italienischen Küsten überwachte.

Lord Bentinck schlug daher der englischen Regierung vor, ihm zu gestatten, mit einem Theile seiner Armee eine Expedition nach der Ostküste von Spanien zu unternehmen.

Aus einem Schreiben des Herzogs von Wellington an Lord Bentinck ersieht man, daß diese beiden Heerführer in Betreff der Art der Kriegführung in Spanien von verschiedenen Gesichtspuncten ausgingen. In diesem aus Barcello vom 28. Juni 1812 datirten Schreiben*) heißt es: „Was den Beistand betrifft, welcher Spanien aus dieser Expedition erwachsen soll, so sehe ich mit Betrübniß, daß Sie, seitdem Sie der Regierung diese Maßregel vorgeschlagen, Ihre Meinung geändert haben. Und wenn ich nicht die Hoffnung hegte, daß General Maitland, daß der Generalstab und die übrigen Officiere der Armee in Sicilien anders denken, indem sie das, was zu thun ist, und die dadurch in Aussicht gestellte Wirkung für unsern Kampf in der Nähe sehen, so würde ich am Erfolge von Personen zweifeln, welche mit einer ähnlichen Meinung sich anschicken, einen Dienst zu übernehmen."

---

*) Band VI. der erwähnten Korrespondenz.

„Allein es ist nicht unmöglich, daß meine Erfolge in Castilien und jene des Generals Maitland an den östlichen Küsten dennoch Spanien einigen Nutzen gewähren, worüber ich nichts zu sagen habe. Es ist dies ein Gegenstand, welchen die Politiker in Erwägung zu ziehen haben; als Militär kann ich mich mit einem Plane nur zu dem Ende befassen, um zu beurtheilen, ob er irgend einen militärischen Erfolg haben kann. Aber ich bitte Sie, zu bedenken, daß die gleiche Bemerkung von Seite der Politiker nicht nur allein auf jeden militärischen Plan, sondern auch auf die allgemeinen Operationen jedes Krieges ebenso wie auf den Zweck des Krieges selbst anwendbar ist."

„Ich habe Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punct gelenkt, weil Sie, meiner Ansicht nach, durch Ihre Worte und ohne es beabsichtigt zu haben, den Ministern des Königs in Betreff des Erfolges der Expedition des Generals Maitland eine größere Verantwortlichkeit auferlegt haben, als ihnen zukommt."

„Ich bin dessen gewiß, daß diese Expedition gelingen wird, und für alle Fälle wird sie meinen Operationen förderlich sein. So sehr ich aber ihren Erfolg wünsche, so kann ich Sie dennoch versichern, daß ich um dieses Zweckes allein willen nicht rathen würde, den Ruf des Generals Maitland und die Sicherheit seiner Truppen auf das Spiel zu setzen."

Diese Depesche liefert den Beleg, daß Lord Bentinck in seine militärischen Pläne zugleich Politik mengte, und der herbe Ton dieses Schreibens beweist ferner, daß diese Politik mit jener des brittischen Cabinets nicht im Einklange war.

Aber kehren wir nach Sicilien zurück; wir werden dort noch augenfälligere Beweise dafür finden.

Napoleon hatte 1812 den Gipfelpunct seiner Macht erreicht. Obgleich auch das Maß des Widerstandes, welchen England ihm entgegenstellte, im Verhältnisse seiner steigenden Größe zunahm, so konnte dennoch kein Engländer einen so nahe bevorstehenden

Triumph vorhersehen, als ihn die Expedition nach Rußland vorbereitete. Durch die in Spanien und in Portugal errungenen Erfolge ermuthigt, trachtete England die Italiener zur Theilnahme an diesem Kampfe der Reaction der Völker gegen die Unterdrückung Frankreichs zu vermögen. Der Hebel zum Aufstande Italiens sollte in Sicilien angesetzt werden. Lord Bentinck erhielt demnach Befehl, die spanischen Küsten, wo seine Mitwirkung ohnedies von geringem Nutzen gewesen, zu räumen. Er führte seine Armee nach Palermo zurück.

Man hatte eine italienische Legion gebildet, welche zum Theile aus italienischen Soldaten bestand, welche in Spanien in Gefangenschaft gerathen waren. Diese Legion war durch Officiere der ehemaligen piemontesischen Armee formirt und größtentheils auch von solchen commandirt. Dennoch wurde Italien im Süden durch die neapolitanische und im Norden durch die königlich italienische Armee im Gehorsam erhalten. Selbst die Niederlage der französischen Armee in Rußland hatte daselbst kein Symptom des Aufstandes zu Tage gefördert. Murat und der Vicekönig übernahmen nach ihrer Zurückkunft wieder die Leitung der Regierung und das Obercommando. Sie fanden allenthalben willigen Gehorsam.

Murat benutzte die Bedeutung, welche diese Stellung ihm gab, um mit Oesterreich wegen eines Separatfriedens zu unterhandeln, welchem England beitrat. Da dergestalt für Sicilien nichts weiter zu befürchten war, so gedachte Lord Bentinck eine Expedition nach dem Norden Italiens zu unternehmen. Dieses Unternehmen war ein verspätetes; denn zur Zeit, wo es stattfand, nämlich im März 1814, war es in militärischer Beziehung unnütz; die Frage zwischen Europa und Napoleon war mittlerweile durch andere Begebenheiten und auf anderen Schlachtfeldern zur Entscheidung gekommen. Allein Lord Bentinck benutzte die Gelegen-

heit, um der Stellung, welche er England in Italien nehmen ließ, die politische Farbe seiner Partei zu geben.

Am 14. März 1815 erließ er von Livorno aus eine Proclamation an die Italiener, um sie zu den Waffen zu rufen. Er redete sie im Namen Englands allein an. Diese Proclamation endete mit folgenden Worten: „Soll Italien allein unter diesem Joche bleiben, sollen von allen Völkern allein die Italiener für einen Tyrannen, für die Knechtung ihres Vaterlandes gegen ihre Brüder die Waffen tragen? Italiener! Säumet nicht länger, Italiener zu sein, und du vor Allem, Armee von Italien! das Schicksal deines Vaterlandes liegt in deinen Händen. Soldaten Italiens! Wir rufen euch zu uns herüber; wir rufen euch, damit ihr eure Rechte geltend machet und eure Freiheit wieder erlanget. Wenn ihr nach uns begehret, so werden wir kommen. Unsere vereinten Anstrengungen werden dahin gerichtet sein, daß Italien wieder werde, was es in seinen schönsten Tagen gewesen, was Spanien heutzutage ist." *)

Die in Livorno gelandete italienische Legion appellirte an die Italiener durch ihre Fahnen, welche in einem Kranze von Lorbeern und von Sinnbildern der Freiheit die Inschrift: „Independenza italiana" trugen.

In einer Depesche, welche Lord Bathurst unter dem 28. December 1813 an Lord William Bentinck richtete, heißt es: „Ich habe die Ehre, Ihnen einige Andeutungen mitzutheilen, welche mir über die Stimmung der Bevölkerung von Genua und von Piemont, so wie ferner über den elenden Zustand des Feindes in diesem Lande zugekommen sind. . . . . Wenn der Zustand der Streitkräfte, welche Sie befehligen, es gestattet, so werden Sie eine Truppenabtheilung dahin absenden und dieser bald darnach in

---

*) Man sehe diese Proclamation in: Schoell, recueil de pièces officielles, Tome II. p. 177.

Person folgen, vorausgesetzt, daß der Zustand Siciliens Ihnen gestatte, sich auf so lange Zeit aus diesem Königreiche zu entfernen. Der Hauptzweck wäre die Besetzung von Genua oder mindestens der beiden Forts, welche die Einfahrt des Hafens beherrschen. Vorausgesetzt, daß es augenscheinlich unter voller Mitwirkung der Bevölkerung geschehe, können Sie auch Genua im Namen und für Rechnung Seiner Sardinischen Majestät in Besitz nehmen."

Demnach sprach die englische Regierung drei Monate vor Beendigung des Krieges (denn die Truppen der Verbündeten hielten am 31. März 1814 ihren Einzug in Paris) ihren Willen aus, den ehemaligen Staat Genua zu Piemont zu schlagen.

Lord Bentinck hatte Genua soeben besetzt und die Franzosen, welche zu schwach waren, die ganze Genuesische Küste geräumt; die Einwohner leisteten keinen Widerstand.

Seine Herrlichkeit hatte in Genua eine provisorische Regierung eingesetzt. Lord Castlereagh schrieb ihm damals: „Was die Einrichtung betrifft, welche Eure Herrlichkeit in Betreff der provisorischen Regierung von Genua getroffen haben, so werden Sie solche Maßregeln verfügen, welche die Neigung des Volkes zu erwerben vermögen; aber Sie werden es vermeiden, von der früheren Form der Regierung in Ausdrücken zu sprechen, welche Illusionen hervorrufen könnten; denn es wäre möglich, daß vom allgemeinen Interesse gebotene Rücksichten die Befolgung eines anderen Systems erheischten."

Dennoch schrieb Lord William Bentinck unter dem 27. April 1814 an Lord Castlereagh, daß, nachdem die Bewohner und die Kaufmannschaft ihm ihren einhelligen Wunsch, in ihre früheren Verhältnisse wieder einzutreten, ausgedrückt und die Unterstützung Großbrittaniens in Anspruch genommen hätten, er am 26. April eine Proclamation erlassen habe, deren drei erste Artikel hier folgen:

„Ich erkläre:

1. Die Constitution der Genuesischen Stände, wie selbe 1797 bestanden, ist wieder hergestellt mit den Modificationen, welche der allgemeine Wunsch, das öffentliche Wohl und der ursprüngliche Geist jener von 1576 zu erheischen scheinen.

2. Die organischen Veränderungen, ingleichen das Verfahren bei Verfassung der Listen der wählbaren Bürger und bei Bildung des großen und kleinen Rathes, werden sobald als möglich veröffentlicht werden.

3. Eine aus 13 Personen bestehende und wie ehedem in 2 Collegien getheilte provisorische Regierung wird ungesäumt ernannt werden und ihre Verrichtungen bis zum Jänner 1815 fortsetzen, zu welchem Zeitpuncte alsdann die beiden Collegien auf die von der Constitution vorgeschriebenen Zahl werden gebracht werden."

Endlich ernannte Lord Bentinck in dem 6. und letzten Artikel dreizehn Senatoren und erklärte sie für gewählt, um die provisorische Regierung des genuesischen Staates zu bilden. Die Bewohner aller Classen und Stände werden von ihm aufgefordert und eingeladen, ihnen behilflich und gehorsam zu sein.

Diese Proclamation war unterzeichnet: Gegeben in meinem Hauptquartier zu Genua, den 26. April 1814. William Bentinck, Obercommandant.

Während dieser Vorgänge in Italien traten die englischen Bevollmächtigten den Bedingungen des Tractates bei, welcher am 30. Mai 1814 zu Paris unterzeichnet wurde. Fast in demselben Augenblicke, wo Lord Bentinck aus eigener Machtvollkommenheit den ehemaligen genuesischen Staat wieder hergestellt hatte, stipulirte die brittische Regierung die Vereinigung desselben mit Piemont, und Lord Bathurst's oben angeführte Depesche vom 28. December 1813 berechtigt zu der Annahme, daß die Initiative zu dieser Maßregel von England ausging. Der König von Sardinien hatte während der ganzen Dauer der Besetzung Italiens durch die

Franzosen, unter englischem Schutze zu Cagliari in der Zurückgezogenheit gelebt. Indem England Genua den Händen eines Souveräns übergab, welchen es zu seinem Verbündeten gemacht hatte, nahm es für alle Fälle eine allen seinen Interessen förderliche maritime Stellung; es gab Piemont dadurch ein Unterpfand der Innigkeit seiner Allianz und gleichzeitig die bestimmte Zusicherung seines Beistandes. Das siegreiche England setzte die beiden Könige von Neapel und Sicilien wieder in ihre Staaten ein, und diese Wiedereinsetzung geschah damals im Geiste einer monarchischen Restauration. Deßungeachtet hat die Whigpartei später jene Keime der Unabhängigkeit und Freiheit Italiens entwickelt, welche ihr damaliges Organ, Lord Bentinck, in Sicilien, in Livorno, und in Genua gelegt hatte.

Diese Keime hatten in dem von ihm eingesetzten neuen sicilianischen Parlamente Wurzel gefaßt. Seit jener Zeit ist Sicilien für Neapel beständig eine Verlegenheit und häufig eine Gefahr gewesen. Die jüngsten Ereignisse in Italien haben dies noch mehr als alle vorhergegangenen gezeigt. Die Unkenntniß der Sicilianer in Betreff ihrer eigenen Lage ist zu einer beständig wiederkehrenden Ursache der Aufregung geworden. Weil sie zur Zeit einer in den Annalen ihrer Geschichte beispiellosen Wohlfahrt von Neapel getrennt gewesen, glauben sie, daß es nur der Wiederherbeiführung dieser Trennung bedürfe, um wieder zu demselben Wohlstande zu gelangen; sie sind darum so zu sagen permanent gegen Neapel verschworen. Alte Gehäßigkeiten, welche sich zu maßlosem Mißvergnügen gesellen, erhalten ununterbrochen das Feuer am Herde dieser politischen Verschwörung, welche für Sicilien heutzutage gefährlicher ist, als der alte Feuerherd des Aetna.

Um gegen Jedermann gerecht zu sein, müssen wir hier einige Erinnerungen aus der oben erwähnten Epoche verzeichnen.

Als im Jahre 1806 eine im Königreiche Neapel bewerkstelligte englisch-russische Expedition genöthiget war, das Land zu

räumen, zog sich der englische Theil derselben, in der Stärke von 6000 Mann nach Sicilien zurück, welches seit dieser Zeit durch 10 Jahre bis zu dem Augenblicke der Rückkehr des Königs von Neapel nach seinen Staaten von ihnen besetzt blieb. Sie hatten sich daselbst nach und nach bis auf eine Armee von 17,000 Mann verstärkt. Die sicilianischen Truppen, 10,000 Mann an der Zahl, wurden von England besoldet, welches noch überdies dem neapolitanischen Hofe eine beträchtliche jährliche Subsidie zahlte.

Die Flotte, welche Toulon blokirte, bezog den größten Theil ihres Proviants aus Sicilien. In den sicilianischen Häfen lagen ununterbrochen 50 Transportschiffe in segelfertigem Zustande für den Dienst der englischen Armee vor Anker. Die Engländer verausgabten damals mehr als eine Million Pfund Sterling, um die Küstenplätze in Vertheidigungsstand zu setzen. Die beständig drohende Haltung der französischen Armee im Königreiche Neapel erheischte diese Vorsicht. Die Engländer organisirten eine aus 4 Regimentern bestehende italienische Legion, für welche ein Theil der Ausrüstungsgegenstände an Ort und Stelle verfertiget wurde.

England hat also 10 Jahre lang ungeheure Summen in Sicilien ausgegeben, ohne jemals von diesem Lande irgend ein Opfer zu heischen und die englische Armee bezahlte alle ihre Anschaffungen zu einem durch die Umstände ungemein hoch gesteigerten Preise. Diese an und für sich so beträchtlichen Vortheile waren aber nicht die einzigen.

Die Continentalsperre machte damals aus Malta und aus Sicilien mehrere Jahre hindurch den großen Stapelplatz für den englischen Handel im mittelländischen und adriatischen Meere, dann mit den Seeplätzen der Levante, von wo aus er alsdann nach Central-Europa drang.

Sicilien versorgte diese zahlreiche Kauffartheiflotte mit Proviant; es konnte sich mit seinen Capitalien an Speculationen betheiligen die einen beträchtlichen und allezeit sicheren Gewinn abwar-

sen; denn dieser Handel ging ohne Nebenbuhlerschaft unter dem Schutze der englischen Kreuzer vor sich.

Diese Wohlfahrt war bloß an vorübergehende Umstände geknüpft, welche der Friede insgesammt vernichtete. Der Hof kehrte nach Neapel zurück; die englische Armee und selbst ein Theil der sicilianischen Truppen verließen das Land. Der auf eine geregelte Bahn zurückgeführte Handel ließ der Insel nur mehr die Hilfsquellen ihrer eigenen Industrie, welche zu schwach war, um der Concurrenz des allzunahen Malta zu widerstehen.

Seitdem haben die Sicilianer nicht aufgehört, ihre damalige Wohlfahrt dem Einflusse der englischen Ideen, der Constitution Bentinck und vor allem ihrer Trennung von Neapel zuzuschreiben. Sie bedachten nicht, daß die englische Armee und nicht ihr Parlament damals den Reichthum Siciliens ausmachte. Die Engländer sind daher seit jener Zeit in Sicilien stets populär geblieben, und wenn man gerecht sein will, muß man sagen, daß es nicht ihre Sache war, diese Sympathie zurückzuweisen. An den Sicilianern selbst war es, ihre Lage besser zu würdigen. Ereignisse welche nach dieser Epoche stattgefunden, haben sie jedoch zu dem Glauben berechtigt, daß England ihnen zum Schutze verpflichtet sei. Sie nahmen die Aeußerung eines ehrenhaften Zartgefühls des englischen Ministeriums für den Beweis einer Verpflichtung, welche England Sicilien gegenüber zu erfüllen gehabt hätte. Es dürfte nützlich sein auf diese Thatsache näher einzugehen, weil man alsdann leichter begreifen wird, wie die Sicilianer an die politischen Intriguen, mit welchen sie sich unaufhörlich befaßten, eine ihnen gegründet scheinende Hoffnung knüpfen konnten.

Bis zur Revolution von Neapel im Jahre 1820 hatte noch nichts die Zuversicht der Sicilianer erschüttert, daß sie noch im Besitze der ihnen im Jahre 1812 octroyirten Verfassung wären. Obgleich das Parlament seit jener Epoche nicht zusammen berufen worden war, hatte der König dennoch seine Versprechungen in kei-

ner Weise gebrochen, denn der König war zur Einberufung des Parlamentes nur in dem Falle verpflichtet, wo die Regierung von dem Lande höhere Abgaben verlangen würde als diejenigen waren, welche 1812 vom Parlamente votirt worden. Da nun zu jener Zeit die so gedeihliche Lage Siciliens zur Grundlage dieser Besteuerung gedient hatte, so ergab sich daraus die Folgerung, daß der König niemals in den Fall kommen würde, das Parlament zu berufen. Der Reichthum Siciliens konnte nur abnehmen. In der That sah man es bald um Verminderung der Lasten bitten, welche es nicht mehr zu erschwingen vermochte. Diese Erleichterung war ein Act der Munificenz, zu welcher es der Mitwirkung des Parlamentes nicht bedurfte.

Als die Revolution von 1820 ausbrach, wollte Sicilien die Gelegenheit benützen, um sich von Neapel loszureißen, und ergriff für seine eigene Rechnung die Waffen. Das in Neapel zusammengetretene revolutionäre Parlament beorderte demnach eine Armee nach Sicilien, um es wieder zum Gehorsam zu bringen, und ihm das spanische Statut aufzudringen, welches als Verfassung des Königreiches beider Sicilien promulgirt worden war.

Nachdem die im Namen der drei Continental-Mächte stattgefundene bewaffnete Intervention den König wieder auf seinen Thron gesetzt hatte, wurde die dem Königreiche im Jahre 1816 gegebene politische Organisation wieder hergestellt. Allein Sicilien ging des Vorbehaltes verlustig, welcher in jener Organisation von 1816 zu seinen Gunsten gemacht worden war. Es wandte sich daher klagend an England und behauptete, daß der König von Neapel Sicilien sein altes Parlament nimmermehr genommen hätte, wenn nicht Lord Bentinck die alte Verfassung des Landes in dem Grade, wie er es gethan, verändert hätte. England wäre demnach verpflichtet, zu interveniren, damit diese ehemalige Form ihrer Vorrechte und Freiheiten ihnen auf die eine oder die andere Art wiedergegeben werde.

Einerseits gegenüber dem Mißbrauche, welchen Lord Bentinck von der Gegenwart seiner Armee gemacht hatte, um Sicilien eine Verfassung zu verleihen, welche gegen den Wunsch des Königs und seiner Regierung war, wie dies die gewaltsame Abführung der Königin Karoline nur zu deutlich bewies; und anderseits gegenüber dem Vorwurfe der Sicilianer, welche sich beklagten, dabei alle ihre Freiheiten verloren zu haben, war die Stellung des englischen Ministeriums eine sehr häkelige. Obgleich es keinen diplomatischen Rechtstitel zu einer Intervention hatte, verweigerte es dennoch den Sicilianern seine gefällige Vermittlung nicht.

Das englische Cabinet wandte sich demnach an die Cabinete der drei Continentalhöfe mit dem Ersuchen, ihren Einfluß auf die neapolitanische Regierung aufzubieten, um den König dahin zu vermögen, Sicilien in der Stellung zu belassen, welche die Organisation von 1816 ihm bereitet hatte.

Da die drei Höfe eine große Wichtigkeit darauf legten, England in den Reihen ihrer Allianz zu erhalten und ihm die Mittel zu diesem Behufe zu erleichtern wünschten, ersuchten sie den König von Neapel, Sicilien die Revolution von 1820 nicht anzurechnen und es wieder in die Stellung einzusetzen, welche es vor diesem Ereignisse eingenommen hatte.

König Ferdinand ertheilte zur Antwort, daß die Revolution alle seine Beziehungen zu Sicilien verändert habe; dieses habe aus der Existenz eines Parlamentes ein revolutionäres Symbol gemacht, und es sei ihm unmöglich in dem Augenblicke, wo er genöthigt worden, das von der Revolution gebildete neapolitanische Parlament abzuschaffen, jenes von Palermo wieder herzustellen; denn dies hieße die Gemüther aufs Neue beunruhigen. Dieser Schritt blieb demnach ohne Resultat. Der König wollte den im Jahre 1816 gemachten Vorbehalt nicht erneuern und keine Erklärung abgeben, welche Sicilien hätte berechtigen können, an die Fortdauer seines Parlamentes zu glauben.

Die Sicilianer konnten oder wollten das Verfahren des englischen Ministeriums nicht begreifen und nahmen es für einen Beweis der Verpflichtung Englands gegenüber von Sicilien. Sie machten daraus eine Ehrensache für England, in Betreff deren man ihm nur eine bessere Gelegenheit zu geben brauche. In der That empörte sich Sicilien 1848 von Neuem. Nach der Vertreibung der Neapolitaner aus Palermo wurde die Verfassung von 1812 wieder ins Leben gerufen, das Parlament versammelt und der Schutz Englands als ein Recht in Anspruch genommen.

Die Treue der neapolitanischen Armee und Marine setzte den König von Neapel in den Stand, Sicilien zum zweiten Male zu unterwerfen.

Lord Palmerston wollte sich nicht länger in dem Kreise falscher Schlußfolgerungen bewegen, in welchem die Sicilianer England festzuhalten strebten; und da er eben so wenig sich mit fortreißen lassen, als zu Anklagen gegen ihn Veranlassung geben wollte, so beschloß er, einer politischen Intrigue ein Ende zu machen, welche sich unter einem Scheine des Rechtes fortgesponnen.

Man findet unter den dem Parlamente vorgelegten Papieren eine von London am 13. Jänner 1848 an den Botschafter in Paris, Lord Normanby, gerichtete Depesche folgenden Inhalts: „Mylord! Es waren jüngst Gerüchte im Umlauf, daß die den Sicilianern 1812 verliehene Constitution von der brittischen Regierung garantirt worden wäre. Ich halte es für dienlich, Ew. Excellenz mitzutheilen, daß die Correspondenz des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten mit Sicilien von den Jahren 1811 bis 1812, als es sich um die Revision der Verfassung dieser Insel handelte, eben so wie vom Jahre 1813, nachdem diese Verfassung endlich vom Könige sanctionirt worden war, keinen Garantievorschlag von Seite Großbrittaniens enthält, da diese Garantie weder begehrt noch angeboten worden war, gleichwie auch diese vom Könige beider Sicilien im Februar 1813 sanctionirte Verfassung

ebenfalls keiner Garantie, welche ertheilt worden wäre, Erwähnung macht."

Diese offene Erklärung muß ein für allemal der in Sicilien populär gewordenen Meinung ein Ende machen, daß eine Empörung gegen Neapel ein Recht habe, auf Englands Beistand zu zählen.

Man findet in den Acten des Wiener Congresses*) eine Reihe von Actenstücken in Betreff der ehemaligen Republik Genua. Es geht aus denselben hervor, daß es England keineswegs ein Leichtes gewesen, aus der Compromittirung herauszukommen, welche ihm Lord Bentinck durch sein eigenmächtiges Verfahren in Genua, nachdem er sich dieser Stadt bemeistert, zugezogen hatte.

Wenn man sieht, wie es nur der den Absichten seiner Regierung zuwiderlaufenden Thätigkeit eines Einzelnen bedurfte, um damals ganz Italien jene politische Richtung zu geben, welche es seit 40 Jahren in Aufregung erhält, so wird man begreifen, welchen Einfluß ein Cabinet ausüben muß, wenngleich es sich darauf beschränken würde, der Bewegung der Völker bloß eine moralische Unterstützung durch das Bekennen gleicher Principien angedeihen zu lassen.

Das Jahr 1847 hat uns in Italien ein neues Beispiel geboten. Der damalige Einfluß Lord Minto's in Italien hängt mit Ereignissen von zu hoher Bedeutung zusammen, als daß er schon in Vergessenheit gerathen sein sollte. Als ein angesehenes Glied der Whigpartei ist er den politischen Traditionen dieser Partei treu geblieben. Sein Einfluß mußte um so gewichtiger sein, als er ein Mitglied des Cabinets war. Seine Reisetour war Gegenstand lebhafter Interpellationen im Parlamente, und die beständige Antwort auf alle Angriffe bestand in einer einfachen Verneinung. Das Cabinet äußerte sich, daß es für die Handlungen

*) Recueil de pièces officielles par Schoell, Tome VII. p. 314 à 378.

eines Reisenden nicht verantwortlich sei, und daß Lord Minto mit seiner Familie in Italien eine Reise aus Gesundheitsrücksichten und zur Erholung gemacht habe. Während man aber eine officielle Mitwirkung läugnete, wünschte man sich Glück dazu, daß ein vereinzelt auftretender Engländer das Vertrauen der Fürsten, der Regierungen und der Völker Italiens sich in so hohem Grade zu erwerben verstanden habe.

Der Verlauf der im Jahre 1850 in Betreff der Religionsfrage stattgefundenen Erörterungen hat jedoch eine entgegengesetzte Erklärung Lord Minto's zu Tage gefördert.

Der Sachverhalt ist nach den englischen Zeitungen folgender:

Der hochwürdige E. Wilmot, Vicar von Kenilworth, hatte sich schriftlich an Lord Minto mit der Bitte um die Ermächtigung gewendet, der in den Zeitungen vorkommenden Behauptung widersprechen zu dürfen, als hätte Lord Minto zu Rom von Seite der englischen Regierung die Erklärung abgegeben, daß die Regierung dem Papste, falls er Bischöfe für England zu ernennen sich entschlöße, in dieser Beziehung kein Hinderniß in den Weg legen würde.

Er erhielt hierauf von Lord Minto nachfolgende Antwort:

Minto, am 1. November 1850.

Mein Herr!

Ich bedaure sehr, daß die Zurückhaltung, welche mit der Erfüllung diplomatischer Verrichtungen betrauten Personen nothwendig auferlegt ist, mir nicht gestattet, mich über Gegenstände, welche mit meiner Sendung nach Italien zusammenhängen, in Erklärungen einzulassen, zu welchen ich nicht ermächtigt bin und die ich Ihnen sonst mit größtem Vergnügen gegeben haben würde. Ich hoffe indessen, daß die neuerlich gemachte Erfahrung, wie wenig Vertrauen aus ähnlicher Quelle herrührende Behauptungen verdienen, Sie veranlassen werde, der Unterstellung

nicht so leicht Glauben beizumessen, als ob ich über irgend einen Plan zur Organisirung der katholischen Kirche in diesem Lande zu Rathe gezogen worden wäre und ihn gebilligt hätte. Ich habe die Ehre 2c. Unterzeichnet: Minto.*)

Was es mit diesem Widerspruche auch immer für eine Bewandtniß haben möge, oder vielmehr gerade wegen dieses Widerspruches muß der Beobachter sich an die Thatsachen halten. Nun ist aber Lord Minto's Einmengung in die Angelegenheiten von Italien im Jahre 1847 und 1848 öffentlich bekannt gewesen.

Lord Palmerston hatte durch seine oben angeführte Erklärung der sicilianischen Intrigue, welche sich wie eine Tradition seit dem Jahre 1812 fortgesponnen, plötzlich ein Ende gemacht. Die Revolution von Neapel von 1847 und die Empörung Siciliens gab der Thätigkeit Lord Minto's einen neuen Ausgangspunct, dessen die Wigh-Politik, allen ihren Antecedenzien getreu, sich bemächtigte.

Das englische Cabinet mag besondere Gründe gehabt haben, gegen Oesterreich feindlich gesinnt zu sein. Ob diese Gründe mehr oder weniger geheim, dunkel oder leidenschaftlich gewesen sein mögen, gilt ganz gleich. Es ist der Geschichte unwürdig, da wo eine allgemeine und höher gestellte Ursache zur Erklärung der Ereignisse genügt, sich bei der Erforschung der Nebenursachen aufzuhalten. Die kleinen Dimensionen passen nicht für hochwichtige Gegenstände. Ein Rückblick auf den Charakter der Whig-Politik wird zum Verständniß von Lord Palmerstons italienischer Politik genügen.

Die Allianz Frankreichs mit England war die Basis des politischen Systems, welches in England die Whigpartei ans Ruder gebracht hatte und am Ruder erhielt. Dem neuen Princip der Einigkeit zweier großer Völker, deren Rivalität Jahrhunderte lang dauernde Kriege hervorgerufen hatte, dem Princip, welches sie von

---

*) Auszug aus dem Journal: der Atlas.

nun an in einem und demselben moralischen Systeme vereinigte, verdankte sie ihr Verbleiben im Amte. Dieses System bestand in einer fortschreitenden Entwicklung der Principien einer größern Freiheit und insbesondere in einer gleichmäßigen Vertheilung dieser Freiheit unter alle Classen. Denn es muß wohl bemerkt werden, nicht das Princip der Freiheit hat in England an Stärke gewonnen, sondern es ist nur die Art und Weise ihrer Vertheilung verändert worden, und diese Veränderung unterscheidet die Whigpartei von den Tory's.

In Frankreich war die Freiheit neu. In Folge der Ideen, welchen sie ihre Entstehung verdankte, ward sie denjenigen zu Theil, welche sie erobert hatten, nämlich den Mittelclassen.

Die Whigs standen auf demselben politischen Boden wie Frankreich, denn ihr Princip besteht eben darin, die Freiheit, welche ein ausschließendes Erbgut der Aristocratie war, auf die Mittelclassen auszudehnen. In der That sah man die Tory's in Folge der Revolution von 1830, welche die Oberherrschaft der socialen Revolutions-Grundsätze von 1789, gegen welche die Restauration zu kämpfen versucht hatte, wiederherstellte, aus dem Amte scheiden und die Whigs zur Regierung gelangen.

Seit jener Zeit ist der allgemeine europäische Frieden zu wiederholten Malen bedroht gewesen. Es ist in der That nicht genug, daß man den Frieden wolle, um ihn auch erhalten zu können. Alles Vorhandene ist an nothwendige Bedingungen seines Seins geknüpft. Es gibt also auch Bedingungen, ohne welche der Frieden nicht fortdauern kann. Die allererste derselben ist der Charakter der Stätigkeit, welcher der Politik der Großstaaten zukommt. Diese Stätigkeit kann allerdings keine absolute sein. Darum muß die Politik allen Vorgängen Rechnung tragen und sich selbst modificiren, je nach den Modificationen, welche die Staaten in Folge ihrer natürlichen Entwicklung und leider noch häufiger durch die Leidenschaften, durch die Unwissenheit oder Ungeschicklichkeit der

Menschen erleiden. Aber die Politik eines großen Staates darf ganz gewiß nicht ohne hinlänglichen Grund eine veränderte Richtung einschlagen und von einem Allianz-Systeme zu dem entgegengesetzten überspringen, gleich jenen alltäglichen Ueberläufern, welche aus bloßer Laune die Fahne wechseln. Denn keine Menschenhand ist stark genug, um mit Gewichten von der Schwere der Völker ungestraft spielen und sie nach Willkür der Leidenschaften oder zur Befriedigung von flüchtigen und vorübergehenden Interessen anders wohin verlegen zu dürfen. Lediglich in der außerordentlichen Wandelbarkeit, mit welcher die Politik der Staaten fast seit jeher geleitet worden, liegt der Grund der vielen Kriege, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Man hat nur zu häufig zu der natürlichen und legitimen Opposition der Interessen noch den Wankelmuth der Beschlüsse gesellt.

Es hat durch mehrere Jahrhunderte hindurch in Europa zwei fixe Elemente gegeben, welche die Politik beherrschten, nämlich die Eifersucht zwischen Frankreich und England, und gleichzeitig jene zwischen Frankreich und Oesterreich. In dieser doppelten Eifersucht lag daher das Princip einer natürlichen Allianz zwischen England und Oesterreich.

Wären die Staaten damals so wie heutzutage constituirt gewesen, so wäre in der Stetigkeit dieser Lage eine Bürgschaft der Ruhe gelegen; allein das Uebergewicht der Großmächte war nicht festgestellt. Die Staaten zweiten Ranges waren verhältnißmäßig stärker und einflußreicher; die damals vorhandene Ueberlegenheit beruhte vielmehr auf Allianzen als auf positiver Macht. Es war daher damals die Zeit der politischen Intriguen. Die Mittelstaaten wurden abwechselnd von entgegengesetzten Polen angezogen; sie gefielen sich in diesem Spiele in welchem sie Gewinn suchten und fanden. Der natürliche Wankelmuth der Staaten zweiten Ranges vernichtete daher das Princip des Friedens, welches in der politischen Stätigkeit der Großstaaten hätte gefunden werden können.

zwischen Kräften von denen ein beträchtlicher Theil jeden Augenblick die Stellung veränderte, war ein Gleichgewicht niemals möglich. Es war an keinen Frieden zu denken, wenn die Staaten Italiens sich bald auf die Seite Frankreichs, bald auf die Seite Oesterreichs schlugen, und wenn Frankreich jeden Augenblick an Deutschland neue Bundesgenossen fand.

Es gab zu jener Zeit ausgedehnte Gebiete, welche noch keine politische Bedeutung hatten. Die Geschichte hatte so zu sagen die Elbe noch nicht überschritten, sondern ihr Gang concentrirte sich zwischen Italien, Spanien, Frankreich, dem deutschen Reiche und England. Es war leichter, alle Combinationen derselben zu fassen. Man findet in dieser dergestalt concentrirten Geschichte, daß die Kleinstaaten es waren, welche die Lage der großen Staaten ungewiß und schwankend machten und die Kämpfe verlängerten, deren Proportionen zu unbeständig waren, um zu Endergebnissen zu führen.

Es waren damals aber auch noch andere Gründe vorhanden, welche die Kriege häufiger und langwieriger machten. Das Waffen-Handwerk war noch nicht so wohl geregelt als es heutzutage ist; es hatte etwas von jenem Charakter individueller Abentheuerlichkeit behalten, welcher ihm zur Zeit des Feudalwesens eigen war. Unruhige, ehrgeizige Köpfe, oder schlechtweg ruhm- und gelddürstige Menschen haben häufig Kriege angefacht, welche das Interesse der Staaten keineswegs erheischt hätte. Die Staaten selbst waren damals so zu sagen im Werden begriffen; die gleichartigen Theile suchten sich aneinander zu fügen, während alte Besitzestitel dieser Vereinigung entgegenstanden.

Aus all diesen ungeregelten Elementen entwickelten sich Fragen, zu deren Lösung ein Sinn für Gerechtigkeit und eine Geschicklichkeit gehört hätte, wie sie jener Zeit nicht eigen waren. Die Leidenschaften waren heftiger, die Charaktere minder geschmeidig; die Hand lag stets am Schwerte, bereit es aus der Scheide zu

ziehen, und der Krieg stand häufig am Ende von Fragen, welche sich keineswegs der Mühe lohnten, und wobei keine der kriegführenden Parteien für das Uebel welches er mit sich brachte, jemals Entschädigung fand.

Es gibt heutzutage eine moralische Thätigkeit, unter deren Einflusse Jedermann steht, die Jedermann wider Willen mit sich fortreißt oder unter ein allgemeines Interesse beugt.

Ein Gleiches gilt von den Staaten zweiten Ranges. Sie sind zu schwach, um die aus dem doppelten Principe der Freiheit und der Oeffentlichkeit hervorgehende moralische Bewegung auszuhalten. Sie können nur gehorsame Trabanten werden. Sie aber als eine Art von Guerillas loszulassen, um ihre mächtigeren Nachbarn zu beunruhigen, sie in einen ungleichen Kampf verwickeln, ohne ihnen Unterstützung zu gewähren, heißt das nicht sie einer sichern Vernichtung preisgeben oder doch mindestens der Demüthigung, ihre Existenz bloß der Schonung des Siegers zu danken zu haben?

Das Whig-Cabinet, welches vom Kleinen zum Großen aufsteigt, will die Principien, durch welche es in England zur Gewalt gelangt ist, auf die allgemeine Politik anwenden. Gleichwie diese Gewalt auf seiner Allianz mit den Mittelclassen beruht, welchen es Vortheile eingeräumt hat, eben so möchte es seinen politischen Einfluß auf den Schutz gründen, welchen es den Mittel- und Kleinstaaten gewährt. Allein wenn diese einer andern Zeit angehörende Politik, welche ich keinen Anstand nehme, als eine retrograde zu bezeichnen, für Jedermann gefährlich ist, so ist sie es vor allem andern für diese Staaten selbst.

In der politischen Haltung der Whig-Partei liegt ein offenbarer Widerspruch. Die auf die Spitze getriebene constitutionelle Propaganda dieser Partei compromittirt die Existenz der Kleinstaaten ohne Unterlaß, weil diese zu schwach sind um die von einer solchen Regierungsform unzertrennlichen periodischen Erschütterungen zu ertragen. Dennoch möchte die Whig-Partei sie gern um sich

schaaren, um sie den Großstaaten, deren Macht sie fürchtet und welche sie zu schwächen wünscht, entgegen zu stellen. Die Whigs glauben diesen Zweck durch das Princip der Agitation zu erreichen, welches sie ihnen einimpfen möchten, allein sie täuschen sich; die Agitation zerstört die Körper, welche zu schwach sind ihr zu widerstehen, und stärkt dafür diejenigen, welche kräftig genug sind, um sie in sich aufzunehmen und zu assimiliren.

Sieht denn das englische Ministerium nicht ein, daß das Princip der Anhäufung und der Concentrirung von Angelegenheiten aller Art in England als Hauptsitz unvermeidlich auch auf den politischen Gang der Staaten Anwendung findet? Wenn man daher Jedermann, Groß und Klein, auf einmal in Bewegung setzt, ist es da nicht ganz einfach und natürlich, daß die Bewegung der Stärkern, selbst ohne es zu wollen, die Schwächern erdrücken muß? Weit entfernt daher, die Kleinstaaten auf eine Bahn zu schleudern, welche sie zum Verderben führen muß, würde der einzig mögliche Schutz, welchen man ihnen gewähren könnte, im Gegentheile darin bestehen, sie zu beschwichtigen und zu beruhigen, um sie in den Stand zu setzen in derjenigen Weise zu existiren, welche für die geringen Dimensionen ihrer Gebiete am besten geeignet ist.

Man ist in England in militärischer Beziehung viel zu erfahren, als daß man daselbst nicht die strategische Schwäche der physischen Configuration Italiens im Vergleiche mit seinen beiden großen Nachbarstaaten sollte berechnen können. Ich muß hier wiederholen, was ich bereits anderwärts zu sagen Gelegenheit hatte, daß es keineswegs bloße Laune oder der Wunsch nach einer schöner gelegenen und gesünderen Hauptstadt war, was Constantin zu dem Entschlusse brachte, Italien zu verlassen, und den Sitz des Kaiserreichs an den Bosporus zu verlegen. Constantin kam so eben von den Küsten Brittaniens, er kannte Gallien, die Franken und die Germanen; er wußte welchen Grad militärischer Organisation diese Völker sich bereits angeeignet hatten. Als er das Reich, dessen er

sich eben bemächtigt, zu vertheidigen hatte, erkannte er als geschickter Stratege, wie die Römer überhaupt es waren, daß Italien keines der erforderlichen Mittel darbot, um dem bevorstehenden Einbruche der Barbaren Widerstand zu leisten. Daher gab er Italien auf.

Was geschah während der seitdem verflossenen vierzehn Jahrhunderte? Ist Italiens Stellung eine andere geworden? Ist es in seiner Begränzung durch das Meer und durch die Alpen nicht eine unveränderliche Größe? Und sind seine damals barbarischen Nachbarn nicht civilisirter geworden, haben sie nicht an Zahl zugenommen, sind sie nicht reich geworden an allem, was die Stärke der Völker ausmacht? Italiens Größe war niemals mehr als eine relative. Man betrügt es, indem man ihm unaufhörlich die Erinnerung an diese Größe vorhält, gleich einem Phönix, welcher wieder aus seiner Asche erstehen soll.

Man hat an mehr als einem Orte geglaubt, man hatte in Deutschland geschrieben und in Italien gewünscht, daß das Kaiserthum Oesterreich in Trümmer fallen, daß die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien so zu sagen von selbst durch die bloße Gewalt der Umstände erfolgen werde. Wenn daher, meinte man, London während dieser Zeit fortfahren würde, Paris zu beherrschen, so würde alsdann England die Geschicke Italiens auf jene Art zu regeln im Stande sein, welche seiner Politik und seinen Interessen am besten zusagen würde.

Die gewonnenen Schlachten haben Oesterreichs materiellen Triumph gesichert; sie wären jedoch für sich allein nicht hinreichend gewesen, um ihm das Uebergewicht zu geben, welches es heutzutage in Italien hat. Der Hauptfehler der vom Whig-Cabinete befolgten Politik hat noch mehr dazu beigetragen. Dieser Fehler besteht in einem zwecklosen Systeme der Aufreizung, welchem man gleichzeitig keine Unterstützung gewährt. Dieses System ist zwecklos, denn ein unerreichbarer Zweck ist gar keiner. Ein einheitliches,

selbstständiges Italien ist ein Traum. Ein starkes, unabhängiges, in kleine Staaten getheiltes Italien ist nicht minder ein Traum. Dieses System der Aufreizung hat keine Unterstützung, weil eine moralische Stütze für ein Volk nicht hinreicht, welches man aufmuntert, zu den Waffen zu greifen.

Oesterreich hat seit dem Jahre 1815 nicht ein einziges Mal beansprucht, die Angelegenheiten Italiens für sich allein regeln zu wollen. Es hat stets gesucht, sich mit den Mächten zu verständigen, welche kraft ihrer Stellung ein unmittelbares Interesse hatten, sich damit zu befassen. Die Basis dieser Politik ist sehr einfach; sie ergibt sich aus dem Principe, daß die Unabhängigkeit der Staaten zweiten und um so viel mehr jene der Staaten dritten Ranges nur durch das Einverständniß der Großmächte gesichert werden könne. Die Bürgschaft dieser Unabhängigkeit in dem fortwährenden Kampfe der Starken gegen die Schwachen suchen zu wollen, ist ein augenscheinlicher Irrthum.

Die eben angeführte Reihe von Thatsachen sammt den beigefügten Bemerkungen dürften hinreichend darthun, daß man, je gründlicher man die sociale Bewegung unserer Zeit studirt, um so gewisser zur Ueberzeugung gelangt, wie schwankend jene Principien noch sind, aus welchen man die Grundlage der modernen Staaten machen will. Man ist von den constitutiven Principien, auf welchen die alten Staaten so lange beruht haben, abgegangen oder hat sie in einem so ungleichen Maße verändert, daß daraus eine vollständige Anarchie der Ideen, und Wirren zwischen den Staaten selbst entstanden sind. Diese sind über nichts mehr einig; Niemand weiß mehr seinen Geist oder seine Interessen zu regeln. Was man in einem Lande für wahr hält, gilt in einem andern als Irrthum. Wenn aber die Wahrheit einer gemeinschaftlichen Grundlage ermangelt, so gebricht es der Justiz gleichfalls daran, und darum sieht man, wie eine und dieselbe Handlung an dem

einen Orte als ein Verbrechen bestraft wird, während man sie an dem andern als eine Tugend belohnt.

Die Länder, welchen es an eigener moralischer Kraft mangelt, werden nach entgegengesetzten Richtungen fortgerissen, ohne daß irgend eine Meinung daselbst entschieden genug vorherrschend zu werden vermöchte, als Gesetz zu gelten. Man sieht daher in derlei Ländern Bürgerkriege entstehen, durch welche nichts entschieden wird, und eine Revolution nach der andern ausbrechen, ohne daß eine Lösung erfolgte; der Grund davon ist leicht zu begreifen.

Die beiden großen Nationen, welche sich in der Eigenschaft als freie Völker an die Spitze der Weltbewegung gestellt und sich wechselweise diese Mission ertheilt und zuerkannt haben, scheinen einen und denselben Zweck zu verfolgen, obgleich eine jede von ihnen täglich neue Beweise gibt, wie weit entfernt sie sind, über mehrere Hauptfragen der Zeit einig zu sein.

Fassen wir diese Unterschiede zusammen, wie sie sich aus den Thatsachen augenfällig ergeben.

Frankreich will mit gleichem Schritte Freiheit und Gleichheit erreichen, während es in England als Princip gilt, daß die Gleichheit die Freiheit unmöglich mache.

Die Theorie der Volkssouveränität hat in Frankreich zu dem allgemeinen Stimmrecht geführt, wodurch das Princip der Erblichkeit jeden politischen Werth verloren hat; während in England dieselbe Theorie, welche nur einen beschränkten Wahlmodus zuläßt, dem Princip der Erblichkeit eine große politische Bedeutung einräumt.

Die Majorität des französischen Volkes ist katholisch, jene des englischen dagegen protestantisch. (Man muß bei dieser Berechnung von Irland absehen, welches nicht frei ist, denn es lebt unter Gesetzen, gegen welche es unaufhörlich protestirt.)

In Frankreich sucht die katholische Kirche sich in ihrer Eigenschaft als allgemeine Kirche fortwährend vom Staate unabhängig zu machen. In England ist die protestantische Kirche eine natio-

nale, sie bildet einen hervorragenden Bestandtheil der politischen Institution. *)

Bei solchen Verschiedenheiten kann das Princip der Freiheit unmöglich ein und dasselbe sein. Da man desungeachtet dieses Princip zur Basis der Regierung beider Länder machen will, so ist die nothwendige Folge davon, daß die repräsentativen Körperschaften, welche der Ausdruck dieser Freiheit sein sollten, nicht vom gleichen Geiste beseelt sein können. Wer dieß glaubte, wäre im

---

*) In der Parlamentssitzung vom 18. März 1851 bei Gelegenheit der Discussion über die Titelbill, war Lord Palmerston selbst bedacht, den Charakter der anglikanischen Kirche im Gegensatze zur katholischen zu definiren.

Er sprach folgende Worte:

„Der Charakter der katholischen Kirche ist nicht nur allein verschieden von dem Charakter aller andern Kirchen, sondern übertrifft sie auch alle in ihren Uebergriffen in die weltliche Macht. Die Kirchen sind Körperschaften, und jede Körperschaft ist ihrer Natur nach zu Uebergriffen geneigt; aber zwischen der katholischen Kirche und der Kirche Englands besteht folgender Unterschied: Die letztere ist eine brittische Kirche, die ihren Anfang und ihr Ende (his beginning and end) in diesem Königreiche hat. Die römische Kirche leitet ihren Ursprung von einem fremden Mittelpuncte her. Sie sucht ihre Autorität über alle Orte der christlichen Welt auszudehnen; aber wie ist die Thätigkeit dieser Kirche beschaffen; wie ihre weltliche und politische Wirksamkeit? 2c."

Diese beiden Definitionen sind charakteristisch genug, um daraus die Folgerung zu ziehen, daß das Apostelamt nothwendigerweise der Beruf einer Kirche ist, welche eine Weltkirche ist, weil sie keinem Lande angehört; während die englische Kirche durch weltliche und politische Bande an den brittischen Boden geknüpft, da sie ihren Anfang und ihr Ende im brittischen Reiche hat, in keiner Weise mit Erfolg an der Verbreitung des christlichen Glaubens arbeiten kann, wie Lord Palmerston ihr den Beruf dazu zuerkennen möchte; denn muß nicht das erste Zeichen dieses Berufes vor allem Andern der Charakter der Allgemeinheit sein? Der Streit, welcher aus Anlaß des Missionärs Pritchard zu Tahiti zwischen England und Frankreich ausgebrochen ist, liefert den Beweis dafür. Diese lange Zwistigkeit, welche die parlamentarischen Tribunen beider Länder reichlich beschäftigte, hatte keinerlei religiösen Charakter und endigte nach langen Debatten damit, daß Ehren Pritchards evangelische Mission auf zwanzig Tausend Francs geschätzt wurde, welche ihm Frankreich als Entschädigung bezahlte.

Irrthum, wer es behauptete ohne es zu glauben, der würde die Andern absichtlich irre führen wollen.

Angesichts solcher Divergenzen muß die Erörterung gestattet sein, ja sie ist sogar unvermeidlich. Man muß zu der einen oder zu der andern dieser beiden Schulen gehören, oder aber beiden fern bleiben; dann aber muß man wissen, wodurch man sie ersetzen will. Nachdem diese Untersuchung Gegenstand eines eigenen Studiums werden muß, welchem man sich unmöglich entziehen kann, vermag Niemand das Recht dazu in Frage zu stellen.

Wenn kein Mensch einem andern Menschen das Recht zuerkennen kann, ihm seinen Glauben, seine Meinungen, seine Principien, seine Ueberzeugungen hinsichtlich was immer für eines Gegenstandes aufzudringen, so kann man einem Volke gegenüber einem andern Volke dieses Recht noch um so viel weniger einräumen.

Würde der als Mensch so stolze, so unabhängige, so eigenwillige Britte darein willigen, seine Gedanken den Gedanken eines andern Menschen unterzuordnen? Würde er auf jenes patriotische Gefühl verzichten wollen, welches seinem ganzen moralischen Wesen eine Anziehung verleiht, durch welche er an jeden anderen Britten gekettet wird? Würde er auf jenes Princip der Einheit Verzicht leisten wollen, welches Englands Kraft und seinen Stolz ausmacht? Würde er so zu sagen zum Ueberläufer werden und eine andere Ueberzeugung, als die englischen Verhältnisse sie bedingen, annehmen wollen? Gewiß nicht! Möge er daher es auch nicht übel aufnehmen, wenn ich, von meinem Rechte Gebrauch machend, wie er von dem seinigen, mich dahin erkläre, mir von keinem anderen Menschen und von keinem anderen Volke ein Gesetz vorschreiben lassen zu wollen und wenn ich keiner moralischen Zumuthung mich bequeme, welche mich meiner Freiheit und meiner Individualität berauben würde.

Kein anderer Mensch von irgend einem anderen Volke kann mir daher das Recht streitig machen, in die Untersuchung von Principien einzugehen, welche ich für schwankend halte, weil sie so wesentlich von einander abweichen.

Diese Untersuchung hat keinen anderen Zweck als die Erforschung der Wahrheit. Wir werden durch den Jedermann inne wohnenden geheimen Instinct der Selbsterhaltung zu derselben aufgefordert; denn wenn so divergirende Principien eine werkthätige Allianz mit einander schließen, so können die Unterpfänder der Aufrichtigkeit dieser Allianz nur auf Kosten Dritter gegeben werden.

Wir werden daher der Reihe nach sowohl jene Fragen mustern, welche Frankreich und England verbünden, als diejenigen, welche sie spalten. Jede Principienfrage ist allgemeiner Natur und läßt sich nur im Wege einer philosophischen Analyse erörtern. Die Anwendung dieses Princips allein ist eine specielle Frage, deren Lösung Jedermann nach seinem Gefallen zu versuchen berechtigt ist.

Wenn wir also zum Beispiele den Beweis herzustellen im Stande sind, daß man die Freiheit der Presse nicht als ein absolutes Recht fordern dürfe, so werden wir dennoch Niemanden die Ermächtigung bestreiten, dieselbe zu gewähren, sobald wir nur unserseits die Befugniß behalten, sie nicht zu gewähren, oder sie zu modificiren. Wenn wir den Beweis herzustellen vermögen, daß die Souveränität eines von den Bildungsprincipien der menschlichen Gesellschaft ist und, weil für Alle nothwendig, nicht das Recht eines Einzelnen sein kann, so werden wir daraus den Schluß ziehen, daß das Volk, welches die Souveränität dem Fürsten streitig macht, kein Recht habe, sie für sich selbst zu nehmen. Die Souveränitätsfrage wird dergestalt auf ein neutrales Gebiet übertragen werden, wodurch ihre Erörterung erleichtert wird.

Wir werden hierauf die sociale Bewegung Frankreichs jener von England gegenüber stellen und uns bestreben, durch die Contraste, welche diese Vergleichung darbieten wird, darzuthun, was in dem Principe der Allianz dieser beiden Länder Wahres oder Erheucheltes liegt. Wenn man sich dieser vergleichenden Uebersicht bedient, um den Gang der Ereignisse zu messen, wird man leicht begreifen, warum die internationalen Verhältnisse so tief erschüttert und das alte öffentliche Recht so gänzlich über den Haufen geworfen worden, ohne daß ein neues Recht an seine Stelle getreten wäre. Einige Ueberreste alter diplomatischer Formen sind das einzige Band, welches noch zwischen den Staaten besteht; allein sie sind nur mehr ein bloßer Firniß, welcher die Unordnung in den Principien und in den Ideen, so gut es angehen mag, übertüncht.

Wenn es eine Möglichkeit gäbe, einen aus den weisesten Männern sämmtlicher europäischen Staaten zusammengesetzten Areopag zu versammeln, um über die Mittel zur Wiederherstellung eines für die Völker und für ihre Regierungen verbindlichen öffentlichen Rechtes zu berathen, so hätte dieser Areopag vor allem anderen die Frage zu erörtern, ob es einem Volke, welches fortfahren will, der großen politischen Völkerfamilie Europa's anzugehören, freistehen dürfe, sich Gesetze zu geben, welche ein Princip beständiger Feindseligkeit gegen die anderen Völker enthalten? Keine Regierungsform kann ein Recht geben, anderen Staaten feindliche Grundsätze in die Gesetzgebung aufzunehmen. Die freien Länder haben gleich jedem anderen Staate nur auf sich selbst ein Recht, und sie können in gar keiner Hinsicht ihre Principien auf die Beziehungen der Völker unter einander anwenden; denn eine Freiheit, welche Rechte auf den Nächsten gäbe, wäre eine Waffe zur Unterdrückung, welche Jedermann zu zerbrechen zu suchen berechtiget wäre. Die Beziehungen der Völker müssen durch andere Gesetze geregelt werden, als diejenigen sind, welche es einem Volke etwa beliebt, sich

zu geben. Alle Regierungen haben gemeinschaftliche Interessen zu vertheidigen, nämlich die Interessen des allgemeinen Friedens, der Ordnung und der Gerechtigkeit. Allein, wie es scheint, kennt man nicht oder wollen viele die Bedingungen nicht kennen, welche von einem wahrhaften Friedenszustande unzertrennlich sind.

Wenn eine Regierung einen Friedens- oder einen Neutralitätsvertrag unterzeichnet, spricht sie dadurch bloß ihren Willen aus, Frieden zu schließen, bloß ihre Absicht sich neutral zu verhalten, oder stipulirt sie dadurch nicht vielmehr den Frieden und die Neutralität der Mittel des Landes? Hat der Staat, dessen Verfassung eine Versammlung zur Prüfung der Acte der Regierung ermächtigt, nicht insbesondere noch strengere Verpflichtungen eingegangen? Wenn also zum Beispiele das englische Parlament zu einer von der Regierung abgeschlossenen Transaction seine Zustimmung ertheilt hat, so müßten entweder alle englischen Doctrinen von Volkssouveränität und Repräsentativ-Regierung falsch sein, oder die gebilligte Transaction muß für jeden Engländer, welcher kraft des Geistes seiner Verfassung persönlich verpflichtet wird, keine der Friedensbedingungen zu verletzen, noch enger verbindlich geworden sein. Würden die heiligsten Acte zwischen den Nationen nicht illusorisch werden, wenn das Uebermaß der individuellen Freiheit Jedermann außerhalb der von seiner Regierung eingegangenen Verpflichtungen stellte?

Oder sollten die völkerrechtlichen Acte bloß für das Ausland England gegenüber verbindlich sein, und die brittische Freiheit die Welt dem Gutdünken jedes Engländers anheim stellen?

Eine weitere dem erwähnten Areopage vorzulegende Frage wäre die Frage des Asylrechtes, und zwar nicht um dieses Recht abzuschaffen, sondern um es innerhalb der Schranken zu begränzen, welche ihm eben den geheiligten Charakter, den das Unglück

jederzeit haben soll, bewahren. Man sollte nicht vergessen, daß das Asylrecht eines der vorzüglichsten Werkzeuge zur Zerstörung Griechenlands und der italienischen Staaten des Mittelalters gewesen. Dieses zwischen benachbarten und auf einander eifersüchtigen Staaten geübte Recht hatte übrigens nichts, was die Gerechtigkeit verletzte; man warb die Ausgewiesenen und die Verbannten eines feindlichen Landes an; dieß gehörte zum Kriegsrechte. Durch die maß- und ziellose Ausübung dieses Rechtes haben die fuor usciti der italienischen Republiken ihr gemeinschaftliches Verderben herbeigeführt. Die Verbannten aller Länder und aller Zeiten haben niemals aufgehört am Ruine ihres Vaterlandes zu arbeiten. Sie mögen dieß nun bezwecken oder nicht, so wird dieß stets das Resultat des Strebens der Verbannten sein, welchen man einen das Asylrecht überschreitenden politischen Schutz gewährt. Aus diesem Grunde können durch Friedensverträge verbundene Länder nicht das Recht haben, dem Asyle einen anderen Character zu geben, als den eines für die dahin flüchtenden Schiffbrüchigen allezeit offenstehenden Hafens. Ist es mit einem aufrichtigen und wahrhaften Frieden vereinbarlich, den Flüchtlingen zu gestatten, sich zu Associationen zu formiren, welche öffentliche oder wenigstens allgemein bekannte Sitzungen halten, welche die Absicht haben, zum Zwecke des Umsturzes offene und geheime Verbindungen mit ihrem Vaterlande zu unterhalten, welche allenthalben Verbrüderungen und Emissäre haben; welche überall entweder in Folge der Meinungsverwandtschaft oder durch ein System heimlichen Terrorismus Hilfsgelder erheben, einen moralischen Widerstand organisiren und dergestalt einen Ausbruch des Aufruhrs und des Aufstandes vorbereiten?

Sinkt alsdann ein Friedenstractat, die erhabenste Transaction, welche die Menschen schließen können und welche zugleich die heiligste derselben sein sollte, nicht zu einer bloßen Demarca-

tionslinie herab? Es kann daher kein Staat das Recht haben, andern Staaten feindliche Associationen sich in seiner Mitte bilden und organisiren zu lassen; dies wäre ein Bruch des öffentlichen Friedens, ein Angriff auf den Völkerfrieden. Keine Regierung kann berechtigt sein, sich zum Appellhof zu Gunsten von Individuen aufzuwerfen, welche von Tribunalen verurtheilt worden sind, deren Urtheilsspruch in Gemäßheit der Gesetze ihres Landes gefällt worden. Sollte die Freiheit das Palladium des Aufruhrs werden und der Verbrechen, welche in seinem Gefolge sind? Hieße dies nicht jenen Grundsatz so blutigen Angedenkens proclamiren, daß der Aufstand die heiligste der Pflichten sei? Müssen derlei Beispiele nicht alle Gemüther mit Unruhe und Schrecken erfüllen?

Jene Männer, welche erklären, sich mit dem Loose der Völker beschäftigen zu wollen, sollten bedenken, daß es für die Gesundheit der politischen Körper eben so gut eine moralische Hygiene gibt, als der menschliche Körper eine verständige physische Gesundheitspflege braucht. Nun lehrt aber die tägliche und stündliche Erfahrung selbst dem schlichtesten Menschen, daß die Regeln dieser Hygiene nicht für die gesammte Menschheit dieselben sein können.

Die Jugend ist mit einem so kräftigen Assimilationsvermögen begabt, daß sie der strengen Mäßigkeit weniger bedarf als das Alter, in welchem dieses Vermögen abgestumpft wird. Uebermäßige Ernährung erzeugt bei dem Letzteren eine Ueberreizung aller Organe, welche die Gesundheit zerstört. Dieser jugendliche Anspruch fügt zur Gefahr noch das Lächerliche.

Die Leichtigkeit und Lebhaftigkeit der Affecte und ihre Fortpflanzung zum Sitze des Lebens sind die Eigenschaften einer im Bildungsprocesse begriffenen Organisation. Wenn diese Eigenschaften jene Epoche überdauern, dann sind sie nur mehr eine krank-

hafte Ueberreizung. Der durch die Zeit gereifte Mann, welcher ihr nicht zu widerstehen weiß, wird gleichzeitig zum Spielball der Leute und der Begebenheiten. Ein Gleiches gilt von den Völkern im reifen oder bereits vorgerückten Alter. Eine kräftige Ernährung, welche die jungen Völker wachsen und gedeihen läßt, macht die Alten so zu sagen wieder in die Kindheit zurücksinken. —

III.

Es bedurfte der Explosion einer Höllenmaschine und des Todes unschuldiger Opfer, um die Sprache jener Männer, welche Frankreich regierten, zu ändern und dem Könige den Muth zu geben, der Presse zu Leibe zu gehen. Der Gesetzentwurf, welcher den Kammern 1835 vorgelegt wurde, hob alle Gefahren der Zügellosigkeit der Presse hervor und stellte die Nothwendigkeit dar, ihr Einhalt zu thun. Es lag Muth in der Darlegung der Motive dieses Gesetzes und mehr als Muth in den Strafbestimmungen; aber das Princip des Gesetzes selbst beruhte auf Irrthum oder auf Schwäche. Es bestrafte das, was es als ein Vergehen bezeichnete, aber es erkannte das Recht an, dasselbe zu begehen; es bestrafte den Brandleger, aber es erlaubte ihm, den Brand zu legen. Es bestätigte dergestalt das Recht zu schreiben als ein Recht so selbstständiger Natur, daß keine noch so große Gefahr eine beabsichtigte Beschränkung desselben rechtfertigen könnte. Oder aber man fand die Presse so gewaltig, daß das Gesetz vor ihr zurücktrat und anstatt präventiv zu sein, was vielleicht in der Absicht gelegen hatte, nur mehr repressiv zu sein wagte.

Die verschiedenen Versuche, welche man bereits gemacht hat, um die Presse zu modificieren, oder sie zu beschränken, haben alle das

Princip ihrer Freiheit anerkannt. Die Censur ist also niemals als ein permanentes Regierungsrecht betrachtet worden; sondern sie war so zu sagen nur eine zeitweilige Concession, welche man einem Augenblicke der Gefahr gemacht hat, gleichwie die Römer darein willigten daß das Princip ihrer Freiheit durch die Ernennung eines Diktators suspendirt werde.

Die Revolution von 1830, welche Frankreich auf der Bahn des Aufruhrs und der Anarchie so weit vorwärts getrieben hat, wollte nicht einmal mehr diese Concession machen. Es wollte die legislative Gewalt der Macht berauben, dem Uebel vorzubeugen und sie auf das Recht beschränken, den gestifteten Schaden zu bestrafen. Das neue Gesetz beschränkte sich daher darauf, die Fälle der Preßvergehen aufzuzählen und die Strafen zu bestimmen. Es hatte kein anderes Resultat, als den Scandal der Presse um das Aergerniß des Processes zu vermehren oder durch seine strengen Bestimmungen die Schriftsteller auf die Kunst zu führen, alle ihre schlimmen Gedanken in einer Form auszudrücken, welche den Verfolgungen der Regierung zu entgehen wußte.

Für die Sache der Ordnung war also nichts dabei gewonnen. Die Gefahr bestand in ihrem ganzen Umfange, und war nur dem Grade nach geringer geworden. Die ungemeine Strenge der festgesetzten Strafen erregte das Interesse des Publikums zu Gunsten der Verurtheilten, oder bestimmte die Richter zu allzu großer Nachsicht. Sie bewies, daß das Gesetz fehlerhaft ist. Denn ein vernünftiges und gerechtes Gesetz bedarf keiner so übermäßigen Strafbestimmungen um respectirt zu werden.

Die Schwierigkeiten einer guten Preßgesetzgebung entspringen daraus, daß man die Preßfreiheit als ein Recht verkündet, während man gleichzeitig die Nothwendigkeit ausspricht, ihr dadurch Grenzen zu setzen, daß man ihre Verirrungen bestraft. Diese Frage ist die wichtigste von allen denen, welche die Welt in Bewegung setzen, denn es handelt sich um den Hebel, welcher alle übrigen in Be-

wegung setzt. Die Schriftsteller haben längst die Erklärung erwirkt, daß die Preßfreiheit ein Recht der Völker sei. Sie ist ihrer Angabe zufolge eine Errungenschaft der Civilisation über die Zeiten der Finsterniß und der Barbarei; dieser Freiheit ein Ende machen wollen, sei ein Act der Tyrannei und des Despotismus. Sie erklären also die Regierungen, welche sich dieses Actes des Despotismus schuldig machen, als Feinde der Völker, denen man das wichtigste ihrer Rechte entreißen will. Diese Idee hat so sehr Wurzel gefaßt, daß selbst diejenigen, welche sich zur Ergreifung von Maßregeln gegen die Zügellosigkeit der Presse gezwungen sehen, diese Nothwendigkeit als ein Unglück beklagen und jene Maßregeln nur in der Hoffnung votiren, daß sie bloß vorübergehend sein werden. So lange man sich aber über die Natur des Rechtes der Preßfreiheit nicht geeinigt haben wird, werden alle Maßregeln gegen ihre Uebergriffe nur Palliative sein.

Schon die Erfahrung allein dürfte den genügenden Beleg liefern, daß die unbeschränkte Ausübung dieses Rechtes unvereinbar ist mit der Ordnung, welche zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen die erste Bedingung eines jeden Staates ist. Allein diese Erfahrung ist demungeachtet noch unzureichend, um jene Ueberzeugungen zu ändern, welche durch allgemeine Theorien über Menschenrechte hervorgerufen worden sind. Sie wurzeln im Geiste der Menschen; mit geistigen Waffen muß man sie also auch bekämpfen. Kann die Preßfreiheit ein außerhalb der Kategorie aller andern Rechte stehendes Recht sein? Diese Frage bildet den Kern des zu entscheidenden Processes; die Beweisstücke liegen vor Aller Augen, man braucht sie nicht noch einmal auseinanderzusetzen; alles was sich für oder gegen die Preßfreiheit sagen ließ, ist gesagt worden. Die Thatsachen entscheiden die Frage allenthalben für die Besonnenen; diejenigen, die es nicht sind, fügen sich in die Nothwendigkeit des Augenblicks, aber unter gleichzeitiger Berufung an die Zukunft, um sich ein Recht vorzubehalten, in dessen Suspension sie zwar zu

willigen vermögen, das sie aber als unveräußerlich erklären. Man muß also dieses Recht analysiren, um ihm seine gebührende Stelle anzuweisen. Die Wahrheit braucht niemals viele Worte und die Logik ist bündig. Wir werden uns daher so kurz fassen, als es bei einem Gegenstande möglich ist, welcher sonst bereits so lange und so zahlreiche Discussionen hervorgerufen hat.

Denken ist eine freie Fähigkeit, denn es ist unabhängig von dem denkenden Wesen; man denkt weder wenn, noch wie man will. Die Gedanken kommen auf Wegen, die der Mensch nicht kennt. Wäre der Mensch Herr seines Denkvermögens, so würde Jedermann ein Genie, ein Philosoph, Dichter 2c. werden.

Da das Denken kein Act des Willens ist, läßt sich der Gedanke auch keinem Willen unterordnen; es ist in der That unmöglich daß der von dem Willen des Denkenden unabhängige Gedanke anders als vollständig frei sei; denn Niemand vermag eine Intelligenz zu zwingen, zu denken oder anders zu denken als sie es thut.

Das Wort ist dem Menschen gegeben worden, um seine Gedanken auszudrücken. Kein Mensch hat und kann das Recht haben, einen andern zu zwingen, im Widerspruche mit dem zu reden, was er denkt; es gibt unmöglich ein Recht, Jemand zur Lüge zu zwingen. Wenn der Mensch redet, ist er also berechtigt, frei zu reden, denn er hat die Gabe des Wortes nur dazu erhalten, daß er seinen Gedanken ausdrücke, der frei ist.

Aber es gibt für den Menschen kein absolutes oder isolirtes Recht. Der sociale Zustand beschränkt das natürliche von allen Seiten. Das Wort ist die schönste, wie die edelste der menschlichen Gaben; ohne sie wäre die intellectuelle Welt für uns nicht vorhanden. Aber gleichwie der Mensch das Recht hat zu reden, so ist er auch berechtigt, sich allem zu widersetzen, was ihm schaden kann; er hat das Recht, gegen alles ihm Feindselige anzukämpfen. Das feindselige Wort findet immer einen Gegner.

Wenn aber dem Worte das Recht zusteht, einen wahren Gedanken frei auszusprechen, ist es anderseits auch berechtigt, mit gleicher Freiheit zu lügen? Die Fähigkeit es zu thun, gibt noch kein Recht dazu. Oder würde Jemand sich getrauen, das Gegentheil zu behaupten? Man horche einmal jenen Klassen zu, welche aus Mangel an Erziehung dem Naturzustande näher stehen: „Du lügst, schweige still!“ ruft der Mann aus dem Volke demjenigen zu, mit dem er spricht, und wenn auf diese Aufforderung das Schweigen nicht erfolgt, so entscheiden Thätlichkeiten darüber, wer das Wort zu behalten habe. So steht es mit dem öffentlichen Rechte der Straßen; dem Stärkeren bleibt das Wort. Aber darf das Recht des Stärkeren auch in den socialen Zustand übergehen? Ohne allen Zweifel, Nein. Darum zielen alle Gesetzgebungen dahin, den Mißbrauch des Wortes zu verhüten und zu strafen. Der Verläumder kann vor Gericht gestellt werden, und die öffentliche Meinung brandmarkt den Lügner.

Wenn die erste der menschlichen Fähigkeiten, wenn die edelste und freieste derselben einer Beschränkung unterworfen werden kann, sobald das Wohl der Gesellschaft eine solche erheischt, wie sollte da eine minder natürliche — weil nicht durch sich selbst bestehende — Fähigkeit einen höhern Grad von Freiheit beanspruchen dürfen als jene? Wenn es nicht erlaubt ist und nicht erlaubt sein kann, alles zu reden, wie sollte es erlaubt sein können, alles zu schreiben? Was heißt schreiben? Schreiben heißt dem Worte Fortdauer und zugleich eine unbegrenzte Tragweite verleihen, somit das Wort mit einer unermeßlichen Gewalt bekleiden. Vergänglich und beschränkt, wirkt es nur auf den kleinen Kreis derjenigen, die es anhören wollen, und dennoch würde es die Welt einem ununterbrochenen Kampfe aussetzen, oder unter das Recht der Stärke beugen; das letzte Wort würde Recht behalten, und der Stärkere würde es sprechen. Die noch mächtigere Schrift würde, sich selbst überlassen, zuletzt alles unterjochen. Aber zur Macht der Schrift ist noch eine neue hinzu-

getreten, nämlich die Presse, welche den geschriebenen Gedanken ins Unendliche vervielfältigt. In Folge der gegenwärtigen Organisation unserer Gesellschaft, gesellt sich dazu noch eine weitere Kraft, jene der Bewegung.

Schreiben will heut zu Tage so viel sagen, als mit der ganzen Welt und noch dazu unaufhörlich sprechen. Und der Gesellschaft sollte über eine derlei Gewalt kein Recht zustehen? Und eine solche Gewalt sollte schranken- und zügellos, ganz nach Willkür, ob Lüge ob Wahrheit, den Raum durcheilen dürfen?

Es gibt keine Kraft in der Natur, der nicht eine andere modificirend gegenüberstünde, und so muß es sein, weil eine unbeschränkte Kraft alles außer ihr zerstören würde. Es gibt kein organisirtes Wesen, dessen Existenz nicht durch andere Existenzen beschränkt und das von den Elementen seiner Umgebung unabhängig wäre; diese Elemente verleihen ihm sein Leben und setzen ihm gleichzeitig Grenzen. Ein von seiner Umgebung unabhängiges organisirtes Wesen würde Herr der ganzen Schöpfung werden. Sind nicht alle gewaltigen Naturkräfte so zu sagen in Fesseln geschlagen, das heißt mit andern Kräften verbunden und combinirt? und wirken sie nicht unwiderstehlich zerstörend, sobald sie sich von diesen beschränkenden Fesseln losmachen, um allein thätig zu sein? Es ist so wahr, daß die Schranken eine der ersten Bedingungen der Ordnung im Universum sind, daß, je höher ein Wesen auf der Stufenleiter der Organisation sich erhebt, um so zahlreicher und mannigfaltiger auch die Verhältnisse seiner Abhängigkeit werden. Betrachten wir den Menschen; hat er dafür daß er den ersten Platz auf dieser Erde einnimmt nicht auch die meisten Bedürfnisse? Wenn er seiner gesammten Umgebung überlegen ist, entspringt diese Ueberlegenheit nicht eben aus dem Einflusse, welchen alle die ihn umgebenden Elemente auf ihn ausüben? Und ist nicht die edelste seiner Fähigkeiten, die dem Anscheine nach freieste, — der Gedanke, — gerade am meisten abhängig, bedarf nicht gerade er die

meiste Sorgfalt und Pflege zu seiner Entwicklung? und wenn er sich entwickelt hat, unterliegt er dann nicht der drückenden Herrschaft aller menschlichen Miseren und allen materiellen Zufälligkeiten des Lebens? Und das Wort, sein erstes und schönstes Recht, hängt es nicht beständig von einem andern Umstande, von einem andern Willen ab? Das Wort wäre dem allein dastehenden Menschen eben so unnütz, als es ihm wäre, wenn ihm Niemand zuhören wollte. Daher ist die Fähigkeit, welche nothwendig war, um den gesellschaftlichen Zustand möglich zu machen, zu gleicher Zeit am meisten von ihm abhängig. Es steht somit fest, daß eine Ursache, in dem Maße als sie kräftiger und folgenreicher ist, auch um desto mehr Schranken ihrer Macht finden müsse. Der Wilde ist freier als der civilisirte Mensch, weil er weniger Denkkraft und geringere Geschicklichkeit besitzt, um die ihm verliehenen Fähigkeiten zu gebrauchen. Darum je mehr Civilisation, desto weniger mögliche Freiheit, das heißt, desto weniger wird die Freiheit mehr sein können, als das bloße Ergebniß ordnender und schützender Gesetze.

Im Zustande der Civilisation kann die Freiheit nicht Princip, sondern nur eine Consequenz, ein Product sein. Eine vollständige und unbestimmte, daher nothwendiger Weise allem was sie umgibt und beengt, feindselige Freiheit würde zuletzt die Civilisation selbst vernichten. Wenn es im Wesen der Civilisation liegt, alle Rechte zu schirmen, muß sie dieselben daher auch alle beschränken.

Wie kommt es nun, daß plötzlich die Presse als eine Macht auftritt und eine unbegrenzte Freiheit für sich in Anspruch nimmt, wie sie keiner andern eingeräumt ist, noch werden kann? Und wenn sie sich selbst als eine Macht erklärt, warum will sie sich nicht dem Principe unterordnen, kraft dessen sie selbst alle Gewalten zu beschränken sucht?

Wenn das oben Gesagte streng logisch ist, so wird es zur Genüge beweisen, daß man der Presse keine vollständige Freiheit

einräumen könnte, ohne sie zugleich zu ermächtigen, ja noch mehr, ohne sie zugleich zu bemüssigen, Alles zu zerstören, was sie umgibt. Denn zu einem solchen Resultate muß eine schrankenlose Gewalt zu allen Zeiten unvermeidlich führen. Es wird keinem Menschen gegeben sein, dieses Gesetz der Schöpfung zu ändern.

Wir könnten darum inne halten und uns nicht weiter in die Erörterung der Frage einlassen, welche nach dem eben entwickelten Gesetze für jeden logisch Denkenden entschieden sein muß. Aber wir leben heut zu Tage nicht unter dem Reiche der Logik. Die vorliegende Frage ist auf so verschiedene Art gestellt, und, wir sprechen es unbedenklich aus, noch so wenig verstanden worden; sie hat die Geister dergestalt geblendet und durch die Producte der Presse so verwirrt, daß die Männer, welche, sei es nun als ihre Vertheidiger oder als ihre Gegner, sich am meisten mit ihr beschäftigt haben, selbst nicht mehr wissen, was sie davon halten sollen.

Wenn die Menschen sich täuschen, oder vielmehr irre geführt werden, so geschieht dieß allezeit vermittelst einer allgemeinen Idee, als deren Ausdruck ein einzelnes Wort in Schwung gebracht wird. Je vager ein solches Wort ist, je schwieriger zu definiren, und je weniger es folglich verstanden wird, um so größere Herrschaft wird es erlangen. In diese Kategorie gehört das Wort „Preßfreiheit." Will man durch dieses Wort hindurch zu einer positiven Idee gelangen, so muß man vor allem das Vage daran beseitigen. Was versteht man unter der Presse? Meint man damit jenes passive Instrument, das in gleicher Weise jedes Gepräge annimmt, das man ihm geben will? das sich eben so gleichgiltig verhält gegen die Tugend wie gegen das Laster, gegen die Wahrheit wie gegen die Lüge; gegen die sittige Schwermuth eines Ideals wie gegen die unfläthigen Producte der modernen Romantiker? das mit derselben Passivität gottlose und religiöse Doctrinen; Gehorsam heischende Satzungen der Ordnung, wie die Grundsätze der Ordnungs-

losigkeit und des Aufruhrs zu Tage fördert? Da die Presse so verschiedenartige Arbeiten mit gleichem Eifer verrichtet, so ist sie also nichts als ein blinder Mechanismus in der Hand eines Arbeiters, der sie zu seinem Vortheile benützt.

Werden die Ansprüche der Presse zu Gunsten und zum Vortheile des Buchdruckers erhoben? Warum dann dieses exclusive Interesse für eine ohne Zweifel sehr ehrenhafte Classe von Industriellen, die ihre Arbeit mit der Hand und mechanisch verrichten? Sie sind sicherlich nicht der Gegenstand der Discussion; die Prätensionen der Presse reichen höher hinauf. Wer steht also hinter der Presse? Dieser verallgemeinte Ausdruck deckt mit seinem Schleier nur eine einzige Person. Wenn man also von der Preßfreiheit spricht, muß man von der Freiheit Desjenigen sprechen, der schreibt. Auf ihren wahren Werth, d. h. auf ein individuelles Recht, zurückgeführt, wird die Frage vielleicht minder schwer zu behandeln sein.

Da der freie Gebrauch des Wortes nothwendiger Weise auf das Recht des Stärkeren hinauslaufen muß, hat man das Bedürfniß gefühlt, es zu beschränken. Dieses Bedürfniß ist selbst in jenen Staaten, welche Preßfreiheit verkünden, anerkannt worden. Wenn das Recht zu reden, was man denkt, nicht vollkommen frei ist, wie sollte das Recht zu schreiben es sein können? Ist die Schrift nicht tausendmal mächtiger als das Wort? Warum ihr also noch das ausschließende Privilegium einer durch Nichts beschränkten Freiheit ertheilen? Warum dem Schriftsteller so viele Rechte? Ist es nicht zudem die Gesellschaft, welche dem Schriftsteller alle jene Mittel liefert, welche seinem Gedanken solche Macht verleihen? Wenn er ihr vor Allem die Erziehung verdankt, welche sein Denkvermögen entwickelt und ihn zum Schreiben befähigt, wenn man ihm ferner die Buchdruckerei zur Verfügung stellt und dem gedruckten Blatte eine schleunige Circulation sichert, hat man alsdann nicht das Recht, die Bedingungen des Vertrages festzusetzen? Was

würde aus dem angeblichen Naturrechte, dessen freie Uebung man fordert, werden, wenn der Mensch es ohne Beihilfe aller der Mittel, welche der sociale Zustand ihm bietet, auszuüben hätte?

Die Gesellschaft verletzt daher kein Recht, wenn sie die Presse beschränkenden Gesetzen unterwirft; im Gegentheile, sie regelt dadurch bloß den Gebrauch einer Fähigkeit, welche einzig und allein der sociale Zustand verleihen konnte, und welche er daher auch berechtigt ist, niemals zu seinem Nachtheile ausüben zu lassen. Aber selbst angenommen, das Recht frei zu schreiben, wäre die unmittelbare Consequenz eines natürlichen und eben darum individuellen Rechtes, wie kommt es denn, daß es das einzige individuelle Recht ist, zu Gunsten dessen man eine vollständige Unabhängigkeit fordert? Gibt es ein einziges individuelles Recht, das nicht dem nothwendig stärkeren Rechte des allgemeinen Interesse unterworfen wäre? — Unterliegt doch selbst die wichtigste Grundlage eines civilisirten Zustandes, das Eigenthumsrecht, in gewissen Fällen dem Gesetze zwangsweiser Expropriation; und wenn der Staat von seinen Bürgern das Opfer ihrer Güter und ihres Lebens fordern darf, sollte er nicht ein individuelles Recht beschränken dürfen, wie das zu schreiben eines ist, das nur in Ausübung erworbener Fähigkeiten besteht? Wenn die Gesetze das Böse zu verhüten im Stande sind, sollen sie es gestatten, um es nach der Hand zu bestrafen? Sollen die menschlichen Institutionen das Mysterium des freien Willens in solcher Art parodiren dürfen? Ist es nicht genug, daß diese unermeßliche Triebfeder der Bewegung der moralischen Welt im Gewissen liegt, muß man sie noch in die Gesetzgebung übertragen? Nein, wir mögen dessen fest überzeugt sein, es wird stets den menschlichen Verhältnissen angemessener, und folglich auch vernünftiger sein, das Böse zu verhüten zu suchen, als Strafen dafür zu ersinnen. Keine, weder die göttliche noch eine menschliche Gesetzgebung hat jemals die Fähigkeit das Böse zu thun, als ein Recht proclamirt; sie erkennen jedoch diese Fähigkeit ohne Zweifel

an, aber einzig und allein durch das Verbot das Böse zu thun. Die guten Handlungen sind geboten, die bösen verboten. Da die Presse die gewaltigsten Mittel in sich enthält, um eben so das Gute als das Böse zu thun, und in sich so zu sagen den gesammten Menschen resumirt, muß sie nicht auch behandelt werden, wie alle Gesetzgebungen den Menschen behandeln? Ohne Zweifel sollen die Gesetze, indem sie den Menschen für das begangene Böse strafen, weil durch dieses Böse andern Menschen geschadet wird, die Rechte seiner Freiheit nur so weit beschränken, als es der Schutz der übrigen Menschen erfordert. Aber gerade um innerhalb dieser Grenzen zu bleiben, dürfen die Gesetze niemals verkünden, daß die Fähigkeit des Menschen, das Böse zu thun, eines der Rechte seiner Freiheit sei.

Bevor wir aber in dieser Erörterung weiter schreiten, wollen wir versuchen, dieselbe durch einige vorläufige Betrachtungen klarer und näher zu beleuchten.

Die Presse fordert Freiheit des Geistes, als ein diesem gebührendes Recht, während gerade sie ihm den Charakter dieser Freiheit nimmt. Verliert nicht der Gedanke, jene freie Himmelstochter, seine Freiheit, sobald er in die materiellen Formen der Presse geschmiedet wird? Erhält er dadurch nicht einen Körper und Schwere? Muß er dann nicht die gewöhnlichen Transportmittel in Anspruch nehmen, wird er nicht ausgeboten und verkauft wie eine Sache? Worauf will die Presse also das in Anspruch genommene ganz exceptionelle Recht gründen?

Gleichwie nicht alle Völker derart constituirt sind, um denselben Grad politischer Freiheit zu genießen, eben so wenig kann der Presse überall derselbe Grad von Freiheit zukommen.

Wenn alle lebendigen Kräfte des Volksorganismus in voller Thätigkeit sind, bilden sie ein natürliches Gegengewicht gegen die allzugroße Preßfreiheit. Da, wo kein natürlicher Widerstand gegen die Einwirkung der Presse vorhanden ist, muß er durch Vorschrif-

ten ersetzt werden. Wie aber dabei das rechte Maß halten? Die Macht der Druckerpresse ist unermeßlich, weil man sie weder in der Zeit, noch im Raume begrenzen kann.

Das größte Uebel welches die Presse der Gesammtheit wie den Einzelnen zufügt, ist ein moralisches Uebel, das sich nicht ermessen läßt, weil es dafür kein gemeinschaftliches Maß gibt. Nehmen wir zum Beispiele das heutzutage am häufigsten vorkommende Preßvergehen, die Verläumdung. Wie soll ein Gesetz den Grad ihrer Strafbarkeit bestimmen? Wird eine Verläumdung nicht so oftmal begangen, als sie abgedruckt worden; ja noch mehr, so oftmal als sie gelesen worden ist? Wird sie nicht jeden Tag und durch so lange Zeit erneuert, als die Blätter vorhanden sind, welche sie enthalten? Wird die Verläumdung nicht zuletzt zur historischen Thatsache? Liegt in der Stellung eines Schriftstellers die Möglichkeit, daß er eine dem Uebel, welches er stiften kann, entsprechende Bürgschaft bieten, oder daß er im Falle seiner Verurtheilung einen diesem Uebel gleichkommenden Schadenersatz leisten könne? Aber noch mehr; wie vermag irgend eine Gesetzgebung ein gedrucktes Werk ihrer Gewalt zu unterwerfen, wenn der Autor selbst nicht mehr Herr der Gedanken ist, welche er der Presse übergeben hat? Die Gesetze können die freie Circulation eines Buches verhindern, aber die Gedanken welche sich davon gelöst haben, um in den Bereich fremder Intelligenz überzugehen, sind frei wie diese selbst. Ja sogar der Widerruf von Seite des Autors bleibt ohnmächtig, er wird die aufgewühlten Leidenschaften nicht mehr beschwichtigen; der Autor selbst wird niemals erfahren, wie tief die Wunden sind, welche er den Principien des Rechts und der Wahrheit geschlagen hat. Die gesammte Gesellschaft beruht auf dem Principe gemeinschaftlicher Solidarität aller ihrer Mitglieder. Die Presse hat sich außerhalb dieses Princips der Gesammtverbindlichkeit gestellt. Wenn der Schaden welchen eine solche exceptionelle Stellung anrichten muß, bloß materieller Natur wäre, so könnten die Ge-

setze ihn erfassen und ihr Strafgericht darüber ergehen lassen. Die sogenannten Repressivgesetze würden dazu ausreichen. Aber ein Uebel das sich weder fassen noch abschätzen läßt, mußte dahin bringen, auf Mittel zu sinnen, um ihm zuvorzukommen.

Diese Frage hat eine weitschweifige Erörterung über die Natur der präventiven und repressiven Gesetze hervorgerufen. Aus Furcht vor der Censur hat man beinahe überall das System der Repressiv-Gesetze angenommen. Die geistigen Bewegungen und die Ereignisse unserer Zeit gestatten ganz gewiß nirgends die Wiedereinführung einer ähnlichen Censur, wie die frühere war. Aber will damit gesagt sein, daß eine solche Lage die Presse dort allen Ausschweifungen einer absoluten Freiheit überantworten müsse, wo es an Allem fehlt, um ihr einen Damm entgegenzusetzen? Die menschliche Gerechtigkeit hat nicht das Recht, das Böse zu bestrafen weil es schlecht ist; das wird Sorge einer andern Justiz sein. Der Mensch hat das Recht eine Handlung zu bestrafen nur dann, wenn sie andern Menschen schadet. Das Maß der Strafe sollte alsdann nie die Größe des Schadens überschreiten. Indeß die Gerechtigkeit beschränkt sich nicht darauf, einen Dieb zur Zurückstellung oder zum Ersatz des gestohlenen Gutes zu verurtheilen, sondern sie fügt noch eine Strafe hinzu, um einen Rückfall zu verhüten. Dieser Theil ihres Waltens hat einen repressiven Character. Dasselbe gilt von der ganzen zuchtpolizeilichen und Criminal-Gesetzgebung; Verhütung der Wiederkehr des Verbrechens war von jeher ihr Hauptzweck. Demgemäß bezwecken auch Religion, Moral und Erziehung lediglich nur das böse Princip im Menschen zu bekämpfen, um ihn zu hindern, das Böse zu thun. Jede Gesetzgebung die sich dieses präventiven Characters entäußern wollte, wäre unwürdig einer Epoche, welche auf ihre Civilisation stolz sein will. Ist es denn nicht Hauptzweck der Civilisation, der Zukunft Bahnen der Ordnung und des Rechtes zu eröffnen?

Richter, welche sich bloß mit der Bestrafung des Schlechten befassen würden, ohne auf die Verhütung seiner Wiederkehr Bedacht zu nehmen, wären den Kerkermeistern eines Zuchthauses ähnlich. Und die Presse, die ein so mächtiges Erziehungsmittel sein soll, sollte durch ein bloßes Strafgesetz regiert werden, ihr Codex eine bloße Nomenclatur von Strafen sein?

Wenn die absolute Freiheit der Presse kein Recht sein kann, so reducirt sich also die Frage darauf, zu wissen, in welchem Maße es nützlich oder schädlich sein werde, sie zu bewilligen. Wer vom Gesetz spricht, meint den Schutz. Werden alle Menschen von der Presse einen gleichen Gebrauch zu machen wissen, einen gleichen Gebrauch machen können? Soll man Diejenigen die nicht zu schreiben verstehen oder nicht die Muße dazu haben, der Gewalt der Schriftsteller ohne Vorbehalt und wehrlos preisgeben? Sieht man denn nicht daß auf diese Weise eine neue Leibeigenschaft im Werden ist, — die Leibeigenschaft der Intelligenz? Also wird unsere Zeit an die Stelle des mittelalterlichen Vorrechtes des Schwertes das Privilegium der Feder treten sehen. Aber wenn das Volk nicht berechtigt war, mit dem Schwerte bewaffnet zu sein, so hatte es wenigstens die Kraft es zu führen; das Schwert hat nur deßhalb so lange herrschen können, weil die Massen entwaffnet waren; allein Jedermann konnte es fassen und handhaben.

Wie ist es aber mit der Feder, dieser dem Anscheine nach so leichten und geschmeidigen und dennoch so mächtigen Feder? kann diese auch zu Jedermanns Verfügung sein? Sind die Kräfte auf allen Seiten gleich, und muß die Gesellschaft nicht den Schwächern in Schutz nehmen?

Im Hintergrunde des Anspruchs auf die unbeschränkte Ausübung eines Rechtes das nicht zum Gebrauche eines Jeden ist, liegt immer ein Gedanke Andere zu knechten. Mögen die Schriftsteller die sich Männer der Freiheit nennen, das wohl bedenken! Als die Einführung der Schießwaffen das Ritterthum entwaffnete,

und dem Feudalsysteme ein Ende machte, wurde es nothwendig, diesen neuen Zustand der Dinge zu regeln. Wäre es Jedermann ohne Unterschied erlaubt geblieben, ein Feuergewehr zu tragen, so würde die Civilisation untergegangen sein. Das Recht des besser Bewaffneten, d. h. das Recht des Stärkeren hätte alle anderen Rechte über den Haufen geworfen. Darum wurden in allen Ländern ungemein beschränkende Gesetze hinsichtlich des Tragens der Waffen erlassen; wo es keine derlei Gesetze gibt, befinden sich die Länder im Zustande der Barbarei, dort erblicken wir die wehrlose Bevölkerung als die Sclaven von Individuen, die sich nirgends ohne ein Paar Pistolen im Gürtel sehen lassen.

Man verlangt freilich die Preßfreiheit nur als eine Vertheidigungswaffe; sie soll das Palladium aller andern Freiheiten sein. Aber wo liegt denn die Bürgschaft dafür, daß der Schriftsteller seine Feder stets nur als Vertheidigungswaffe gebrauchen werde? Ist die Befähigung zu Schreiben ein Beweis von Wahrhaftigkeit, von wirklichem Wissen, von Mäßigung und Tugend? Haben die Producte welche die Druckerpresse heutzutage von allen Seiten in die Welt schleudert, einen harmlosen Character? Sehen wir nicht vielmehr die Schriftsteller sich über combinirte Angriffspläne zu einem Kampfe einigen, bei welchem jeder die ihm eigenthümlichen Geisteswaffen benützt? Die Leichtbewaffneten sind unter den verschiedensten Gestalten überall vertheilt, um ernstere Arbeiten zu decken; die Bedachtsamen rücken wie Schanzgräber mittelst der Sappe vor, während die Kühnsten ungedeckt Sturm laufen. Man behauptet, die Presse sei eine Vertheidigungswaffe! Aber man nenne uns doch nur einen einzigen Gegenstand, der nicht täglich von ihr angegriffen würde: Religion, Moral, Sitte, Gesetze, Verwaltung, Regierungen oder Personen! Hinter welchem Walle ist es möglich den Streichen zu entgehen welche die Presse führt? Und einer Waffe welcher die fürchterliche Macht eigen ist, daß derjenige welcher sie führt, seine Pfeile ohne sich jemals auszusetzen, in so weite Entfernung und

so zahlreich schleudern kann als es ihm beliebt, eine solche Waffe sollte je eine Vertheidigungswaffe sein können?

Wer reclamirt übrigens am eifrigsten die Preßfreiheit? Ist es nicht jene unter dem Namen der „Opposition" legal constituirte Partei? Dieser Name sollte freilich nur eine Idee der Vertheidigung ausdrücken. Aber wir fragen, tritt die Opposition nicht überall, wo sie als Partei existirt, fortwährend angreifend auf, und muß sie denselben Character nicht unumgänglich auch der Presse mittheilen?

Uebrigens nimmt die Presse sich gar nicht mehr die Mühe, ihre Haltung zu maskiren. Sie spricht von ihrer Macht, wie von einer neuen Gewalt im Staate; sie proclamirt ihre Würde. Was soll diese Sprache bedeuten? Ist denn die Presse ein moralisches Wesen und in wessen Namen spricht sie? Von wessen Gewalt, von wessen Würde ist denn eigentlich die Rede? Wenn die Presse nothwendig zuletzt bis auf ein einzelnes Individuum herabsteigt, so ist es also der einzelne Schriftsteller der hier von seiner Gewalt spricht, der sich vor der Welt wichtig macht, und, eine Feder statt des Scepters in der Hand, unverschämt genug ist, selbst seine Würde zu proclamiren. Und dieser Cäsar neuer Art hat die Prätension, die Schwächen der Intelligenz nach Willkür zu brandschatzen, gleichwie die alten Cäsaren von der Schwäche der Völker Tribut erpreßten? Dessenungeachtet sehen wir den Journalisten welcher in dieser Weise seine Würde ausruft, jeden Morgen von dem Throne steigen den er sich errichtet hat, um seine Gedanken auf der Gasse verkaufen zu lassen. In der Regel ist dieß der Hauptzweck seiner Bemühungen er beutet seine Gedanken als eine Industrie aus.

Wir finden es begreiflich, wenn Parteimänner, deren durch Leidenschaft beschränkter Gesichtskreis nicht über die Berechnung des Augenblicks hinausreicht, Preßfreiheit fordern, als die bestorganisirte Waffe für das Gefecht, welches sie ununterbrochen liefern; es ist auch begreiflich, daß die Journalisten Preßfreiheit verlangen, als

das beste Mittel ihren Geist geltend zu machen; wir begreifen ferner daß mittelmäßige Schriftsteller sie wünschen, um unter den Ausschweifungen der Zügellosigkeit ihre Mittelmäßigkeit verstecken zu können. Aber was wir durchaus unbegreiflich finden, ist, wie Staatsmänner sie zu einem Princip des öffentlichen Rechtes, und folglich der Fortdauer der Gesellschaft machen wollen. Haben sie denn vergessen, daß der Irrthum nirgends in der Welt als in der menschlichen Intelligenz existirt? Was wir nicht minder unbegreiflich finden, ist, wie ausgezeichnete Schriftsteller, reich ausgestattet mit allen Eigenschaften um sich einen glänzenden Namen zu machen, als eifrige Vertheidiger einer Freiheit auftreten mögen, deren nur die Lüge und falsche Doctrinen bedürfen können. Wozu brauchen sie Preßfreiheit? Gibt es heutzutage eine Censur welche den Werken des Genie's und des Talents hindernd in den Weg träte? Gibt es eine Regierung die heutzutage der Publication nützlicher Wahrheiten sich widersetzen möchte, gibt es eine welche die Macht dazu hätte?

Der ununterbrochene Verkehr unter den Menschen würde es nicht gestatten; er ist zu häufig und zu rapid geworden. In Folge dieser Annäherung ist das Wort bereits zu mächtig geworden; seine Thätigkeit genügt für die Bedürfnisse des Tages. Die Thätigkeit der Presse als Mittel der Communication zwischen den Menschen ist minder nothwendig, und muß, um zu nützen, ohne gefährlich zu sein, für gewichtigere und ernstere Werke vorbehalten werden.

Wenn ausgezeichnete Schriftsteller, die in ihrem Genie zu allen Zeiten die Bürgschaft für eine vollkommene Schreibfreiheit finden werden, als Vertheidiger der absoluten Preßfreiheit auftreten, können sie nur durch das Gefühl der Association dazu verleitet werden, in Folge dessen sie ihr Loos an das Geschick aller jener Menschen knüpfen, welche schreiben oder schreiben möchten. Die Schriftsteller erscheinen also als eine ausgedehnte Corporation

und begehren in deren Namen eine absolute Freiheit. Aber existirt denn eine einzige Association, welche nicht durch Vorschriften beschränkt wäre? Sind jemals einer Gesellschaft Privilegien verliehen worden, ohne daß diese Gesellschaft auf das Princip der Bürgschaft und Solidarität aller ihrer Mitglieder basirt gewesen wäre?

Die Schriftsteller stehen zu einander im Verhältnisse der vollständigsten Unabhängigkeit; zwischen ihnen gibt es kein Band, keine Verpflichtung, welche ihnen die Tragung einer gemeinschaftlichen Verantwortlichkeit auferlegen würde.

Der generalisirte Ausdruck „die Presse" bedeutet also nicht die Corporation der Schriftsteller als eine moralische Körperschaft, welche der Gesellschaft für die Werke ihrer Mitglieder einsteht. Weil sie daher keine Bürgschaft bietet und keine bieten kann, so ist es am Staate, eine zu suchen, und er kann sie nur darin finden, daß er der Presse die reclamirte absolute Freiheit nicht gewährt.

Diese Frage hat etwas ganz Eigenthümliches an sich. Die Freiheit der Presse reducirt sich zuletzt, wie bereits erwähnt worden, auf ein Individuum, auf die Freiheit Desjenigen, der schreibt. Wenn dieser aber Böses stiftet, dann erhebt sich eine ganze große Körperschaft, um Straflosigkeit für ihn zu verlangen, oder um mindestens für alle Schriftsteller die Freiheit, das gleiche Böse zu stiften, in Anspruch zu nehmen. Und diese Prätension einer unermeßlichen Immunität gründen sie lediglich auf die Behauptung, daß, wenn einige Schriftsteller ihre Freiheit zum Bösen mißbrauchen, andere sie dafür zum Guten benützen! Was wäre das für eine sonderbare Gesetzgebung, welche zum Bösen berechtigte, weil sie unter Einem auch das Recht zum Guten ertheilt! Das wäre ja wieder der Naturzustand, und wer wollte ihn dergestalt inmitten der verwickelten Verhältnisse einer civilisirten Gesellschaft wieder einführen? Wenn die Urfreiheit des freien Willens gar

keiner andern Classe mehr zustehen kann, wie getrauen sich die Schriftsteller allein, sie zu fordern? Sie wollen sich also allen Vorschriften und allen den Hemmnissen, welche allein den socialen Zustand ausmachen, entziehen, und alle Gebiete der Intelligenz frei durchmessen, wie der Wilde durch seine Prairien und durch seine Wälder dahinzieht? Sie haben also schon vergessen, daß die Civilisation nur durch die Disciplinirung des Geistes möglich geworden ist, und daß seine absolute Selbstständigkeit uns unausweichlich zur Barbarei zurückführen müßte. Sehen sie denn noch immer nicht ein, warum und in welcher Weise Zeiten hoher Civilisation von jeher Epochen des Verfalls herbeigeführt haben? Und soll man dem Princip des Bösen wie des Guten gleiche Freiheit lassen?

Es gibt Schriftsteller, welche behaupten, die Tendenz des Jahrhunderts führe zu einer allgemeinen Nivellirung; alle sociale Ueberlegenheit sei gesunken und es sei nur mehr eine einzige Art von Aristocratie möglich, nämlich die Aristocratie der Intelligenz; man müsse ihr also volle und ungetheilte Freiheit lassen, damit sie sich befestigen und regieren könne. Und auf einen Sophismus dieser Art gestützt hat ein geistreicher Mann Preßfreiheit angesprochen! Dieser geistreiche Mann hat also nicht eingesehen, daß die Preßfreiheit nur die Democratie der Intelligenz ist, und zur Anarchie der Ideen führt, wie die politische Democratie zur Anarchie der Factionen. Aufrichtiger in Betreff der Gefährlichkeit der Presse, obgleich er stets als Vorkämpfer dieser letzteren aufgetreten, gibt sich Chateaubriand anderweitigen Utopien hin. So sagt er irgendwo: „Die Presse, jene Maschine, welche man nicht mehr zertrümmern kann, wird die alte Welt so lange zerstören, bis sie eine neue geschaffen haben wird.“ Aber es ist nicht davon die Rede, diese Maschine zu zertrümmern, sondern es handelt sich darum, ihren Gebrauch zu regeln und dieß um so dringender, als

ihre Zerstörungskraft von dem hochberühmten Propheten dieses neuen Bundes selbst anerkannt wird. Aber hören wir ihn.

Chateaubriand hat uns die Memoiren seines Lebens vermacht; er gab ihnen den pittoresken Titel: „Memoiren von Jenseits des Grabes;" deßungeachtet hat er schon bei seinen Lebzeiten Indiscretionen gestattet. Wir haben also seinen letzten Gedanken erfahren, noch bevor wir sein Hinscheiden zu beklagen hatten. Seine unheilschwersten Prophezeihungen haben für uns nichts Ueberraschendes. Alle Werke Chateaubriand's sind voll der Richtigkeit alles Irdischen und voll der Hoffnung auf Jenseits. Er bleibt stets der Poet der Ruinen. Aus den Trümmern von Tempeln, von untergegangenen Völkern und gestürzten Königsthronen schöpft er seine schönsten Inspirationen. Seine so bilderreichen, so harmonischen und ausdrucksvollen Beschreibungen sind nichts als Blumenkränze, welche er als Immortellen um einen schwermüthigen Todesgedanken flicht. Nach ihm träufelt das Herz seinen Balsam nur, wenn es verwundet wird. Die Geschichte ist ihm das unnütze Beispiel; das Treiben der Menschen führt sie nicht dahin, wohin sie gelangen wollen, sondern zu dem Ziele, welches die Vorsehung bezeichnet hat.

Man muß annehmen, daß der Autor durch seine persönlichen Erfahrungen zu solchen Ergebnissen gelangt ist und daß er uns sein Leben als nützlichen Stoff zum Nachdenken schildern wollte. Chateaubriand sagt wirklich, daß sein Leben drei verschiedene Zwecke gehabt habe. Er wollte eine Durchfahrt zum Nordpol entdecken, daher seine Reisen. Sein geistiges Streben war dahin gerichtet, den gewaltig erschütterten Katholicismus wieder zu befestigen, daher seine Autorschaft. Er hat daran gearbeitet, in Frankreich die Repräsentativmonarchie zu gründen, das ist sein politisches Leben. Wohlan, er hat Reisen gemacht, ohne sein Ziel zu erreichen. Er war Zeuge, wie die Grundsätze des Christenthums täglich schwächer wurden, und er hat seine Stimme nur

so laut erhoben, um seine Ohnmacht noch schärfer hervortreten zu lassen. Er hat es erlebt, wie die politische Form, an deren Einführung in Frankreich er gearbeitet, seinem Vaterlande nur Wirren und Unglück gebracht hat. Er war Zeuge, wie die alte Dynastie, der Gegenstand seines Cultus, dem Exil und der Geringschätzung der Menschen verfallen ist. Chateaubriand hat also die philosophischen Lectionen, welche er uns gibt, seiner eigenen Geschichte entnommen. Warum sich also darin gefallen, in breiten Abhandlungen die vergeblichen Anstrengungen eines vielbewegten Lebens zu schildern? Wenn er der Nachwelt bloße Materialien zur Geschichte seiner Zeit hinterlassen und seine Zeitgenossen schildern wollte, so hätte seine Arbeit natürlicher, einfacher gehalten sein müssen. Wenn er sich zum Helden seiner Odyssee macht, um uns die Fruchtlosigkeit aller seiner Anstrengungen zu zeigen, wenn er uns an seinem Beispiele beweisen wollte, wie nichtig alle irdischen Dinge sind und wie der Mensch nur der Spielball ihm überlegener Kräfte ist, so müssen wir einem solchen Gefühle der Moral und christlichen Demuth alle Gerechtigkeiten widerfahren lassen. Warum sich aber als Beispiel auswählen? Was gibt es denn in dem Leben Chateaubriand's so Wunderbares? Haben nicht alle seine Zeitgenossen dieselben Wechselfälle erlebt als er? Er ist neben den Ereignissen einhergegangen und hat ihnen oft einen sehr schönen und sehr edlen Charakter entgegengestellt. Darin besteht sein Ruhmestitel als Mensch. Aber er hat keinen Einfluß gehabt auf diese Ereignisse. Als einfacher ehrenvoller Krieger hatte er zahlreiche Gefährten, die bescheidener sind; hätte er die Sorge für sein Lob Anderen überlassen — sein Antheil würde reichlicher ausgefallen sein, denn von sich selbst soll man nur mit seinem Gewissen reden. Chateaubriand hat sein Leben wie eine Dichtung behandelt; die Begeisterung weicht nicht von ihm, er hat Genie und stets Genie, aber es ist das Genie der Eigenliebe, welche für den Menschen bloß Blicke nach Innen hat. Er sieht

nicht richtig um sich herum; er hat zweierlei Maße, das größere gebraucht er für sich. Als gewandter Schriftsteller weiß er die Contraste seines Lebens zur Geltung zu bringen. So zum Beispiel erzählt er uns seine Drangsale als jugendlicher Emigrant in England und beginnt nun plötzlich und ohne zu erwähnen, wie viel Zeit zur Metamorphose erforderlich war, als „Herr Vicomte Chateaubriand, außerordentlicher Botschafter Sr. allerchristlichsten Majestät &c. &c. &c." Aber das ist nichts als stylistischer Knalleffect, Kunstgriff des Schriftstellers. Liegt denn in dieser Thatsache etwas Außerordentliches? Was ist denn Erstaunliches an einem solchen Glückswechsel? Wie kann man sich heutzutage über sein eigenes Geschick, wie über was immer für ein Geschick überhaupt wundern, und wie getraut man sich, es der Welt zur Bewunderung und zur Belehrung hinzustellen? Ein einfacher corsischer Edelmann, ein Artillerielieutenant, hat als Kaiser der Franzosen aus Moskau datirte kaiserliche Erlässe unterzeichnet; dieser Mann starb auf einem entlegenen Felsen des Oceans; mit ihm sind Millionen von Menschen gestiegen und gefallen; er hat Reiche zertrümmert, Kronen entrissen und verschenkt. Und mitten in diesem unermeßlichen Wechsel von Glanz und Mißgeschick getraut man sich die Zufälle eines Privatlebens zu citiren?

In Marseille lebte eine junge, reiche, schöne Kaufmannstochter. Ein junger armer Artilleriecapitän wirbt um ihre Hand; ihre Familie tritt in Berathung; der ältere Bruder dieses Capitäns hatte die ältere Schwester jenes Mädchens zur Frau; dieß genügt; man findet diese zweite Partie nicht annehmbar, der junge Mann wurde abgewiesen. Nun tritt ein anderer Militär auf; er ist ebenfalls jung, ebenfalls arm, aber hübscher und einnehmender, er gefällt und wird angenommen. Der Erstere war Napoleon, der Zweite Karl Johann; diese Kaufmannstochter konnte Kaiserin werden, sie ist nur Königin; — und Chateaubriand wundert sich, daß er nach vierzig vielbewegten,

stürmischen Jahren Botschafter ist, daß er mit Königen und Kaisern spricht, daß er Congressen beigewohnt und Tractate unterzeichnet hat! So viele andere Menschen haben vor ihm, mit ihm und um ihn herum dasselbe gethan, daß dieses Factum bloß ein ganz gewöhnliches ist. Nicht daß man unterzeichnet, sondern was man unterzeichnet hat, begründet einen Titel; einzig und allein der Einfluß, welchen man auf die Menschen und auf die Begebenheiten übt, verleiht Ruhm oder wenigstens Berühmtheit. Uebrigens ist Chateaubriand Herr seiner Geschichte, sie gehört ihm, er kann daraus machen, was ihm beliebt, ihren Werth ganz nach seinem Ermessen anschlagen; seine Werke und seine Erzählungen sind sein Eigenthum; wir haben das Recht zu beurtheilen. Wir sind nicht bloß dazu berechtigt, sondern sogar verpflichtet; denn Chateaubriand hat Unheil gestiftet. Er hat die Gemüther aufgeregt, aber sie nicht zu lenken verstanden; er hat ein Treiben ohne bestimmte Richtung hervorgerufen; er hat Aufsehen gemacht und Berühmtheit erlangt, aber diese Berühmtheit ist nicht Ruhm, nicht wahrer Ruhm. Wir sind nicht so kühn, über den Literaten abzusprechen, wohl aber über den Politiker, wie er es hat sein wollen. Chateaubriand hat die Verirrungen seines Geistes lange Zeit unter den Blumen zu verstecken gewußt, welche er stets mit vollen Händen, voll Frische und Farbenpracht zu spenden verstanden; der Dichter verbarg den Menschen und dieser Mensch war schwach; denn Niemand hat mehr als er von der Frucht des Baumes der Erkenntniß gekostet. Er ist für sich allein das ganze verlorne Paradies; er hat die Erinnerung und den Ausdruck einer Zeit der Unschuld und der Reinheit, aber sein Gedanke ist niemals frei von Gewissensbissen und schmerzlichem Bedauern. Er hat den Hochmuth, der zum Falle führt, und seine Gedanken von jenseits des Grabes sind dessen voll. Seine Hoffnung hat nichts Freudiges und nichts Mildes. Auf Ruinen sitzend, besingt er die Drangsale des Herzens, erzählt er den Jammer der Welt, und

gleich einem Propheten des alten Bundes erhebt er seine Stimme nur, um noch schwereres Unheil zu prophezeihen. Chateaubriand geht auf Beifall aus, seine Sprache ist ehrgeizig, wie sein Charakter. Er will herrschen; in Ermanglung eines Scepters soll ihm dazu die Feder dienen; und von diesem Gesichtspuncte aus gehören seine Selbstbetrachtungen zu unserem Gegenstande. „Macht eine Revolution," sagt er, „gebt mir eine Feder und Papier, und in einem Jahre werde ich die Bourbonen wieder auf ihren Thron setzen!" Die Revolution ist gemacht worden, der Thron, welchem er dienen wollte, ist umgestürzt; man läßt ihm seine Feder, sie ist frei, freier als jemals, und die verbannten Bourbonen beklagen es ohne Zweifel als einen ihrer Fehler, daß sie ihm ihr Vertrauen geschenkt haben.

Chateaubriand will vor Allem Ruhm; er will den Ruhm der Treue. Aber dieser ist nicht mehr glänzend genug, denn die Treue allein reicht nicht mehr aus zum Siege der Dynastie, welcher er diente; er will noch den Ruhm der Principien. Aber der Widerstand ist vergeblich; der Sturm wehte den König, den Thron und die Monarchie hinweg. Da wird sein Gedanke zum Ueberläufer; um es aber mit Ehren sein zu können, stellt er sich todt und hält sich dergestalt, ohne wortbrüchig zu werden, der Verpflichtungen ledig, welche sein Leben ihm auferlegte. In einem „die Zukunft der Welt" überschriebenen Artikel läßt er sich folgendermaßen vernehmen. „Wenn ich nicht mehr sein werde, werden meine Opfer meinem Grabe das Recht geben, die Wahrheit zu sagen; meine Pflichten werden verändert sein; das Interesse meines Vaterlandes wird die Verpflichtungen der Ehre überwiegen, deren ich erledigt sein werde. Den Bourbonen gehört mein Leben, meinem Vaterlande gehört mein Tod." Aber war er denn schon todt? Warum mußten wir vor der Zeit diese Apostasie von Jenseits erfahren?

„Menschen, die ihr den Ruhm liebt", sagt er weiter, „pfleget euer Grab, legt euch darin wohl zurecht und trachtet darin gut

auszusehen, denn ihr werdet darin bleiben." Und nachdem er ähnliche Worte gesprochen, verleugnet Chateaubriand sein Leben, und sucht sich in seinem Sarge zu strecken. „Wir sind nichts", sagt er, „als Uebergangs-Generationen, nichts als dazwischenliegende obscure, der Vergessenheit geweihte Generationen, welche die Kette bilden, um bis an jene Hände zu reichen, welche die Zukunft pflücken werden."

Und was soll diese Zukunft werden? Hören wir den Propheten, den modernen Jeremias des modernen Babylon.

Nachdem er dessen Bedrängnisse in allen Tonarten besungen und dessen Verbrechen erzählt hat, beruft er es — nicht zu dem Herrn, predigt er — nicht die Bekehrung; der Genius des Christenthums ist von ihm gewichen. Chateaubriand ist todt, und nun muß Alles sterben, weil er Nichts zu retten vermocht hat. „Gegenwärtig ist nichts möglich als der natürliche Tod der Gesellschaft, aus welchem die Wiedergeburt erfolgen soll." Und worauf gründet sich diese Prophezeiung? Es ist wahrhaft merkwürdig, dieses Manifest der Zerstörung und diese Proclamation der Wiedergeburt näher zu prüfen.

Als der heilige Hieronymus das Reich unter der Wucht seiner Laster zusammenbrechen sah, verließ er Rom, und zog sich mit seinem neuen Glauben in die Wüste zurück. Dort entrollte sich vor seinen Augen die weite Zukunft der Welt; das Gesetz der Gnade verjüngte die Erde und die falschen Götter verschwanden. Chateaubriand, gleichfalls Zeuge davon, wie Laster ein Reich zerstören, sieht für die Welt eine neue Zeit, ohne in die Wüste zu gehen.

Wir können uns hier nicht aufhalten, um die Ansicht vom Aufbau einer neuen Welt an die Stelle derjenigen, an deren Zerstörung Jedermann arbeitet, weitläufig zu erörtern. Da es sich aber dabei zugleich um eine von den Prätensionen der Presse handelt, müssen wir sie wenigstens im Vorübergehen bekämpfen; denn

der Mensch geht heutzutage schnell, sowohl der Schriftsteller als der Leser.

Allerdings wird die Presse die alte Welt zerstören können, aber es wird ihr nicht gegeben sein, eine neue aufzubauen; denn ein und dasselbe Instrument kann nicht gleichzeitig vernichten und schaffen. Die Schöpfungskraft ist minder geräuschvoller und mehr mysteriöser Natur. Sind nicht zudem die Bedingungen des socialen Zustandes unwandelbar? Kann der Mensch aus dem Kreise heraustreten, welcher um ihn herum gezogen ist? Jeder Mensch, welcher diese Welt betritt, ist ein erster Mensch; er betritt sie mit denselben Leidenschaften wie derjenige, welchen wir Adam nennen. Die Fähigkeiten entwickeln sich allerdings immer schneller und in einem höheren Grade; denn die Wissenschaften und Unterrichts-Methoden sind ein Erbtheil der Geschlechter; aber die Leidenschaften ändern sich nicht. Der Neid liegt im menschlichen Herzen, heutzutage noch ebenso wie damals, als der erste Todtschlag begangen wurde. Ist es nicht Täuschung eines edlen Gemüthes, an eine unabsehbare Progression des Menschengeschlechtes zu glauben? Und wenn die Natur des Menschen unwandelbar ist, wie sollte das Geschick der Menschheit verändert werden können? Die Zeit, welche alljährlich einen neuen Frühling bringt und die bereits verdorrt scheinenden Bäume mit neuen frischen Blüthen und Früchten bedeckt; die Zeit, welche einst Berge in die Höhe getrieben hat und gegenwärtig wieder Berge versenkt; sie, die unfruchtbare Ebenen durch neue Anschwemmungen fruchtbar macht und andererseits die üppigst cultivirten Felder durch eine Decke von Sand verwüstet: hat diese Zeit in ihrem langsamen gemessenen Gange die organischen Gesetze des Erdballs geändert? In gleicher Weise modificirt die Zeit die menschliche Gesellschaft. Ihre äußeren Formen mögen mit den Umständen wechseln, die Fähigkeiten des Menschen in seiner doppelten Eigenschaft als Individuum und als Glied der Gesellschaft können lange Zeit wie abgestorben und so zu sagen latent in den

Massen liegen, oder aber sich entwickeln und die Thatkraft erlangen, deren sie fähig sind; die Menschen mögen sich alsdann die Zeit damit vertreiben, mit den Elementen der socialen Ordnung zu spielen; aber sie sind nicht im Stande, neue zu schaffen. Man wird die oberste Gewalt anderswo anbringen, aber sie wird bloß ihren Platz, nicht ihre Natur geändert haben, und eben ihre Natur wird sie am Ende wieder an ihre vorige Stelle versetzen. In der That, was sind die Resultate des Spielens mit der Freiheit anders, als eine momentane Verlegung der Staatsgewalt?

Nein, die Presse wird niemals eine andere Welt zu bilden im Stande sein; sie wird, sich selbst überlassen, ein Werkzeug der Zerstörung werden; aber die organischen Gesetze der moralischen Welt wird sie nicht verändern.

Es gibt keinen lächerlicheren Hochmuth als den Hochmuth der Zerstörung. „Binnen drei Tagen drei Könige zu stürzen, wie ruhmvoll!" riefen die Schriftsteller, welche die Juli-Katastrophe 1830 herbeigeführt hatten. Aber ein König ist nur mächtig durch Ehrfurcht und Gehorsam; sobald man ihm keine Ehrfurcht mehr zollt, und aufhört ihm zu gehorchen, wird jeder seiner Unterthanen seines Gleichen. Worin liegt das Ruhmvolle, wenn man sich in Masse gegen den erhebt, der allein steht? Hat man denn in Paris, wo man sich auf seine Macht so viel zu Gute thut, vergessen, wie oft der Ruf eines Prätorianers hingereicht hat, die Kaiserkrone zu entreißen und sie zu verschenken? Was hat dieß bewiesen? Die Macht des Prätorianers oder die Schwäche des Kaisers? Weder das Eine noch das Andere! Es bewies die Schwäche des Kaiserthums und diese Schwäche entsprang aus seiner Corruption.

Es ist in der That ein Zeichen von Verfall, wenn ein Thron so leicht umgestürzt werden kann, und es ist vielleicht ein Zeichen noch größeren Verfalles, wenn es so leicht wird, ihn zu besteigen. Darum erfolgte der Sturz auch schnell genug; die Schriftsteller

hatten sich seit Langem verschworen, ihn zu erleichtern; kann ein solches Ereigniß einen Anspruch auf Ruhm begründen?

Was zwar nicht gerade bewunderungswürdig, aber doch achtenswerth erscheint, ist also nicht der Act des Zornes, welchem man den Namen einer glorreichen Revolution beigelegt hat; denn unseres Wissens ist ein Ausbruch des Zornes oder der Erbitterung noch niemals ein wahrhafter Ruhmestitel für ein Volk geworden, und kann es auch nicht werden. Was also achtungswerth ist, und insbesondere Beachtung verdient, ist jener Act neuer Unterwerfung, welcher auf die drei Tage des Aufstandes folgte; jene so zu sagen freiwillige Niederlegung einer Gewalt, von welcher man den bewaffneten Massen sagte, daß sie ihr legitimes Recht sei. Hingegen ist die Hartnäckigkeit, mit welcher die Männer, welche die oberste Gewalt seit jener Revolution besitzen, einen nothwendigerweise vorübergehenden Act von Gewaltthätigkeit und Empörung zu einem politischen Dogma erheben wollen, ein offenbarer Irrthum, um nicht zu sagen eine absichtliche Täuschung. Wir wollen einige Augenblicke bei diesem Gegenstande stehen bleiben und unsere Meinung durch Beispiele aus der Geschichte der Gegenwart unterstützen. Denn die Gegenwart wird besser verstanden und spricht beredter zu allen Gemüthern als die von den Geschichtsschreibern so verschiedenartig beurtheilte Vergangenheit.

Würde Jemand es in Zweifel ziehen wollen, daß ein Volk, welches sich im Augenblicke einer Krisis zu beherrschen weiß, mehr Bewunderung verdiene, als ein anderes, welches sich von einem Gefühle der Erbitterung und des Zornes hinreißen läßt? Man mag den Einzelnen bewundern, welcher, durch eine große Ungerechtigkeit empört, sich lieber allen Gefahren des Widerstandes und selbst dem Tode aussetzt, als daß er das ihm widerfahrene Unrecht oder die Verletzung seiner Rechte mit Ergebenheit ertrüge. Ein Anderes ist es aber mit einem Volke. Wenn dieses ein ihm widerfahrenes Unrecht rächen will, ohne die ihm zu Gebote stehenden Kräfte zu

berechnen, läuft es Gefahr, im Kampfe zu unterliegen, und dadurch seine materielle Lage zu verschlimmern, und zu einer verzweifelten zu gestalten; es wird fortleben (denn ein Volk geht nicht unter, wenn es untergehen will, so wenig als es fortlebt, wenn es leben möchte), es wird fortleben und dabei außer dem Unrecht noch überdieß die Demüthigung in Folge seiner mißlungenen Rache empfinden. Augenblickliche und unüberlegte Acte der Empörung und der Gewaltthätigkeit können daher niemals Bewunderung verdienen; wohl aber muß man jene Klugheit bewundern, mit welcher das Volk den Männern gehorcht, welchen es genug Geschicklichkeit zutraut, um es in den Augenblicken der Krisis zu leiten; bewundern muß man ferner die hohe Einsicht, mit der es sich freiwillig und so zu sagen instinctmäßig in Ereignisse ergibt, gegen welche, wie es erkennt, sich unmöglich ankämpfen läßt. So fühlte Frankreich in Folge eines Rückblickes auf sich selbst, daß die Völker Europa's berechtigt waren, sich an ihm wegen aller der ungerechten Angriffe der Kaiserzeit zu rächen. Es sah ein, daß das Band, welches diese Völker vereinigte, zu stark war, als daß es hätte hoffen können, sie zu veruneinigen; es erkannte, daß der Widerstand keinerlei Aussicht auf Erfolg darbot; es beherrschte sich daher und indem es seinen Stolz zur rechten Zeit zum Schweigen brachte, ergab es sich in jene ungeheuere Reaction, welche es selbst hervorgerufen zu haben sich bewußt war. Seine Armee ließ sich verabschieden, seine Nationalgarden kehrten ruhig zu ihrem häuslichen Herde zurück, die Städte öffneten ihre Thore, die Landbevölkerung versteckte ihre Waffen, ohne daß sie davon Gebrauch gemacht hätte. Fremde Soldaten durchzogen vereinzelt Frankreich nach allen Richtungen, ohne daß sie im Entferntesten angegriffen oder auch nur beleidigt worden wären. Napoleon, welcher zu spät Herr seiner selbst geworden, wußte den noch vorhandenen Chancen eines Widerstandes zu entsagen, dessen Vergeblichkeit er eingesehen. Der Friede wurde geschlossen; die Bedingungen desselben wurden dictirt.

Sie waren hart, und konnten nicht anders sein. Was man bewundern muß, ist die ernste und einhellige Ruhe, mit welcher Frankreich und seine Rathgeber sich den Bedingungen unterwarfen, welche der Aachner Congreß für eine schleunigere Räumung seines Gebietes aufstellte. Dieser zweite moralische Sieg über sich selbst führte Frankreich auf ihm bisher unbekannte Bahnen des Reichthums und des Gedeihens. Hätte diese hohe Einsicht Frankreich im Jahre 1830 nicht im Stiche gelassen, hätte es verstanden mit derselben Ruhe einem Könige zu Hilfe zu kommen, welchem es vielleicht an der zum Regieren erforderlichen eigenthümlichen Intelligenz mangelte; hätte es von seinen Mitteln Gebrauch gemacht, um sich auf legale Weise dem Systeme zu widersetzen, welches unkluge und unfähige Rathgeber befolgten, so hätte es jene Agitationen vermieden, welche seine Zukunft vielleicht noch lange als Strafe dafür bedrohen werden, daß es sich unüberlegt einem Ausbruche des Zornes überlassen, welchen ein allerdings ungesetzliches, aber durch eine lange vorbedachte wühlerische Thätigkeit hervorgerufenes Factum erregt hatte. Frankreich hat conspirirt; wozu hatte es dieß nothwendig? Wozu nützen denn die constitutionellen Theorien, wenn es wieder einer Revolution bedarf, um den Fehlgriffen der obersten Gewalt vorzubauen oder sie wieder gut zu machen? Allein die Parteien wollten die Verlegung dieser Gewalt; die einen im Interesse eines Hauses, dessen Ehrgeize sie seit langem Vorschub leisteten, die andern in der Absicht, einer neuen Regierungsgewalt ein neues Gesetz zu dictiren. Man hat die Einheit eines starken Willens durch den Kampf entgegengesetzter Principien ersetzt; Frankreich wird die unvermeidlichen Folgen einer solchen Veränderung zu ertragen haben.

Nehmen wir noch ein anderes Beispiel.

Polen, welches seit zwei Jahrhunderten seine Macht beständig schwinden sah, während jene Rußlands, seiner Rivalin, gleichzeitig zunahm, war zuletzt gänzlich unterlegen. Geschicktere und

besser regierte Nachbarn hatten sich in sein ganzes Gebiet getheilt; es verlor Alles, sogar seinen Namen. Die vielleicht ehrgeizigen, vielleicht auch nur unüberlegten Wohlthaten des Kaisers Alexander hatten ihm jenen Namen zurückgegeben, welchen Napoleon nicht aussprechen gewollt. Das Großherzogthum Warschau, welches aus Theilen bestand, die bei der Theilung an Oesterreich und an Preußen gefallen waren, wurde wieder zum Königreiche Polen; die ausgedehnten russisch-polnischen Provinzen wurden einer Central-Verwaltung in Warschau untergeordnet. Samogitien, Lithauen, Volhynien, Podolien gewöhnten sich wieder, ihrer früheren Hauptstadt zu gehorchen. Man hatte dem Königreiche zum Nachtheile der russischen Interessen umfassende commercielle Handelsconcessionen gemacht. Man hatte wieder ein polnisches Militär-System ins Leben gerufen. Das lithauische Corps trug dieselben Farben wie die Armee des Königreiches. Die auf jede Art begünstigte Administration machte das Land auf eine bis dahin ganz unerhörte Weise gedeihen. Die Kunst zu regieren und zu administriren war in Polen niemals bekannt gewesen, daher kannte man auch daselbst weder eine Entwicklung der Civilisation, noch der Industrie. Die Erziehung der höhern Stände hatte nichts Nationales und kam dem Volke nicht zu statten. Kaiser Alexander hatte erloschene Elemente wieder ins Leben gerufen. Polen erlangte mit seinem Namen auch wieder Hoffnung für die Zukunft; seine Geschicke lagen noch einmal in seiner eigenen Hand. Aber zu diesem Behufe hätte es nothwendig die Lehren einer langen Erfahrung beherzigen und das durch seine Fehler herbeigeführte Unglück sich zur Warnung dienen lassen müssen. Was hatten die Polen in der ihnen vom Kaiser Alexander bereiteten neuen Lage zu thun? Ihre Rolle war leicht; sie hatten sich zu bereichern, dazu waren ihnen alle Mittel gegeben, wie die schleunige Entwicklung der Industrie es dargethan hat. Es mußte sich seiner Reichthümer und der Ueberlegenheit seiner Intelligenz bedienen, um das Volk mehr zu civilisiren; es

mußte das Loos des Bauern verbessern und ihn durch Erhöhung seines materiellen Wohlstandes und durch Unterricht aus der schmachvollen Sclaverei erlösen, in welcher der Wucher der Juden ihn gefangen hielt. Es mußte treu sein, um Vertrauen zu verdienen, und von der Zeit das zu erwarten verstehen, was die Zeit einem klugen, seine Leidenschaften beherrschenden Volke niemals vorenthält. Anstatt sich einem Gefühle ohnmächtigen Hasses zu überlassen und nach den gefährlichen Sympathien fremder Schmeichler zu haschen, hätten die polnischen Großen sich im Centrum der Gewalt, welche über Polens Schicksal verfügte, festsetzen sollen; dorthin hätten die ausgezeichneten Männer, welche sich beklagten, daß ihre Heimath der Unwissenheit oder der Bestechlichkeit untergeordneter russischer Agenten Preis gegeben werde, kommen sollen, um sich auf die administrative Laufbahn vorzubereiten und dergestalt die Administratoren ihrer eigenen Provinzen zu werden. Wer möchte daran zweifeln, daß zwölf bis fünfzehn Millionen Menschen, welche dieselbe Sprache sprechen, denselben Glauben bekennen, welche eins sind durch Gedanken und Interessen, wenn sie mit Klugheit und Ausdauer vorgehend auf einen und denselben Zweck losstrebten, ihn nicht zuletzt erreicht hätten? War Paris oder London der Ort, wo die Polen Abhilfe gegen ihre Leiden zu suchen hatten? Hätte nicht Napoleons Beispiel sie hinlänglich belehren sollen, daß ein Volk, welches eine unabhängige Existenz beansprucht, nur auf sich selbst zählen dürfe? Allein worin bestanden jene Leiden, über welche die Warschauer Polen sich im Momente ihrer Empörung beklagten? Der Prinz, welcher in Warschau residirte, war heftigen Charakters, launisch, willkürlich, argwöhnisch; viele Personen hatten von seinen Fehlern zu leiden; allein am Ende regierte und verwaltete er das Land nicht nach der Willkür seines Charakters; die Administration war im Gegentheile vollkommen geregelt und die Finanzen befanden sich in einem blühenden Zustande. Das Uebel, worüber man sich beklagte, konnte daher nur vorüber-

gehender Natur sein; seine Dauer ließ sich bemessen, während das Gute auf einer bereits befestigten Grundlage ruhte. In dieser Lage wandte sich die vorübergehende Unzufriedenheit Einzelner an jenes Gefühl des Hasses, welchen alle Polen gegen Rußland hegten. Dieser Haß wurde durch perfide Provocationen des Auslandes noch mehr angefacht und das Volk griff mit freudiger Hoffnung zu den Waffen, ohne die Ungleichheit der Kräfte zu berechnen und zu ermessen. Aber darf man diese Entschlossenheit der Verzweiflung, welche man an einem Einzelnen bewundern würde, auch an einem Volke bewundern? Die Resultate liegen vor, um auf diese Frage Antwort zu geben. Die Polen haben sich von einem Gefühle des Hasses hinreißen lassen; sie werden den letzten ihrer Fehlgriffe lange genug zu beweinen, die vergeblichen Anstrengungen ihres Muthes lange genug zu bedauern haben. Wohin werden doch die Völker durch diese Acte der sogenannten Volkssouveränität gebracht!

Man sucht freilich diese Zerrüttung durch Ausdrücke zu bemänteln, welche geeignet sind die Gemüther zu blenden. So heißt es: „Wir stehen an einer Uebergangs-Epoche, an einer Epoche socialer Umbildung; an der Jugend ist es, sich der Zukunft zu bemächtigen und thätig zu sein. Darum herbei, junges Frankreich!" Und das junge Frankreich kommt herbei und nun sagt man zu ihm: „Eure Väter waren Barbaren, zwar in der Folge durch edle Gefühle milder geworden, aber dennoch Barbaren und in Unwissenheit versunken. Ihr seid die Männer der neuen Wissenschaft, die Männer der wahrhaften Civilisation; durch euch und durch eure Geistescultur soll die Menschheit zum Gefühle ihrer Würde gelangen und ihrer wahren Bestimmung zugeführt werden; schreitet also voran und was sich euren Schritten etwa widersetzen möchte, das werft nieder!"

Aber wer ist denn eigentlich dieses „Junge Frankreich", welchem man die Zukunft verspricht? Wie wird denn dessen eigene Zukunft beschaffen sein? Der Milchbart wird am Kinn der jungen

Leute kaum erst hervorgesproßt sein und von ihnen in allen Gestalten zur Schau getragen werden, sie werden Kraft dieses Flaumes kaum erst ans Ruder gelangt sein, so wird dieser Bart bereits wieder grau geworden sein; denn das menschliche Leben ist kurz. Dieser Bart also soll, sobald er zum Vorschein kommt, Kraft verleihen, gleich dem Haupthaare Simsons! Aber selbst wenn dem so wäre, gibt es heutzutage nicht zahllose Delila's? Auch sie schläfern ein und verführen, aber nicht bloß um das Haar abzuschneiden, sondern zu ganz anderm Zwecke; sie beflecken und entnerven den Charakter. Man höre einmal die Bekenntnisse eines Kindes des Jahrhunderts und man sehe nach, ob einem solchen Kinde noch so viel Kraft bleibt, um mit seiner äußersten Anstrengung die Säulen des Tempels zu erschüttern, und die Philister unter den Trümmern desselben zu begraben?

Kraft welchen Titels beruft ihr denn das junge Frankreich zum Leben, bevor seine Zeit gekommen ist? Und wenn es sich dieser Zukunft bemeistert haben wird, wird es sie behaupten, wird es nicht von jenem andern jungen Frankreich, das hinter ihm heranwächst, gestoßen und gedrängt werden unter der Aufforderung ihm Platz zu machen? Wird das andere junge Frankreich nicht dasselbe Recht haben? Dergestalt werdet ihr durch den vorschnellen Antrieb, welchen ihr der Jugend ertheilt, stets die ihr vorangehende Generation zwingen, vom Leben abzutreten, bevor sie noch aufgehört hat, zu leben. Ihr gleicht jenen Wilden, die ihre Väter mit Keulenschlägen tödten, sobald sie ihre Existenz für unnütz erachten. Fürwahr, wer zuerst dieses Wort gesprochen, hat das Werk Satans auf dem Berge gethan. Er hat der Jugend die Fernen der Zukunft gezeigt, reich an allen Illusionen, welche die Gier nach Besitz und die Luftspiegelung des Ehrgeizes erzeugt, und ihnen dann gesagt: „dies Alles soll eines Tages euch gehören, aber warum nicht schon von heute an? Gehet hin, beschleunigt eure Schritte und nehmet, was euch gebührt!"

In solcher Weise hat der neue Satan verführen und zum Bösen verleiten wollen. Sollte er die junge Generation, an welche er sich wendete, allen Ernstes für so reich befähigt und begabt haben halten können, daß Alles, was ihr vorangeht, ihr augenblicklich Platz machen müßte, und daß Alles, was nach ihr kommen wird, in starrer Bewunderung den natürlichen Augenblick abwarten würde, um an ihre Stelle zu treten? Er hat dergleichen nicht denken können. Es gibt zu Gunsten der heutigen Jugend keinen Grund, um ihr ein so exceptionelles Recht einzuräumen. Die hohlen Ausdrücke „junges Frankreich, junges Italien, junges Deutschland, junges Europa", haben daher keinen andern Werth, als den einer perfiden Schmeichelei. Ihr Zweck ist, Gährung zu erzeugen. Aber ihr jungen Leute, wißt ihr welcher Art diese Gährung ist? Weil ihr in euch Jugend und Kraft verspürt, weil ihr individuell in einer Entwicklungs-Epoche begriffen seid, wähnt ihr, daß die Bewegung, welche euch umgibt, gleich jener, welche ihr in eurem Innern fühlt, ebenfalls eine Bewegung der Entwicklung und des Fortschrittes sei. Aber gebt wohl Acht, ob ihr nicht im Irrthume seid! Sind das nicht die Zuckungen des Todes? Sind das nicht die Anstrengungen einer Gesellschaft, die mit dem inneren Gefühle ihrer Auflösung ringt? Ja ihr steht ohne allen Zweifel an einer Uebergangs-Epoche, das heißt, ihr werdet sterben, um etwas Anderem Platz zu machen. Und ihr Unbesonnenen freut euch darüber, als ob ihr selbst dieses Andere sein würdet, das doch lediglich das Frühere sein wird, nur kräftiger und verjüngt aus den Ruinen und Trümmern sich erhebend. Ihr selbst aber werdet nur Ruinen sein; es sind eure Glieder und eure Geister, die sich von einander trennen und zerfallen werden. Ihr seid junge Greise, abgelebt, bevor ihr noch gelebt habt; hinsichtlich der Illusionen der Welt enttäuscht durch eine Erfahrung, welche nicht die eurige gewesen. Jenes Prisma der Jugend, durch welches die Welt im vollsten Farbenglanze unermeßlicher Hoffnung erscheint, hat für euch nie existirt.

Während ihr die Zeit, welche euch gegeben ist, nicht zu genießen versteht, stürmt ihr auf eine ferne Zukunft los. Die trockne, farblose Analyse hat euch ohne Genuß bis zum Boden des Schmelztiegels geleitet; ihr findet nichts als Asche darin und ruft in eurem Hochmuthe: „Die Welt ist nicht gut so wie sie ist, man muß sie regeneriren!“ Wohlan, ich, der ich mich in meiner Jugend allen natürlichen Illusionen der Jugend hingegeben habe, ich, der ich mein eigenes und nicht vom fremden Leben gelebt habe, ich, der ich reich bin an einer Erfahrung, die meine eigene ist, ein Mann mit grauen Haaren, die aber noch nicht hingewelkt sind, ich sage euch, daß ihr euch irrt; daß ihr einer Zukunft die nicht die eurige sein wird, ein vergebliches Opfer bringt; denn diese Zukunft wird ganz anders beschaffen sein als ihr es wünscht!

Seid doch ganz einfach jung! Alle Welt wird dabei gewinnen. Der Jugend ist eine hinreichend schöne Rolle in diesem kurzen Leben zugewiesen, man wünscht sie stets zurück, wenn sie vorüber ist. Liebet, bekränzet eure Huldinnen mit Myrthen und mit Rosen; lebet mit eurem Herzen, besingt seine Freuden und Leiden; darin bestehen die Rechte des Mannes bei seinem ersten Auftreten im Leben. Wo nicht, widmet euch dem Studium, pfleget die Wissenschaften; der Geist des Menschen hat ihnen heutzutage einen unbeschreiblichen Reiz zu verleihen gewußt. Laßt euren Geist zur Reife kommen, und wenn ihr nicht mehr in dem Alter der Tändeleien stehen werdet, dann mögt ihr daran denken, die Menschen zu regieren, wenn ihr Geschmack daran findet; dann mögt ihr Gesetze geben, sie werden sicherlich weiser sein als diejenigen, welche ihr jetzt geben wollt. Aber vergeßt nicht daran, daß wohl die Wissenschaft, aber nicht der Mensch fortschreitet; denn wenn der Mensch nach Maßgabe der Träume von Progression, welche unsere Zeit beherrschen, wirklich fortschritte, so würde er zuletzt seine Natur ändern, was unmöglich ist.

Ist es in der That denkbar, daß der Mensch jene Intelligenzen übertreffen könne, welche gleich leuchtenden Sonnen in der Finsterniß der Jahrhunderte glänzen? Wer von euch dieses für möglich hält, der nenne sich und sage: „Ich bin ein geschickterer Gesetzgeber als Moses, meine Gesetzestafeln werden längeren Bestand haben als die seinigen. Ich lehre besser und eine bessere Philosophie als Sokrates; meine Schüler sind geschickter, tüchtiger und weiser als Plato; ich bin erhabener als Christus, ich werde besser zu leben und zu sterben wissen als er, meine Seele ist reiner als die seinige, ich verstehe die Rechte und die Pflichten der Menschen besser als er; mein Wort ist zugleich beredter, einfacher und salbungsvoller.“ Ihr werdet es nicht wagen eine ähnliche Sprache zu führen, sie würde zugleich allzuviel Hoffart und Gotteslästerung verrathen. Aber ihr werdet sagen, daß ihr gelehrter seid als Aristoteles, als Baco, Cartesius und Leibnitz waren, und daß ihr bald weiter sein werdet als La Place, Cuvier, Davy, Berzelius, Oken und als alle Gelehrten unserer Tage. Ich bin davon überzeugt; aber was beweist das? Daß die Wissenschaft fortschreitet, daß sie fortschreiten muß, daß sie heutzutage noch schneller vorwärts geht als ehedem; aber das beweist nicht, daß der Mensch fortschreitet. Wenn die göttliche Intelligenz des Heilands die Gränzen der menschlichen Intelligenz nicht erweitert hat, so ist das ein Beweis, daß über das hinaus, was wir sind, ein anderes Wesen beginnen würde.

Kein Mensch würde sich daher getrauen, für seine Person eine ähnliche Anmaßung verlauten zu lassen. Aber die Hoffart ist erfinderisch. Um die ihr gesetzten Schranken zu überschreiten, erhebt sie sich in Masse und spricht: „das Menschengeschlecht ist in vollem Gange; wir gehen Alle bis zur Stunde unbekannten größeren Geschicken entgegen. Nichts vermag heutzutage mehr die geistige Bewegung aufzuhalten; die gesammte Menschheit wird neue

Formen annehmen und die sociale Ordnung auf eine gerechtere und allgemeinere Basis gestellt werden."

Ich bin weit entfernt das zu glauben. Ich könnte mich zunächst darauf beschränken, euch zu fragen, ob ihr mit Gewißheit wißt, wohin diese Bewegung, auf welche ihr euch so viel zu Gute thut, führen wird, und ob etwa nicht am Ende dieser reißend schnellen Laufbahn, welche ihr ohne Rücksicht auf den Weg durcheilen wollt, ein Abgrund liegt? Ich könnte euch die Todtenliste der Völker ins Gedächtniß rufen, die bereits ausgedehnt genug ist! Glaubt ihr daß sie schon geschlossen sei? Findet ihr in der Weisheit des Tages Gründe, um an die Unsterblichkeit der Nationen zu glauben?

Aber ich will euch alle Concessionen machen, die ihr verlangt, und in solcher Ausdehnung als ihr sie nur zu träumen vermögt. Ich will euch zugeben, daß die Geschichte entsetzliche Blätter zählt; ich will mit euch wünschen und hoffen, daß die Zukunft Aehnliches nicht mehr erleben werde. Und dennoch werde ich euch beweisen, daß nichts die menschliche Natur zu verändern im Stande sein wird. Ich will euch deßhalb nur Einiges zu bedenken geben.

Das Nichtwissen ist nothwendig für den Geist des Menschen. Der Drang nach Erkenntniß weckt und entwickelt das Denkvermögen. Wenn der Mensch Alles wüßte, würde er aufhören zu denken. Es gibt aber Dinge, die er zu kennen wünscht, und dennoch niemals kennen wird. Die Thätigkeit der Intelligenz ist das Product des Bedürfnisses, so weit zu gehen als möglich. Sie ist fortwährend thätig, weil sie nie zum Ziele gelangt; würde sie es erreichen, so würde sie stillstehen, weil ein weiteres Fortschreiten unnütz wäre. Nehmt euch darum in Acht, ihr Beförderer einer allzuschleunigen Bewegung! Betrachtet die untergeordnete politische Stellung und den Verfall der Literatur und der schönen Künste bei jenen Völkern, welche zu rasch gegangen sind und ihren Ruhm überlebt haben.

Das Herz des Menschen würde aufhören, zu empfinden, wenn er alles besäße was er wünschte. Der Wunsch nach Besitz weckt das Gefühl, nur die Furcht des Verlustes verleiht ihm Fortdauer. Wenn der Mensch alles mit vollkommener Sicherheit besäße, so würde er weder das Verlangen noch die Furcht kennen. Wo man die Frauen auf das strengste abschließt, hat die Liebe ein Ende; der Mann besitzt daselbst das Weib als eine bloße Sache, deren Eigenthum das Gesetz ihm verbürgt und die Volkssitte als unverletzlich bezeichnet. Der Reiche wird gegen das Elend des Armen leicht unempfindlich; die Gesetze zu Gunsten des Letzteren werden eben so häufig von der Furcht als von der Nächstenliebe dictirt.

Die menschliche Seele wird nur durch die Nothwendigkeit, bösen Trieben zu widerstehen, zur Selbsterkenntniß geführt. Wenn es kein Laster gäbe, so würde der Mensch kein Gewissen haben, denn es wäre für ihn nutzlos. Dieser innere Kampf des Gewissens gegen das Böse wird zur Offenbarung der Seele. Diese wird dadurch gekräftigt, erhoben und ihre Gedanken erhalten einen höheren Schwung.

Wenn daher eure Institutionen so vollkommen werden könnten, um das Laster von der Erde verschwinden zu machen, würde die menschliche Seele gleichfalls davon verschwinden, denn sie würde aufhören, sich ihrer Existenz bewußt zu sein, und sich nicht mehr offenbaren. Dieser Zustand der Vollkommenheit, der Existenz des Guten ohne den Gegensatz des Bösen, kann dem Menschen auf dieser Erde nicht beschieden sein.

Wenn das Bedürfniß verschwände, würde die Arbeit ebenfalls verschwinden; denn der Mensch arbeitet nicht zum Zeitvertreibe. Sein Erfindungsgeist würde nicht geweckt werden, sondern eine latente Fähigkeit sein; es würde keine Industrie geben.

Wenn die Bedürfnisse aller Menschen auf dieselbe Art befriedigt werden könnten, wenn es nicht, wie Chateaubriand sagte

Individuen gäbe, welche zwei Millionen Einkünfte haben, während andere nach Würmern suchen, um sie zu verkaufen und sich Brod dafür zu kaufen; wenn alles Vermögen nivellirt werden sollte, so würden die Menschen sich nach Art der Schwalben nivelliren, welche stets dieselbe Wanderschaft machen, überall ihr Nest aus Koth bauen und überall Fliegen fressen.

Mag der Mensch sich auch noch so gern selbst erniedrigen wollen, er wird dennoch stets das vorzüglichste Geschöpf des Erdballs bleiben, und für ihn gibt es keine Nivellirung. Manche Lappländer besitzen fünfhundert Rennthiere, während andere nur hundert haben; manche Araber besitzen hundert Kameele, andere nur zehn; manche Tartaren haben zehn Pferde, während andere nur die einzige Stute besitzen von derem Milch sie leben. Es gibt Menschen, welche das Weltsystem zu berechnen und die verborgensten Naturkräfte zu entdecken wissen, während andere kaum intelligent genug sind, um die einfachste Handarbeit zu verrichten.

Es kann also keine Gleichheit der Stellung und des Vermögens geben, und wenn eine möglich wäre, würde das gesammte Menschengeschlecht dabei verarmen, denn das Niveau müßte nach abwärts zu gesucht werden. Aber ihr selbst, die ihr diese Gleichheit predigt, macht sie ja unmöglicher als je, durch die allzu rasche Bewegung, in welche ihr die Welt versetzt. Können denn alle Menschen nachkommen? Ihr beruft sie alle, aber haben sie denn alle Kraft und Mittel, um am Ziele anzulangen?

Diese kurze Abschweifung resumirt sich demnach in Folgendem: Das Nichtwissen ist für den Geist nothwendig, das Verlangen für das Herz, das Laster für das Gewissen, das Bedürfniß für die Arbeit, die Ungleichheit für die Industrie.

Ihr mögt euch demnach das Vergnügen machen, die Welt zu ändern, wie ihr wollt, ihr möget andere Institutionen träumen, ihr werdet nur eure Zeit dabei verlieren und nichts ausrichten. Die alte Welt wird, wie alles was Leben hat, sich in ihren For-

men modificiren; aber sie wird stets das bleiben, was sie war. Ihr habt gut schreiben, ihr werdet dennoch keine neue zu Wege bringen. Die Preßfreiheit wird keine neue Schöpfungskraft werden. Sie hat indeß trotz des Unheils, welches sie schon gestiftet hat und noch stiften wird, einen solchen Grad von Emancipation erlangt, daß es unmöglich geworden, ihr wieder das Gängelband anzulegen. Wer sollte übrigens die Schrift nicht als das mächtigste Civilisationsmittel anerkennen? Sind es doch die wissenschaftlichen Schätze der alten Welt, welche die vor den Barbaren fliehenden byzantinischen Auswanderer mitbrachten, denen Europa es verdankt, daß es in strahlender Geistescultur aus der dichten Finsterniß des Mittelalters herausgetreten ist. Ehre also der Schrift, noch größere Ehre der Buchdruckerpresse, welche sie so mächtig vervielfältiget! Laßt also euren Schriftstellern vollständige ungeschmälerte Freiheit; mögen sie frei über jeden Gegenstand schreiben, über Religion, Philosophie, Geschichte, Politik, Regierung, Literatur; aber mögen ihre Discussionen besonnen und gründlich sein.

Schlechte Grundsätze sind in den Büchern von keiner Dauer. Was wird in fünfzig Jahren von der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und von der ganzen politischen Schule mehr übrig sein, welche auf ihr beruhte? Dienen nicht die Ueberreste dieser Schule mit Recht oder Unrecht bereits jetzt schon unserer Jugend zum Gespötte? Alles vergeht, nur die Wahrheit besteht. Auch wir ehren mehr als irgend Jemand den Schriftsteller von Gewissen, welcher sein Leben der Erforschung der Wahrheit widmet. Selbst seine Irrthümer sind nützlich; denn den Weg bezeichnen, welchen man nicht gehen soll, ist auch ein Mittel, um auf die rechte Bahn zu leiten.

Das Böse enthält in sich selbst ein Princip, das ihm als Correctivmittel dient; das ist Naturgesetz. Man braucht nur zu untersuchen, was seit der Existenz der Druckerpresse vorgefallen ist, um den Glauben an ihre Allmacht zu verlieren. Wie viele Auto-

ren der verflossenen Jahrhunderte befinden sich denn noch in den Händen des Publicums? Auf den staubigen Bücherbrettern der Bibliotheken aufgestellt ist die Mehrzahl derselben nur mehr einem winzigen Häuflein von Gelehrten bekannt. Glaubt denn Jemand wirklich, daß viele von den Büchern, die man heutzutage druckt, eine lange Zukunft haben werden? Wenigen Schriftstellern ist das Privilegium geworden und wird es werden, über Jahrhunderte hinauszuleben; denn das Genie allein ist unsterblich. Die Buchdruckerpresse wird an der Stellung der Mittelmäßigkeit nichts ändern.

In frühern Zeiten ist es sicher Niemanden eingefallen, Zeit und Kosten an die Vervielfältigung mittelmäßiger Werke zu verwenden. Die Unzahl und die Zeit wird den heutigen ihr Recht widerfahren lassen, wie die Schwierigkeit der Handschrift die anderen gerichtet hat. Alles Schlechte modert in Vergessenheit.

Darum hebt die Zeit, welche Allem gerecht wird, von selbst die Mißbräuche der Druckerpresse. Allein eine zu große Leichtigkeit wird in allen Dingen gefährlich. Wir sehen die eminentesten, fruchtbarsten Köpfe durch Ueberreizung des Gehirnes in Blödsinn verfallen. Muß man nicht befürchten, daß eine zu leichte und zu schnelle Verbreitung widersprechender Ideen zur Schwächung der Intelligenzen führen werde? Darum ist einzig und allein jene Presse gefährlich, die vom Tage lebt und mit dem Tage stirbt. Jene leichten Eintagsblätter ohne Zukunft und folglich ohne Garantie sind es, die das Unheil stiften oder ihm wenigstens jene Intensität verleihen, welche alles in Gefahr setzt. Die Vernunft allein lebt von der Zukunft; die Leidenschaften bedürfen das Leben des Tages. Darum wendet sich die periodische Presse an die Leidenschaften, um ihnen zu schmeicheln und sie zu hätscheln, oder um sie aufzustacheln, wo sie etwa schlummern. Die Kunst dieser Industrie besteht darin, daß man sich möglichst viele Leser zu verschaffen wisse. Wenn das Hand-

werk einträglich sein soll, muß es also fortwährend Unruhe und Aufregung schaffen; es ist auf die Agitation der Ideen, wie auf den Zusammenstoß der Interessen angewiesen, mithin dem Frieden und der Ruhe der Völker wesentlich feind.

Um über die sogenannte Tages- oder periodische Presse ein richtiges Urtheil fällen zu können, lese man nur die Neuigkeitsberichte in Journalen, welche für verschiedene Parteien schreiben. Wenn sie auf Wahrhaftigkeit Anspruch machten, müßten sie alle dasselbe sagen, denn die Wahrheit ist für alle dieselbe. Es mag für das Interesse einer Partei ersprießlich sein, ein wahres Factum nicht zu berichten, aber es kann niemals ersprießlich sein, oder wird wenigstens von der Moral höchlich mißbilligt, ein Factum für wahr zu geben, das es nicht ist. Nun lese man einmal, um nur Ein Beispiel anzuführen, was die französischen und englischen Journale seit einigen Jahren über die portugiesischen und spanischen Angelegenheiten gebracht haben, und man wird fortwährend auf die widersprechendsten Berichte stoßen. Sollte denn der Parteigeist das Recht geben, die Lüge als eine erlaubte Waffe zu gebrauchen? Ueberdieß ist die Gefährlichkeit der periodischen Presse noch ungemein gestiegen, seitdem die Regierungen selbst sich ihrer als politischer Waffe bedienen. Wenn der Journalismus im Interesse der Partei sich erlaubt, seiner Redaction nicht immer die Wahrheit zum Grunde zu legen, so sucht die Lüge des Journalisten häufig viel niedriger gelegenen Interessen zu dienen, sie tritt als Verbündete der Agiotage auf und legt der Leichtgläubigkeit Fallen, oder gibt sich gar einen officiellen Anstrich, um desto sicherer zu täuschen; kurz alle Mittel sind gut, wenn es gilt eine Partei irre zu führen oder Geld zu gewinnen.

Im Privatleben verfällt der Fälscher den Strafgerichten, und Leute, die sich Betrügereien erlauben, verlieren zugleich Vertrauen und Achtung, sie werden von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt und als gefährliche Personen bezeichnet. Wie kommt es nun,

daß ein Mann jeden Morgen ein gedrucktes Blatt unterzeichnen und sich für dessen vollen Inhalt verantwortlich erklären darf, wenn er weiß, daß er an der Wahrheit zum Verräther wird? Wie kommt es, daß dieser Mann noch ferner einen ehrenvollen Platz in der öffentlichen Meinung einnehmen und es wagen darf, von seiner Macht und Würde zu sprechen? Und doch ist dieß der Fall. Was einen Menschen im Privatleben entehrt, soll also dem guten Rufe und der Achtung des Journalisten keinen Eintrag thun? Wird die Lüge, darum weil sie gedruckt ist, weniger strafbar, und kann die Unverschämtheit der Veröffentlichung ihr zur Entschuldigung dienen? Treibt daher euer Handwerk, wie ihr es versteht; benützt zu eurem Vortheile die Irrthümer der Zeit, die Leidenschaften der Menschen, die Schwäche der Regierungen und die Leichtgläubigkeit der treuherzigen Menge; streut den Leuten Sand in die Augen, dient einer Partei, verdient euch Geld; aber nachdem ihr von der Würde herabgesunken seid, welche nur dem Wahrhaftigen gebührt, so gebt es auf, für das einträgliche Gewerbe, das ihr treibt, eine Achtung in Anspruch zu nehmen, die man nur edlen und uneigennützigen Bestrebungen zollen muß.

Wenn wir uns dergestalt gegen die periodische Presse erheben, so geschieht dieß in der innigsten Ueberzeugung — und die Welt beginnt dieselbe bereits mit uns zu theilen — daß sie in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung und bei der Freiheit, die man ihr läßt, das gewaltigste Werkzeug der Wirren und der Anarchie ist, ohne daß sie jemals die Möglichkeit darbieten könnte, eben so nützlich zu werden, als sie sich schon gefährlich erwiesen hat.

Die periodische Presse will auch als eine Industrie betrachtet werden. Aber wenn sie sich als ein Industriezweig geltend macht, so muß sie sich auch den beschränkenden Grundsätzen unterwerfen, welche für die gesammte Industrie als Norm aufgestellt sind. Lärmende Gewerbe, welche die Nachbarschaft belästigen, und Fabrikszweige, bei welchen sich übelriechende oder ungesunde Dämpfe

entwickeln, werden in minder dicht bewohnte und in entferntere Stadttheile verlegt. Culturgewächse, deren Anbau gesundheitsschädlich ist, werden auf gewisse Bezirke beschränkt. Auf unseren Märkten werden alle Nahrungsmittel ohne Unterschied vor dem Verkauf untersucht und die verdorbenen und schädlichen vernichtet. Der Verkauf von Arzeneistoffen ist nichts weniger als frei gegeben, und der Handel mit Waffen wird überwacht. Könnte es gestattet werden, jedem Kinde, welches die Kraft hat, eine Feder loszudrücken, geladene Pistolen zu verkaufen? Und ihr glaubt, daß es euch freistehen müsse, eure Phrasen ohne Controlle an Jedermann, der lesen kann, zu verkaufen? Sind nicht eine Menge dieser Leser jenem Kinde ähnlich, welches die Gefährlichkeit der Pistole nicht kennt? Weil die Wunden, welche ihr schlaget, nicht bluten, solltet ihr sie ungestraft beibringen dürfen? Was wäre das für ein sonderbarer Industriezweig, der alle Grundsätze, alle Autoritäten, Jedermanns guten Ruf angreifen, der ununterbrochen und fortwährend sich an alle Intelligenzen wenden und alle Leidenschaften in Aufruhr bringen wollte! Und so etwas sollte als eine kaufmännische Industrie gelten?

Der Gedanke, wenn er edel und mächtig bleiben will, mächtig zum Guten wie er es sein soll, darf sich nicht selbst erniedrigen, und eine Industrie heißen wollen. Ein Schriftsteller hat ohne allen Zweifel das wohlverdiente Recht sein Werk zu verkaufen, wie der Maler sein Gemälde verkauft. Genie und Talent befreien nicht von den Bedürfnissen des Lebens. Wenn aber derjenige, der schreibt, freiwillig auf das edle Mittel von seiner Feder zu leben verzichtet, wenn er seine Gedanken jeden Morgen auf dem Markte verkaufen läßt, wie man daselbst Fleisch und Brod verkauft, dann möge er sich auch denselben Gesetzen der Marktpolizei unterwerfen, und man untersuche vor dem Verkaufe, ob seine Waare nicht schädlich oder verderbt ist.

Darum treten wir mit der vollen Offenheit einer tiefen Ueberzeugung als Kläger auf gegen die Freiheit der periodischen Presse, als gegen die maßloseste Prätension, die sich denken läßt. Man mag sie immerhin in jenen Ländern gewähren, denen sie ansteht; aber sie kann nie und nirgends als ein Recht gefordert werden. Und wir wiederholen es den Schriftstellern nochmals, die unbeschränkte Ausübung eines Rechtes, zu dessen Gebrauch nicht Jedermann befähigt ist, wird zur Tyrannei. Die Ausübung dieses Rechtes erlauben, heißt die Menge aufs Neue leibeigen machen, und zwar ihr die kränkendste Leibeigenschaft auferlegen, jene der Intelligenz selbst. Man will sie also jeden Morgen beim Erwachen überrumpeln, und ihr ihre Gedanken für den Tag zutheilen. Man verleumdet die Vergangenheit, man empfiehlt sie zu vergessen, man trübt die Zukunft, indem man sie in alle Farben falscher Hoffnungen oder Befürchtungen kleidet; der laufende Tag allein ist mächtig und die Tagespresse beherrscht ihn ausschließlich. Gibt es neben der Freiheit der Journale noch Raum für eine andere Freiheit? Mit genauer Noth bleiben noch andere Sphären für die Geistesthätigkeit offen. In der That werden ernste Arbeiten immer seltener. Wenn daher der politische Krieg alle Kräfte absorbirt, werden die Quellen der Wissenschaft nicht zu versiegen beginnen?

Aber man fordert Oeffentlichkeit als die schönste Bürgschaft der politischen Freiheit und freie Zeitungen sind angeblich das einzige Mittel zu dieser Oeffentlichkeit. England hat sich lange Zeit gerühmt, reif genug zu sein, um die Preßfreiheit mit Mäßigung zu genießen; — daß diese Freiheit einerseits nicht schaden könne, weil der Volksgeist für ihre Verführungen unzugänglich sei, und weil sie anderseits das Mittel darbiete, um alle übrigen zu vertheidigen. Die Oeffentlichkeit, sagt man, sei zugleich die Seele und die Bürgschaft einer freien Regierung; die Oeffentlichkeit mache das Volk gleichzeitig mit seinen Rechten und Pflichten be-

kannt; sie warne die Regierungen vor ihren eigenen Ausschreitungen und Irrthümern; sie mache aufmerksam auf pflichtvergessene Richter, auf untreue Verwaltungsbeamte, auf die Laster der Großen, auf die schlechten Sitten; mit Einem Worte die Oeffentlichkeit belehre das Volk, warne die Regierung und halte die Bösen im Zaume, weil sie fürchten müssen, daß der Schleier von ihren schlechten Handlungen weggezogen werde. So viele Wohlthaten, welche man von keiner Gefahr begleitet glaubte, haben die Preßfreiheit in die Reihe der Hauptbedürfnisse der Civilisation gestellt. „Sie ist," sagt man, „zugleich die Lehrerin der Völker und die Aegide ihres Glückes. Die Buchdruckerpresse und die Freiheit ihrer Benützung schützen die Welt für immer gegen die Wiederkehr eines zweiten Mittelalters. Von nun an wird es fortwährend tagen im Gebiete der Intelligenz; die Sonne wird dort beständig aufgehen, an Licht und Wärme zunehmen und es wird kein Abendland mehr sein; diese neue Sonne beleuchtet zu gleicher Zeit die Gesammtheit des Universums, und läßt nicht wie das leuchtende Gestirn des Himmels die eine Hemisphäre in der Finsterniß. Während die Natur der Nacht bedarf, um sich von der Fülle des Tages zu erholen, schreitet der Geist des Menschen, in seiner Macht der Sonne überlegen, rastlos vorwärts, ohne jemals auszuruhen und durchströmt mit seinem Lichte den ganzen Erdball auf einmal."

Auch wir dürfen stolz sein auf die Macht der menschlichen Fähigkeiten; bevor wir uns aber von dem Zauber eines Wortes hinreißen lassen, fühlen wir gleichwohl das Bedürfniß, in dem Getriebe der Welt nach den Wirkungen der Ideen zu forschen, für welche ein derlei Zauberwort den Ausdruck bilden soll. Diese Forschung hat uns nachgewiesen, daß die Oeffentlichkeit in dem Umfange, in welchem die Presse sie verlangt und ausübt, niemals ein gutes Regierungs-Princip sein kann. Denn die Oeffentlichkeit ist überhaupt kein Princip. In der natürlichen Ordnung der Dinge ist sie bloß die Folge vollendeter Thatsachen; geht sie der Vollen-

dung voraus, so wird diese dadurch verzögert, oder verunstaltet, oder gar unmöglich gemacht. Das heißt, alles was in der Natur geschieht, geht unter dem tiefsten Geheimnisse, gleichsam als eine Art von Mysterium vor sich und wird nur in seinem Resultate sichtbar.

Wenn alle Gedanken sich sogleich in Worte kleiden müßten, so wäre der gesellschaftliche Zustand unmöglich. Der Mensch hegt keinen einzigen nachhaltigen Gedanken, den er nicht geheim hielte, wenn er Resultate davon erwartet. Der Heerführer setzt große Massen in Bewegung, ohne Jemand in das Geheimniß seines Planes einzuweihen; dieser würde mißlingen, falls er bekannt würde. Der Chef eines Handlungshauses zieht bei seinen Speculationen Niemand ins Vertrauen, und seine Bücher werden dem Publicum erst am Tage seines Bankerottes vorgelegt. Es gibt kein Kunstgebilde, welches der Dichter oder Künstler anders als in der Stille des Studierzimmers entwerfen würde. Dort, in lautloser Zurückgezogenheit, bemächtigt sich das ihm vorschwebende Urbild seiner Seele, dort gewinnt es Gestalt und Entwicklung, dort verleiht die Phantasie ihm ihre glühendsten und ihre wahrsten Farben. Das Werk der Einsamkeit ist voll Reiz und Wahrheit; die Publicität der ersten Idee würde ihm alle Frische rauben, es würde wachsen ohne Naturell, denn wenn die Seele sich ihren Gedanken entschlüpfen läßt und ihn vorzeitig enthüllt, so tritt die Manier an die Stelle der Begeisterung. Nicht in den Salons macht und schreibt man tiefe Betrachtungen.

Die guten Gesetze macht man nicht auf offenem Markte. Der Berg Sina und die Grotte der Nymphe Egeria sind längst Belege dafür; auch Mahomet behauptete, nur in der Nacht, in der Einsamkeit seines Zeltes, die Eingebungen des Himmels zu empfangen.

Innige Zuneigung und die Tugend bedecken sich gern mit einem Schleier. Es gibt nichts so Geheimes als die Gedanken des Herzens; wenn die Welt die ersten Blicke der ersten Liebe

sehen und verstehen würde, so würde diese die geheime Macht verlieren, welche zwei Wesen zugleich hinreißt und über zwei Leben entscheidet. Erzählt die Freundschaft ihre traulichen Ergüsse? Liegt nicht ihr größter Reiz gerade in der Zurückgezogenheit? Die Nächstenliebe sucht im Geheimen die Hütte des Dürftigen auf, und die Linke weiß nicht was die Rechte gegeben hat. Das Geheime der Hilfe weckt die Erkenntlichkeit; diese fehlt dort, wo eine öffentliche Hand Sammelgelder vertheilt. Die Armensteuer spaltet die Menschen in zwei Classen, in Besitzende und Besitzlose; die Nächstenliebe bildet ebenfalls zwei Classen, Empfänger und Geber; da ist wohl Verschiedenheit der Stellung, aber keine Spaltung vorhanden. Die Oeffentlichkeit ist das Grab der Nächstenliebe, an ihre Stelle tritt eine Art von agrarischem Gesetze, welches vom Elende gefordert und von der Furcht dictirt wird. Der Richter spricht sein Urtheil öffentlich, der Vermittler sucht im Stillen die Parteien einander zu nähern. Der Fanatismus rennt durch die Straßen mit einer Fackel oder einem Schwerte in der Hand, während die milde und wahre Religion mit gesenktem Auge, demüthig und schweigend zur Kirche geht. Die Leiden in der Einsamkeit des Oelberges haben die Gestalt der Welt verändert; das stille Gebet der Unschuld stieg mächtig auf zum Himmel.

Wenn die Oeffentlichkeit nicht für die Tugenden und edlen Neigungen paßt und nicht für die Arbeiten der Intelligenz, und wenn sie für die materiellen Interessen gefährlich ist, was finden wir, wenn wir vom Menschen auf die Natur übergehen? Wenn der Mensch von Erscheinungen umgeben ist, die er noch nicht begreift; wenn er so langer Beobachtungen bedurfte, um nur einzelne Seiten derselben aufzufassen, so liefert dieß zum mindesten den Beweis, daß die großen Triebkräfte der Welt nicht an der Oberfläche liegen, und daß sie, je größer und productiver sie sind, um so geheimnißvoller dem Auge sich entziehen. Bescheidener als der heutige Mensch zeigt in der That die Natur ihr Werk, ohne die

Mittel öffentlich darzulegen, welche sie anwendet, um es zu vollbringen. Nur in die Erde gesteckt keimt und wächst das Korn; dort vollendet es in geheimnißvoller Weise diesen großen Proceß; an die Oberfläche des Bodens geworfen, würde es durch die Einwirkung der Atmosphäre zu Grunde gehen, oder die Beute eines Vogels werden. Alle Befruchtungs- und Reproductionsprocesse sind mit einem Schleier bedeckt. Stille und Züchtigkeit sind Tugenden der Natur. Es ist noch nicht gelungen, eine einzige Naturkraft aufzufinden, deren Triebfeder nicht verborgen wäre, noch kennen wir einen einzigen Bildungsproceß, der nicht nothwendig in mysteriöser Weise vor sich ginge. Selbst der Thau, diese gewöhnliche alltägliche Erscheinung, steigt erst dann vom Himmel zur Erde nieder, wenn der Tag zu Ende ist und bevor er wieder beginnt.

Wir wissen nicht, wie der Mensch dazu gekommen ist, so Vieles von der Oeffentlichkeit zu erwarten; die gehofften Erfolge liegen nur in seinen Gesetzen geschrieben. Glaubt er denn außerhalb der Schöpfung zu stehen, meint er die sociale Ordnung im Widerspruche mit den Gesetzen der Weltregierung regeln zu können? Wähnt er denn, daß die menschliche Gesellschaft nicht genug gut ginge, wenn sie ginge wie die Welt, und denkt er ihr eine noch größere Laufbahn eröffnen und sie noch weiter führen zu können? Was mich betrifft, der ich weniger hochfahrende Ansprüche mache und demüthigeren Geistes bin, so glaube ich nach Allem, was ich sehe, daß die Oeffentlichkeit dazu bestimmt sei, Resultate zu zeigen, niemals aber sie zu erzeugen. Zur Unzeit angewendet, macht sie Alles mißlingen. Daher sollte man die Oeffentlichkeit, als Regierungsmittel betrachtet, nur auf bereits geschehene Dinge anwenden, nicht aber auf das, was erst zu geschehen hat. Und nun, nachdem eurem Systeme zufolge die Staatsgewalt eine Delegation ist, so laßt euren Delegirten handeln; behaltet euch bloß das Recht vor, öffentlich Rechenschaft von ihm zu verlangen

über den Gebrauch, welchen er von ihr gemacht hat. Aber der Hauptgrund, warum ihr Oeffentlichkeit verlangt, ist ein Mißtrauen aus Grundsatz. Kann ein solcher Grundsatz jemals ein Mittel zum Regieren sein? Ist er nicht im Gegentheil ein Hinderniß? Das Vertrauen ist stets der erste Hebel alles dessen, was in der Welt gut geht. Der Glaube dient der Religion als Grundlage, gleichwie das Vertrauen die Basis aller guten Beziehungen der Menschen unter sich bildet. Wacht daher darüber, daß euer Vertrauen nicht mißbraucht werde, dieß genügt euren Interessen und eurem Rechte. Aber hetzt nicht jeden Morgen eine Legion von Schriftstellern gegen Diejenigen, welchen es obliegt, euch zu regieren; die Sache ist nicht so leicht; helft ihnen lieber; und da es zur Existenz eines Volkes nothwendig ist, daß es regiert werde, so ertragt euer Uebel in Geduld und macht die Sache nicht unmöglich. Unmöglich wird sie aber, wenn die periodische Presse fortfährt, unbeschränkte Freiheit zu genießen, und zwar dieß aus dem einfachen Grunde, weil die moralische Macht den Schriftstellern gehört, welche der Regierung gerade nur so viel davon zukommen lassen, als ihnen eben beliebt, und wir haben es eben schon mehrmals erlebt, daß dieser Antheil sich auf Nichts reducirt hat. Die Staatsgewalt selbst kann sich bereits fast nirgends mehr dieser neuen Art von Tyrannei entziehen.

„Aber daran ist nichts gelegen," antwortet ihr; „das Böse, das die Presse anrichten mag, gehört zu den Uebelständen eines freien Staates, und ist dem Despotismus tausendmal vorzuziehen, welcher sich wieder befestigen würde, wenn die Freiheit der Zeitungen nicht wäre; die Oeffentlichkeit bildet die Hauptwaffe gegen ihn, denn der Despotismus sucht stets im Geheimnisse die Basis seiner Macht."

Dennoch sind die Regierungen niemals, zu keiner Zeit der Geschichte, für das Glück der Völker so besorgt gewesen als jetzt; noch niemals war die Verwaltung der Staaten so aufgeklärt und

so regelmäßig. Die Steuern gehen allenthalben mit Leichtigkeit ein, was den Beweis liefert, daß man sich einer billigen Vertheilung derselben nähert; die Gerechtigkeit hat gleiches Maß und Gewicht, oder will es wenigstens haben, für den Schwachen wie für den Starken; die Armeen zeichnen sich überall durch Mannszucht und kriegerische Tugenden aus; die Tapferkeit hat nichts Unterdrückendes, der Krieger hat aufgehört der Schrecken des Volkes zu sein, welches er vertheidigen soll; die Souveräne sind leicht zugänglich; die höchsten Stände haben nicht mehr so viel von jenem ehemaligen Stolze, der so vielen Haß erregte, weil er das Selbstgefühl verletzte; Talente jeder Art werden geachtet und brechen sich allenthalben Bahn; die Gerechtigkeit und Sorgfalt schützt den Einzelnen ohne Unterschied der Lage; dem Aeußern nach herrscht überall Ordnung; der Handel steht in Ehren; die Straßen sind vollkommen sicher, die Communicationen sind zahlreich, frei und ungemein schnell; der öffentliche Credit ist auf neuen Grundlagen gegründet; man hat alle Interessen herangezogen, um ihn zu gründen und aufrecht zu erhalten; es gibt allenthalben zahlreiche und in den meisten Fällen unentgeldliche Erziehungsinstitute, zu welchen alle Classen zugelassen werden; wir haben Wohlthätigkeitsanstalten, wo man die Kinder aufnimmt, welche nicht wissen wo sie geboren sind, und eben so die Greise, welche nicht wissen wo sie sterben können. — Das Volk ist überall besser genährt, besser gekleidet, besser beherbergt, und befindet sich folglich besser; der Wohlstand und die Gesundheit steigern die Bevölkerung; die Sitten aller Classen haben sich gebessert; in den unteren Schichten der Gesellschaft kommt weniger Völlerei, weniger Trunksucht vor, in den oberen weniger Sittenlosigkeit. Und dennoch, ungeachtet eines solchen Zustandes, von welchem man glauben sollte, daß er die Ruhe und das Glück vermehren müßte, herrscht allenthalben Unruhe und Aufregung.

Augenscheinlich ist es nicht die materielle Lage der Völker, welche das Mißbehagen verursacht, an welchem man die Gesellschaft leiden sieht. Die Unruhe, welche sie stürmisch bewegt, ist eine geistige Unruhe, veranlaßt durch Erörterungen über die constitutiven Principien der Staaten. Denjenigen, welche diese Discussionen hervorgerufen, fehlt es häufig an Aufrichtigkeit; sie rufen dieselben vorsätzlich hervor, um Wirren herbeizuführen; es ist das eine Waffe, deren sie sich zu Privatzwecken und zuweilen, je nach ihrer Stellung, auch zu politischen Zwecken bedienen wollen. Sie greifen den Sitz des Staatslebens selbst an, indem sie sein Princip und seine Organisation zerstören. Diese Menschen nehmen die Maske der Freiheit vor und kündigen sich den Nationen als Befreier an; damit ihre Mission einen Zweck habe, proclamiren sie also alle Fürsten als Tyrannen, denen man Widerstand leisten müsse, und ihre Regierungen als despotisch, daher man sie ändern müsse. Um zu diesem Resultate zu gelangen, werden Sophismen jeglicher Art gebraucht; der gefährlichste von allen besteht darin, daß man das Volk von seiner Regierung trennt und beide in einer Haltung beständigen Mißtrauens und permanenter Feindseligkeit einander gegenüber stellt. Diese Taktik der Zerstörung ist geschickt berechnet, denn das Volk, welches immer der stärkere Theil ist, muß zuletzt jede wie immer geartete Regierung stürzen. Das erwähnte Princip führt unter allen, welche man verkünden kann, am schnellsten zur Anarchie, weil es jede Regierung factisch unmöglich macht.

Indem man die Regierungen dergestalt isolirt, indem man die Könige auf die eine und die Völker auf die andere Seite stellt, hat man vor Allem Zweifel über die Natur und die Rechte der Souveränität angeregt; an die Stelle dieser Zweifel ist am Ende eine Behauptung getreten. Man hat gesagt: „Der Königstitel würde sich auf Nichts reduciren, wenn das Volk ihn nicht anerkennte, der König kann ohne Volk nicht bestehen, während das

Volk zu seiner Existenz Niemand nothwendig hat; es ist, weil es ist; in ihm selbst liegt das Princip seiner Existenz, folglich liegt auch in ihm das Princip seiner Souveränität; sie gehört ihm als ein unveräußerliches Recht; es kann zwar, wenn es dieß seinen Interessen angemessen findet, die Ausübung derselben übertragen; aber es steht ihm eben so wenig frei, sich des Rechtes derselben zu entäußern, als es ihm freistehen würde, aufzuhören zu existiren."

Diese Frage läßt sich nicht auf eine so einfache Art hinstellen. Ein Volk ist ein verschiedenartig zusammengesetztes Wesen; jede Regierungsfrage ist daher gleichfalls verwickelt. Man hat zwei absolute Principien einander gegenüber gestellt, sie sollen den beiden Parteien, in welche Europa gespalten ist, als Banner dienen. Man ist bei der Aufstellung dieser Principien nicht redlich zu Werke gegangen; allein was für einige wenige Menschen ein bloßes Mittel gewesen, ist als ein Irrthum in die Massen übergegangen, daher man diesen Irrthum bekämpfen muß.

Es gibt Dinge, welche außerhalb der menschlichen Discussionen liegen. Die Vernunft kann sie nicht erklären wollen, ohne dem Irrthume zu verfallen. Die Souveränität ist eines von diesen Dingen. Sie ist ein Geheimniß wie das Leben, wie die moralische Freiheit des Menschen.

Was ist denn eigentlich jene Freiheit, welche wir als unser schönstes Erbe in Anspruch nehmen? Trotz des Stolzes, welchen sie uns einflößt, ist sie doch nichts anderes als das Vermögen sich zu irren. Wenn der Mensch sich niemals irren könnte, wäre er nicht frei, denn er würde dann nothwendiger Weise unter der Herrschaft der Wahrheit stehen. Sein Verstand wäre bloßer Instinct; er würde, gleich Allem was tiefer steht als er, unter dem Gesetze der absoluten Nothwendigkeit leben. Die Freiheit besteht nur in der Wahl, welche dem Menschen gegeben ist zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen dem Guten und Bösen; sie ist vorhanden, weil es ihm gestattet ist, die Tugend zu begreifen, tugendhafte Gefühle

zu hegen, oder sich dem Laster in die Arme zu werfen. Er kann Gott verläugnen und die Tugend als eine menschliche Uebereinkunft erklären; er kann die Nothwendigkeit der Vernunft leugnen und nichts anerkennen als das Gesetz seiner Neigungen und Leidenschaften; er kann seinen Leib und seine Seele der Zerstörung durch das Laster überantworten, er kann sein Interesse über alle Gesetze stellen, kann den Schwachen zu seinem Vortheile unterdrücken und berauben; er kann alle seine Fähigkeiten daran setzen, um alle Moralgesetze zu verletzen, — mit Einem Worte er kann das Böse aus Irrthum thun, und kann es wissentlich thun. Das sind die Rechte seiner Freiheit.

Aber neben dem Irrthum und der sittlichen Verderbtheit gibt die Freiheit dem Menschen auch die Fähigkeit, das Gute zu erkennen, und gut zu handeln. Seine Seele vermag Gottes Dasein zu empfinden, sein Verstand es zu begreifen, seine Vernunft es zu beweisen. Er bleibt treu dem Moralgesetze, das sein Herz ihm wiederholt; er hat die Kraft, seinen Leidenschaften zu widerstehen; er weiß der Triebe Herr zu werden, welche zum Bösen fortreißen; kurz er gehorcht mehr einem Gebote der Selbstverleugnung als den Eingebungen seines persönlichen Vortheils. Sein Geist ist frei; den Beweis dafür liefert seine Machtvollkommenheit. Er mag je nach seinem Willen sich Grenzen stecken, oder über alle Grenzen hinauseilen in das Gebiet des Unermeßlichen, gleichwie er über jede Zeit hinauseilend, sich im Ewigen verliert.

Die freie Vernunft hat das Recht, Nichts zu glauben, als was sie begreift, und Alles zu verwerfen, was sie sich nicht zu erklären vermag. Aber der weise und bescheidene Mensch hat auch die Kraft, sich zu demüthigen und zu glauben.

Das sind die zahlreichen Geheimnisse der Freiheit des Menschen. Sein Stolz gründet sich auf das Vermögen zu irren; seine Größe entspringt aus seiner Gebrechlichkeit. Nicht minder tief als

jenes der Freiheit ist das Geheimniß der Souveränität, aber es ist anderer Natur.

Der Mensch als Collectiv-Wesen steht unter dem Gesetze einer niemals aufhörenden Nothwendigkeit; während für ihn als Persönlichkeit alles Freiheit ist, bleibt für ihn in seiner Stellung als Collectiv-Wesen keine Spur dieser Freiheit zurück. Er hat weder die Wahl des Bodens den er bewohnt, noch die Wahl des Volkes dem er angehört, weder die Wahl der Religion die er bekennt, noch der Gesetze unter welchen zu leben er bestimmt ist. Alle Acte seines Lebens sind an Formen gebunden, die er nicht gut geheißen hat, welchen er sich aber nicht entziehen kann. Bei seiner Geburt übernehmen Andere für ihn die Verpflichtung auf ein religiöses Gesetz; man erzieht ihn nach Grundsätzen, welche er vielleicht in der Folge verdammen wird. Wenn er eine Familie gründen will, ist er dabei an gesetzliche Vorschriften gebunden; sein Verhältniß zu seiner Gattin ist festgestellt, seine Gewalt über seine Kinder ist beschränkt. Sein Wille stößt allenthalben auf Hindernisse und auf Bedingungen, denen er sich fügen muß. Es steht ihm nicht frei, willkürlich über sein Vermögen zu testiren; geräth er mit seinen Nebenmenschen in Streitigkeiten, so werden diese nach Vorschriften geschlichtet, welchen er die Anerkennung verweigern möchte; begeht er ein Verbrechen, so wird er gerichtet nach Gesetzen, die er nicht gemacht hat, und von Richtern die er zu verwerfen geneigt wäre; mit Einem Worte, er vermag weder zu leben, noch zu sterben, wie er gewillt wäre, es zu thun. *)

Der Inbegriff aller jener Nothwendigkeiten, welche den Menschen beherrschen, constituirt das Princip der Souveränität. Dieses Princip bedingt alle seine Beziehungen zu seinen Mitmenschen, und beherrscht zugleich das gesammte Geschlecht. Kein Volk hat, noch wird es sich je demselben entziehen können. Das Wesen der

*) S.: Ueber das Gesetz der Souveränität. Wien, 1849.

Souveränität ist zu allgemein, zu geheimnißvoll und zu erhaben, als daß es jemals das Product des menschlichen Willens hätte sein können. Darin liegt das Irrige der Lehre vom Gesellschaftsvertrage, der niemals hat unterzeichnet und abgeschlossen werden können. Wer hätte ihn denn schließen sollen? Wer hätte denn das Recht dazu gehabt? Welche Generation wäre denn bevollmächtigt gewesen, dergestalt die Freiheit der Welt zu veräußern? Kraft welchen Princips und zu wessen Gunsten wäre es denn geschehen? Wenn die Unterordnung der Völker unter die oberste Gewalt ein spontaner Act ihres Willens gewesen wäre, wie kommt es denn, daß die Menschen, die sich doch so häufig gegen das Regiment aufgelehnt, sich von derselben nie haben befreien können? Sie haben ihre Fürsten gestürzt, ihre Gesetzbücher zerrissen, sie haben ihre sogenannten Fesseln gebrochen; aber es ist immer nur geschehen, um sich wieder anderen Fürsten zu unterwerfen, wieder andere Fesseln zu tragen, wieder anderen Gesetzen zu gehorchen. Dieser Anschauungsweise zufolge, würde daher der Mensch beständig wider seinen Willen einer Herrschaft unterworfen sein, von welcher er sich durch keine Anstrengung zu befreien vermöchte. Sein Leben wäre eine immerwährende Sclaverei und die ganze Welt nichts als ein großes Zwangsarbeitshaus. Fürwahr, auf eine solche Art ist die menschliche Gesellschaft nicht geschaffen worden!

Die Souveränität steht über dem Menschen, sie ist ein Gesetz der moralischen Welt. Sie gehört Niemand, denn sie ist über alle Menschen erhaben. Aber wenn sie nicht bloß ein abstracter Begriff bleiben soll, muß sie, gleichwie alle Gesetze, sich durch eine Anwendung offenbaren. Diese Offenbarung muß vermittelst eines einzigen oder vermittelst mehrerer Menschen stattfinden. Was dabei Sache der Menschen ist, besteht darin, daß die Form für dieselbe ausfindig gemacht und ihre Ausübung geregelt werde.

Der hinsichtlich der eigentlichen Natur der Souveränität noch herrschende Irrthum ist Schuld daran, daß die Ansichten, wie ihre

Gewalt zu begründen, ihre Ausübung zu regeln sei, so verschiedenartig, so schwankend und widersprechend sind. Dieser Irrthum ist Schuld daran, daß die heutigen Staaten beständig zwischen Mißbräuchen der Regierungsgewalt und zwischen versuchten Eingriffen in diese Gewalt schwanken.

Die schaffenden Kräfte stehen niemals isolirt da; daher muß dem Gesetze der Souveränität ein anderes entsprechen, das sie möglich macht; dieses andere Gesetz ist das des Gehorsams. Das Princip des Gehorsams liegt im Menschen, es ist ihm angeboren. Wie könnte man sich sonst jene Erscheinung aller Zeiten erklären, daß alle Völker einzelnen wenigen Menschen gehorchen? Gewalt allein würde sie niemals dahin bringen. Wie demüthigend wäre es übrigens für das Menschengeschlecht, anzunehmen, daß es von jeher nur durch Gewalt zum Gehorsam gebracht werden mußte? Der moralische Gehorsam bildet die Grundlage der innersten Natur des Menschen; er allein macht ihn zu einem geselligen Wesen. Es wäre keine Erziehung möglich, wenn der Charakter des Kindes nicht fügsam wäre für die Anleitung, wenn die Ueberzeugung in sein Gemüth keinen Eingang fände, wenn sein Verstand nicht den Unterricht mit Leichtigkeit auffassen und sich aneignen würde. Alle Fähigkeiten des Menschen geben Zeugniß von diesem Princip des Gehorsams. Was ist der Nachahmungstrieb, der so lange thätig bleibt, gewissermaßen anderes als der Instinct des Gehorsams? Diese angeborne Neigung wird zum kräftigsten Beförderungsmittel der Civilisation, indem sie das zu gebende Beispiel als eine Pflicht auferlegt. Und diese Pflicht erstreckt sich auf jedes Alter, auf jede Lage des Lebens; jeder Mensch wird, wenn nicht durch die Lehre, so doch durch sein Beispiel, zum Sittenlehrer oder zum Verführer. Ist selbst das religiöse Gefühl etwas Anderes, als ein fortwährender Act moralischer Unterwerfung?

Der Normalzustand eines Volkes beruhte darum von jeher, wie dieß auch in alle Zukunft der Fall, auf der doppelten Basis

der Macht und des Gehorsams, sein wird. Als unumstößlichen Beleg für diese Wahrheit sehen wir allenthalben, wo diese zwei ersten Bedingungen des socialen Zustandes noch fehlen, den Zustand der Wildheit; da wo sie zwar vorhanden sind, aber nicht gehörig aufgefaßt werden und sich entsprechen, herrscht Anarchie, und dort wo beide zu wirken aufgehört haben, vollständige Zerrüttung und Verfall.

In Zeiten geringer Civilisation, wo die moralische Wirkung der Souveränität noch nicht verstanden wird, sind es die intelligentesten Klassen der Gesellschaft, welche am wenigsten gehorsam sind; sie bedienen sich ihrer geistigen Ueberlegenheit als Waffe, um ihre Freiheit sowohl auf Kosten dessen, was über ihnen, als auch dessen, was unter ihnen steht, zu vergrößern; die unteren Klassen zeigen sich alsdann am gehorsamsten, oder besser gesagt, am unterwürfigsten, denn sie gehorchen ohne Ueberzeugung, aus bloßer Resignation. Wenn die Souveränität als ein nothwendiges Gesetz zur Entwicklung der socialen Ordnung anerkannt zu werden beginnt, alsdann leisten die intelligenteren Menschen am willigsten Gehorsam, während diejenigen, welche noch nicht geistig genug gebildet sind, um die Wohlthat einer gerechten und gehörig geregelten Gewalt schätzen zu können, — kühn gemacht durch die Milde einer Autorität, welche bloß den Gehorsam der Ueberzeugung fordert, — sich den Verpflichtungen, welche er auferlegt, so viel als möglich zu entziehen suchen.

Die souveräne Gewalt muß als solche die Fähigkeit haben, zu erhalten; denn wenn sie diese Fähigkeit nicht hätte, würde ihr das schönste Attribut der Macht fehlen, sie würde unvollständig, sie würde nicht mehr souverän sein. Denn die Souveränität muß der Inbegriff aller Fähigkeiten sein, welche zur Regierung der Menschen erforderlich sind, nämlich: gerecht sein, schaffen und erhalten.

Erhalten kann nichts anderes heißen als ununterbrochen schaffen. Denn nichts in der Welt läßt sich so erhalten wie es ist. Alles muß zunehmen und wieder abnehmen. Wenn die Kraft, welche die Zunahme bewirkt, aufhören würde thätig zu sein, so würde die Kraft, welche die Abnahme erzeugt, zuletzt Alles zerstören.

In vorgeschrittenen und wohlorganisirten Gesellschaften tritt die Souveränität ununterbrochen thätig auf; sie läßt keine Beziehung der Menschen zu einander unentschieden. Alles wird dort durch Gesetze geregelt. Es gibt da nichts Willkürliches, weder auf Seite der Gewalt, noch auf Seite des Gehorsams. Die Souveränität offenbart sich in Gesetzen der Ordnung und des Rechtes, und der Gehorsam wird als Folge der Ueberzeugung freiwillig geleistet. Die Neuzeit hat eine unrichtige Definition der Willkür gegeben; sie nennt eine Gewalt willkürlich, welche keine andere Regel hat als den Willen des Herrschers. Aber man verschweigt dabei, daß dieser Wille Ordnung und Gerechtigkeit zur Regel haben kann, daß der Herrscher gleich allen übrigen Menschen ein Gewissen hat, daß er also in seinem Gewissen Schranken für seinen Willen finden dürfte; man verschweigt, daß der Herrscher Intelligenz haben kann, und daß seine Einsicht ihm in seinem persönlichen Interesse den Rath ertheilen dürfte, von seiner Macht nur besonnenen und mäßigen Gebrauch zu machen. Unsere Neuerer entkleiden den Fürsten aller guten Eigenschaften, welche allen Menschen verliehen worden sind und dann sagen sie: „Die oberste Gewalt ist willkürlich, weil sie es sein kann; man darf ihr also nicht den freien Willen lassen, denn sie könnte ihn mißbrauchen." Man hat also geglaubt, der Gewalt Schranken setzen zu müssen. Sobald aber die Souveränität nicht in ihrer ganzen Machtvollkommenheit ausgeübt zu werden vermag, siecht die Gesellschaft dahin und verkümmert, denn ihre Thätigkeit ist ihr Bedürfniß, ist ein Element ihres Lebens.

Man werfe nur einen Blick auf alle Staatengebilde des Mittelalters zurück. Warum haben die im Christenthume liegenden

Keime der Civilisation so lange gebraucht, um sich zu entwickeln? Der Grund liegt darin, weil die Wirksamkeit der Regierungsgewalt allenthalben gehemmt war, und zwar entweder durch eine übermächtige und allzu unabhängige Aristocratie, oder durch berathende Versammlungen, welche nur ihre Privat- und Standesinteressen vertraten. Ist das Gerechtigkeit, wenn man die Fürsten anklagt, deren souveräne Thätigkeit nicht frei war? Worin haben denn die Generalstaaten, die Provinzialstände, die Parlamente, die Reichstage und die Provinzial-Landtage zum Glücke der Völker beigetragen? Hat die Civilisation nicht im Gegentheile gerade seit jenem Zeitpuncte, wo die Widerstandskräfte gebrochen worden sind, nach allen Richtungen der Intelligenz einen so mächtigen Aufschwung genommen?

Man betrachte selbst England, das heutzutage auf seinen socialen Zustand so stolze England; wie viele Jahrhunderte hindurch hat nicht der Kampf des Volkes gegen die Staatsgewalt und der von den Factionen angefachte Bürgerkrieg in seinem Innern gewüthet und seine Wohlfahrt verzögert? Waren die drei Reiche, welche zusammen das brittische Reich bilden, bis zur Epoche jener Revolution, welche man der Welt als Muster hinstellt, aufgeklärter, — waren sie besser regiert, besser verwaltet, als die am meisten vorgeschrittenen Staaten des Festlandes? Kein Engländer würde in der Geschichte seines Landes Gründe für eine derartige Behauptung finden.

Wenn der Wohlstand Englands und die Entwicklung seiner Macht von seiner Revolution im Jahre 1688 datiren, so dürfte es von Nutzen sein, die Ursachen dieser Revolution zu studiren. Was ist damals vorgegangen? Hat das Parlament, indem es die Stellung des Königs veränderte, die Souveränität beschränkt? Keineswegs; es hat sich ganz und gar der Autorität bemächtigt und darein gewilligt, selbe mit dem Könige zu theilen; aber es hat ihm nur den bei weitem kleineren Theil davon gelassen, und

selbst diesen kann der König nicht ohne die Mitwirkung des Parlamentes ausüben.

Die englische Constitution ist in ihrer übermäßigen Verwicklung nur ein beständiger Compromiß zwischen entgegengesetzten Kräften und Principien. Deßungeachtet huldigt selbst sie dem Grundsatze der Verkörperung der Staatsgewalt in der Person des Fürsten; sie läßt dem Könige, so zu sagen, nur eine scheinbare Autorität, und dennoch wird in England nur im Namen des Königs Recht gesprochen, das Gesetz promulgirt, der Krieg erklärt und Friede geschlossen. Weit entfernt, durch die Revolution 1688 geschwächt worden zu sein, ist die Souveränität im Gegentheile dadurch von allen Schranken befreit worden, welche durch so viele Jahrhunderte ihre Entwicklung gehemmt hatten. Das Parlament hat sie in ihrer ausgedehntesten Machtvollkommenheit ausgeübt. Sie ist nur darum so mächtig und so folgenreich geworden, weil sie auf kein Hinderniß mehr gestoßen ist. Das Parlament hat sich zum Erben Cromwells gemacht; es hat zwar den Thron wiederhergestellt, aber nur, indem es ihn unter seine Gewalt brachte. Das Parlament hat die Souveränität nicht in Folge einer Delegation ausgeübt, es hatte sich derselben bemächtigt und sie behalten. Das Wahlprincip hat die Souveränität in Nichts geschwächt, denn sie beruhte ganz und gar in dem Zusammenwirken der beiden Parlamentshäuser und des Königs. Wir wüßten nicht, daß sie sich in irgend einem andern Staate thätiger und mächtiger gezeigt hätte. Wie war diese Souveränität beschaffen?

Ist es genug, daß die Souveränität von einem Fürsten in der ganzen Fülle ihres Princips ausgeübt werde, um sie in diesem Falle als Willkür zu bezeichnen? Aendert die Anzahl Derjenigen, welche sie ausüben, etwas an ihrer Natur? Hört die Willkür auf Willkür zu sein, weil sie von Mehreren, anstatt von einem Einzigen ausgeht? Es ist also nicht der Besitz einer unbeschränkten Gewalt, was die Willkür constituirt, sonst müßte man das brit-

tische Parlament in seinem Zusammenwirken mit dem Könige ebenfalls der Willkür zeihen; denn nichts kann in England sich der Macht dieses Zusammenwirkens entgegenstellen. Was einzig und allein die Willkür constituirt, das ist der Gebrauch, welcher von der Gewalt gemacht wird, gleichviel, ob diese von einem Könige oder von einem Dogen, ob sie von einer Rathsversammlung, von einem Senate oder Parlamente ausgeht.

Es gibt unwandelbare Regeln, welche für die oberste Gewalt festgestellt sind: nämlich Ordnung und Gerechtigkeit. So lange sie sich diesen Regeln unterwirft, hat sie nichts Willkürliches. Weil aber die Menschen all das Geheimnißvolle der Souveränität nicht erfassen und sie als eine von ihnen geschlossene Uebereinkunft betrachten, so haben sie dieselbe von jeher als ein nothwendiges, unvermeidliches Uebel angesehen, dessen Druck man so viel als möglich zu vermindern suchen müsse. Sie haben sich daher unter die Staatsgewalt nur wie unter ein feindliches Princip gebeugt, und deßhalb stets gesucht, ihr Schranken entgegen zu setzen und ihr Gränzen zu ziehen. Auf diese Art haben sie das Princip der Souveränität geschwächt, ohne dessen Anwendung keine menschliche Gesellschaft sich bilden, entwickeln, wachsen und gedeihen kann. Wie wir bereits bemerkt haben, ist dieses Princip noch niemals so mächtig zur Geltung gebracht worden, als dieses von Seite des englischen Parlamentes seit dem Jahre 1688 geschehen ist. Die Engländer sind mit Recht stolz auf diese Epoche ihrer Geschichte. Dabei müssen wir jedoch fragen, in welchem Geiste das Parlament von seiner unumschränkten Gewalt Gebrauch gemacht hat. Dieser Geist läßt sich nur auf das Entschiedenste mißbilligen.

In der That erheben sich heute zahllose Stimmen, welche das Parlament des Mißbrauches seiner Gewalt anklagen und um Gerechtigkeit gegen seine Bedrückungen rufen. Ein ganzes Volk, das ein Glied des brittischen Reichsverbandes bildet, gleichwie die Heloten einst zu Sparta gehörten, fordert laut alle seine

Rechte zurück, welche ihm seit so langer Zeit geraubt worden sind. Der Ruf nach Reform ertönt von allen Seiten. Die Grundsätze wahrer Duldung sollen an die Stelle engherziger Verfolgungssucht treten. Während der Protestantismus allenthalben das katholische Dogma bekämpfte, „daß es außerhalb der Kirche kein Heil gebe," hat die englische Hochkirche dieses Dogma durch die ganz und gar weltliche Maxime ersetzt: „daß es außerhalb ihr weder Macht noch Geld gebe."

Wir werden übrigens später Gelegenheit haben, ausführlicher von dieser politischen Körperschaft zu sprechen. Wir wollen nämlich untersuchen, auf welchem Wege die neueste Zeit dahin gekommen ist, den englischen Verfassungsmechanismus als die vollendetste Staatsform zu verlangen, welche ihrer Ansicht zufolge die meiste Bürgschaft für das Glück der Völker biete. Indem wir vom Princip der Souveränität sprachen, wollten wir lediglich bemerken, daß das brittische Parlament die unumschränkteste Gewalt und zwar auf eine ganz willkürliche Art ausgeübt hat; denn es hat nicht im Geiste des gleichen Rechtes für Alle regiert. Wir können nicht dabei umhin, unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß wenn der König von England denselben Grad der Macht für seine Person allein zur Verfügung gehabt und vielleicht in vielen andern Beziehungen damit Mißbrauch getrieben hätte, er dennoch seine irländischen Unterthanen sicherlich nicht so lange in schmählicher Unterdrückung hätte schmachten lassen.

Fassen wir die eben entwickelten Ideen über das Princip der Souveränität in einer bündigeren Form zusammen. Die Existenz des Menschen ist doppelter Natur: er existirt als Individuum und als Collectivwesen, das heißt, er ist Mensch und gehört dem Menschengeschlechte an. Die Freiheit ist das Moralgesetz des Individuums, der Gehorsam ist das Moralgesetz des Collectivwesens. Das Menschengeschlecht ist der Souveränität untergeordnet, deren Princip außerhalb seiner liegt, und alle seine Verhältnisse als Col-

lectivwesen beherrscht. Die Souveränität gehört eben so wenig dem Fürsten oder dem Volke, als die Gerechtigkeit dem Richter oder den Geschwornen gehört.

Der Kampf, welcher heutigen Tages zwischen den zwei Meinungen herrscht, die sich um ihren Besitz als um ein Recht streiten, setzt ein Princip der allgemeinen Weltordnung zu einem bloßen Processe zwischen zwei Parteien herab.

Kommt die Souveränität von Gott oder von den Menschen, gehört sie dem Fürsten, als ihm von Gott verliehen, oder aber ist sie ein angebornes Recht des Volkes? Dieser Antagonismus zwischen dem göttlichen und menschlichen Rechte erschüttert die Basis alles politischen Lebens; ihm verdanken jene beiden Schulen ihre Entstehung, welche sich die Regierung der Welt streitig machen.

Eben so wenig als irgend eine Autorität irgend einem Menschen das Recht seines freien Willens nehmen kann, eben so wenig ist es einem Volke oder irgend einem Einzelnen möglich, sich eines für die Gesammtheit geltenden Gesetzes als eines ihm eigenthümlichen Privatrechtes zu bemächtigen. Es liegt in dem Wesen eines Rechtes, daß der Inhaber desselben es nach seinem Belieben ausüben oder vernachlässigen kann. Weit entfernt ein Recht zu sein, ist die Souveränität im Gegentheile ein unbedingt nothwendiges Element des Lebens eines Volkes. Die Souveränität gehört als Princip nicht zu den Gesetzen, welche man nach Gutdünken abschaffen oder bestehen lassen kann. Der Souverän, welcher die Souveränität nicht ausübt oder sie nicht auszuüben versteht, wird sie zuletzt immer verlieren. Es ist noch niemals vorgekommen, daß irgend eine Fraction des Menschengeschlechtes sich zur Existenz eines Volkes erhoben hätte, ohne daß es sich dem Gesetze der Souveränität unterworfen hätte. Sobald daher bei einem Volke die Souveränität, sei es aus Nachlässigkeit oder aus Unfähigkeit, oder in Folge ihr entgegenstehender Hindernisse aufhört, wird die Existenz dieses Volkes compromittirt sein.

Wenn die Staatsgewalt die nothwendige Offenbarung des Princips der Souveränität ist, ohne dessen Anwendung kein socialer Zustand möglich ist, wie wird sich diese Gewalt bilden?

Alles was nothwendig ist, ist durch Gesetze geregelt, die Souveränität wird also auch die ihrigen haben. Es liegt in der Natur des Menschen als Collectiv-Wesen eine progressive moralische Kraft, welche die Völker vom Zustande der Kindheit bis zum Gipfelpunkte der Civilisation leitet. Das Princip, welches in der Urepoche eines Volkes der Erfahrung gemäß zuerst thätig erscheint, ist jenes der persönlichen Freiheit.

Das Princip der Souveränität kann sich in dieser Epoche nicht anders als durch individuelle, freie, allen andern überlegene Kraft geltend machen. Um auf die Dauer sich zu erhalten, muß die Souveränität jeden Einzelwillen unter ihr Gesetz beugen.

Der stärkere Wille muß durch die Ausübung der obersten Gewalt zu gleicher Zeit der intelligentere werden. Er würde die Menschen zur Verwilderung führen, wenn er nicht ihre Intelligenz beleben würde, nachdem er die Thatkraft und den Widerstand der individuellen Freiheit gebrochen hat. Nunmehr tritt in Folge des in der Natur des Menschen liegenden Princips des Fortschrittes ein Gährungsproceß ein, welcher die individuellen Intelligenzen zur Entwicklung bringt, und gleichen Schrittes mit dieser, die unter der Herrschaft des stärkeren Willens stehenden Willenskräfte der Einzelnen zu einem Gesammtwillen umwandelt.

Hierin vorzüglich muß man die Coordination der moralischen Gesetze bewundern. Denn je thätiger die Intelligenz der obersten Gewalt ist, um so schneller entwickelt sich auch jener Gesammtwille, welcher der souveränen Macht selbst Schranken setzt. Denn es ist augenscheinlich, daß die Souveränität, welche die individuelle Stärke, der sie ihre Entstehung verdankt, nicht zu vermehren verstünde, und keinen Ausdruck für ihre Macht hätte als die Formel ihres Gutdünkens, einem allgemein gewordenen Willen

gegenüber zu schwach wäre. Um stark zu bleiben, muß sie Alles ablegen, was sie bei ihrem Ursprunge Individuelles und Freies gehabt hat. Ein gleiches gilt von der Intelligenz. Die persönliche Intelligenz des Fürsten könnte für sich allein die Souveränität über alle ihr dem Grade nach gleich gewordenen Intelligenzen nicht ausüben. Es muß daher das Princip der Souveränität sich zur Höhe eines moralischen Gesetzes erheben, wenn ihre Wirksamkeit kräftig genug bleiben soll, um diese neue Lage noch ferner beherrschen zu können. Durch Intelligenz und Gerechtigkeit wird es ihr alsdann gelingen, den angebornen Gehorsam durch die allgemein verbreitete Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit zu entwickeln.

Wir sind Zeugen eines solchen Umwandlungs-Processes, aber er wird noch nicht allgemein verstanden. Jene Ansicht, welche in der Staatsgewalt nur eine menschliche Uebereinkunft, einen socialen Vertrag erblickt, will die Thatsache der Souveränität des Fürsten durch die Theorie der Volkssouveränität ersetzen. Die Modification der Souveränität durch die Thätigkeit des Gesammtwillens gilt ihr als Act einer der Souveränität des Fürsten überlegenen Souveränität. Das Princip und folglich das Recht dieser neuen Macht muß, jener Lehre gemäß, im Volke ruhen. Die Anhänger dieser Theorie sagen, daß das Volk die ihm gehörende Souveränität zwar nicht ausüben könne, aber daß es berechtigt sei, die damit verbundene Gewalt zu übertragen, ohne daß es jedoch das Recht behielte, sie nach Belieben wieder zurückzunehmen.

Demgemäß besteht die Ausübung der Volkssouveränität einzig und allein in zwei Acten: Das Volk entzieht die Gewalt demjenigen der sie besitzt, um dieselbe entweder nehmen zu lassen oder zu geben. Man macht also aus dem Volke eine Art Schattenkönig, der mit Unfähigkeit geschlagen nicht zu regieren versteht, und daher Jemand braucht, um anstatt seiner zu regieren.

Aber warum einen vorübergehenden Act, welcher sich immer durch Stürme äußert, mit dem Titel der Souveränität schmücken? Kann der Act eines flüchtigen Momentes ein Princip sein, auf welches sich die Gesellschaft basiren läßt, deren erstes Bedürfniß die Dauer ist? Euch zufolge ist also die einzig mögliche Aeußerung des Princips der Volkssouveränität nichts anderes, als ein Act der Gewaltthätigkeit, gegen welchen es keine Berufung gibt, wenn man nicht die Kraft gehabt hat, ihm zu widerstehen.

Sagt, wenn ihr wollt, daß das Volk souverän sei, weil es keine Macht gibt, die stark genug wäre, um es zu Gehorsam zu zwingen, wenn es nicht gehorchen will. Es wäre dieß eine unrichtige Art, um einen wahren Gedanken auszudrücken. Aber sagt nicht, daß das Volk souverän sei, weil in ihm allein das Princip der Souveränität ruhe. Kann Derjenige souverän sein, der die Souveränität nicht in der Art auszuüben vermag, wie die Interessen der Völker sie ausgeübt zu sehen erheischen? Oder kann etwa Derjenige souverän sein, der die Souveränität nur einen Augenblick ausüben kann, um sie zu übertragen? Das Volk ist souverän, um Alles zu vernichten, was über ihm steht, gleichwie der sturmgepeitschte Ocean die Schiffe verschlingt, die ihn durchfurchen.

Sagt daß ein Volk Niemand angehören, daß es Niemandens Eigenthum werden kann, daß der Boden, den es bewohnt, ihm gehört, wie seine Gesichtszüge, seine Sprache, sein Charakter ihm gehören, und ihr werdet noch immer die Wahrheit gesagt haben. Aber diese Wahrheit wird das Volk deßungeachtet nicht der Nothwendigkeit entheben, regiert zu werden, und regiert kann es nur werden vermittelst eines Princips, das außer ihm liegt.

Es steht einem Volke ohne Zweifel frei, sich nicht regieren zu lassen. Wenn ihr das Princip seiner Souveränität in dieser Weise versteht, habt ihr wiederum Recht; es steht ihm wie jedem Individuum frei, sich in Folge einer ausschweifenden Lebensart den Tod zuzuziehen, oder sich auf eine gewaltsame

Weise das Leben zu nehmen. Ein Volk, das sich nicht regieren lassen wollte, würde sich zum Untergange verurtheilen, denn um zu existiren, muß es regiert werden.

In Folge dieser Nothwendigkeit ist der Mensch mit der Neigung zum Gehorsam ausgestattet worden. Dieser Gehorsam kann, wie Alles was nothwendig ist, seinen Grund nur in sich selbst haben; das heißt er muß freiwillig sein. Er ist unabhängig von der Souveränität, aber sein Princip entspricht dem ihrigen. Aus diesem Verhältnisse ergibt sich als moralisches Gesetz, daß die oberste Gewalt gerecht sein soll, damit der Gehorsam ein freiwilliger bleiben könne.

Das Volk begleitet stets Denjenigen mit seinen Acclamationen, welcher als der Stärkste oder als der Gewandteste sich des Ruders bemächtigt; es verpflichtet sich alsdann zum Gehorsam und verlangt dagegen nur Ordnung und Gerechtigkeit.

Das Gesetz der Schöpfung, welches keine Naturkraft ohne Schranken läßt, weil jede unbeschränkte zerstörend wirken würde, muß gleichfalls auf die constitutiven Elemente der socialen Ordnung seine Anwendung finden. Die Staatsgewalt ist natürlich begränzt durch ihr Interesse, freiwilligen Gehorsam zu erzielen; wenn sie ihr Interesse verkennt, so wird sie in dem Widerstande, welchen der durch ihre Fehler nicht mehr freiwillige Gehorsam ihr entgegensetzen würde, ihre Gränzen und zuweilen auch ihren Untergang finden.

Die Epochen der Gründung einer neuen Dynastie sind stets Zeiten der Gewaltthätigkeit und der Aufregung; denn nur im Kampfe entgegengesetzter Interessen oder rivalisirenden Ehrgeizes erzwingt der Stärkere oder der Geschicktere sich zuletzt Gehorsam, und seine Macht ist erst von jenem Augenblicke an befestigt, wo dieser Gehorsam einhellig und freiwillig wird. Alsdann beginnt das Princip der Souveränität zu Gunsten des Volkes in Wirksamkeit zu treten.

Es liegt im Interesse der Menschen, welche beständig regiert werden müssen, daß die mit der Gründung einer neuen Dynastie verbundenen Stürme nicht oft wiederkehren. Dieses allgemein gefühlte Bedürfniß hat den Grundsatz der Erblichkeit der obersten Gewalt ins Leben gerufen. Dieser Grundsatz ist das Werk menschlicher Uebereinkunft; denn er könnte auch nicht bestehen. Nur die Ueberzeugung von seiner Nützlichkeit hat ihre Aufnahme verschafft. Er hat den Namen „Legitimität" angenommen.

Die Legitimität ist also zum Vortheile der Völker und nicht zum Besten der Fürsten eingeführt worden. In dem Maße als sie sich in einer und derselben Familie durch eine längere Reihe von Jahren verkörpert hat, gewinnt sie auch an Macht, denn der Mensch liebt in allen Dingen die Weihe der Zeit. Das Gebet ist inbrünstiger in einem Tempel, dessen Mauern die Jahrhunderte geschwärzt haben, als unter den hellen und blinkenden Wölbungen eines Domes der Neuzeit. Die zahlreichen Generationen, welche an derselben Stelle gebetet, welche dieselben Worte gesprochen, dieselben Verpflichtungen übernommen haben, welche dort gewissermaßen dieselben Thränen geweint, dieselbe Reue gefühlt und durch dieselben Hoffnungen aufgerichtet worden sind, fügen zur Autorität des Beispiels noch die Autorität der Lehre.

Solchergestalt verwandelt die Zeit den Act der Klugheit, welchem die Legitimität ihren Ursprung verdankt, in ein Gefühl der Anhänglichkeit, der Erkenntlichkeit und der Ehrfurcht. Das Interesse und die Wünsche des Menschen erheischen es, die Fürsten, welche nach einander der beschwerlichen Auszeichnung theilhaftig werden, die Pflicht des Regierens zu übernehmen, mit Ehrfurcht und Gehorsam zu umgeben. Das Volk ehrt sich selbst, indem es seinen Regenten ehrt; mehr noch ehrt es sich und stellt zugleich seine Ruhe um so sicherer, wenn es allem Ehrgeize den Weg zum Throne versperrt.

Die Legitimität, das heißt die Ordnung der Erbfolge zum Throne, ist also im Interesse der Ehre und der Würde des Volkes gegründet worden.

Die Usurpation Ludwig Philipps wird für alle Zeiten ein Beispiel liefern, um nützliche Betrachtungen daran zu knüpfen. Europa hatte ihn anerkannt, alle Souveräne hatten ihn acceptirt; er hatte es verstanden, seine Regierung als ein Unterpfand des Friedens darzustellen; alle Völker, die freien wie die nicht freien, begrüßten ihn mit ihren Acclamationen, und dennoch konnte er seiner Stellung, als etwas auf ungesetzlichem Wege Erlangten, nicht froh werden; sein Leben war unaufhörlich bedroht. Inmitten einer Nation, die sich frei nennt, war er der einzige Unfreie seines Reiches; er durfte seinen Palast nicht verlassen, ohne von einer zahlreichen Garde umgeben zu sein; und diese Garde war niemals hinreichend, um ihn gegen die Versuche des Meuchelmordes zu schützen. Der Geist des Jahrhunderts erlaubte ihm nicht, seine Usurpation unter den Schirm der Kirche zu stellen, wie Napoleon es gethan, indem er Seine Heiligkeit dahin vermochte, nach Paris zu kommen, um ihn zu krönen, oder wie es der erste Usurpator des Thrones in Frankreich gethan hat. Die königliche Autorität lag nämlich schon seit einer Reihe von Regierungen in den Händen des Hausmaiers und auf diese Art befand sich auch Pipin der Kurze im Besitze ihrer Vollgewalt, als er sich über das Eigenthümliche dieser Stellung beim Papste Raths erholen ließ. Das Oberhaupt der Kirche ertheilte die Antwort; daß es, um nicht das Princip der Ordnung umzustoßen, besser wäre, demjenigen, welcher die königliche Gewalt besäße, auch den Königstitel zu verleihen. Pipin wurde demnach über erfolgte päpstliche Delegation vom heiligen Bonifacius, Erzbischof von Mainz, gesalbt. So lehrt uns der Geheimschreiber Carls des Großen, Eginhard, in der Chronik, welche wir von ihm besitzen. Bei der Erzählung dieser Begebenheit bedient er sich folgender Worte: „Pipinus per auctoritatem romani

Pontificis ex praefecto palatii rex constitutus." (Pipin durch die Autorität des römischen Papstes vom Hausmaier zum Könige gemacht.)

Einzig und allein die Idee, daß Pipin bloß durch die Gnade Gottes, als deren Spender der Papst auftrat, König wurde, vermochte damals jene Kluft auszufüllen, welche ihn vom Throne trennte; diese Idee war auch die einzige, welche mächtig genug war, ihm den Besitz desselben zu sichern. Jene Formel „von Gottes Gnaden", welche die Usurpation legitimirte, ist seit jener Zeit zum Symbol der Legitimität genommen und geweiht worden. Sie entfernte sich dadurch von ihrer ursprünglichen Bedeutung einer politischen Berechnung und ward zum Ausdrucke der christlichen Demuth. Denn bei der natürlichen Ordnung der Thronfolge hätte kein Fürst, ohne seinem Successionsrechte selber Eintrag zu thun, sagen können: „Ich besteige den Thron als der Auserwählte Gottes, welcher mir die Gnade erweist, mich darauf zu erheben, weil ich dessen am würdigsten bin, denn ich bin zugleich der Tüchtigste, der Weiseste, der Stärkste und der Tugendhafteste." Das Recht der Thronfolge wird auf eine neue, weit einfachere Art festgestellt. Das Recht des Regenten wird auf denselben Titel hin legitim, unter welchem alle übrigen Erbfolgerechte in der socialen Ordnung es sind. Die richterliche Gewalt, welche alle untergeordneten Rechte sicherstellt, ist aber nicht mächtig genug, um die erhabenste Stellung ebenfalls zu gewährleisten; darum hat man die Thronfolge unter den Schutz eines religiösen Princips gestellt. Nicht das specielle Recht ist also göttlich, wohl aber ist es der Rechtsschutz, und er wird göttlich bleiben, so lange der Regent jene Pflichten erfüllen wird, welche dieser Schutz ihm auferlegt.

Die damals zuerst in Anwendung gekommene und seitdem von allen Souveränen angenommene Formel: „Wir von Gottes Gnaden" enthält in diesen wenigen Worten zwei verschiedene Ideen; die eine davon ist jene Idee der christlichen Demuth, von welcher

wir so eben gesprochen haben, die andere ist der Ausdruck eines politischen Princips. Wenn der Fürst sagt: „Wir“ so heißt dies so viel als: „Ich und die Männer, welche berufen sind, mich zu berathen.“ In derselben Weise spricht der Vorsitzende eines Gerichtshofes, wenn er ein Urtheil verkündet, collectiv im Namen der beisitzenden Richter.

Da uns der Gang dieser Erörterung dahin geführt hat, vom Titel des Königthums zu sprechen, halten wir es für passend, hier einige Bemerkungen über den Titel: „König der Franzosen,“ beizufügen, welcher in Folge der Revolution von 1830 an die Stelle des Titels: „König von Frankreich“, trat.

Es gibt keinen Franzosen welcher nicht recht gut wüßte, das kein Souverän, was er immer für einen Titel haben möge, jemals über Frankreich gleich einem ihm gehörigen Erbgute würde verfügen können. Jedermann weiß heut zu Tage, daß Frankreich den Franzosen gehört, wie England den Engländern, wie Deutschland den Deutschen gehört, und wie Rußland den Russen. Wir begreifen nicht, wie bei einem Volke die Furcht Raum gewinnen könnte, daß sein Territorium oder seine Existenz als Nation in Folge des Titels, welchen sein Fürst führt, bedroht sein solle. Warum hat man also einen Werth darauf gelegt, den Titel eines Königs von Frankreich in jenen eines Königs der Franzosen abzuändern? Was kann diese Abänderung für einen Zweck haben?

Die Nothwendigkeit beständiger Kriege hatte bei den wilden und darum ganz freien Völkern Germaniens das Bedürfniß der Befehlshaberschaft hervorgerufen; sie brauchten einen Anführer, aber nur auf die Kriegsdauer und nur gegen gewisse Bedingungen; der Gehorsam war zugleich freiwillig und bedingungsweise. Aus dieser Lage, welche Bestand hatte, weil auch die Nothwendigkeit der Vertheidigung fortdauerte, entwickelte sich bei den Germanen die Souveränität und nahm zuletzt den Königstitel an. Aber keiner der germanischen Könige war König des Gebietes, sie waren alle

bloß Könige der Personen, welche sie gewählt hatten, oder welche gewöhnt waren, ihrem Stamme Gehorsam zu leisten; wie dieß bei Völkern, welche noch keine festen Wohnsitze hatten, gar nicht anders sein konnte.

Als darauf die asiatische Völkerwanderung alle slavischen und germanischen Stämme in Bewegung setzte und übereinanderstürzte, kamen die Könige allenthalben an der Spitze ihrer Völker herbei und nannten sich Könige der Hunnen, Könige der Marcomannen, Könige der Bulgaren, der Avaren, der Vandalen, der Gothen, der Westgothen, der Burgunder, der Sachsen, Könige der Angeln, der Franken 2c. 2c.

Als dieser Völkersturm sich zu legen begann, gaben mehrere von jenen Völkern dem Lande, in welchem sie ihren bleibenden Wohnsitz zu nehmen sich entschlossen hatten, ihren Namen. Es geschah, um ihr Recht der Eroberung besser zu begründen, und zeigte zugleich von dem Willen, dem Nomadenleben zu entsagen. Auf diese Weise ward aus Pannonien Ungarn, aus Brittanien England; auf gleiche Weise vereinigten sich eine Menge kleiner Völkerschaften germanischen Stammes unter dem Collectivnamen der Deutschen und es entstand ein Königreich Deutschland. Auf ganz gleiche Weise endlich legten die Franken jenem Theile von Gallien, welchen sie erobert hatten, ihren Namen bei, und nannten ihre Könige sich in der Folge Könige von Frankreich.

In diesem progressiven Gange der Ansiedlung der barbarischen Völker lag ein Princip der Stabilität. Volk, Land und König bildeten eine dreizählige Einheit. Die neue Benennung des Landes, der neue Titel des Königs, deutete darauf hin, daß das Volk und sein Oberhaupt ihr Geschick an das Geschick des Bodens ihres neuen Vaterlandes unzertrennlich geknüpft hatten.

Warum nach so vielen Jahrhunderten diese Rückkehr zu einer Benennung, welche eine Epoche halber Wildheit bezeichnete? Zu welchem Zwecke hat eine gewisse historische Schule im neunzehnten

Jahrhunderte die Gallier wieder den Franken gegenüber stellen wollen? Ein derlei Eintheilungsprincip, welches vierzehnhundert Jahre weit zurückgeht, um die Differenz zweier Elemente aufzusuchen, welche sich seit eben so langer Zeit unaufhörlich vermischt und vermengt haben, muß nothwendig zum Absurden führen. Da es indessen unmöglich war, einen bereits so alt gewordenen Namen abzulegen, so gelangte man durch einen merkwürdigen logischen Widerspruch dahin, daß man dem Souverän gerade denselben Titel wieder beilegte, wie er zur Zeit einer Eroberung bestanden, gegen welche man eben protestiren wollte. Demgemäß hieß der König von Frankreich in der neuesten Zeit wieder König der Franzosen, gerade wie Pharamund, Klodwig, alle merovingischen und die ersten carolingischen Könige geheißen haben. Man hat von Gallien bloß den Hahn wieder angenommen. Sollte dieses neue Banner das Symbol der Wachsamkeit sein, welcher ein Volk bedurfte, das seine neue Freiheit nur dazu benutzen wollte, sich wieder in Bewegung zu setzen?

Wenn der Titel König der Franzosen diese Bedeutung nicht hatte, was bedeutete er denn überhaupt? Sollten die Männer der Revolution von 1830 bloß jene von 1789 abgeschrieben haben? In dieser älteren Epoche war die Umwälzung socialer Natur. Man proclamirte das Princip der Gleichheit, man schaffte alle Standeseintheilungen ab; alle Bewohner Frankreichs wurden Franzosen von gleichem Schrot und Korn. Man glaubte vielleicht diesem Gleichheitsprincip eine kräftigere Sanction zu verleihen, indem man durch den neuen Titel andeutete, daß der König in gleicher Weise König aller Franzosen sei. Für gewisse Köpfe mochten sich an den Titel König von Frankreich feudale Erinnerungen knüpfen welche man verwischen wollte. Diese Absicht ist begreiflich, obwohl durch die Geschichte nicht motivirt.

Karl der Kahle nahm zuerst den Titel König von Frankreich an, und gerade unter seiner Regierung geschahen die stärksten Ein-

griffe in die königliche Autorität; die großen Vasallen usurpirten einen Theil der Souveränitätsrechte, so zwar daß man logischerweise annehmen müßte, der König habe durch die Abänderung seines Titels gegen die Usurpationen des Feudalismus gleichsam an Frankreich appelliren wollen. Das Feudalsystem war eine nothwendige Folge der Zeit und der Eroberung gewesen. Die Waffengefährten der barbarischen Könige wollten mit ihm den ganzen Ertrag derselben theilen, und von ihrer früheren wilden Unabhängigkeit so wenig als möglich abtreten. Dieses System mußte sich in ganz naturgemäßer Weise aus dem Zusammentreten der Elemente einer untergehenden Welt mit jenen einer neu erstehenden nothwendig entwickeln; darum trat es auch gleichzeitig in allen neuen Staaten ins Leben, nur mit jener Verschiedenheit, welche die Verschiedenheit der besondern Gewohnheiten eines jeden der neuen Völker bedingte.

Hugo Capet, der Gründer einer Dynastie berühmter Herrscher, war gewissermaßen nur der Erste unter seines Gleichen. Alle auf ihn folgenden Könige haben gestrebt, die feudale Unabhängigkeit zu brechen und der Monarchie jene Gestalt zu geben, in welcher wir sie später erblicken. Alles wurde zu diesem Zwecke aufgeboten, die Gesetze des Feudalismus selbst, und eben so oft die Verletzung dieser Gesetze. Die großen Vasallen verschwanden alle vor dem kräftiger befestigten Principe der Erblichkeit der Thronfolge und vor einem permanenten, immerfort thätigen, gleich dem Throne erblichen Willen.

Jener Theil der Franzosen, welcher 1830 wieder zu Galliern werden wollte, hat sich in dieser Hinsicht über die Dynastie der Capetinger und der Bourbonen nicht zu beklagen gehabt; denn wenn die Spuren des Feudalismus noch im Jahre 1789 vorhanden waren, so kann man dieß sicherlich nicht dem Throne zur Last legen. In der Politik der Fürsten, welche ihn eingenommen hatten, konnte nichts an den feudalen Ursprung erinnern, welchen man dem Titel eines Königs von Frankreich zuschreiben wollte. Die

Könige hatten längst aufgehört über ein Familien-Erbgut zu regieren. Frankreich, welches das Vaterland aller Franzosen geworden, war nicht das Eigenthum des Herrschers; der Thron hatte sich gekräftigt, war unabhängiger geworden und stand fast für Jedermann gleich hoch; er hatte nichts von seinem alten Ursprunge beibehalten.

Sollte nicht vielmehr in diesem neuen Titel ein Princip persönlicher Knechtung gelegen haben? Denn wenn dieser Titel einen Sinn haben sollte, so mußte er nothwendig bedeuten, daß jeder einzelne Franzose dem Könige gegenüber gewisse Pflichten habe und ihm Gehorsam schuldig sei, und daß zwischen jedem Franzosen und dem Könige ein directes und bestimmtes Verhältniß bestehe; daß keine andere Autorität dazwischen treten dürfe, um dieses Verhältniß zu stören und zu trüben, und daß der König stets das Recht habe, jeden einzelnen Franzosen zur Erfüllung seiner Pflichten gegen seine Person aufzufordern. Wenn dieser Titel auch dieß nicht bedeutete, was wollte er dann sagen? Wenn im Gegentheile jener andere Titel eines constitutionellen Königs allen directen und unmittelbaren Beziehungen zum Throne eine Schranke entgegensetzt, was sollte jener Unterschied bedeuten, welchen man zwischen der Benennung „König von Frankreich" und „König der Franzosen" hat machen wollen? Müßte man nicht vielmehr in Gemäßheit des constitutionellen Princips zu dem Schlusse gelangen, daß wenn der Titel „König der Franzosen" im Augenblicke der Revolution existirt hätte, er es gewesen wäre, den man in den Titel „König von Frankreich" hätte abändern müssen, um alle bestehenden directen Beziehungen zwischen dem Könige und seinen ehemaligen Unterthanen selbst bis auf die Erinnerung verschwinden zu machen, da der constitutionelle Geist derlei Erinnerungen in keiner Weise dulden kann? Da man das Gegentheil gethan hat, muß eine andere Berechnung stattgefunden haben.

Die Revolution von 1830 ist in der Absicht gemacht worden, den auf die beiden Kammern entfallenden Antheil von Souveränität zu vergrößern, um die königliche Gewalt zu schwächen oder mehr zu beschränken. Es war ein republikanischer Einfall, aus dem Titel des Königs die zu unitarische Idee Frankreichs verschwinden zu machen. Den König, so wie man es durch den neuen Titel gethan, allen Franzosen allein gegenüberstellen, hieß dieß nicht die Natur des Mandats der zum Parlamente vereinigten Deputirten verändern? Eben so wie der Herrscher König der Franzosen war, eben so repräsentirten die Deputirten die Franzosen.

Unsere Bemerkungen über die Natur des Princips der Souveränität würden unvollständig sein, wenn wir dasselbe nicht auch aus dem Gesichtspuncte dieses neuen Verhältnisses betrachten wollten. Es kann nur von Nutzen sein zu zeigen, wie sehr dieses Princip dadurch nothwendig geschwächt werden mußte. Wir wollen daher noch einen Augenblick bei diesem Gegenstande verweilen.

Es liegt im Wesen der Souveränität, untheilbar zu sein. So oft die Mangelhaftigkeit einer im Werden begriffenen, oder die Verwicklungen einer bereits altersschwach gewordenen Civilisation das Bedürfniß herbeiführen, die Ausübung der obersten Gewalt einer Körperschaft zu übertragen, sie mag nun Senat, Reichstag, Parlament, Convent oder Directorium heißen, wird die Souveränität stets im Namen dieser Körperschaft als einer einheitlichen, moralischen Macht ausgeübt. So hieß es im Alterthume „Senatus populusque romanus,“ so hieß es in Frankreich „die National-Versammlung,“ „der Convent“, „das Directorium.“ In keinem römischen Gesetze hat man je gesagt „die Senatoren,“ eben so wenig als man in den zahllosen französischen Gesetzen jemals sagte: „die Conventsmitglieder“ oder „die Directoren.“ In Venedig war niemals von den Patriziern die Rede, welche seine mächtige Aristocratie bildeten; der Name der Republik allein gebot Ehrfurcht im

Namen des heiligen Marcus; der Rath der Zehn war es, welcher den Gehorsam auferlegte.

Als Napoleon darauf ausging, die Regierung an sich zu reißen, beging er keineswegs den Fehler, das Consulat den Augen Frankreichs als eine Einheit darzustellen; es war ihm nichts weniger als darum zu thun, eine moralische Körperschaft in das Leben zu rufen, welche von der Kraft seines Geistes gelebt hätte; er sprach von drei Consuln, und ward erster Consul in Erwartung des Augenblickes, wo er der Einzige sein würde. Selbst alle jene Menschen also, welche sich gegen die Concentrirung der Souveränität in einer einzigen Person am feindseligsten äußern, bringen deßungeachtet der Nothwendigkeit dieser Concentration eine unwillkürliche Huldigung dar, indem sie stets die Einheit als Basis des Ausdrucks nehmen, welcher ihnen als Symbol der Staatsgewalt gilt.

Man könnte allenfalls den großen Einfluß einer berathenden Versammlung auf das Gemüth der Menschen begreifen, wenn diese Versammlung bei verschlossenen Thüren beriethe, und wenn ihre Arbeiten als Acte ihrer Machtvollkommenheit promulgirt würden, ohne daß man jemals die Namen ihrer Mitglieder ausspräche, oder ihre Voten veröffentlichte.

Eine solche Versammlung würde alsdann als eine einheitliche, durch ihre weisen Resolutionen mächtige Intelligenz erscheinen; sie würde den allgemeinen Willen dem ihrigen unterordnen, und den Enthusiasmus, je nach ihren Werken wecken oder dämpfen können. Aber würde sich irgend Jemand zu behaupten getrauen, daß die Discussionen der modernen Versammlungen geeignet seien, ein ganzes Volk zu begeistern? Können Gesetzgeber, welche aus System gespalten sind, selbst wenn sie nicht durch die Verschiedenheit ihrer Principien und ihrer Ansichten gespalten wären — Gesetzgeber, von denen die einen beschränkte Köpfe und die andern nur zu oft leidenschaftlich sind, können solche Gesetzgeber Jedermann einen

gleichen Grad von Vertrauen einflößen und alle Gemüther auf dem Wege der Bewunderung oder der Ueberzeugung mit unwiderstehlicher Gewalt in einer und derselben Richtung lenken? Oder will Jemand etwa behaupten, daß Gesetze, welche öffentlich votirt werden, mit denen man fast Ball spielt, Ehrfurcht zu gebieten und den Gehorsam an sich zu fesseln vermögen? Wird die Macht dieser Gesetze durch die Discussionen, welche ihrer Promulgirung vorausgehen, nicht schon im Voraus entkräftet werden? Glaubt man, daß die Anzahl der Kugeln Bürgschaft dafür leiste, daß einem Gesetze gehorcht werde, das man im Voraus geschwächt hat durch die Argumente, wodurch man seine Abfassung zu bekämpfen oder sogar das Gesetz selbst zu hintertreiben gesucht hat? Und diese Urne des Scrutiniums, deren Name allein schon Ruhe herstellen sollte, gleicht sie nicht jener Büchse der Pandora, welche, als sie geöffnet wurde, Stürme und Ungewitter in die Welt hinaussendete? Sehen wir nicht heutzutage jene Stürme des Geistes ihr entsteigen, deren brausende Wogen, aufgewühlt durch alle Leidenschaften der Menschen, weitaus alle Gemüther in Aufregung bringen, Alles in endlose Verwirrung stürzen und Niemand mehr eine Hoffnung übrig lassen?

Eine Versammlung stellt eine zu complicirte Idee dar, um Enthusiasmus zu erregen, oder die Treue an sich zu fesseln. Die römischen Legionen eroberten die Welt im Namen der Republik; gleichfalls im Namen der Republik gingen die Franzosen in den Tod; sie dachten weder an die Conventsmitglieder, noch an die Directoren. Als das Kaiserreich kam, starben sie für den Kaiser; niemals ist es einem seiner Soldaten in den Sinn gekommen, zu rufen „es lebe das Kaiserthum," oder „es lebe der Kaiser der Franzosen." Er war für sie kurzweg der Kaiser, so wie er schlechtweg Bonaparte gewesen, bevor er Napoleon geworden. Er für sich allein war für seine Soldaten das personificirte Frankreich. Von

jeher hat ein Name, und zwar ein Name ganz allein, die Menschen am stärksten in Bewegung gebracht.

Man frage einen französischen Soldaten, ob er für die Franzosen des Departements des Landes in den Tod gehen wolle, oder für die Departements d'Indre-et-Loire, de Lot-et-Garonne, oder für jene des hautes Alpes, des basses Alpes, ob für jene der Pyrenäen und Vogesen; man nenne ihm alle Gewässer, die in Frankreich fließen, alle Berge, die dort ihr Haupt erheben, und er wird zur Antwort geben, daß er für keinen seiner Landsleute sterben wolle, daß er sie nicht kenne; aber daß er bereit sei, für Frankreich zu sterben, daß sein Herz und sein Leben seinem Vaterlande gehören. Aber wo ist das Vaterland? Ist es der Boden, der, wie Montlosier sagte, bei schönem Wetter nichts als Staub ist, und Koth wenn es regnet? Nein, ganz gewiß nicht! Das Vaterland ist jenes moralische Band, welches die Angehörigen eines und desselben Landes in einem und demselben Gefühle, in einer gemeinsamen Zuneigung umschlungen hält. Aber jedes Gefühl bedarf einer Personification, soll es nicht eine unfruchtbare, oder der Anarchie Vorschub leistende Abstraction bleiben.

Man werfe nur einen Blick auf die jüngste Geschichte Spaniens. Hat es etwa den Spaniern an Liebe zum Vaterlande gefehlt? Ging dieses Gefühl bei ihnen nicht sogar bis zur Verblendung? Aber es fehlte diesem ihnen so theuren Vaterlande an einer Personification, ausgestattet mit jener Einheitskraft, welche der ihrigen entsprochen hätte. Wo war dieses Vaterland? War es im Lager des Don Carlos, oder zu Madrid, in einer Wiege oder im Saale der Cortes? Und wer in diesem Saale hätte es repräsentiren sollen? Etwa jene Deputirten, welche fast alle für Spanien selbst noch ganz unbekannt waren? Da die Spanier nicht mehr wußten, wo dieses Vaterland zu finden, suchten sie es allenthalben unter Flintenschüssen; die einen forderten es von England, die anderen von Frankreich, und sie fanden es erst dann wieder,

als sie übereingekommen waren, insgesammt jener Persönlichkeit Gehorsam zu leisten, welche es repräsentiren sollte.

Hat es etwa den Polen an Vaterlandsliebe gefehlt? Sie sangen alle mit Enthusiasmus: „Noch ist Polen nicht verloren," und Polen ist verloren. Reicht es denn hin zum Leben, daß man nicht sterben wolle? Warum ist Polen also untergegangen? Warum hat es weder der Patriotismus noch der Muth, noch die unbegrenzte Aufopferung zu retten vermocht? Darum, weil es ihm an jenem Princip der Personification fehlte, welches in allen Herzen ein und dasselbe Gefühl weckt, und in allen Köpfen einen und denselben Gedanken. Das Princip der Wählbarkeit bot dem polnischen Throne eine allzu oft wechselnde und allzu unsichere Grundlage dar, und hat ihn zuletzt umgestürzt. Wo hatten die Polen ihr Vaterland? Etwa in jenen ewig stürmischen und tumultuarischen Landtagen, oder auf jenem Throne, welcher zuweilen verkauft, immer aber streitig gemacht wurde? Steht es nicht am größten und am schönsten in der Geschichte da zu jener Zeit, als sein Thron erblich war? Es ist nicht genug, für sein Vaterland zu sterben; man muß, bevor man stirbt, die Möglichkeit haben, ihm zu dienen, und für sein Vaterland zu leben. Wie aber ihm dienen, wenn man nicht weiß, wo seine wahren Interessen liegen?

Wenn das Princip der Wählbarkeit keinen einzigen Thron zu erhalten im Stande war, glaubt man, daß es jenen aus Wahlen hervorgehenden Versammlungen, in deren Schooß man heutzutage die oberste Gewalt verlegen will, mehr Ruhe, mehr Kraft und längere Dauer verleihen werde? Aendert das Princip seine Natur, wenn es, anstatt auf eine einzelne Person, auf Mehrere angewendet wird? Vermag all' das Bewegliche, Veränderliche und Leidenschaftliche eines Wahlsystems jenen freiwilligen und dennoch passiven Gehorsam, jene beständige Treue zu sichern, welche zur Existenz, wie zur Vertheidigung eines großen Staates erforderlich sind? Wem hätte der Franzose gehorchen sollen, wem treu sein?

der Pairskammer oder der Deputirtenkammer, oder ihrem Präsidenten? Oder etwa der Constitution? aber welcher? Man hat aus Furcht vor einer zu kräftigen und zu unabhängigen Autorität die Staatsgewalt theilen wollen, man hat die Souveränität in Bruchstücke zerfallen lassen; aber lassen sich Gehorsam und Treue dergestalt abtheilen? Können sie bruchstückweise existiren? Sie müssen vollständig sein oder sie existiren gar nicht. Eine halbe Treue, ein Viertel Gehorsam ist ein Unding. Aber ist es möglich, sie gegenüber einer getheilten Gewalt ungetheilt zu finden? Es dünkt uns, als ob die Geschichte der Gegenwart bereits an mehr als Einem Orte Belege dieser logischen Schwierigkeit darböte.

Der Titel „König der Franzosen" hatte diese Schwierigkeit für Frankreich noch gesteigert. So oft wir ihn aussprechen hörten, war es uns, als hörten wir zugleich die Schwerter klirrend auf die Schilder niederfallen; wir glaubten einen barbarischen Haufen von Bewaffneten vor uns zu sehen, der einen Anführer ausruft zum Behufe eines Eroberungs- und Raubzuges gegen die Schätze einer alternden Civilisation. Als Bonaparte sich zum Kaiser der Franzosen ausrufen ließ, geschah es gleichfalls unter dem Klirren der Schwerter der Consular-Garde. Er machte aus den Franzosen eine große Armee, welche seinen Thron hielt und Europa verheerte. Als sein Schwert gebrochen, seine Armee vernichtet war, stürzte auch sein Thron zusammen; denn er hatte keine andere Grundlage als seine Macht; Frankreich verhielt sich stumm.

Die Civilisation hat zwischen den einzelnen Angehörigen eines und desselben Volkes eine zu große Verschiedenheit erzeugt, als daß ein Collectivausdruck moralisch genommen richtig sein könnte. Man sagt mit Recht und man kann nicht anders sagen, „die Kirgisen, die Tartaren, die Araber, die Mongolen," weil alle ohne Ausnahme Hirten und gelegentlich Krieger sind. Man sagt mit Recht „die Jesuiten, die Dominicaner," weil alle überall dasselbe

Kleid tragen, und dieselbe Lebensweise führen, alle dasselbe lernen, lehren und sprechen. Aber ungeachtet des Titels der Constitution, wo das Wort „Gleichheit“ zwischen den Wörtern „Freiheit“ und „Brüderlichkeit“ angebracht ist, müssen wir fragen: Besteht eine Gleichheit zwischen einem französischen Schafhirten und zwischen dem Präsidenten der Pariser Akademie der Wissenschaften? zwischen dem Franzosen, der allabendlich auf den Brettern den Helden spielt und demjenigen, dessen ganzes Leben eine Heldenlaufbahn bildet? zwischen dem Franzosen, der Gesetze verfaßt und demjenigen, der kaum Verstand genug hat, um sie zu verstehen und ihnen Gehorsam zu leisten?

Damit also der Collectivausdruck, welcher das Wesen so verschiedenartiger Individualitäten umfassen soll, richtig sein könne, darf er nichts an sich tragen, was der Idee der Individualität angehört. Der einfache und natürliche Ausdruck „Frankreich“ entspricht diesem Erforderniße.

Frankreich bringt den Hirten hervor und den Gelehrten, den Komödianten und den Helden, so wie es Orangen und Holzäpfel liefert, so wie es die reichsten Prachtstoffe erzeugt und die geringen Flaschen, in welchen es seine edelsten Weine ausführt.

Seitdem die Souveränität sich nicht mehr in roher und materieller Gewalt äußert, wie sie im Mittelalter jeden Willen durch den Zwang gebrochen hat, seitdem sie sich zur Höhe ihres Princips, eines moralischen Princips, erhoben, seitdem hat ihre Stellung einen abstracten Charakter angenommen, vor dessen Größe alle Individualitäten verschwinden, und in Folge dessen der Repräsentant dieses Princips mit weit größerer Ehrfurcht umgeben wird und bei weitem gleichmäßigeren Gehorsam findet, als der Zwang allein ihm zu verschaffen vermochte. Aber dieser abstracte und darum nothwendigerweise centralisirende Charakter läßt keine Theilung der Souveränität zu.

In England scheint die Staatsgewalt getheilt zu sein, weil sie dort noch ganz feudaler Natur ist; der Gehorsam hat daselbst nicht gleiches Maß für alle. Dort aber, wo jede Spur des Feudalwesens vernichtet ist, dort wo das Princip der Souveränität in gleichem Grade alle Stellungen beherrscht, dort ist ihre Theilung unmöglich.

Die Souveränität hat Schranken nothwendig; aber Schranken sind keine Theilung.

Das Wort „Frankreich" drückt die Zusammenfassung aller Individualitäten in einen und denselben Begriff aus, nämlich den Begriff des Vaterlandes, sowie der Ausdruck „König" die gleichzeitige Zusammenfassung des Princips der Souveränität und der Personification des Landes bedeutet. Die Vereinigung dieser beiden Wörter ergibt also den einzigen Titel, der eben so für Frankreich als für den König passen konnte.

Zu den Wörtern, welche die meisten Stürme bereits erregt haben und noch erregen, gehört insbesondere das Wort „Freiheit."

Es bedarf einer langen Vorbereitung der Gemüther, damit eine Idee, welche durch ein einziges Wort dargestellt wird, eine so mächtige Gewalt erlangen könne. Es gibt Worte, welche, ohne jemals aus dem Wörterbuche der Nationen gestrichen worden zu sein, oft Jahrhunderte lang ohne die geringste Wirkung bleiben. Sie entzünden keine Leidenschaft, wenn sie nicht einer bereits vorhandenen Disposition des Gemüthes oder des Verstandes entsprechen. Darum sehen wir auf ganze Generationen, welche ihren Glauben mit aller Aufopferung des Fanatismus vertheidigt haben, unmittelbar solche folgen, welche durch ein Gefühl der Toleranz zum Indifferentismus geführt werden. In Monarchien, welche seit Jahrhunderten bestehen, begreift man den Enthusiasmus des Republikanismus nicht. In dieser historischen Strömung nach entgegengesetzten Richtungen liegt der augenfällige Beweis, daß keine Idee für den Menschen einen absoluten Werth hat, sondern daß ihr

Einfluß, oder der gänzliche Mangel dieses Einflusses relativ, von allen den moralischen Verhältnissen abhängt, welche die Eigenthümlichkeit einer jeden Epoche bilden.

Wenn man daher das Vor- oder Zurückschreiten eines Volkes verstehen will, muß man vor Allem die positive Bedeutung einer Idee analysiren, und sodann ihren relativen Werth studiren. Wer das Wort „Freiheit" einer solchen Prüfung unterzieht, muß vor Allem über den dem Princip der Freiheit gebührenden Platz sich klar zu werden suchen.

Kann dieses Princip ein Urelement, ein Zeugungselement der socialen Organisation sein?

Das Princip der Freiheit liegt im Menschen; es ist moralisches Gesetz des Individuums; daher auch seine Thätigkeit individuell bleiben muß. Jeder Mensch benützt seine Freiheit, wie er will, nach Maßgabe seiner Intelligenz, stets aber auf seine Gefahr und Verantwortlichkeit. Die Freiheit ist ein Gut, das allen Menschen gleichmäßig gehört. Aber ihr Gebrauch kann niemals durch ein allgemeines Gesetz geregelt werden; gewöhnlich begnügt man sich bloß damit, ihr im Interesse Aller Schranken zu setzen. Der weiteste Ausdruck, um ihre Stellung zu bezeichnen, ist der, wenn man sagt, daß Alles gestattet sei, was das Gesetz nicht verbietet.

Die Freiheit als politisches Princip ist keine Nothwendigkeit; sie ist oder sie ist nicht; sie vermag sich nur ihrem Princip gemäß zu äußern, welches individuell ist, und muß folglich stets individuell sein. Die politische Freiheit ist eine Ausnahmsstellung, eine Befreiung von einem allgemeinen Princip, das höher steht als sie, und vor ihr existirt.

Die Freiheit läßt sich nicht erobern, denn sie würde alsdann die stärkere sein, die oberste Gewalt selbst sein, und sich nothwendigerweise in die Souveränität verwandeln und als solche beurkunden. Deßhalb sagt Guizot: „Freiheit ist Theilnahme an der Staatsgewalt," aber alsdann muß es heißen: „die politische Frei-

heit;“ dieß ist ein engerer Begriff, der etwas ganz anderes bedeutet.

Die Geschichte aller Zeiten, insbesondere aber die Geschichte unserer Tage liefert den Beleg für diese logische Thatsache. Je kräftiger organisirt der sociale Zustand eines Staates ist, desto größere Beschränkungen muß die individuelle, also diejenige Freiheit erleiden, welche die Mehrzahl der Menschen zu erlangen streben und als ein Recht fordern. Diese Beschränkungen lassen sich in keine allgemeine Form zusammenfassen und treffen auch nicht Jedermann in gleichem Maße, weil dieß dem Princip der Individualität der Freiheit widersprechen würde. Die Freiheit ändert sich also nach Verschiedenheit der individuellen Stellungen. Darum stimmt der alte Ausdruck „Freiheiten“ mehr mit der Wahrheit überein, als der Ausdruck „Freiheit,“ welcher aus ihr ein allgemeines, Jedermann in gleichem Maße berührendes Gesetz machen will. Wenn die politische Freiheit ihrem ursprünglichen Mandate treu bleiben will, so muß sie darüber wachen, daß die individuelle Freiheit vor Eingriffen sicher gestellt werde, welche andere Gewalten gegen sie versuchen könnten.

Es handelt sich nun darum zu zeigen, daß es ein Irrthum sei, wenn man aus der individuellen Freiheit ein Regierungsprincip machen will, während sie nur eine bloße Consequenz sein kann.

Die Freiheit, im absoluten Sinne des Princips, welchen man ihr unterschieben will, ist nichts weniger als geeignet, die Grundlage irgend welcher socialen Organisation zu bilden, sie würde dieselbe im Gegentheile zersetzen, oder ihre Bildung verhindern. Sie steht ihrer Natur nach im Gegensatze zur Civilisation, welche in dem Maße, als sie sich mehr entwickelt, alle Rechte mit jedem Tage mehr zu beschränken strebt, während das Wesen der Freiheit gerade darin besteht, daß sie ihre Rechte über alle andern stellt, und sie von allen Hindernissen zu befreien sucht, welche man ihnen in den Weg legen möchte. Diese Stellung, welche die Frei-

heit annehmen will, bildet den Grund der Agitation, von welcher sie begleitet wird. Sie will sich nie und Niemanden unterwerfen, denn von dem Augenblicke an, als sie es thut, ist sie nicht mehr frei; sie ist weder zum Gebieten noch zum Gehorchen gemacht. Dergestalt wäre ihre Existenz beschaffen, wenn man die Freiheit im absoluten Sinne nimmt. Aber so wie im menschlichen Leben überhaupt nichts Absolutes bestehen kann, ebenso wenig kann es die Freiheit. Für ihre Existenz als absolutes Princip wäre nur dann eine Möglichkeit vorhanden, wenn es in der Welt weder eine oberste Gewalt noch einen Gehorsam gäbe. Aber alsdann würde es auch keinen socialen Zustand geben; alsdann wäre bloß der Urmensch vorhanden, der isolirte Mensch, ohne Pflichten wie ohne Rechte; dann würde es bloß einen Menschen geben, aber keine menschliche Gesellschaft.

Da nun die Freiheit nur auf eine Art existiren kann, welche die Möglichkeit eines socialen Zustandes ausschließt, so kann sie kein Lebensfactor desselben sein. Dennoch enthält ihre beständig zwischen Herrschaft und Gehorsam schwebende Stellung in sich den Keim der Entwicklung des socialen Zustandes, durch den natürlichen Wechsel von Wirkung und Gegenwirkung, welchen sie zwischen diesen beiden Principien erzeugt. So steht sie denn da als eifersüchtige und wachsame Schildwache und ruft der Macht beständig zu, daß sie nicht ungerecht sein solle, und anderseits dem Gehorsam, daß er etwas Ungerechtes nicht vollziehen dürfe. Das Ineinandergreifen dieser drei Elemente bildet das Leben aller Staaten, welche Form sie auch haben mögen.

Man unterdrücke in einem Staate die oberste Gewalt oder den Gehorsam, und es wird augenblicklich um seine Existenz geschehen sein. Man nehme ihm die Freiheit, das heißt, jenes zwischen den beiden andern liegende Element, und er wird fortbestehen können; die Freiheit ist also nichts Nothwendiges, sondern bloß eine größere Entwicklung der socialen Ordnung.

Ein Volk, welches die individuelle Freiheit zum ersten Princip seiner Existenz erheben will, versucht etwas Unmögliches; es kehrt die natürliche Ordnung um, indem es eine Consequenz den beiden Principien voranstellt, aus welchen allein diese sich ergeben kann. Diese individuelle Freiheit ist demnach nicht nur allein kein nothwendiges Element des Staatslebens, sondern im Gegentheile nur das Gefühl einer bevorzugten Stellung. Darin liegt der Grund, warum das Gefühl dieser Freiheit nur gleichzeitig mit der Existenz der Sclaverei seine höchste Spannung erreicht hat. Der Mensch muß sich in Vergleichung mit anderen stellen können, um sich frei zu fühlen, denn Gesetz und Bedürfniß legen ihm trotz seines Freiheitszustandes jeden Augenblick Verbindlichkeiten auf. Es handelt sich hier immer um eine privilegirte Stellung. Wenn daher der Mensch in seinem eigenen Lande nicht mehr wagen darf, sich einem Gefühle von Bevorzugung hinzugeben, wenn eine falsche Richtung der socialen Bewegung dort Alles zur Nivellirung treibt, dann fängt er an sich mit einem andern Lande zu vergleichen, und alsdann nimmt er auch wieder seinen Hochmuth an; wenn er nicht mehr der Privilegirte unter den Seinigen ist, will er der Privilegirte unter den Nationen sein.

Die beiden großen freien Völker des Alterthums bezeichneten alle übrigen mit dem gemeinschaftlichen Namen „Barbaren", und auf diese Distinction hin erlaubten sie sich gegen dieselben Ungerechtigkeiten aller Art. Jene der Neuzeit haben von diesen beiden Völkern das Wort Freiheit in dem absoluten Sinne entnommen, welchen man ihm beilegen will und welcher daraus ein Princip machen soll.

Aber wir wollen nicht bei den Völkern des Alterthums um Beweise suchen gegen die Meinung, welche wir bekämpfen; wir fassen diese Völker nicht so gut auf als die modernen. Die Bewegung ihrer Civilisation war von dem Gange der unsrigen verschieden; sie erstreckte sich nicht bis auf die letzten Classen der

Bevölkerung. Die Sclaverei verlieh der Freiheit eine andere Bedeutung. Die Menschen zerfielen in Folge derselben in zwei große Abtheilungen von verschiedenen Sitten und entgegengesetzten Interessen; die eine herrschte durch den Besitz der Güter, welche die Stärke verleiht, und durch die Cultur der Intelligenz, welche dieselben geltend zu machen versteht; die andere war unterjocht in Folge ihrer materiellen Dürftigkeit und ihrer moralischen Armuth.

Gewalt und Gehorsam standen damals in ganz andern Verhältnissen zu einander, als heutigen Tages. Die von den sogenannten freien Regierungsformen ausgehende Bewegung erstreckte sich nicht auf die Gesammtheit der Bevölkerung; die durch sie bewirkten Erschütterungen waren zu ertragen, weil sie auf die freien Classen beschränkt blieben. Als aber die älter gewordene und weiter vorgeschrittene Civilisation in die Schichte der Sclaven durchzudringen begonnen hatte, da begannen sich auch Gefahren zu äußern, von welchen man bis dahin keine Ahnung gehabt. Die römische Republik gerieth in eine der größten, welche sie je bedroht hatten, durch den sogenannten socialen Krieg oder Krieg der Sclaven gegen die Freien, nämlich durch den Krieg der mittelst Waffengewalt zum Gehorsam Gezwungenen, welche durch Gesetze in dieser Stellung erhalten wurden, ohne zu den Rechten der Bürger zugelassen zu werden. Die Idee der Gleichheit unter den Menschen trat bereits als eine Prätension auf; sie sollte bald darauf zum Princip werden. Spartacus ging der Ankunft Jesu Christi nur um ein Jahrhundert voraus. Aber die Gleichheit des Evangeliums ward nicht für diese Welt gepredigt; im Gegentheile ist die Logik niemals mehr verletzt und beleidigt worden, als durch die Zusammenstellung der beiden Wörter „Freiheit“ und „Gleichheit“ welche zwei einander geradezu entgegengesetzte Begriffe bezeichnen, und die man dennoch seit langer Zeit beständig zusammen aussprechen hört.

Das Wesen der Freiheit besteht in dem Vermögen, alles werden zu können, was sie durch die Benützung ihrer eigenen Macht zu werden im Stande ist; in dem Vermögen, alles thun zu können, was sie durch den Gebrauch ihres eigenen Willens zu thun vermag. Die Freiheit ist ein Gesetz der Entwicklung, der Vergrößerung, der Veredlung, mit Einem Worte ein Gesetz des Fortschrittes; denn Niemand würde seine Freiheit verwenden wollen, um sich zu verkleinern, zu verringern, um ärmer an Gütern, dürftiger an Geist, beschränkter an Intelligenz zu werden.

Die Gleichheit dagegen ist ein Gesetz des Hindernisses und der Beschränkung. Sie hat das Princip, nichts zu überragen und nichts zu dulden, was über sie hinausragt. Sie ist daher ein Gesetz der Verminderung, der Verringerung und der Erniedrigung, denn das Niveau läßt sich nur am niedrigsten Punkte finden.

Die Freiheit ist ein Princip der fortschreitenden Bewegung, während die Gleichheit sich nothwendig nur im Kreise bewegt; und dennoch werden diese beiden Wörter unaufhörlich zusammengepaart. Ueber die Bedeutung der Freiheit täuscht man sich indessen nur insofern, als man überspannte Forderungen an sie stellt, und ihre doppelte Natur als individuelle und als Collectiv-Freiheit confundirt; dagegen irrt man sich ganz und gar, wenn man von Gleichheit spricht.

Was man auch immerhin denken möge über die Ungleichheit des Looses der Menschen und über die größere oder geringere Möglichkeit, ihr abzuhelfen, so wird doch Jedermann einsehen müssen, daß es eine Art von Ungleichheit gibt, auf welche kein Gesetz einzuwirken vermag, nämlich jene der Intelligenz. An dieser Ungleichheit müssen alle Theorien scheitern, denn eben die Intelligenz erzeugt all' die verschiedenen Grade von Ueberlegenheit — jene des Wissens, der Macht des Reichthums. Wofern man also nicht das gesammte Menschengeschlecht zur vollständigsten Verwilderung verurtheilen will, kann man durchaus nicht die Möglichkeit

einräumen, die Intelligenz an der Erzeugung jener Ungleichheiten zu hindern, zu denen alle Keime in ihr liegen.

In Folge der absoluten Unmöglichkeit, irgend ein Gleichheitssystem aufzustellen, und um die Schreier zu befriedigen, welche ewig darnach verlangen werden, hat man zuletzt die Formel der „Gleichheit vor dem Gesetze“ erfunden. Allein diese Formel, welche in unseren Gesetzbüchern von heute als einer ihrer Grundpfeiler eine Stelle gefunden, drückt einen grundfalschen Gedanken aus, und gerade in dem, was das Wesen des Gesetzes ausmacht, liegt der Beweis für ihre Unrichtigkeit.

Hat denn nicht gerade die unübersteigliche, unvertilgbare Ungleichheit der Menschen das Bedürfniß nach Gesetzen erzeugt? Wenn alle Menschen gleich schlecht wären, so würde ein gesellschaftlicher Zustand unmöglich sein; sie würden alsdann in der Wildniß leben, gleich den reißenden Thieren. Wären sie alle gleich gut, so würde die Erde ein Paradies sein. Aber eben weil sie alle ungleich sind an Verstand und Charakter, an Leidenschaften und Neigungen, bedurfte es der Gesetze.

Was bezwecken eigentlich die Gesetze? Sie sollen den Schwachen schützen gegen den Starken, den Armen gegen den Reichen, der ihn durch seinen Reichthum unterdrücken möchte; sie sollen den Einfältigen schützen gegen die geistige Ueberlegenheit, die ihn betrügen würde; den Rechtschaffenen und Wahrhaften schützen gegen alle die Kunstgriffe der Gewinnsucht und der Chicane. Sobald zwei Personen vor Gericht erscheinen, geschieht es in der Voraussetzung, daß die eine von beiden unschuldig, die andere aber schuldig sei. In ihrer angebornen natürlichen Ungleichheit, welche die Erziehung nicht zu beseitigen vermochte, liegt der Grund der Ungleichheit ihrer Handlungen. Der Text des Gesetzes kann daher um so weniger alle Menschen als gleich betrachten, als dieses sich selbst aufheben würde, wenn sie wirklich gleich wären. Die einzig mögliche Gleichheit ist also jene des Gesetzes. Als solche wird sie

auch von allen Helldenkenden aufgefaßt. Warum aber alsdann eine Formel bestehen lassen, welche im Irrthume bestärkt und einer Leidenschaft schmeichelt, ohne sie jemals befriedigen zu können?

Alle Menschen haben ein gleiches Recht auf den Schutz des Gesetzes, aber weit entfernt die Gleichheit zu verkünden, ist es im Gegentheile Zweck der Gesetze, die Ungleichheit, nämlich immer den Schwachen gegen den Starken zu schirmen.

Alle Staaten des Alterthums sind untergegangen, weil ihnen das Princip der Rechtsgleichheit fehlte. Unter der Herrschaft eines allzu ausschließlichen Nationalitäts-Gefühles und bei der Gewohnheit, die im Kriege Besiegten zu Sclaven zu machen, fand sich der Widerstand bis zur Vernichtung gesteigert. Es galt siegen oder sterben. In diesem Kampfe sind alle zu Grunde gegangen. Zur Zeit ihrer Allgewalt, nachdem sie alles zerstört oder unterjocht hatten, begannen die Römer die zur Existenz eines Volkes erforderlichen Eigenschaften einzubüßen, und ihr Verfall machte trotz ihrer Macht reißende Fortschritte.

Aber unter den christlichen Nationen hat die Bezeichnung als freies Volk aufgehört, ein ausschließlicher Titel zu sein. Seitdem die Sclaverei der Alten nicht mehr existirt, insbesondere aber seitdem die fortschreitende Entwicklung der christlichen Gesittung ein Gefühl der Brüderlichkeit unter den Menschen erzeugte, das sie einander näher bringt und das Loos der Massen fast gleich gemacht hat, seitdem werden die Unterschiede einzig und allein nach den Graden der Civilisation gemessen, und Völker, welche weiter vorgeschrittenen Formen huldigen, erlauben sich daher nicht mehr den andern gegenüber den Ausdruck Barbaren zu gebrauchen; aber ihr Ueberlegenheits-Gefühl kehrt sich gegen die Regierungen; diese werden nun despotisch gescholten und gegen sie will man Leidenschaften aufstacheln.

Zwei falsche Principien bringen Europa in Aufruhr. Das eine besteht darin, die Völker von ihren Regierungen zu trennen,

gleichsam als wären diese eine ihnen feindselige Gewalt. Das zweite besteht darin, die Regierungen in zwei Kategorien zu scheiden, und die eine der andern im Geiste der Unvereinbarlichkeit entgegen zu setzen.

Insofern diese beiden Principien auf theoretischem Wege aus den Lehren einer übelverstandenen Freiheit hervorgehen, die sich als erstes Element des gesellschaftlichen Zustandes geltend machen will, während sie doch nur das Product seiner natürlichen Entwicklung sein kann, ist es von Wichtigkeit zu erfahren, auf welche Art und Weise sich dieselben im Geiste unserer Epoche historisch festgestellt haben.

Die Engländer haben unter den modernen Völkern zuerst die Bahn der Neuerungen betreten.

In allen katholischen Staaten, wie solche im Mittelalter sich herausgebildet hatten, gab es eine Schranke gegen die politische Machtvollkommenheit der Fürsten. Die von der Staatsgewalt unabhängige kirchliche Behörde nahm die Partei der Schwachen und vertheidigte ihre Rechte mit dem Evangelium in der Hand. Der Fürst und der Unterthan hatten sich beide mit ihrem Gewissen vor einem und demselben Richterstuhle zu stellen. Das religiöse Princip bildete nicht nur allein eine Grenze gegen die politische Macht, sondern die Völker beruhigten sich auch bei dem Gedanken, daß der Fürst diese Grenze in seinem eigenen Gewissen fände.

Mit dem Protestantismus überkam der Mensch eine größere Unabhängigkeit, er wurde der alleinige Richter seiner eigenen Handlungen, und seine Absicht entschuldigte ihn häufig da, wo ein fremder Richter ihn verurtheilt haben würde. In dem Gefühle der Selbstständigkeit seines eigenen Gewissens fand Jedermann zugleich den Beweis, daß auch der Fürst die seinige erlangt hatte, und von nun an ward der Wunsch rege, ihm in anderer Weise Schranken gesetzt zu sehen. Auf diese Art machte sich das Bedürfniß nach politischer Freiheit fühlbar.

Die dem Protestantismus eigene Gewohnheit, das Princip der Autorität zu untersuchen, vor Allem aber der defensive Wunsch, den religiösen Zügel, welchen der Katholicismus den Fürsten anlegte, durch Rechtsnormen zu ersetzen, hat zu den politischen Umwälzungen geführt.

Obgleich der Protestantismus Jedermann dem Richterstuhle seines eigenen Gewissens überantwortet hatte, blieb es dessen ungeachtet doch nicht minder nothwendig, die neue religiöse Ordnung bestimmten Regeln unterzuordnen, und von einer gegebenen Richtung abhängig zu machen. Denn trotz aller Uebertreibungen der Idee der moralischen Emancipation, kann dennoch nichts unter den Menschen bestehen ohne den Beistand einer Autorität. Die Ordnung heischt eine Regel, die Regel heischt ein Gesetz und das Gesetz einen Gesetzgeber. Darum übertrug man überall auf die Fürsten jenes Maß religiöser Machtvollkommenheit, deren der Protestantismus zu seiner Befestigung bedurfte.

England war das erste Land, das vollständig protestantisch wurde. Bei dem gleichzeitigen Besitze einer doppelten, nämlich religiösen und politischen Autorität, würden daher die Könige von England mit einer noch willkürlicheren und noch unumschränkteren Gewalt bekleidet gewesen sein. Man hat es gesehen, wie Heinrich VIII. sie gebraucht und gemißbraucht. Darum empfand man in England lebhafter als in irgend einem andern Lande das Bedürfniß, der Macht des Fürsten Gränzen zu ziehen. Deßhalb begann nun die politische Tribune an die Stelle jener Kanzel der Wahrheit zu treten, von welcher herab Männer von Wissen und Muth Völker und Fürsten zugleich über ihre Pflichten belehrten. Die Unruhen im Lande nahmen einen zweifachen, religiösen und politischen, Charakter an, und diese doppelte Umwälzung wurde später durch die Vertreibung des regierenden Hauses vollbracht.

Das neue Königthum ließ sich leichter Gesetze dictiren. Die neue religiöse Stiftung hatte vom Katholicismus die hierarchische

Form beibehalten, und gewann dadurch festeren Bestand als in den übrigen protestantischen Ländern. Der neue Thron und die neue Kirche standen beide für das gleiche Princip ein und wurden integrirende Theile eines politischen Systems, dessen Hauptmacht in der Aristocratie lag, deren Schöpfung es war.

Indessen bekannte sich nicht die gesammte Aristocratie zu denselben Ansichten über die Natur der souveränen Autorität, sondern sie war in zwei Parteien gespalten, welche seither einander ohne Unterlaß die Gewalt streitig machen. Dieser Zustand immerwährenden Bürgerkampfes wurde durch eine Fiction, welche man mit dem Namen „Opposition“ beehrte, legal gemacht. Diese Fiction aber war nur dadurch möglich, daß man den Kampf streng auf den Kreis der mächtigen und wenig zahlreichen Aristocratie beschränkte. Es wurden daher für diesen politischen Zweikampf, dessen Preis die Gewalt war, Bedingungen festgestellt. Der Wahlplatz war abgeschlossen, die Kampfregeln durften nicht verletzt werden; es war ein legislatives Turnier, der König war der Kampfrichter, und das Volk klatschte dem Sieger Beifall, ohne daß es jemals zur Theilnahme am Streite aufgefordert wurde. Ungeachtet der Divergenz der Principien, welche stets derjenigen Partei die geheime Unterstützung von Seite des Thrones sicherte, deren Grundsätze ihm günstiger waren, kämpfte man doch mit gleichen Waffen, nämlich mit den Waffen der Aristocratie. Die Ueberlegenheit der Intelligenz entschied allein den Sieg, welcher dem Lande dafür Bürgschaft leistete, daß es von den Tüchtigsten regiert werde.

Aber heutzutage hat eine Partei, die es müde war, sich zu lange von der Gewalt ausgeschlossen zu sehen, die Gesetze des Kampfes verletzt. Die Opposition hat die Waffen gewechselt, man hat andere Principien vertheidigt; die Schranken des Turnierplatzes sind umgeworfen worden; man hat das Volk, das bloßer Zuschauer des Kampfes hätte sein sollen, zum Bundesgenossen genommen. Die Angreifenden sind endlich zur Regierung gelangt. Allein

diese ehemalige Opposition, die ihre alten Widersacher mit Hülfe neuer Principien besiegt, ist nicht mehr frei in ihren Bewegungen, und kann die Gewalt nicht mehr so verwenden wie sie es möchte. Vorwärts getrieben von der Menge, deren Beistand sie angerufen, wird sie genöthigt, zur Abtragung des alten Baues zu schreiten, zu welchem sie selbst gehörte. Noch thut sie es methodisch; sie möchte die zertrümmerten Schranken wieder aufrichten und das Volk außerhalb des Kampfplatzes erhalten; sie macht Concessionen, um es zum Stehen zu bringen. Wird sie es noch lange zu thun im Stande sein? Sobald sie Widerstand leisten und die Vertheidigung der Regierungsgewalt wieder aufnehmen wollen wird, muß England allen Consequenzen jenes Princips anheimfallen, welches das Volk auf die eine Seite und die Regierung auf die entgegengesetzte reiht. Die Whigpartei, welche so lange der Advokat des Volkes gewesen, hat dieses Princip als eine Oppositions-Waffe geschaffen; es sollte eine Fiction bleiben, hat aber aufgehört eine solche zu sein. Wie gefährlich es ist, davon liefert das heutige England den Beweis. Aber dieser Beweis der Gefahr kommt zu spät.

Hingerissen von dem Beispiele eines gekünstelten Zustandes, welchem der hohe Flor Englands fälschlicher Weise zugeschrieben wurde, hat man den Mechanismus der englischen Constitution allerwärts zum politischen Glaubensartikel erhoben. Man hat die Opposition gegen die Regierung als ein Recht aufgestellt und solch' einen fortwährenden Angriffszustand legal gemacht. Man ist Mitglied der Opposition, wie man Mitglied des Ministeriums ist. Der erstere Titel ist sogar noch ehrenvoller, sieht er doch aus nach einer unentgeldlichen Dienstleistung zum Nutz und Frommen des Unterdrückten!

Ein solcher Zustand der Dinge konnte einmal bestehen, unter der Bedingung, daß das Volk bloß seinen Namen zum Kampfe herleihen, aber niemals selbst daran Theil nehmen würde; aber er war auch nur in England möglich, wo die Aristocratie das Ver-

trauen des Volkes genoß, weil sie seine Interessen Jahrhunderte hindurch gegen den Thron vertheidigt hatte. Es war das eine auf lange Antecedentien gegründete Opposition, bei welcher die Parteien sich über ihre Rollen geeinigt hatten; daher man ihr auch den Namen „constitutionelle" Opposition beilegte.

Sie hat aber ihre Rolle ausgespielt. Durch die Aenderung der Bedingungen des Kampfes ist sie factiös geworden, gleichwie sie es in allen jenen Ländern ist, welche es England nachthun gewollt.

Wir wollen in der That einmal sehen, was für Resultate durch die englischen politischen Formen sich für Frankreich ergeben haben.

Während die constitutionelle Bewegung in England durch Verhältnisse geregelt wird, welche diesem Lande eigenthümlich, von dieser Regierungsform unabhängig sind und bereits vorhanden waren, ehe dieselbe sich dort entwickelt hatte, fand sie in Frankreich kein derartiges Element mehr vor, denn diese waren daselbst längst zerstört worden. Die Bewegung ward daselbst lediglich zur regellosen Agitation, weil es in Frankreich an Schranken gebrach, welche sie dämmen und im Bereiche der Fiction hätten festhalten können. Die als legal ausgerufene Opposition war daselbst immer factiös, sie versetzte sich immer in das Volk, welches sie zum thätigen und obligaten Bundesgenossen nahm. Wie hätte die Regierung widerstehen mögen?

Nach all' den aufeinander gefolgten Abwechslungen von Volks- und Soldatenherrschaft gewann es einige Augenblicke lang den Anschein, als würde die Wiedereinsetzung der Bourbonen dieses constitutionelle Spiel regeln können. Allein die Principien heischen ihre Consequenzen. Das fortwährend zur Theilnahme an diesem Kampfe berufene Volk versetzte die Regierung in jene Erschütterungen, welche mit der Bewegung von derlei Massen nothwendig verbunden

sind, daher jene beständig wachsende Aufregung bis zum Sturze der Regierung im Jahre 1830.

Nunmehr kamen die Doctrinäre, jene politischen Träumer, welche gründlich zu sein wähnen, weil sie ihre Grundsätze der philosophischen Geschichtsforschung entnehmen, dabei aber die Staaten in Folge ihrer unrichtigen Doctrinen in Aufruhr versetzen, und wollten in Frankreich eine zweite Vorstellung der englischen Revolution aufführen. Ihres Dafürhaltens brauchte man ein abhängiges Königthum, und um es zur Abhängigkeit zu bringen, sollte es mitschuldig werden.

Ludwig Philipp gab sich mit ungewöhnlicher Gewandtheit dazu her, die Parodie Wilhelms I. abzuspielen. Der erste Act war gelungen, für die übrigen aber fehlte es der französischen Nachbildung an den jenen des englischen Drama's entsprechenden Elementen.

Die anglicanische Kirche hatte sich um den Thron geschaart, mit welchem sie die Aehnlichkeit des Ursprunges und die Gleichförmigkeit der Glaubenslehren theilte. Die Aristocratie verfocht ebenfalls das Princip der Usurpation, weil sie diese Gelegenheit benützte, um zu ihrem Vortheile den bei weitem größten Theil der königlichen Macht zu usurpiren.

Die katholische Kirche in Frankreich hingegen war zu keiner Zeit und wird auch niemals solchen Principien hold sein können, welche den Grundsatz permanenter Usurpation aufstellen wollen. Ludwig Philipp entbehrte darum ihrer Unterstützung. Dieser Geist des Clerus war bekannt. Um das Volk seinem Einflusse zu entziehen, mußte es irreligiös werden. Somit hatte man die Arbeit von ehemals wieder begonnen.

Nichts derart war in England geschehen. Man hatte das religiöse Princip gewechselt, ohne es zu zerstören, es war daselbst sogar noch kräftiger geworden und stieg bis zum Fanatismus. Dergestalt war der englische Clerus für den neuen Thron nicht nur allein ein Bundesgenosse, für dessen Aufrichtigkeit ein gemein-

schaftlicher Ursprung Bürgschaft bot, sondern zugleich ein mächtig mitwirkendes Organ, welches ihm den Gehorsam des Volkes sicherte.

In Frankreich gab es keine politische Körperschaft mehr, mächtig genug, um dem neuen Throne eine Stütze zu bieten. Die Aristocratie, als politische Macht bereits seit zwei Jahrhunderten gebrochen, hatte bloß vereinzelte Erinnerungen und äußerte diese lediglich in der Gestalt von Ansprüchen, welche die übrigen Classen nicht mehr gelten lassen wollen; sie ist den populären Doctrinen feind und besitzt kein Mittel, um sie zu bekämpfen.

Ludwig Philipp, der nicht auf den Schildern der Soldaten, sondern auf den Schultern der Industriellen den Thron bestiegen, er, der dem Volke schmeichelte, ohne volksthümlich zu sein, konnte sich die Anhänglichkeit jener Elemente der alten Aristocratie nicht erwerben, die doch noch bis zur Stunde einen großen Theil des Bodens als Eigenthum besitzt. In Folge der englischen Formen sah er sich daher ganz allein jener legalen Opposition gegenüber gestellt, die im Namen des Volkes spricht, die seine sogenannten Rechte, seine angeblichen Interessen vertritt und es zum Kampfe auffordert. Man hat es gesehen, wie bereitwillig das Volk so häufig diesem Aufrufe Folge geleistet.

An die Spitze der Regierungsgewalt gestellt, konnte jedoch der neue König keine andere Sprache reden als die der Regierung; das heißt, er forderte Gehorsam. Wenn er welchen fand, so verdankte er es einzig und allein seiner Gewandtheit; seine Stellung hätte nicht hingereicht, ihm solchen zu verschaffen. Wäre er weniger gewandt gewesen, so würde man ihm den Gehorsam verweigert haben, kraft jenes Princips der Opposition, welches das Volk auf die eine Seite und die Regierung auf die entgegengesetzte in einen fortwährenden Kriegszustand oder im besten Falle in beständiges Mißtrauen versetzt. Sobald ein solches Princip aufhört eine bloße Fiction, ein legislatives Abkommen zu sein,

und wirklich ins Leben tritt, muß es nothwendigerweise zerstörend wirken.

Das war also, um es mit wenigen Worten zu sagen, die Stellung jener neuen, von Volksverbesserern und Adepten sogenannten constitutionellen Repräsentativ-Monarchie in Frankreich.

Die Zeit hat den religiösen Glauben zerstört, die Opposition zerstört den politischen, das heißt, das Vertrauen in die göttliche und in die menschliche Macht ist in gleicher Weise erloschen. Ein solcher Zustand der Dinge, welcher Jedermann nothwendigerweise das Recht ertheilt, seine Vernunft zum Führer zu nehmen und ihre Eingebungen auch allen übrigen Menschen als Gesetz aufzudringen, erzeugt unaufhörliche Versuche, die oberste Gewalt zu usurpiren.

Da die Intelligenz keiner Art von Ueberzeugung mehr huldigt, bleiben also nur zwei Möglichkeiten: Anarchie oder Zwang. Denn wo es sich um Principien handelt, darf man die Zufälligkeiten einer Individualität nicht in Anschlag bringen.

Nicht die so gerühmte constitutionelle Form ist es also, die allein einer Nation das rege Leben einer besonnenen, gedeihlichen Freiheit verleiht! Wie ein deutscher Publicist*) ganz richtig bemerkte, macht nicht das Parlament die Freiheit der Engländer aus, sondern es ist bloß die Stätte, wo diese sich äußert. Wirklich ist das Triebwerk im Parlamente angebracht, während die Gegengewichte im Volke liegen.

Die französischen Nachäffer der englischen Formen haben den Geist derselben nicht zu durchdringen verstanden und es darum gerade umgekehrt gemacht; sie haben nämlich das Triebwerk im Volke angebracht, während sie den Gang der constitutionellen Körperschaften so berechneten, als sollten diese die Gegengewichte an der neuen politischen Maschine bilden. Die Ergebnisse haben nachgewiesen, daß die Freiheit nicht in einer Form beruht, sondern im

---

*) Adam Müller.

Geiste gesucht werden muß. Aber Geist ohne Gesetz ist bloße Anarchie; dieses Gesetz kann der Geist sich jedoch nicht selbst ertheilen; die Anarchie besteht ja eben darin, daß Jedermann berechtigt zu sein glaubt, sich sein eigenes vorzuschreiben. Dieses Gesetz muß ihm daher auferlegt werden und Gehorsam finden; dieser Gehorsam muß jedoch ein freiwilliger sein, sonst ist keine Regierung und folglich keine Freiheit möglich. Darum muß dieser Gehorsam das Werk der Ueberzeugung, des innersten Bewußtseins, des Glaubens sein.

Will man daher nicht einer unaufhaltsam wachsenden Anarchie verfallen, so muß man zum religiösen und zum politischen Glauben zurückkehren; man muß der Empörung des Hochmuths ein Ende machen; die modernen Titanen müssen ihre Intelligenz entwaffnen und wieder anfangen an Gott zu glauben und an die oberste Gewalt. Man muß den Aeußerungen der Irreligiosität ein Ziel setzen und Verzicht leisten auf jenes beinahe zum Gesetze erhobene Princip der Opposition, das jede Regierung unmöglich macht.

Irregeleitet durch den Flor Englands stellt man fortwährend sein Beispiel den Vernunftgründen entgegen. Aber weit entfernt dieses Beispiel zu fürchten, wollen wir es vielmehr unserseits gerade als Beleg unserer Behauptung anführen. Die Geschichte Englands liefert eben selbst diesen Beleg; wir müssen sie daher einen Augenblick zu Rathe ziehen.

England stand im Momente der Reformation in religiöser Glaubensfülle. Wie wir bereits erwähnt, wechselte man das religiöse Princip, zerstörte aber keineswegs den Glauben, der sogar bis zum Fanatismus ging. Die Reihen der Protestanten schlossen sich enger, um dem Papstthume Widerstand zu leisten. Als nun geschah, was geschehen mußte, als nämlich mit eintretender Abschwächung der Principien auf katholischer Seite die protestantischen Reihen gelockert wurden, deren Hauptstärke die Nothwen=

digkeit des Widerstandes ausmachte, da hatte England noch einen anderen Glauben, den politischen. Elemente, welche Jahrhunderte lang einander bekämpft hatten, gingen aus diesem Kampfe dergestalt vertheilt und in das Gleichgewicht gesetzt hervor, daß das Vertrauen, welches sie einflößten, bis zur Glaubensinnigkeit stieg. Das englische Volk hegte für seine Verfassung eine wahrhaft religiöse Verehrung; sie war mit seinem Blute gekittet und hatte zuletzt alle Intelligenzen unter ihr Gesetz gebeugt. Der Gehorsam war passiv, aber freiwillig, weil aus Ueberzeugung entsprungen. England erfreute sich daher dessen, was die größte Stärke der socialen Organisation ausmacht, nämlich gleichzeitiger Regsamkeit und Fügsamkeit der Intelligenzen. Man kann es nicht oft genug wiederholen: die lebendige Thätigkeit des Gedankens ohne Gehorsam erzeugt Anarchie; der Gehorsam ohne reges Gedankenleben führt zur Verthierung. Aber dieser Dualismus läßt sich nicht durch Befehle erzwingen; er muß aus sich selbst werden und dazu gehören ausschließlich Glaube und Vertrauen, welche allein mit Hilfe der Zeit die Entwicklung der naturgemäßen Zustände der Gesellschaft möglich machen. Aus dieser Entwicklung muß sich alsdann die Regierungsform ergeben, welche der Organisation des Volkes, so wie es seiner Geschichte und seinen Sitten gemäß geworden, möglichst gleichartig sein wird.

Der politische Glaube, der gleichzeitig mit einem neuen religiösen Glauben zu wirken begann, hat England auf die höchste Stufe von Macht und Stärke erhoben. Der religiöse Glaube hat in Folge der Unsicherheit seiner neuen Basis abgenommen; der politische hingegen hat ihn überlebt; er war für sich allein ausreichend, um den Flor des Landes zu unterhalten. Allein alle menschlichen Dinge sind gebrechlich. Wir haben bereits dargethan, wie der Geist der englischen Verfassung dadurch ein anderer geworden, daß das Princip der Opposition jene Gränzen überschritten, auf welche es durch günstige Umstände beschränkt worden war.

Heutzutage ist an die Stelle des Vertrauens die Unruhe getreten, und England ist gerade so wie Frankreich allen Consequenzen eines falschen Princips bloßgegeben.

Indessen hatte England, während es anderthalb Jahrhunderte hindurch unter dem ausschließlichen Einflusse dieses Princips lebte und blühte, eine verführerische politische Gestalt angenommen. Voll Stolzes auf ihren hohen Flor begannen nun die Engländer selbst, ihre Verfassung als ihr Werk zu betrachten, während sie doch nur das Werk der Zeit und aller der Wechselfälle ihrer Geschichte war; damit zugleich traten sie aber auch als Gesetzgeber auf, indem sie Jedermann zuriefen: „Sehet doch, wie weit wir es gebracht haben, das verdanken wir nur uns allein; wir sind unser eigenes Werk. In den Gesetzen, die wir uns selbst gegeben haben, liegt unsere Stärke, unser Reichthum, unsere Glückseligkeit. Die Theilung der Gewalten sichert uns die Freiheit; das Gleichgewicht zwischen ihnen sichert die Ordnung. Durch das Princip eines abgemessenen Widerstandes wird unser öffentliches Leben rege erhalten, aber niemals gestört; unsere Agitation kann nie gefährlich werden; sie ist bloß ein Anzeichen von Kraft und Gesundheit. Wenn man euch regierte wie uns, würdet ihr eben so glücklich sein als wir; allein ihr lebet unter der Herrschaft von despotischen Regierungen, die nur nach Macht streben, ohne auf das Glück der Menschen Bedacht zu nehmen."

Ein solches Beispiel und eine solche Sprache thaten ihre Wirkung; die englischen Ideen wurden Europa eingeimpft. Frankreich wurde zu allererst von diesem neuen Einflusse ergriffen und gab sich ihm hin, ohne zu bedenken, daß die englische Revolution nichts von dem Bestehenden zerstört, sondern im Gegentheile Alles sorgfältig aufrecht und in Kraft erhalten hatte. Der organische Staatskörper hatte keines seiner Glieder eingebüßt, keine seiner Classificationen, keines seiner Rechte, keine seiner Ungleichheiten. Das bewegende Princip allein war gewechselt worden.

Die Franzosen hingegen sprachen zu sich selbst: „Wohlan! stürzen wir unsere alte Regierung; sie steht unserm Glücke im Wege. Theilen wir die Gewalten, setzen wir sie ins Gleichgewicht, organisiren wir sogar selbst den Widerstand, und nehmen wir dieses Oppositionsprincip an, das so reich ist an großen Resultaten!" Die Stümper machten sich ans Werk. Sie haben gut begonnen. Es war ihnen ein Leichtes, die frühere Gewalt zu stürzen, welche durch den mit ihr getriebenen Mißbrauch (Ludwig XIV.) und durch die daraus hervorgegangene Lockerung ihres Ansehens (Ludwig XV.) längst geschwächt worden, und mit ihr wurde Alles zerstört, was an sie hätte erinnern können. Gesetze, Einrichtungen, Gewohnheiten, Territorial-Eintheilungen, Alles wurde über den Haufen geworfen und abgeändert. Man begann mit der Unordnung, in der Hoffnung, daß die Freiheit nachkommen werde; Zügellosigkeiten jeglicher Art, sowohl der Sitten als des Gedankens, fanden Aufmunterung. „Man darf," so sagte man, „diese große sociale Bewegung in keiner Weise beengen, durch welche Frankreich verjüngt, reich, mächtig und glücklich werden soll." Selbst der Ruhm wurde bis zum äußersten Uebermaße getrieben. Allein nachdem man sich viele Jahre lang auf alle Weise abgemüht, nachdem man niedergerissen und allmählig wieder aufgebaut, nachdem man auf alle erdenkliche Art die Gewalten getheilt, hin- und hergeschoben und ins Gleichgewicht gesetzt hatte, stellte es sich heraus, daß nirgends etwas getheilt war, als die Nation, und daß nichts im Gleichgewichte stand.

Die neue Katastrophe im Jahre 1830 hat die ganze Kraft des Zerstörungsprincipes gezeigt, ohne jene eines Erhaltungsprincipes zu beurkunden, das sich ihm entgegenstellen ließe. Unter der Restauration war Frankreich zwar in materieller Beziehung wieder reicher und glücklicher geworden, kränkelte aber deßungeachtet an einem unerklärlichen Mißbehagen; die Schuld daran wurde den Bourbonen beigemessen. Das Princip, welches diesem Mißbehagen

zu Grunde lag, hat ihren Sturz herbeigeführt, und hat seitdem sich nur noch mehr entwickelt. Das Volk allein war so besonnen, inne zu halten und nicht die Consequenzen jener Principien zu verlangen, welche seine Gesetzgeber verkündet hatten. Aber ist Frankreich mit seiner Lage zufrieden? Hat es Vertrauen zu seiner Zukunft? Weiß es, wohin es mit ihm kommen wird? Haben es die englischen Formen glücklich gemacht? Sind die übrigen Staaten, welche jene Formen angenommen, dadurch glücklich geworden? Wie kommt es also, daß man sie, nachdem solche Beispiele vorliegen, noch immer anempfiehlt, als ob sie die Nationen unfehlbar zum Glücke führten und bereicherten? Befinden sich denn alle Völker in denselben Umständen? Haben sie alle dieselbe Stufe der Civilisation erreicht, haben sie gleiche Sitten, gleiche Bedürfnisse, gleichen Charakter, gleiche Leidenschaften? Sollten dieselben Formen, dieselben Gesetze für alle passen können? Ohne übrigens vor der Hand den Werth dieser Formen und dieser Gesetze erörtern zu wollen, zeugt es nicht von auffallender Geistesarmuth, für die gesammte menschliche Gesellschaft nur eine einzige Form zu ersinnen? Hat denn nicht im Gegentheile gerade das Zusammentreffen entgegengesetzter Formen den Aufschwung der Civilisation in der Welt bewirkt? Wie war denn Griechenland während der schönsten Epoche seiner Geschichte constituirt; wie Italien, als es die zweite Epoche seines Ruhmes antrat, jene des Wiederaufblühens der Wissenschaften? War es nicht die Mannigfaltigkeit der Formen, welche in jenen zwei Epochen in diesen beiden Ländern alle Fähigkeiten des Menschen zur üppigsten und erhabensten Entwicklung brachte? Wenn man ganz Griechenland in einen und denselben Model zusammen geworfen hätte, gleichviel, ob in jenen des wildbewegten democratischen Athen, oder des absolutistischen Sparta, würde es jemals das schöne Zeitalter des Perikles erlebt haben? Würde Italien einen Leo X. gesehen haben, wenn es ganz nach venetianischer Art oder aber ganz nach römischer Weise regiert worden

wäre? Hätte der Genius der Griechen und der Genius der Italiener sich, so wie es der Fall gewesen, entwickeln können, wenn er nicht in dem Contraste der verschiedenen Lagen die Anregung gefunden hätte? Und Angesichts der durch die Mannigfaltigkeit ihrer Formen so reichen und so gewaltigen Schöpfung möchten einige Wenige, deren beschränkter Geist nur eine einzige Idee zu fassen vermag, die ganze Welt unter die Herrschaft dieser Idee beugen und in einen und denselben Model zusammenwerfen! Sie wissen also gar nicht, daß auf der Verschiedenheit der Formen jenes Princip des Gegensatzes und des Widerstandes beruht, das Seele und Leben verleiht und die Bewegung erzeugt! Aber dieses Princip der Opposition wirkt nicht zerstörend, wie das von ihnen ersonnene. Sich selbst überlassen, wirkt es wie ein Naturgesetz befruchtend auf den socialen Organismus. Jenes beständig vor unseren Augen aufgeschlagene unermeßliche Buch, in welchem so Wenige zu lesen verstehen, lehrt uns, daß die verschiedenen Kräfte und Formen geschaffen worden, um einander entgegengesetzt zu werden und sich in befruchtender, keineswegs aber in zerstörender Absicht zu bekämpfen.

Die Vernichtung einer einzigen der großen Naturkräfte würde vielleicht wieder das Chaos herbeiführen. Darin liegt eben das Geheimniß der Schöpfung. Hat die sociale Ordnung nicht auch das ihrige? Bedarf es mehr als der Zerstörung eines einzigen der natürlichen, das heißt nothwendigen, Elemente der Organisation jeder bürgerlichen Gesellschaft, um sie wieder in jenen Zustand der Gährung zu versetzen, welcher ihrer Entstehung vorangegangen? Was soll soll nun erst dann werden, wenn man nicht ein, sondern alle zum Leben eines großen Volkes erforderlichen Elemente vernichten und nur ein einziges übrig lassen will?

Es ist begreiflich, daß ein Alltagsmensch ein Princip hasse, das demjenigen, welches er selbst verficht, entgegensteht, und daß er die Vernichtung desselben zum Behufe seines Triumphes für

nothwendig erachte; denn er weiß nicht, daß das gesellschaftliche Leben nur durch den Antagonismus besteht, und daß eines seiner Elemente zerstören eben so viel hieße, als dem Leben selbst ein Ende machen. Unbegreiflich aber bleibt es, wie Staatsmänner, oder doch Männer, welche darauf Anspruch machen, es zu sein, über das Maß natürlicher Feindseligkeit, das zwischen zwei Principien entgegengesetzter Natur ohnedieß besteht, noch hinausgehen und den Krieg zwischen diesen beiden Principien für das einzige Mittel erklären mögen, um den Triumph desjenigen sicher zu stellen, welches sie vertreten. Das heißt fürwahr seinen Platz tief unten wählen in den Reihen jenes intellectuellen Kampfes, das heißt sich unter den Troß mengen und alle Voraussicht in die Zukunft verlieren!

Die Macht der Römer ist nur an ihren eigenen Triumphen in Trümmer gegangen. Nimmermehr hätten Barbaren sie zu stürzen vermocht, wenn ihnen nicht jene allgemeine Gleichförmigkeit, die ihnen zuletzt das Herz zusammenschrumpfen machte, das Princip entzogen hätte, welches Leben und Bestand verleiht.

In Folge eben dieses Princips, sagte Chateaubriand, daß man ohne die christliche Religion durch die Freiheit zu derselben socialen Versteinerung gelangen würde, zu welcher die Chinesen auf dem Wege der Sclaverei gekommen sind. Warum tritt aber alsdann jener phantasiereiche Schriftsteller plötzlich als Vorkämpfer eines Princips der Gleichförmigkeit auf, behufs dessen Durchführung man die halbe Welt vernichten müßte, damit dann die andere Hälfte an seiner Unfruchtbarkeit zu Grunde gehe? Warum sagt er alsdann, daß Europa sich in demselben Systeme nivelliren müssen wird? Hätte er nicht besser daran gethan, sein Genie aufzubieten, um ein solches Unheil zu verhüten, anstatt es durch eine solche Unglücks-Prophezeiung eines entmuthigten Gemüthes herbeiführen zu helfen?

Aber diese Aufforderung zur Gleichförmigkeit ist von England ausgegangen; von England, welches das Räderwerk einer Regierung gleich jenem einer Dampfmaschine berechnet und an die Untrüglichkeit seines Verfassungs-Mechanismus selbst geglaubt hat. Aber hat man, indem man die Zuversicht der Engländer theilte, auch darüber nachgesonnen, warum die englische Maschine so lange im Gange gewesen, ohne stille zu stehen oder zu zerbrechen? Wußten die Engländer selbst sich darüber die richtige Auskunft zu ertheilen?

Man muß diese Frage gründlich erörtern, damit es nicht als eine zu große Kühnheit erscheine, sie gestellt zu haben.

Englands insularische Lage hat der Entwicklung seiner socialen Zustände ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Es durfte ohne Gefahr für seine Selbstständigkeit sich in seinem Inneren der vollen Heftigkeit seiner Leidenschaften überlassen. Die Wogen des Oceans, die ihm als Bollwerk dienen und es zu gleicher Zeit auf sich selbst beschränken, ertheilten ihm fortwährend wieder jene Cohäsionskraft, welche es durch seine innern Kriege einbüßen zu müssen schien. Diese Wogen, welche es von allen Seiten stürmisch umfluten, vervielfältigten damals die Kraft des Landes eben durch alle die Anstrengungen, welche es machen mußte, um diesem Drucke zu widerstehen. Es wirkten die Gesetze der Schnellkraft. Stets gewiß, sich selbst anzugehören, stählte die Agitation seinen Charakter und verlieh ihm Energie.

Cromwell fand England schon mächtig vor; er machte es noch mächtiger.

Wie bewirkte er dieß?

England hatte nach und nach die von ihm besetzt gehaltenen Territorien in Frankreich verloren; es war der langwierigen Continental-Kriege und seines bewaffneten Widerstandes gegen Frankreich müde, und wechselte deßhalb sein System, ohne darum gegen Frankreich weniger feindlich gesinnt zu sein. Es stellte auf einem

anderen Wege seine Interessen jenen seiner alten Nebenbuhlerin entgegen. Als ein Eroberer neuer Art ging England daran, dadurch die Welt zu erobern, daß es seine Interessen und seine Capitalien gegen die Interessen und gegen die Capitalien des gesammten Continents ins Feld rücken ließ. Es blieb Sieger und mußte es bleiben, denn es verstand es, nach allen Richtungen hin die Initiative der Operationen zu ergreifen, während zugleich die Zahl und der rege Verkehr seiner Schiffe seine Kraft vervielfältigte und seinen Reichthum vermehrte. Dießmal war es Mercur, der Indien eroberte. Englands Größe beruhte auf einem Systeme der Abstoßung alles ihm Fremdartigen. Sprache, Sitten, Gewohnheiten, Institutionen, kurz Alles, was englisch war, nahm einen eigenthümlichen Charakter an. England war, so zu sagen, eine insularische Intelligenz. Es bot eine moralische Erscheinung dar, welche noch niemals da gewesen. Ein Oppositions-Princip beherrschte sein ganzes Wesen und ertheilte ihm jene lebendige Thätigkeit, in welcher seine Kraft und seine Größe lag. Da es seit Cromwell seiner Macht eine ausschließlich maritime Basis gegeben, hat es seit jenem Augenblicke eine von den übrigen europäischen Staaten ganz verschiedene Natur angenommen. Die Consequenzen dieser Thatsache machten sich auch bald genug fühlbar. Nach seinem Belieben beweglich oder stationär, je nachdem es die Anker auswerfen oder lichten wollte, hatte es den unermeßlichen Vortheil gefunden, sich in die Angelegenheiten der anderen Völker zu mischen und dabei doch die vollständigste Unabhängigkeit bewahren zu können. Herr seiner selbst, vermochte es den Ereignissen zu gebieten oder doch wenigstens nicht von ihnen beherrscht zu werden. Seine Navigationsacte war die energischeste Aeußerung dieser isolirten und abstoßenden Stellung.

Dieses Princip der Opposition gegen alle fremden Interessen erzeugte eine Bewegung, welche alle Schichten des englischen Volkes durchdrang, ohne ihm jemals gefährlich zu werden; denn der

Ocean in seiner Unermeßlichkeit war immer bereit, diese Ueberfülle von Leben aufzunehmen, und ins Weite zu entführen. Dennoch war niemals Erschöpfung zu befürchten, denn dasselbe Oppositions-Princip durchdrang ganz England als eine immerfort reproduci-rende Kraft.

Alle Elemente des socialen Zustandes waren durch zwei verschiedene und einander entgegengesetzte Principien gespalten. Der dem Protestantismus gegenüberstehende Katholicismus rettete das Land vor religiöser Indifferenz. Eine neue Dynastie, welche neue Lehren und neue Rechte verfocht, kämpfte gegen die Erinnerung an ehemalige Principien und ehemalige Rechte. Die in sich gespaltene Aristocratie war nicht stark genug, um den Thron zu stürzen oder das Volk zu knechten, aber dennoch hinlänglich stark, um den ersteren innerhalb der engen Gränzen, welche sie ihm gezogen, festzubannen, und um das letztere in Gehorsam zu erhalten.

Derselbe Gegensatz war in einer noch höheren Potenz thätig. Schottland und Irland widerstrebten, sich England zu unterwerfen; es erforderte Gewandtheit, um da zu regieren. Der schottische Puritanismus wollte sich nicht an die anglicanische Kirche anschließen, deren Hierarchie er verwarf, und die katholische Kirche Irlands war den beiden andern feind.

Hätte sich das Volk der drei Königreiche an dieser inneren Gährung betheiligt, so hätte der Staat unmöglich den Erschütterungen widerstehen können, welche die unvermeidliche Folge davon gewesen wären. Aber das Volk erhielt davon das Leben, um es nach Außen zu tragen. Seine Widerstandskraft stand auf commerciellen, industriellen und maritimen Wegen gegen auswärtige Interessen; seine Anstrengungen erzeugten den Reichthum, während jene der höheren Classen die Macht sicher stellten.

Inmitten eines so verwickelten socialen Mechanismus erhob sich eine berathende Versammlung, deren Aufgabe es war, das Triebwerk und den Gang desselben zu regeln. Das Parlament,

zwar alten Ursprunges, aber mit neuer Machtvollkommenheit ausgestattet, reproducirte in seinem Schooße den moralischen Kampf, der Englands Leben ausmachte. Es war dessen erhabenster Ausdruck; es vereinigte in sich jenen Dualismus von Unterordnung und Selbstständigkeit, der allein im Stande ist, das sociale Problem in was immer für einer Gestalt zu lösen. Gleichzeitig souverän und unterthan, gab es Gesetze, und gehorchte selbst Gesetzen, die es nicht gemacht hatte. Während es dem Throne nur einen bloßen Schein von Autoriät ließ, vergalt es diese Usurpation durch alle erdenklichen Formen von Ehrfurcht. Während es dem Volke nur einen flüchtigen Strahl von Macht gönnte, welcher bloß im Momente des Wahlsturmes aufblitzte, regierte es doch nur unter der Bedingung, ihm zu gefallen. Die Macht wurde vom Talente erobert; aber dieses Talent entwickelte sich frei innerhalb eines Kreises, der respectirt wurde gleich einem Tempel, dessen Pforte kein profaner oder fremder Einfluß zu überschreiten wagte. Die obgleich freie Presse beschränkte sich darauf, die Verhandlungen zu berichten; sie hatte noch nicht gelernt, sie zu beherrschen, oder gar zu bedrohen. Das Parlament war ein zu hochgestellter Areopag, um das Toben der Menge zu vernehmen, es hatte bloß seine eigenen Leidenschaften. Die Leidenschaften aber sind, wenn man sie zu zügeln versteht, wie Pope sagt, die Segel, mit deren Hilfe man schifft. Im Schooße des englischen Parlaments wurden die wichtigsten Fragen der inneren Verwaltung und der auswärtigen Politik verhandelt. Seine Debatten waren ernst und gründlich. Man besprach daselbst das Schicksal der Nationen stets in einem schützenden Interesse. Diese Versammlung hatte einen antiken Anstrich, es war der durch die christliche Moral menschlicher gewordene römische Senat. Dieses vielmehr durch die Errungenschaften der Industrie als durch jene der Waffen reich gewordene neue Patriciat dehnte seinen Einfluß aus, ohne jemals etwas, das ihm im Wege stand, zu erdrücken. Darum stand das Parlament aber auch hoch

in der Achtung der Völker. Seine starke und großmüthige Politik kam immer dem Schwächeren zu Hilfe. Die englische Rednerbühne war die einzige; sie redete eine Sprache, welche allgemein gehört werden konnte, und um so mehr Vertrauen einflößte, da sie selbstständig war. Englands Einfluß erschien abgeschlossen wie sein Gebiet.

Es gibt sicherlich keinen Engländer, der nicht mit schmerzlichem Bedauern auf jene dahin gegangene Größe zurückblickte; denn — wir sagen dieß mit demselben Bedauern — England, das alte England, ist nicht mehr. In materieller Beziehung wird England noch auf lange hinaus der reichste und vielleicht auch der mächtigste Staat bleiben, aber es hat jene hohe politische und moralische Stellung verlassen, welche es einzunehmen verstanden hatte. Es hat gleichzeitig das Vertrauen der Regierungen wie der Völker verloren; das erstere, weil es ihnen in Beziehung auf Principien oder auf Interessen feind ist; das Vertrauen der Völker aber, weil ihnen die englischen Formen nicht das Glück bringen, welches sie sich davon versprochen hatten.

Englands Einfluß wirkt heutzutage auf die Welt wie eine zerstörende Kraft; er hat aufgehört, schützend und wohlthätig zu sein, weil England nicht mehr Herr seiner selbst ist. Es ist gefallen durch jenen sündigen Uebermuth, der Alle zum Falle bringt, die sich dessen schuldig machen. Es hielt in seiner Hand einen Hebel von unermeßlicher Kraft, aber dieser Hebel moralischer und geheimnißvoller Natur mußte ihm in dem Augenblicke entsinken, wo es einen offensiven Gebrauch davon machen wollte; andere Hände haben ihn aufgenommen, und benützen ihn heutzutage gegen England selbst.

In der That, was ist geschehen?

Die Engländer haben geglaubt, daß ihre erlangte Macht ausschließlich in den Formen ihrer Institutionen liege; sie waren stolz darauf, wie man es auf sein eigenes Werk zu sein pflegt.

Eifersüchtig bedacht, diese Institutionen sich zu wahren, glaubten sie eine neue Bürgschaft für ihren Fortbestand dadurch zu erlangen, daß sie allen übrigen Völkern die Annahme derselben predigten. Sie sahen nicht ein, daß das Geheimniß ihrer Größe auf dem Abstoßungs-Principe beruhe, welches England jenen eigenthümlichen Charakter bewahrte, den nur eine insularische Macht an sich tragen kann. Uebrigens ließ sich das so verwickelte Räderwerk der englischen Maschine nur unter der Bedingung der Isolirung in fortwährend regelmäßigem Gange erhalten; jede mit diesem Mechanismus in Berührung gebrachte äußere Gewalt mußte sein Getriebe stören.

Gleichartige Elemente wirken in der That auf einander nur nach einem Gesetze der Assimilation, welches jede Idee von Ueberlegenheit oder Herrschaft ausschließt. Die größere Masse reißt die kleine mit sich fort und beide vermengen sich dann in derselben Thätigkeit. Die aus einem solchen Amalgam gleichartiger Kräfte sich ergebende Lage wird niemals die Resultate einer Allianz liefern, denn das Princip der Verbündung erfordert, als sich von selbst verstehend, verschiedene und getrennte Existenzen, die sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigen, aber dabei doch ihre vollständige Individualität bewahren. England hat dadurch, daß es in Frankreich den seinigen ähnliche Verfassungsformen einführen geholfen, so zu sagen abdicirt. Durch die Errichtung einer zweiten politischen Tribune hat es die eigenthümliche Macht eingebüßt, welche ihm die seinige erworben, denn wo Alles auf einmal spricht da verliert das Wort an Gewicht. England substituirte dem Principe der Abstoßung jenes der Affinität und ist dadurch von jenem hohen Standpunkte herabgestiegen, von welchem aus es durch Selbstbeherrschung auch den andern Völkern Gebote vorschrieb. Es ist nicht mehr unabhängig wie es gewesen, seine insularische Existenz ist zu Ende. Das fremdländische Wort und die freie Presse, welche ihm als Werkzeug dient, haben eine Brücke geschlagen,

welche Englands Schiffe nicht zu zerstören vermögen. Wie England durch lange Zeit auf Frankreich gewirkt hat, so unterliegt es nun seinerseits unter dem Einflusse der französischen Bewegung. Die französische Democratie wiegt mit in der democratischen Wagschale der englischen Wage; sie hat das Gleichgewicht aufgehoben; und ganz England wird durch diese Verquickung mit dem Auslande in einer neuen Richtung fortgerissen, die es nicht gewählt hat. Die Bewegung, die es mit sich fort zieht, ist ihm von Außen gekommen und muß nothwendig seinen Verfall herbeiführen; denn kein Wesen, gleichviel ob Individuum, ob Volk oder Regierung, kann die Elemente wahrhafter moralischer Kraft irgend wo anders als in sich selbst und in einer vollkommen unabhängigen Stellung finden.

Es ist hier am Platze, die relative Stellung der Wiederannäherung beider Länder unter einem allgemeineren Gesichtspunkte zu erörtern. Gott bewahre uns davor, daß wir die Zeiten ihrer langen Nebenbuhlerschaft wieder herbeiführen möchten; Europa hat zu sehr darunter zu leiden gehabt, als daß man ihre Wiederkehr wünschen sollte. Haben denn aber die Staaten weiter nichts als die Gefahren des Krieges zu fürchten? So sehr wir dem Gefühle wechselseitigen Wohlwollens unsern Beifall zollen, welches wir an die Stelle verjährten Hasses treten sehen, so müssen wir dennoch die Frage an uns richten, ob man nicht zum Frieden eben so sehr der Umsicht bedarf, als man zum Kriege Kraft und Geschicklichkeit braucht? Daß man sich die Hand geboten, um mit einander zu gehen, kann doch keinen Grund abgeben, um vor den gefährlichen Stellen des Weges die Augen zu schließen. Oder glaubt man vielleicht, daß es schon hinreiche, sich keinen Schaden zufügen zu wollen, um den Schaden wirklich hintanzuhalten? Der Wille des Menschen ist nur Eine von den Ursachen der Ereignisse, und dieser Wille erreicht niemals seinen Zweck, wenn er nicht mit den

ihm überlegenen Ursachen, nämlich mit den allgemeinen Gesetzen, in Uebereinstimmung ist.

Noch niemals sind in der Welt zwei so gewaltige Mittelpunkte moralischer und materiell geschäftlicher Thätigkeit, wie London und Paris, in so geringer Entfernung von einander gelegen. Sie sind in der Fehde gegen einander groß geworden, weil ein langwieriger Kampf immer Stärke verleiht und alle Mittel entwickelt.

Napoleon hatte seinem Kampfe gegen England eine allzu ungerechte und allzu egoistische Basis gegeben; denn sein perfides Continentalsystem fügte den Alliirten, welche er zwang, seiner Coalition beizutreten, weit größeren Schaden zu, als derjenige war, gegen welchen er sie angeblich schützen wollte. England feierte einen vollständigen Triumph. Aber am Ende dieses Kampfes wurden beide Länder mit Entsetzen gewahr, wie schwere Schläge sie einander versetzt hatten, und in welch' große Gefahren sie beide gestürzt worden waren. Nach dem Kriege kamen friedliche Gedanken als Ergebnisse gründlicher Selbstbetrachtungen. Beide Nationen hatten sich längst achten und schätzen gelernt; war doch ihr Haß selbst nur Eifersucht gewesen. Am Ende dieser langwierigen Kriege war Frankreich des Mißbrauches, den es mit seiner Stärke getrieben, nicht minder überdrüßig, als es seiner blutigen und nutzlosen Revolutionen müde war; es sehnte sich nach Ruhe und forschte nach einer Ordnung und Form, welche sie ihm gewähren könnte. England, sein Nebenbuhler und bereits sein Muster, wurde endlich sein Verbündeter. Beide Länder gaben sich von Tag zu Tage mehr jener scheinbaren Sympathie und Anziehung hin, die ihnen einerlei Richtung gibt und die sie in Folge eines gleichen Antriebes nach einem und demselben Ziele hinführt. Sie sind zwar nicht in Geschäftscompagnie getreten, haben aber mindestens ihr geistiges Capital gemeinschaftlich eingelegt; sie bekennen sich dem Anscheine nach zu einerlei Grundsätzen, nehmen sich dieselben Maximen zur

Richtschnur, hegen gleiche Gedanken, ihre öffentlichen Debatten betreffen dieselben Gegenstände; dieselben Ideen durchzucken gleichzeitig ihren Geist und lassen darin analoge Eindrücke zurück. Die englische Presse discutirt alle Angelegenheiten Frankreichs, gleichwie die französische Presse alle englischen erörtert.

Hat man auch bedacht, wie sehr ein solcher Zustand der Dinge jene Rechte und jene Selbstständigkeit beeinträchtigt, auf welche die Nationen heutzutage so eifersüchtig zu sein behaupten? Kann man sich die Möglichkeit der socialen Existenz in einer Stadt denken, wo die häuslichen Angelegenheiten und das Privatleben jedes Einwohners jeden Morgen auf offenem Markte Gegenstand der Erörterung für Jedermann würde, der Lust und Laune hätte, sich daran zu betheiligen? Hat man es nicht im Gegentheile für nothwendig erachtet, dem Principe der Oeffentlichkeit jenes andere Princip entgegen zu stellen, vermöge dessen der häusliche Herd heilig und ihren Nachforschungen entrückt bleiben muß? Haben denn aber die Staaten nicht auch so zu sagen ihren häuslichen Herd? Soll dieser weniger heilig sein? Oder glaubt man, daß, weil die Angelegenheiten der Staaten von höherer Bedeutung sind, die Uebelstände verschwinden können, sie derart der Untersuchung eines europäischen Forums preiszugeben? Wird dieses Forum immer im Geiste der Aufrichtigkeit, des Wohlwollens und der Billigkeit sprechen? Und wird nicht an die Stelle jenes alten, allerdings mehr gewaltsamen aber jedenfalls edleren und erhabeneren Krieges auf offener Wahlstatt, jener verdeckte Krieg der Intelligenz treten, mit aller seiner Arglist und Gleißnerei? Wird man denn nicht schon jetzt gewahr, daß dieser neue Wettstreit der Oeffentlichkeit eine neue Art von Bothmäßigkeit gegründet hat? Ist das nicht eine fortwährende Intervention, wenn man derart Tag für Tag die Angelegenheiten eines anderen Staates untersucht und sich das Recht anmaßt, Lob und Tadel zu spenden, wie es die eigenen persönlichen Rücksichten eben mit sich bringen? Man sage uns doch, ist Spa=

nien, ist Portugal seit dem Anbeginne ihrer Revolution frei, umstrickt wie sie beide es sind, von den Einflüsterungen, Rathschlägen und Drohungen, welche ihnen im Wege der Londoner und Pariser Presse täglich zukommen? Hat man die politische Tragweite dieser Preßfreiheit und dieser Oeffentlichkeit berechnet? Sind sie nicht eine Verletzung des Hausrechts? Sind sie nicht eine Entweihung jenes Altars des Vaterlandes, dem man doch so einen erhabenen Cultus erweisen will? Und was soll man dann von jenen Kleinstaaten denken, welche aus Nachahmungssucht ein Vergnügen daran finden, ihre Duodez-Angelegenheiten der Kritik anderer mächtigerer Staaten zu unterziehen? Haben sie es denn also noch nicht empfunden, daß sie bei dem auffallenden Mißverhältnisse der materiellen Stärke und bei ihrer politischen Abhängigkeit durch eine zu große Oeffentlichkeit die einzige Art von Selbstständigkeit, deren sie sich erfreuen könnten, einbüßen müssen? Wenn anderseits die Großstaaten in dieser Publicität ein Mittel finden, um auf die kleineren Einfluß zu gewinnen, wenn dieser Einfluß bis zur Herrschaft anwachsen kann, und ein solcher Vortheil ihnen lockend erscheinen mag, haben sie ihrerseits und in ihrem eigenen Interesse die Wechselwirkung berechnet, welche sie auf einander ausüben werden?

Man hat die Formel gefunden für die Progression des Falles eines dem Gesetze der Schwere unterliegenden Körpers. Hat man auch schon einen Ausdruck gefunden für das Gesetz der fortschreitenden Bewegung zweier Körper, die ihre Triebkräfte in demselben Systeme und in derselben Richtung vereinigen? Wenn beide oder einer von ihnen den Gang mäßigen wollte, würden sie es können? Da sehen wir sie nun beide an einander gekettet, auf dieselbe Bahn geschleudert, ohne die Progression ihres Fortschrittes zu kennen, ohne die Mittel, um sie zu mäßigen, wenn sie zu sehr beschleunigt würde, oder um die Richtung zu verändern, wenn sie gefährlich würde; gezwungen, die auf ihrem Wege etwa aufstoßen-

den Hindernisse zu vernichten oder an ihrem Widerstande zu zerschellen.

Es ist um so wesentlicher, die Aufmerksamkeit auf diese neue Stellung der beiden großen Staaten zu lenken, als man jene eigenthümliche Gefahr, welche sie mit sich bringt, nicht zu fühlen scheint. Die zwischen ihnen liegende, ohnedieß schon so geringe Entfernung, scheint ihnen in der That noch zu bedeutend; man wendet alle Mittel an um sie abzukürzen und jede Art von Austausch, der Dinge sowohl als der Ideen, zwischen London und Paris noch mehr zu beschleunigen. Muß diese Annäherung nicht jener Selbstständigkeit des Handelns und jenem Charakter der Individualität Eintrag thun, welche das kostbarste Gut eines großen Volkes sein müssen? Wenn einerseits die Bewegung der Civilisation durch ihre natürliche Thätigkeit dahin strebt, bei allen Menschen dieselben Ideeen zu wecken und ihnen dasselbe Gepräge aufzudrücken, ist es da nicht anderseits Pflicht der Regierungen, jener abnützenden Reibung das erhaltende Princip entgegenzusetzen? Ist dieses Princip nicht nothwendig zum Fortbestande der Nationen? Sollte denn das Menschengeschlecht nicht ebenfalls jenem großen Gesetze der Classification unterliegen, welches die Grundlage der gesammten Weltordnung ist? In der That besteht die Schöpfung nur in Folge der Classification der Arten in jener vollendeten Ordnung, welche wir bewundern. Alles in der Natur ist in Classen getheilt. Die Menschen selbst sind zu ihrem gegenwärtigen Grade des Wissens nur mittelst der in den Wissenschaften herrschenden Classeneintheilungen gelangt. Die Gesellschaft kann ebenfalls nur durch Classification bestehen; dann aber muß man nicht die Eigenliebe und die Eitelkeit der Menschen in Classen bringen, sondern ihre Interessen, ihre Rechte und Pflichten. Sollte es denn ziel- und zwecklos, gleichsam eine bloße Laune des Zufalls sein, daß die Menschen in Völker abgetheilt sind, alle verschieden an Farbe, an Körperbildung, an Neigungen, Fähigkeiten, Sitten und Sprache? Ist diese

Abtheilung nicht eine der Grundlagen der moralischen Ordnung, ist sie nicht selbst ein Princip der materiellen Erhaltung? Hat man nicht beobachtet, daß jedesmal nach zu lebhafter Aufregung der Völker und in Folge ihrer zu häufigen Berührung unter einander, große Trübsale hereingebrochen sind? Es ist das die nothwendige Folge eines Princips, welches man nur auszusprechen braucht, um zu überzeugen. Man wird immer sehen, daß ein einziger kranker Mensch einer Menge von Gesunden den Krankheitsstoff mitzutheilen vermag, aber man wird niemals sehen, daß eine noch so große Anzahl gesunder Menschen durch die bloße Berührung einen Kranken wieder gesund machen kann. Desgleichen wird ein lasterhafter und verderbter Charakter das Princip des Bösen unverhältnißmäßig leichter verbreiten können, als der Tugendhafte Jemand auf den Weg des Guten zurückführen wird, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil der Verführer sich an die Leidenschaften wendet, um sie zu hätscheln und ihnen zu schmeicheln, während die Moral verlangt, daß man sie zügle. Eine große Bewegung unter den Menschen und die dadurch bedingte Reibung compromittirt daher immer Sitte und die Gesundheit.

Heutzutage, wo man dem materiellen Leben so große Sorgfalt widmet, ist die physische Gesundheit der Gefahr des Contactes weniger ausgesetzt. Ist aber auch der moralische Mensch geschützt? Es gibt Epochen, wo die Regierungen, anstatt anregend vielmehr mäßigend auftreten sollten. Alle Bestrebungen zielen heutzutage dahin, alle Völker auf dasselbe Niveau zu bringen, ihnen allen denselben Grad von Entwicklung mitzutheilen und diese möglichst zu beschleunigen. Man möchte aus dem gesammten Menschengeschlechte nur eine einzige gleichförmige Masse bilden, die mit gleichem Sturmschritte und auf einerlei Wege einer gemeinschaftlichen Bestimmung zueilen sollte. Allein hat man auch die Gefahr bedacht, die darin liegt, in solcher Weise alle Menschen gleichzeitig denselben Eindrücken zu überantworten, sie alle auf dieselben Gedanken zu

bringen, sie gleiche Gemüthsbewegungen empfinden zu lassen? Würde nicht ein beredtes Wort sie alle zugleich hinreißen und irre leiten können? Würde nicht alsdann der Irrthum, diese Krankheit der Intelligenz, die bekanntlich leider schon so vielen Völkern den Untergang gebracht hat, die Existenz des gesammten Menschengeschlechtes bedrohen und seinen socialen Zustand auf lange hinaus zerrütten? Die so tiefgehende und so geheimnißvolle Theilung der Menschen in verschiedene Völker schützt sie zugleich alle vor einer solchen Gefahr. Von jeher auf verschiedenen Stufen der Entwicklung befindlich, besitzen sie nicht alle gleichzeitig dieselbe geistige Empfänglichkeit. Wenn einerseits ihre Intelligenz in Folge dessen nicht dieselben Wahrheiten begreift, so wird sie dafür anderseits nicht von denselben Irrthümern mit fortgerissen; diese bewegen sich nicht mit gleicher Geschwindigkeit; es kommen zwar nach und nach dieselben Leidenschaften zum Vorschein, aber sie erregen nicht auf einmal einen allgemeinen Sturm, der Alles vernichten würde. Dergestalt begegnet man in der natürlichen Ordnung der Welt allen Graden der Civilisation, vom wilden Zustande angefangen, wo sie noch nicht begonnen hat, bis zu jenem, wo übermäßige Entwicklung sie zu Rückschritten führt. Die Ecliptik der moralischen Welt ist beweglich, die Breitengrade der Intelligenz sind veränderlich. Man sieht Völker von zu großer Hitze verzehrt, erkalten und erlöschen, während andere ihr Leben erst beginnen, um durch die aufeinanderfolgenden Phasen der Entwicklung jene gemeinsame Bestimmung zu erreichen, welche kraft eines unabänderlichen Gesetzes das Individuum zerstört, um die Gattung zu erhalten.

Sobald eine bedeutende Bewegung sich des menschlichen Geistes bemeistert, wäre es daher Pflicht der Regierungen, dahin zu wirken, daß ihr Uebermaß gedämpft und sie selbst in der gehörigen Richtung erhalten werde. Oder wäre es klüger, sie sich selbst zu überlassen, und sich dann seinerseits dem von ihr ertheilten Impulse hinzugeben?

Die englischen Staatsmänner sind dieser Ansicht, weil sie an die Bahn dieser Bewegung gefesselt sind, gleich jenen Wagen, welche unbedingt der Richtung jener neuen Lokomotivkraft folgen müssen, an welche sie gekettet sind. Ihr Irrthum hat darin seinen Grund, daß sie eine bloß für England gültige Maxime auf die allgemeine Politik anwenden wollen.

Der Grundsatz, die Angelegenheiten durch die Majorität entscheiden zu lassen, ist ein Folgesatz des Princips der Volkssouveränität. Es hieße dieses Princip verleugnen, wenn man nicht die öffentliche Meinung aufmunterte, sich über alle jene Fragen zu äußern, welche das Parlament durch sein Votum zu entscheiden berufen ist. Die an der Spitze der Geschäfte stehenden Männer haben ein Interesse, die Gewalt jener Partei zu sichern, welche sie zu ihren Führern gewählt hat; sie suchen darum jedem Widerstande auszuweichen, der ihre Stellung compromittiren könnte; sie bedürfen immerwährend der Unterstützung, um ihren Gegnern die Spitze zu bieten. Die englische Regierungstactik besteht also darin, sich immer auf die Meinung der Majorität der Nation zu stützen, und um darin nicht fehl zu gehen, muß man dieselbe auffordern, sie aufmuntern, sich zu äußern. Das englische Ministerium sollte darum passender den Namen einer Administration, als einer Regierung führen; denn gemäß den stricten Folgerungen des Princips der Volkssouveränität thut es nichts als das Land verwalten; es regiert nicht die Nation, sondern im Gegentheile ist es stets die Nation, welche dem Ministerium den Impuls ertheilt, und ihm die Richtung andeutet, die es einschlagen soll.

Diese politische Form erklärt es, warum die Mittel, um seine Meinung zu äußern, in England so ungemein vielfältig sind. Demgemäß hat das Volk das Recht sich zu versammeln, zu berathen, Resolutionen zu fassen, und sie dem Parlamente in der Form von Petitionen vorzulegen. Die Preßfreiheit, die Unzahl von Journalen, ihre erstaunliche Thätigkeit und ihre reißend schnelle Verbrei-

tung genügen noch immer nicht dem Bedürfnisse der öffentlichen Meinung; sie braucht noch Associationen, sie braucht Klubbs, die Reisen der Einzelnen, politische Festessen und Reden. Inmitten dieses Treibens der Menschen gährt sie ab, bildet sie sich aus, wird reif und gelangt zur Aeußerung. Die Journale sind dann bloß ihr Echo, und die Minister sind dann bloß ihre Diener, wenn sie vom Parlamente die Registrirung jener Beschlüsse verlangen, welche sie ausgesprochen hat. Anderseits bilden die zahlreichen und freiwilligen Meinungsäußerungen aller Classen des englischen Volkes ein Gegengewicht gegen die Preßfreiheit, welches den übrigen Ländern mangelt, wo man die freie Presse mit der Macht bekleidet sieht, eine Meinung zu schaffen, welche sich den Anstrich gibt, die Meinung einer Partei zu sein, während sie doch nur die Ansicht des Einzelnen ist, der darüber schreibt. In England sind die Zeitschriften nicht die Schöpfer, sondern die Organe der Parteien.

Es ist begreiflich, daß man bei einem solchen Stande der Dinge alles fern halten muß, was den allgemeinen Sinn für Berathung beengen könnte. So entscheidet stets das Parlament durch sein Votum über den Bestand der Armee, und die Sitten setzen dem Einflusse des Heeres, das bewilligt wird, eine Schranke entgegen, durch welche es der politischen Bewegung entrückt wird. Haben wir nicht oft in unsern Tagen gleichsam als den Ausdruck jener Sitten und als eine Art von Aequivalent für den Ostracismus, das Volk die höchste militärische Berühmtheit des Landes insultiren gesehen? Dagegen sind heutzutage die Ovationen bestimmt, andere Siege zu verherrlichen, es sind Helden anderer Art, die England im Triumphe durchziehen. Sicherlich charakterisirt nichts so sehr die englischen Sitten, als die Gewalt, welche ein Mann sich verschaffte, der keine andere Waffe hatte als seine Intelligenz. Das Gesetz dient ihm als Schild, ohne Furcht geht er auf seine Feinde los und greift sie mit denselben Principien an, auf welche sie ihre Macht gegründet und mit welchen sie so lange Mißbrauch getrieben

haben. Der Herzog von Wellington beschimpft, während O'Connel im Triumphe die drei Königreiche durchzieht, ist ohne Widerrede das Merkmal einer Lage, wie sie nur einem Lande eigenthümlich sein kann, das so gestellt und constituirt ist wie England. Um derlei Dinge möglich zu machen, dazu gehört eine langjährige Fernhaltung alles auswärtigen Einflusses und gänzlicher Mangel alles militärischen Sinnes, das will sagen eine insularische und maritime Macht.

Seit der Epoche der dänischen und normännischen Expeditionen hat Englands Boden keinen auswärtigen Feind gesehen. Wäre sein Ackerbau eben so blühend, wenn die protestantischen Fehden seine Provinzen so verheert hätten, wie der dreißigjährige Krieg Deutschlands Gauen verwüstet hat? Wären alsdann seine Felder so üppig, als man sie heutzutage sieht? Hätte seine Industrie, ohne je Rückschritte zu machen, jenen progressiven Gang einschlagen können, der sie so hoch gehoben hat? Hätte es so beträchtliche Capitalien in seinem Handel anlegen können, wenn es, wie so häufig die Völker des Continents, bemüßigt gewesen wäre, diese Capitalien zur Ausbesserung der Kriegsschaden zu verwenden? Wenn in den letztverflossenen Zeiten die Armeen der französischen Republik und des Kaiserreichs den Canal hätten passiren können, so wie sie die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein überschritten haben, würde da England nicht Alliirte zu Hilfe gerufen haben? Würden wir es dann nicht erlebt haben, daß deutsche und russische Armeen im Vereine mit englischen Truppen auf seinem Gebiete Schlachten geliefert hätten, wie die von Leipzig oder von Waterloo? Mit Einem Worte, wäre England zu allen Zeiten seiner Geschichte, gleich jedem andern Lande des Continents, in die Nothwendigkeit versetzt gewesen, sein Territorium zur Wahlstatt dienen zu sehen, auf welcher die größten europäischen Kämpfe ausgefochten wurden, hätte es sich alsdann jener langen inneren Ruhe erfreut, aus welcher sich zuletzt politische Sitten herausgebildet

haben, wie sie bei keinem andern Volke möglich sind? Denn nirgends anderwärts haben sich jene langen Gewohnheiten des Friedens bilden können, welche, verbunden mit einem beschränkten Militäretat, es allein ermöglichten, alle Classen des Volkes zur Theilnahme an den politischen Discussionen heranzuziehen. Die Landarmee wurde von jeher mit Mißtrauen angesehen, darum beschränkte man sie auch stets auf das Allernothwendigste. Dagegen hat England als Seemacht die Zurüstungen zur See stets ohne Mißtrauen betrachtet. Denn die Marine kann niemals ein Mittel zur Unterdrückung werden, weil sie erst von dem Augenblicke anfängt, als Militärmacht zu zählen, wo ihre Schiffe in See stechen und sich entfernen. Darum insultirt das englische Volk auch niemals einen Admiral; seine volle Sympathie gehört diesen Seemännern, welche seinen Namen und seine Macht in die weite Welt verbreiten, ohne ihm jemals Mißtrauen einzuflößen.

Wir sind weit entfernt England um die Vortheile zu beneiden, welche ihm seine insularische Lage sichert; im Gegentheile, wir freuen uns im Interesse der ganzen Welt bei dem Gedanken, daß es ein Land gibt, welches vor den Gräueln und Verheerungen des Krieges geschützt ist; — ein Land, in welchem die Intelligenz mit Gewißheit die Frucht ihrer Anstrengungen genießt; — ein Land, das in voller Sicherheit alle Wissenschaften und Künste pflegen kann; — ein Land, das in seinem Inneren niemals durch auswärtige Gewalt zerrüttet wird, und das keine andere Gefahr zu fürchten braucht, als seine eigenen Irrthümer. Aber was hat eine solche Lage der Dinge mit den Zuständen eines Continentalstaates gemein?

Als Frankreich, von einer Aufwallung der öffentlichen Meinung fortgerissen und im Sinne der englischen Ideen bearbeitet und herausgefordert, seine Revolution von 1830 machte, war es seine erste Sorge, zwei Millionen Menschen unter die Waffen zu rufen (500,000 Mann Linientruppen und 1,500,000 National-

garden). Es mochte wohl so viele für nothwendig erachten, um seine Unabhängigkeit zu schirmen; aber ist bei einer solchen Menge von Bewaffneten an die Möglichkeit einer politischen Freiheit, wie die englische, auch nur zu denken?

Zur Zeit als Rom auf seine Freiheit eifersüchtig war und es noch sein durfte, hatte es bestimmte Gränzen gezogen, welche die Legionen nicht überschreiten durften; aber es gibt keinen Rubicon in Frankreich. In Paris liegen 100,000 Mann Truppen; die Legionen stehen überall von Ruhmbegierde durchglüht; so oft ein neuer Cäsar auftreten wird, werden sie ihm bereitwillig folgen und das Volk seinen Triumphen zujauchzen.

Aus dieser Verschiedenheit der Lage erklärt es sich, warum in England alle Fragen im Wege der Discussion aufgeklärt, zur Reife gebracht und entschieden werden, während sie in Frankreich immer mit dem Schwerte gelöst werden. Oder ist es etwa anders seit 1789, d. h. seit der Epoche, wo Frankreich, wie es behauptet, sich als freies Land constituirt hat? Ist es möglich, daß der Geist der Berathungen bei einem Volke von nothwendigerweise kriegerischen Sitten dasselbe Gepräge trage, wie bei einem anderen, das so zu sagen niemals einen Soldaten zu sehen bekommt?

Und dennoch will England, Angesichts des himmelweiten Abstandes in so verschiedenen Lagen, alle Völker zur Annahme seiner Formen aufrufen, und sich den Anschein geben zu glauben, daß die freie Bewegung der öffentlichen Meinung zur Regierung der Staaten hinreiche! Aber sind denn seine Predigten wirklich aufrichtig gemeint? Indem es eine constitutionelle Tunica, die jedem Wuchse passen soll, als Banner aufpflanzt, ist es da auch arglos, wie Dejanira es war? Oder weiß es vielleicht, wie Nessus es gewußt, wie dieses Gewand Denjenigen, der es anzieht, fürchterlicher, verzehrender Flammenpein preisgebe? Sollten die berühmten Worte Canning's, jenes politischen Centauren mit einem Torykopfe und dem Rumpfe eines Whigs, nicht darauf

hinweisen, daß England die geheime Kraft des Geschenkes, welches es machen will, recht gut kennt? Aber es mag nun in seiner Haltung Irrthum oder Absicht liegen, der Gang seiner Politik zeigt von dem Bewußtsein, daß es auch seinerseits in eine neue Stellung gerathen sei, ohne daß sich daraus bereits entnehmen ließe, ob es sich auch die Ursachen dieser Veränderung zu erklären wisse. Wie alle Menschen, die sich über ihren Zustand täuschen, sucht England das Uebel, an dem es zu leiden beginnt, dort wo es nicht liegt; es wird daher, gerade so wie diese, auch zu dem unrichtigen Mittel greifen.

Die gegenwärtig in England am Ruder stehende Partei weiß es schon längst nicht mehr recht anzufangen, um den politischen Einfluß wieder zu gewinnen, der ihr unter der Hand entschlüpft, und sie ist keineswegs über die Gründe dieses Verlustes im Klaren. Diese Partei macht nun Propaganda durch ihre Diplomatie; Gleichförmigkeit der Institutionen und der Doctrinen ist ein nothwendiges Erforderniß zu ihrer Allianz.

Marlborough hat den Prinzen Eugen niemals um die Form der kaiserlichen Regierung gefragt. Sie handelten beide in Uebereinstimmung, um den Ehrgeiz eines Nebenbuhlers niederzuhalten, und der am entschiedensten republikanische Staat des damaligen Europa war der engste Verbündete der beiden erlauchten Heerführer. Eine Politik der Interessen ist in der That begreiflich; sie beruht auf Thatsachen, auf welche sich Berechnungen gründen. Es können Staaten sich bekämpfen, ohne deßhalb aufzuhören sich zu verstehen; der Friede bringt durch Transaction wieder Ordnung und Sicherheit zurück. Aber eine Politik der Doctrinen hört auf berechenbar zu sein, sie muß unumgänglich in eine einzige und alleinige Combination auslaufen, und zwar in jene Mahomeds, wie er mit dem Säbel in der Faust den Koran verbreitet.

Gleichwohl ist die Welt im Irrthume befangen. Europa spaltet sich täglich mehr in zwei scharf gesonderte, in Formen und

Principien divergirende Parteien. Diese Idee der Spaltung gestaltet sich in Folge der in Gährung versetzten öffentlichen Meinung von Tage zu Tage feindseliger. Erzeugt wurde diese Gährung durch einige neuerungssüchtige Publicisten. Europa wurde von ihnen in zwei Zonen abgetheilt, in die constitutionelle und die absolutistische; sie haben die beiden Parteien in Schlachtordnung aufgestellt; sie haben die gegenseitigen, moralischen und materiellen Kräfte gezählt, die Möglichkeiten des Kampfes berechnet, und zuletzt der Partei, welcher sie dienen wollten, den Sieg prophezeiht. Dieses Unternehmen war aber nicht das Werk gewissenhafter Männer, welche unparteiisch nach Wahrheit forschten und den europäischen Frieden wünschten, sondern das Machwerk von Parteimännern, die Pamphlete in die Welt schleuderten, um einen Kampf herbeizuführen. Es ist ihnen leider nur zu sehr gelungen; eine Menge leichtfertiger Köpfe haben dieses Banner aufgepflanzt. Eine Menge ist indessen noch keine Armee. Von den Clubbs, von Privatinteressen und Leidenschaften getrieben, beschwören sie zwar manches Gewitter herauf, aber diese Gewitter sind nur vorübergehend; denn die auf dem Rechte fußende starke Vernunft besiegt Alles, was ohne regelmäßige Organisation auf dem Kampfplatze erscheint.

Darum konnten die Regierungen derlei Angriffe lange unbeachtet lassen und auf das Geschrei der Menge herabsehen; der Straßenlärm gab damals noch keine Gesetze, der Aufruhr war noch nicht souverän.

Die Frage steht jetzt ganz anders. Es handelt sich nicht mehr um ein Thema der Polemik für Ehrgeizige, oder für Journale, die Absatz suchen; es handelt sich nicht mehr um ein bloßes Mittel zur Agitation, wodurch man seinen Nebenbuhlern Verlegenheiten bereiten will. Wir haben es mit einem politischen Systeme zu thun, welches zwei große Regierungen zu dem ihrigen gemacht haben, mit einem Systeme, welches sie als ein zur Weltherrschaft

bestimmtes, als eine zum Heile der Völker unerläßliche Reform verkündigen.

„Frankreich und England," sagt Chateaubriand, „zertrümmern gleich zwei riesigen Sturmböcken die ehemalige sociale Ordnung." Diese Zerstörungskraft läßt sich nicht läugnen, wir sehen sie allenthalben wirken. Aber wird nach ihr eine andere Kraft auch wieder aufbauen und den Schaden heilen? Die beiden Widder behaupten es freilich; aber soll man ihnen auf's Wort glauben; darf man sich in einer so hochwichtigen Angelegenheit auf Discretion und blindlings ergeben? Die Lage ist höchst gefährlich, das läugnen selbst Diejenigen nicht, welche sie herbeigeführt haben. Ihrer Behauptung nach hätte sich eine große Bewegung des menschlichen Geistes bemeistert und liege die Gefahr darin, daß man ihr Widerstand leisten wolle; wir seien an einer Uebergangs-Epoche angelangt und in socialer Umbildung begriffen; es sei weit klüger, sie zu begünstigen, als dagegen anzukämpfen rc. rc. Aber auf derlei Phrasen ohne weiteres eingehen, heißt das nicht gerade so viel, als sich ohne Compaß jedem Sturme preisgeben? Warum die Bewegung überstürzen? Wäre es nicht gerathener, ihr den natürlichen Impuls zu lassen, welchen sie vom Fortschritte der Zeit empfängt? Dieser Impuls ist heutzutage kräftig genug, und die Welt braucht weit eher ein mäßigendes als ein erregendes Princip.

Ihr aber, die ihr mit Recht empört seid über all das Unheil, welches der religiöse Fanatismus gestiftet hat, warum facht denn ihr den politischen Fanatismus an? Glaubt ihr etwa, dieser sei milder oder menschlicher? Vermögt ihr seine etwaigen Ausschweifungen im vorhinein zu berechnen? Habt ihr davon nicht schon entsetzliche Beispiele erlebt? Europa, behauptet ihr, muß sich in einem und demselben Systeme nivelliren. Wenn diese Nivellirung eine Nothwendigkeit ist, so erklärt ihr damit zugleich die Unverträglichkeit der beiden Doctrinen, durch welche es gespaltet wird.

Erklärt ihr damit nicht auch eure Absicht, diejenige umzustoßen, die euch zuwiderlauft? Ihr steuert also unaufhaltsam auf den Krieg los! Aber hat der Krieg jemals politische Freiheit erzeugt, oder richtiger, hat er je die Freiheiten der Völker sichergestellt? Glaubt ihr, daß der evangelische Kreuzzug eines Gustav Adolphs Deutschland glücklich gemacht habe? Wäre Luther nicht ein besserer Reformator gewesen, wenn seine Predigten minder leidenschaftlich gewesen wären? Denn fürwahr, wohin wird es noch mit seinem Werke kommen?

Wo Zwiespalt der Dogmen oder der Principien eintritt, da braucht die Welt kein Schwert, sondern einen Vermittler. Wir haben es mit menschlichen Angelegenheiten zu thun und müssen darum an die Menschen appelliren, denn die Völker haben eben so ihren freien Willen, als der einzelne Mensch. Die Gesetze der Intelligenz oder, was eben so viel heißt, des moralischen Universums, sind eben so fest bestimmt, als jene der physischen Welt.

Der edelste und erhabenste Theil der Schöpfung ist ganz gewiß nicht ohne Regel und Ziel in Zeit und Raum hinausgeschleudert worden. Daher unterliegt die menschliche Gesellschaft den Regeln der Intelligenz, welche einerlei sind mit jenen der Vernunft in ihrer erhabensten Bedeutung des Rechtes und der Gerechtigkeit genommen. Darin läßt sich das Walten der Vorsehung über den Geschicken der Menschheit erkennen.

Es ist an jedem Volke, sich sein Loos nach Gutdünken selbst zu bereiten. Die Nationen steigen und fallen, je nachdem sie sich an die Gesetze der Intelligenz halten, oder sich davon entfernen. Sie gehen zu Grunde, wenn sie dieselben alle auf einmal frevelhaft übertreten; denn es ist keinem Wesen gegeben, am Leben zu bleiben, nachdem es alle Lebensbedingungen verletzt hat.

Der Mißbrauch, welcher heutzutage mit dem Worte providentiell getrieben wird, dürfte von der Verlegenheit zeugen, in welcher man sich befindet. Weil die Leitung der Dinge der Macht

der Menschen sich entwindet; weil der Hochmuth der Letzteren eine Bewegung hervorgerufen, welche sie nicht mehr zu meistern wissen, so sagen sie, daß die Ereignisse Beschlüsse der Vorsehung seien. Sie bilden sich ein, daß mitten durch alle Laster und Leidenschaften hindurch eine Epoche des Glückes erblühen, daß die Menschheit sich hoch aufrichten werde, daß die Zuckungen, an denen die Gesellschaft leidet, die Symptome einer heilsamen Krisis seien. Zu stolz, um die Irrthümer ihres Geistes und die Verirrungen ihrer Leidenschaften einzugestehen, belehren uns Diejenigen, die sich für die gründlichsten halten, daß die Vorsehung diese Stürme der Intelligenz errege, um bessere Tage herbeizuführen, gleichwie das Gewitter in den Wolken erdröhnt und dahin rollt, um die Erde zu erfrischen und zu befruchten. Aber gibt es inmitten solcher Ereignisse ein Volk, das in seinem Hochmuthe sich Weisheit genug zutraute und zugleich ruhig genug wäre, um sich das Recht anzumaßen, Allerwelts-Gesetzgeber zu werden? Wohlan, es möge seine Ansprüche entwickeln; wir sind bereit, sie anzuerkennen! Gehen wir seine Geschichte durch; es belehre uns über seine Tugenden; es zeige uns Reichthum ohne die Corruption und ohne das Elend; es zeige uns Kraft ohne die Gewaltthätigkeit; politische Macht ohne die Eroberung; es zeige uns seine insgesammt und jederzeit unbestechliche Magistratur; freie, stets glückliche und stets gehorsame Bürger — kurz ein Volk, das beständig stark ohne Ehrgeiz, stets mächtig ohne einem Rechte zu nahe zu treten, fortwährend stolz auf seine Ueberlegenheit, aber ohne Hochmuth; seines Werthes sich bewußt, ohne Geringschätzung gegen die übrigen; im Vollgefühle seiner Kraft, ohne sie zu mißbrauchen; religiös ohne Fanatismus, duldsam ohne Gleichgültigkeit; ein Volk von kräftigen und zugleich milden Sitten, wodurch Staats- und Familientugenden in Verein treten. Nur unter diesen Bedingungen vermögen wir einem solchen Volke den Beruf als Gesetzgeber zuzuerkennen.

Wenn dem aber nicht so ist, wenn die Institutionen, deren Form man uns aufdringen möchte, nichts von allem dem zu Tage gefördert haben; wenn wir auf dieselben Unlagenden, auf dieselben Leidenschaften treffen; wenn eure Revolutionen nichts als Verlegung der Gewalt sind; wenn die Ehrsüchtigen, welche sich um diese Gewalt streiten, anstatt an den Kabineten zu rütteln, das ganze Land in Aufregung versetzen; wenn die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, weil sie nicht mehr auf dem Gewissen der Einzelnen fußt, ein Heer von Polizeimännern erfordert; wenn euer socialer Zustand zwar ein regeres Leben, aber dafür weniger Sicherheit bietet; wenn dieses regere Leben zwar mehr Reichthum hervorbringt, dieser Reichthum aber nur dazu dient, den traurigen Contrast des Elends noch greller hervorspringen zu machen; wenn die Armuth, gleich einem neuen Aussatze, bei euch zum Aufruhr führt, oder euch zwingt, eine neue Art von agrarischem Gesetze zu erlassen; wenn die raschere Entwicklung der Intelligenz nur dazu dient, um eure Jugend noch zeitlicher auf die Bahn des Zweifels, der Sittenlosigkeit und vielleicht des Verbrechens zu führen: dann möget ihr einmal aufhören, uns euren Civilisations-Mechanismus als das sicherste Mittel anzupreisen, um die Menschen zum Glücke zu führen; dann höret einmal auf, eure Regierungsformen als das Ideal der Vollkommenheit hinzustellen!

Sprecht übrigens einmal euer letztes Wort! Was begehrt ihr für euch selbst? und was rathet ihr uns? Sind die Staaten, welche die Nachahmung so lebhaft empfehlen, ja sie sogar aufdringen möchten, definitiv constituirt? Ist das Modell vollendet? Frankreich müht sich seit mehr als einem halben Jahrhunderte ab, die endgültige Form seines neuen socialen Zustandes zu finden, und kann doch nicht dahin gelangen. Hatte es nicht die Anmaßung gehabt, zu behaupten, daß die Revolution von 1830 endlich alle Fragen gelöst habe, welche es in Aufruhr versetzten; daß alle Franzosen sich nunmehr demselben Glauben unterworfen, in einer

und derselben Ueberzeugung vereinigt hätten? Was ist daraus entstanden? Noch größere Wirren, noch tiefer gehende Zweifel. Es herrscht Widerspruch zwischen den Thatsachen und Principien. Auf welcher Seite ist das Recht? auf jener der Thatsachen oder jener der Principien? Und darf, wer in ähnlicher Lage sich befindet, sich am Ende gar noch zum Vorbilde aufstellen?

Ihr sagt, daß ihr dahin kommen wollt, wo England steht; daß das Modell vollendet ist und sich erprobt hat, und daß man bloß die gemachten Erfahrungen zu benützen braucht.

Aber was wird aus dieser englischen Constitution werden, deren Basis das Feudalwesen einer mittelalterlichen Monarchie war? Ist sie nicht in Reformen begriffen, welche ihre Wesenheit und ihren Geist vollständig verändern werden? Der alt-germanische Geist, der auch Alt-England beseelte, faßte die Freiheit nicht als abstractes politisches Princip auf; er suchte sie nur im Rechtsprincipe. Weit entfernt, für Alle gleich zu sein, war sie vielmehr verschieden nach Verschiedenheit der Rechte; es bestand gleichzeitig eine sociale, politische und religiöse Hierarchie. Die in diesem Systeme begriffenen Staaten stellen eine Pyramide mit breiter Basis dar; sie konnten sich lange erhalten, wie die alten egyptischen Pyramiden noch zur Stunde vorhanden sind. Aber wie soll man eure Staatsform darstellen, ihr Männer der Gleichheit, der Bewegung und der Ehrsucht, — es wäre denn als einen Kletterbaum, an dessen Spitze alle die fetten Pfründen der Macht aufgehängt sind, um von den Flinkeren und Gewandteren verspeist zu werden? Da nun das Recht des Gewandteren eben so geeignet ist, die Freiheit zu unterdrücken, wie es das Recht des Stärkeren war, sollte man ihm nicht auch Schranken setzen? Es ist wenig daran gelegen, unter welchem Titel der Despotismus herrschen will; seine Wirkungen werden immer gleich bleiben. Wird die Intelligenz des Tages nicht eben so die Geistesarmen knechten, wie das Faustrecht die wehrlosen Classen geknechtet hat? Die wahre Intelligenz soll darum

nicht sowohl im Sinne der Gleichheit als in schützender Absicht Gesetze geben.

Dadurch, daß die englische Revolution den socialen Zustand, so wie sie ihn vorgefunden, unangetastet beließ, machte sie der Opposition der Classen ein Ende, indem sie dieselbe, vermittelst einer legalen Form, in die Opposition der Parteien umwandelte; ein politischer Kampf trat an die Stelle des Bürgerkrieges.

Die französische Revolution von 1789 hingegen hatte alle Grundlagen der früheren socialen Ordnung umgestürzt. Da sie an die Stelle der Ruinen der zerstörten Organisation bloße Principien setzte, welche lediglich erst Theorien waren, so entstand daraus nur Anlaß zum auswärtigen und zum Bürgerkriege.

Wenn England der französischen Revolution im ersten Augenblicke Beifall zollte, wenn der Aufschwung der französischen Freiheit daselbst Sympathie fand, so konnten die Maximen des Umsturzes, welche die ersten Apostel dieser Freiheit als ein neues Gesetz unter allen Völkern verkündigen zu wollen erklärten, nicht verfehlen, die brittischen Staatsmänner auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche diese Grundsätze allgemeiner Nivellirung für ihr Vaterland mit sich bringen würden. Da ließ sich die Stimme Burke's vernehmen, als der beredteste Ausdruck jenes Antagonismus, welcher den Krieg im Jahre 1793 entzündete, um ihn erst 1815 zu beendigen. Wenn gleich dieser Antagonismus ursprünglich eigentlich aus den Principien hervorging, so waren die Engländer doch niemals doctrinär genug, um ihre Interessen Doctrinen zum Opfer zu bringen; daher gesellte sich sehr bald zum Principienkampf der Kampf der Interessen, woraus die Langwierigkeit desselben erklärlich wird.

Die Whigpartei, welche aus Oppositionsgeist gegen ihre Nebenbuhler die Freiheits-Ideen um jeden Preis verfochten, und unaufhörlich für die Wiederherstellung des Friedens mit Frankreich gestimmt hatte, kam durch den Frieden von Amiens ans Ruder.

Allein kaum ans Ruder gelangt, lieferte Fox den schlagendsten Beweis, daß nicht die Principien die alleinige Ursache des Krieges waren, denn er zögerte nicht, ihn wieder zu entzünden. Er — der vieljährige Freund Frankreichs, er, der Mann des Friedens, sah bald ein, daß Englands Interessen den Krieg nothwendig erheischten; darum trat er von der Regierung zurück, um sie wieder in die Hände der Männer des Krieges zu legen. Die Whigs waren gänzlich unvermögend, diesen Krieg zu führen; sie flößten den Widersachern Frankreichs nicht genug Vertrauen ein, um sich an die Spitze der continentalen Allianzen zu stellen, ohne deren Beistand England denselben nicht fortführen konnte. Während dieses so langwierigen Kampfes war England gleichzeitig der Alliirte der Regierungen wie der Völker; es vertheidigte die politischen Rechte der Herrscher und die Unabhängigkeit der Nationen. Das republikanische Frankreich dagegen wollte alle Fürsten stürzen und Europa revolutioniren, indem es alle Völker zur Freiheit berief, in der Art wie es die Freiheit für sich selbst verstand.

Als die Epoche des Kaiserreichs kam, blieb Englands Rolle sich gleich; sie wurde noch leichter, obgleich sie an Umfang zunahm; Frankreich hingegen wechselte die seinige.

Das Resultat der gewitterschwersten Zeiten der französischen Revolution, das unmittelbar auf alle jene Ausschweifungen der Zügellosigkeit und Anarchie folgen mußte, war nothwendig der Militär-Despotismus; er bildet den unvermeidlichen Uebergang zur Wiederherstellung der Ordnung. Die Form, welche er annimmt, hängt lediglich von dem Charakter Desjenigen ab, der sich der Gewalt bemeistert hat.

Dem Ehrgeize Napoleons standen damals zwei Wege offen, er hatte zu wählen. Er konnte die Monarchie in Frankreich und in Europa befestigen, und sich mit den Herrschern auf friedlichen Fuß setzen; oder aber er konnte die Basis des Princips, welchem er seine Autorität verdankte, beibehalten, sich alsdann mit den

Völkern gegen die Könige verbünden, alle alten Monarchien stürzen und Europa eine neue Form geben. Es fehlte dieser letzteren Combination nicht an Chancen des Erfolges. Er that weder das Eine noch das Andere.

Der Krieg hatte ihn auf den Thron erhoben; sein Ausgangspunct legte ihm die gebieterische Pflicht auf, seine Krone durch Triumphe zu verherrlichen, welche ganz und gar das Gepräge des Imperators haben mußten. Er bedurfte ihrer, um Frankreich auf dem Wege der Bewunderung zum Gehorsam zu bringen, und um den alten Dynastien durch den Beweis seiner überlegenen Macht zu imponiren. Daher waren seine drei Kriege — 1805 gegen Oesterreich, 1806 gegen Preußen und 1807 gegen Rußland — gewissermaßen eine Nothwendigkeit seiner Stellung. Der General der Armeen der Republik hatte einen geheimen, beinahe angebornen Instinct zur obersten Gewalt; er verstand es, mitten unter den Illusionen und Thorheiten des Gleichheits-Schwindels gerade auf sein Ziel los zu gehen; er hatte keinen einzigen seiner würdigen Nebenbuhler; sein Platz über allen übrigen war ihm bald angewiesen, der Ruhm führte ihn dahin. Er hatte sich der obersten Gewalt zu bemeistern gewußt, wie Octavianus es gethan. Die alten Cameen zeigen uns, wie sehr Napoleon jenem Römerkopfe ähnlich sah. Warum hat er, der sich doch einen Mann des Fatums nannte, in dieser Aehnlichkeit nicht einen Wink erblickt, seinem Urbilde nachzuahmen? Warum verstand er nicht inne zu halten, wie August? Mußte er nicht, um zu erhalten, einen ganz andern Weg einschlagen, als um zu erobern? Indem er seine Macht lediglich auf der Grundlage der materiellen Gewalt aufrichtete, während seine ganz und gar persönliche Politik jeder moralischen Kraft ermangelte, ward er selbst zum thätigsten Zerstörer seiner eigenen Schöpfungen; denn durch Gewalt allein läßt sich die Welt weder erobern noch auf die Länge regieren.

England, dem alle Monarchen und alle Völker zur Seite standen, feierte einen vollständigen Triumph.

Dieser große Kampf entschied über eine lange Zukunft; sie reichte bis an die große politische Fluth des Jahres 1848.

Bevor wir uns in die historischen Details dieser Periode einlassen, müssen wir noch einen Augenblick bei den beiden Endpuncten dieser Reihe von Begebenheiten stehen bleiben: nämlich der Sturz der Gewaltherrschaft Napoleons 1815 durch die europäische Coalition, und die Anarchie aller socialen Kräfte im Jahre 1848, bei gänzlichem Mangel eines hinlänglich starken politischen Systemes, um sie im Zaume zu halten.

Der Einfluß auf die Zeit, welche zwischen diesen beiden Epochen liegt, ist nicht ein und derselbe gewesen.

England und Rußland haben diese beiden Epochen in Folge des Zaubers, welchen ihr in der Geschichte fast beispielloser Triumph zu ihrer wirklichen Macht noch hinzufügte, ausschließend beherrscht. Auf ihrer Seite war das factische und das moralische Uebergewicht, welches durch kein Schwanken geschwächt wurde.

Indem England die Reihen seiner alten Continental-Allianz verließ, um sich Frankreich zu nähern, schuf es ein neues politisches Gewicht, welches es dem Gewichte der drei Mächte, die es so eben verlassen hatte, entgegenstellte. Diese beiden Regierungen waren es nunmehr, die auf die Ereignisse, welche jene zweite Epoche von 1820 bis 1848 ausfüllten, den größten Einfluß ausübten. Sie haben ihn factisch durch das natürliche Gewicht ihrer Macht, noch mehr aber als einen permanenten Act ihres Willens ausgeübt. Beide haben bei jedem Anlasse laut erklärt, daß sie so und nicht anders handeln wollten, daß ihnen die Pflicht obliege, die freie Bewegung der Emancipation der Völker gegen Jedermann in Schutz zu nehmen, der sie unterdrücken wollte. Die Mittel zur Ausführung dieses gleichen Vorsatzes sind jedoch verschieden geblieben und stets durch die ihrer Natur nach wesentlich verschiedenen und bloß

in den äußern Formen übereinstimmenden constituirenden Principien beider Länder bedeutend modificirt worden.

Man muß diese Verschiedenheit im Ausgangspuncte und in der Thätigkeit früher genau festgestellt haben, sonst wird es unmöglich die Ereignisse, von deren Entstehung und Entwicklung wir Zeugen waren, richtig aufzufassen und Jedermann den ihm daran gebührenden Antheil zuzumessen. Wir müssen daher für einen Augenblick auf einige Grundfragen zurückkommen.

Guizot hat im Jänner 1849 ein Werk „über die Democratie in Frankreich" herausgegeben, worin er sagt: „Ein Volk, das eine Revolution macht, kann ihre Gefahren nur dann überwinden und ihre Früchte nur dann ernten, wenn es seinerseits über die Principien, über die Interessen, die Leidenschaften und über die Worte, welche jene Revolution geleitet haben, das weltgerichtliche Urtheil spricht. So lange dieses Urtheil nicht gesprochen wird, ist das Chaos vorhanden, und wenn das Chaos im Innern eines Volkes sich in die Länge zieht, wird es sein Tod. Das Chaos verbirgt sich bald hinter dem Worte „Democratie", bald hinter dem Worte „Volk", wenn es der Gleichheit Thür und Thor öffnet und vor ihr alle Bollwerke der Gesellschaft zertrümmert."

Suchen wir mit dem Verfasser das Urtheil des jüngsten Gerichtes, welches er über die Democratie sprechen zu wollen scheint.

Wenn es unleugbar ist, daß die Basis der Democratie in den unteren Schichten der Gesellschaft liege, hat man dann nicht das Recht zu fragen, was aus einem Staate werden soll, welcher die Democratie zum einzigen Elemente seiner Existenz machen will? Also Alles, was zu einem nach andern Principien constituirten Staate gehört, der hohe Clerus, die hohen Staatsdiener, das reiche Grundeigenthum, die reichen Kapitalisten, die hohe Cultur der Intelligenz, die Häupter der Industrie, mit Einem Worte, die verschiedenartigsten Elemente, sie sollen also alle der Democratie ein-

verleibt werden! Das würde also mit diesem einzigen Worte heißen: das gesammte Volk.

Allein muß man nicht, um die Civilisation zu erhalten, alle Ungleichheiten bestehen lassen, welche sie nothwendig mit sich bringt und welche unzertrennlich sind von der Bewegung, in welche sie kraft ihres innersten Wesens Alles versetzt? Ist es also nicht ein Irrthum, wenn man dem Staate eine ausschließlich democratische Grundlage geben will? Wie mächtig auch die Gabe des Wortes sein möge, sie reicht nicht hin, um die politische Idee des Tages klar auseinander zu setzen.

Die Democratie, wie man sie heutzutage will, läßt sich nicht anders als auf dem Wege des Communismus verwirklichen; er allein könnte es ermöglichen, daß die Democratie das einzige Element eines Staates würde. Daher ist die democratische Partei welche den Communismus einführen will, die einzige, welche in ihren Bestrebungen zu diesem Zwecke streng logisch vorgeht.

Wenn das Princip der Volkssouveränität, in Gemäßheit der democratischen Gleichheit, die Basis der alten Staaten verändern soll, so kann also diese Veränderung logischer Weise nur durch den Communismus bewerkstelligt werden. Wenn man dieß aber nicht will; wenn die Democratie, anstatt das über ihr stehende herabziehen zu wollen, im Gegentheile nur eine höhere Stellung im Staate einzunehmen hofft, hört sie alsdann nicht sogleich mit der Erreichung dieses Zieles auf, Democratie zu sein? Wird sie dann nicht gerade zu dem, was sie soeben verdrängt hat? Und wird nicht dasjenige die wahre Democratie sein, was sie während ihres Steigens hinter sich gelassen haben wird? Es ist unmöglich, aus diesem Dilemma herauszukommen: Entweder muß die Democratie, um ausschließlich als solche zu herrschen, den Communismus einführen und die Civilisation, so wie dieselbe im Laufe der Jahrhunderte geworden ist, durch eine andere Civilisation ersetzen, welche bis zur Stunde ein bloßes Ideal ohne jedes Präcedens ist; oder

aber sie muß den Anspruch aufgeben, das einzige politische Element der Staaten sein zu wollen; und alsdann muß sie sich auf die Stellung beschränken, welche die socialen Gesetze, die keine Erfindung der Menschen sind, ihr factisch anweisen, um die mit jener Stellung unauflöslich verbundenen Verrichtungen zu vollziehen.

Hat denn nicht die Geschichte Frankreichs feierlich genug jenes weltgerichtliche Urtheil verkündet, welches Guizot sucht? Hat nicht Napoleon in den ersteren Jahren seines Konsulates, welche unsterblicher sind, als jene seines militärischen Ruhmes, Beweise seines außergewöhnlichen politischen Organisirungstalentes geliefert?

Frankreich krankte an dem Mißbrauche, welchen man in seinem Namen mit allen Arten von Freiheit getrieben hatte; es sehnte sich nach der Leitung einer Hand, kräftig genug, um die Leidenschaften der Masse zu bändigen und der Anarchie ein Ziel zu setzen.

General Bonaparte, stark durch den damals noch von keiner Verirrung seines Ehrgeizes getrübten Ruhm, welchen er über Frankreich verbreitete, erklärte dieses Werk unternehmen zu wollen. Frankreich leistete seiner Stimme nicht nur willig Folge, sondern umgab ihn auch mit allen seinen Sternen erster Größe. Er errichtete nun auf der durch die Revolution nivellirten Basis die neue Hierarchie der Regierungsgewalt, welche er zu schaffen verstand; er stellte in den Vordergrund jenes Gesetz der Gleichheit, welches aussprach, daß jeder Franzose berechtigt sei, jedes Amt zu bekleiden, zu welchem er durch Muth oder durch seine Talente zu gelangen vermöchte. In diesem Systeme einer verjüngten socialen Ordnung ist die Gleichheit ein Moralgesetz aber kein politisches Princip. Dergestalt konnte jeder Soldat Marschall werden, aber der Soldat ist darum dem Marschall nicht gleich; ebenso wenig als der Pfarrer dem Bischofe, noch weniger als der Verurtheilte mit dem Richter gleichen Rang hatte, überhaupt eben so wenig als die ausgezeichneten Männer, welche dem neuen Kaiser entweder mit ihrem Rathe oder mit ihrer

Thatkraft zur Seite standen, die Rangsgenossen derjenigen waren, welche noch nicht lesen, schreiben und denken können.

Napoleon, welcher während seiner Expedition nach Egypten die Erfahrung gemacht, wie wenig Zeit eine berathende Versammlung, welche weder die Regierung noch die Freiheit aufzufassen verstanden, gebraucht hatte, um die ruhmvolle Stellung gänzlich zu ruiniren, welche die Armeen der Republik Frankreich erkämpft hatten, konnte diese Versammlungen nur als gesetzgebende Rathskörper beibehalten, als geschmeidiges Räderwerk der Regierung, welche er zu gründen beabsichtigte.

„Er hat im Schooße des democratischen Frankreichs die Ordnung und die Staatsgewalt wiederhergestellt,“ sagt Guizot, „er hielt dafür und hat den Beweis geliefert, daß man einer democratischen Gesellschaft dienen und sie regieren könne, ohne allen ihren Neigungen nachzugeben; darin besteht seine Größe.“

Aber war denn nicht der Despotismus, dessen Guizot ihn beschuldigt, am Ausgange einer so gewaltsamen Erschütterung der Gemüther die einzig mögliche Form, um eine so umfassende Democratie zu regieren, wie die französische? Die Democratie hat Napoleon gezwungen Despot zu werden. Ohne allen Zweifel haben die Verbrechen, von welchen ihre Ausschweifungen begleitet waren, Napoleon zu dem festen Entschlusse gebracht, niemals die democratischen Kräfte irgend eines der von ihm bekriegten Länder zu seinem Beistande aufzurufen. Er kämpfte gegen die Könige, um sie zu zwingen, ihn als ihres Gleichen anzuerkennen, aber er hat nie ihre Völker gegen sie aufgereizt! So ging er in Polen vor, wo er von so vielen Seiten aufgefordert wurde, alle Polen gegen Rußland aufzuwiegeln; so in Deutschland, in den österreichischen Staaten, in Italien, wo er bereits als General wieder Ordnung und Regierungsgrundsätze eingeführt hatte.

Als Napoleon in Folge seiner schweren Unfälle, aber allzuspät, seiner selbst Herr geworden, wußte er auf die Chancen des

nationalen Widerstandes zu verzichten, welchen er den Invasions-heeren noch hätte entgegensetzen können; er begriff die Gefahren dieses Widerstandes für Frankreichs Zukunft und das Vergebliche desselben für seine eigene Sache. Umsichtiger als seine Zeitgenossen es waren und bisher noch sind, wird einst die Geschichte seine kalte und ruhige Resignation bei seinem zweimaligen Sturze vielleicht mehr bewundern, als all das Geräusch seiner Erhebung; denn der Zauber, welchen er auf den Geist des Volkes und seiner Soldaten ausübte, war noch stark genug, um seinen Sturz durch zahllose Menschenopfer zu begehen.

Weiter sagt Guizot: „Washington hat keine Aehnlichkeit mit Napoleon; er war kein Despot."

Aber diese beiden Männer neben einander stellen, um sie zu vergleichen, heißt auf abstracte Weise über Regierung und Frei-heit sprechen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Länder und der Menschen, auf welche diese Ideen angewendet werden sol-len. Wie will man ein Land, welches erst im Werden begriffen ist, mit einem andern vergleichen, das bereits alle möglichen Phasen der moralischen und politischen Ordnung durchlaufen hat? Wie will man ein an allen Werken der Intelligenz überreiches, zu sehr gehäuftes, auf seinem Territorium zu sehr gedrängtes Volk, umgeben von Nebenbuhlern, die sich in denselben Verhältnissen be-finden, mit einer Nation vergleichen, die erst im Entstehen begrif-fen ist, die keine Geschichte, keine Erinnerungen hat, mit einer Na-tion, deren Bevölkerung über unermeßliche Gebiete zerstreut und ausgesäet ist, ohne Nachbarn, welche ihr den Besitz derselben strei-tig machen könnten? Läßt sich an die Staatsgewalt, an die Frei-heit unter so ganz verschiedenen Umständen derselbe Maßstab legen? Wer so spricht, verkennt jenes Gesetz der nothwendigen Beziehung des Menschen zum Raume, den er bewohnt. Steigt die Thätigkeit der Ideen nicht im Verhältnisse der Dichte der Be-völkerungen? Und erzeugt nicht diese Progression der Thätigkeit der

Ideen eine stetige ebenfalls progressive Modification der Principien? Muß nicht die Regierung den Charakter und den Grad ihrer Thätigkeit nach diesen neuen Proportionen bemessen, um sie nach Erforderniß anregend oder mäßigend wirken zu lassen?

In Paris hätte Washington's politische Existenz nur wenige Jahre überdauert; er hätte wahrscheinlich geendet, gleich einem der Gäste des letzten Bankets der Girondisten. Bonaparte seinerseits würde die Einöden Amerika's verlassen haben, um anderwärts die schon vorhandenen Chancen der Thätigkeit, des Ruhmes und des Ehrgeizes aufzusuchen.

„Washington," sagt Guizot, „ließ den Krieg bloß dem Frieden dienen." Aber gegen wen hätte er nach der Vertreibung der Engländer denn noch Krieg führen sollen? Die neuen vereinigten Staaten hatten keine anderen Nachbarn, als die Indianer, wilde und wehrlose Jägervölker. Washington wurde ein friedlicher Gesetzgeber, weil er nichts Anderes werden konnte. Er wurde der Gründer der amerikanischen Freiheit, aber konnte er denn etwas Anderes gründen, da wo die ungeheuren Entfernungen, welche die Menschen trennten, die Freiheit zur einzig möglichen Bedingung ihrer Existenz machten?

Napoleon mußte ein Krieger sein; nur als solcher konnte er zur Gewalt gelangen. Er hatte die Anarchie zu überwinden, die Anarchie der Ideen wie der Leidenschaften; die Vernunft allein hat dazu nie und nirgends hingereicht; es hat dazu von jeher des Schwertes bedurft. Allein zu leichte oder zu entscheidende Siege sind für den Sieger, der sich nicht zu mäßigen weiß, nur zu oft gefährlich. Napoleons Schwert wurde zerbrochen.

Die zu Paris unterzeichneten Tractate, welche den Verhandlungen des Wiener Congresses zur Grundlage dienten, mußten natürlicher Weise in einem Geiste der Reaction gegen Frankreich abgefaßt sein. Die Wiederherstellung der nationalen Selbstständigkeit der Staaten war die gemeinschaftliche Basis des Auftretens

der alliirten Mächte. England fügte dazu noch sein permanentes Princip der Beschirmung ihrer politischen Freiheit. Wir werden später sehen, wie aus diesem einzigen Unterschiede die ganze politische Bewegung entsprungen ist, welche Europa zu den Revolutionen des Jahres 1848 geführt hat. Die Erhebung und der Sturz Napoleons ließ Frankreich ohne Ueberzeugung, ohne Gesinnung. Die wichtigsten Principien seiner socialen Ordnung waren alle wieder in Frage gestellt. Dadurch, daß Ludwig XVIII. unter der neuen Aegide der Restauration eine Regierung der Discussion wieder herstellte, öffnete sich ein legales Feld für den Kampf aller Meinungen. Das war der Einfluß der in Wirksamkeit tretenden englischen Ideen.

Das soeben abgelaufene halbe Jahrhundert ist an nützlichen Lehren sicherlich eines der reichsten in der Geschichte. Nichts zeugt mehr von der Schwierigkeit der Kunst zu regieren, als wenn man sieht, wie die Völker durch die Fehler und durch die Irrthümer der Regierungen dahin gebracht werden, daß sie ihren schlechten, zuweilen aber auch ihren edelsten Leidenschaften zum Opfer fallen.

Bevor wir jedoch in diese Materie eingehen, müssen wir in flüchtigen Zügen die vorzüglichsten Resultate des großen Krieges schildern, der soeben beendigt worden war. England ging aus diesem Kampfe hervor reich an Beute, stärker noch durch die Schwächung der Uebrigen, aber mit einer consolidirten jährlichen Schuld von mehr als 30 Millionen Pfund Sterling. Diese Staatsschuld ward das Zeugungsprincip von Englands neuem politischen Systeme.

Der Kaiser Alexander, welcher mit allen Mitteln seines Reiches Europa zu Hilfe gekommen, war von dem Ruhme, den er sich erworben hatte, für seine Person befriedigt; aber er war Rußland für seine erlittenen Verluste und gebrachten Opfer Schadloshaltung schuldig. Ein Schein von Ersatzleistung war der Geleitsbrief, unter dessen Schutze eine weitere Vergrößerung bewerk-

stelligt werden sollte. Das Großherzogthum Warschau, so wie es Napoleon aus Oesterreich und Preußen abgenommenen Territorien zusammengesetzt hatte, wurde als Königreich Polen errichtet. Mit dem Titel eines Königs von Polen, nahm Kaiser Alexander auch jenen eines Wiederherstellers der polnischen Nationalität an. Dieser Titel hatte an und für sich allein den Charakter eines Actes der Reue und umfassenden Versprechens, und barg daher in sich selbst die Keime folgenschwerer Ereignisse. Die auf jene Schöpfung bezüglichen Tractate wurden am Eingange der allgemeinen Acte des Wiener Congresses verzeichnet. Dieser Vorrang zeugte von der Wichtigkeit, welche man ihnen geben wollte, und lieferte zugleich den Beleg für das Uebergewicht des Kaisers.

Das Königreich Polen wurde in der That eine der einflußreichsten Ursachen der politischen Agitation in Europa. Deutschland empfand zuerst die Wirkungen davon. Rußland selbst blieb nicht frei davon, denn die Interessen Polens konnten in der Sonderung, welche die Polen wollten, mit den russischen Interessen nicht im Einklange stehen.

In welcher Stellung befand sich damals Oesterreich, Europa und insbesondere Deutschland gegenüber?

Napoleon hatte dem Frieden von Tilsit die Tragweite einer Allianz zu geben gesucht. Die Zusammenkunft zu Erfurt ward daselbst festgesetzt. Diese Zusammenkunft hatte zum Zwecke, den Gedanken einer Allianz ins Leben treten zu lassen und daraus ein neues politisches System zu gestalten. Noch deutete nichts darauf hin, daß die beiden Kaiser mißtrauischer auf einander als je zuvor von einander geschieden waren. Der Glücksstern des neuen Kaisers hatte seinen Culminationspunct erreicht. England ward vom Continente vertrieben. Von nun an war gegen ihn keine Coalition mehr möglich.

Während Napoleon seinen schrankenlosen Ehrgeiz an den Tag legte, faßte er eine irrige Meinung hinsichtlich des Kaisers Alexander.

Er nahm die lebhaften Formen eines geschmeidigen sich Hingebens, welches nur ein Mittel zur Beobachtung war, für Anzeichen eines zugleich ehrgeizigen und schwachen Charakters, und hielt sich für überzeugt, daß er ihn bei jedem Anlasse unter seine eigene Ueberlegenheit würde beugen können. Diese irrige Meinung wurde der Grund seiner Unternehmung gegen Rußland.

Mittlerweile hatten auch die Spanier den Kampfplatz betreten. Der Verrath von Bayonne hatte sie aus langwieriger Lethargie geweckt. Ihre einmüthige Erhebung versetzte Napoleon in Unruhe. Eine seiner Berechnungen zu Erfurt hatte darin bestanden, sich die nöthige Zeit zu sichern, um die Spanier zu züchtigen und seiner Oberherrschaft zu unterwerfen. Indessen konnten ihre großen Erfolge, welche durch die optische Täuschung in Folge der Entfernung noch vergrößert erschienen, ihre Wirkung auf den Geist der Völker des Continents, welche alle unter der Wucht desselben Druckes seufzten, nicht verfehlen.

Da Kaiser Franz von mehreren Seiten Ereignisse sich vorbereiten sah, welche, wenn sie wirklich eintraten, ihrer Natur nach sein Reich mit einer wahrhaften Zerstörung bedroht hätten, hielt er es an der Zeit, eine letzte Anstrengung zu versuchen.

Am Schlusse des Jahres 1808 hatte das Kaiserthum Oesterreich eine Armee, wie es bis dahin noch nie eine so herrliche ins Feld gestellt. In Uebereinstimmung mit dem im gesammten Reiche herrschenden Geiste harrte die Armee schweigend aber mit Ungeduld der Kriegserklärung entgegen. Es lag ihr daran, das Andenken an die Unfälle des Jahres 1805 wieder zu tilgen. Das Gefühl der so ernsten Schwierigkeit der Lage deckte diese Ungeduld zu Wien mit einem Scheine von Ruhe; dennoch entging sie nicht der Aufmerksamkeit des französischen Botschafters, General Andreossy, der ein zu hellsehender Mann war, als daß er nicht die Projecte hätte ahnen sollen, welche Oesterreich noch verborgen zu halten trachtete.

Obgleich die persönlichen Beziehungen, in welche Napoleon zu Kaiser Alexander getreten war, bei der so großen Verschiedenheit der Charaktere und der Stellungen, und bei der gleichzeitig so großen Divergenz der Interessen keine Aussicht auf Dauerhaftigkeit darboten, so hielt dennoch Napoleon Europa zu fest gekettet, und überwachte alle Cabinete zu genau, als daß es Oesterreich möglich gewesen wäre, durch geheime Unterhandlungen eine neue Coalition anzubahnen.

Kaiser Franz appellirte daher an Europa durch einen Act persönlicher Aufopferung; nämlich durch seine Kriegserklärung vom April 1809.

Spanien und England ernteten die ersten Früchte dieses großmüthigen Entschlusses in Betreff des Krieges, welchen sie auf der Halbinsel führten. Dagegen erhob sich ganz Europa, durch die ersten Unfälle bei Regensburg eingeschüchtert, gegen Oesterreich. Eine russische Armee, was auch immer ihre geheimen Absichten gewesen sein mochten, schloß sich an die bei Warschau concentrirte polnische Armee. Bei Wagram standen 50,000 Deutsche jedes Namens auf französischer Seite; 30,000 Italiener hatten durch die südlichen Provinzen der Monarchie ihren Einfall bewerkstelligt.

Die Tage von Aspern und von Wagram werden ewig denkwürdig bleiben, denn sie haben das Geschick Europa's, wie es damals in Erfüllung gehen zu wollen schien, verändert. Die damaligen Chancen schienen auf einen einzigen, oder höchstens auf zwei Gebieter hinzudeuten; der österreichischen Armee gebührt der unvergängliche Ruhm, diese Chancen beseitigt zu haben.

Napoleon änderte seinen Entschluß. Er erachtete es weit vortheilhafter, den Gegner, welchen er eben gefunden, an sich zu knüpfen, als ihn zu vernichten, er schloß also Frieden. Auf diesen Frieden folgte alsbald eine enge Allianz; die Bürgschaft für die Aufrichtigkeit derselben mußte für Napoleon in der bittern Empfindlichkeit liegen, welche Kaiser Franz nothwendig darüber hegen mußte,

daß er da nur Feinde gefunden hatte, wo sein aufopfernder Muth ihm hätte Verbündete schaffen sollen. Eine schwankende Zwischenstellung paßt überhaupt nicht für einen Staat ersten Ranges. Die Stellung, welche Oesterreich als unvermeidliche Folge von Umständen nahm, welche stärker waren, als sein Wille, war übrigens keine Capitulation nach einer Niederlage, sondern sollte eine Aenderung seines Systems werden. Allein wenn ein System stark sein soll, muß es sich selbst Gränzen zu setzen wissen. Die Zukunft der österreichischen Allianz hing also von der Klugheit Napoleons ab. An dieser Klugheit fehlte es ihm. Sein Ehrgeiz kannte keine Gränzen. Er suchte keine Verbündete mehr, sondern bloß blinde Werkzeuge seines Willens; sein Schicksal sollte in Erfüllung gehen.

Die Unterhandlungen zwischen dem Wiener Hofe und Napoleon in Folge des russischen Feldzugs werden stets ein Muster von Würde und Anstand bleiben; sie wurden mit einer Geschicklichkeit geführt, welche mit einem Gedanken wahrhaften Friedens für Europa die gebührenden Rücksichten auf persönliche Beziehungen zu verbinden verstand; Beziehungen, welche zu nahe waren, als daß man sie hätte kündigen können, wie man einen Auslieferungs-Vertrag kündigt. Es bedurfte einer allseitigen Ueberzeugung von der Unmöglichkeit ihres Fortbestandes, um sie zu lösen. Dresden und Prag haben Documente geliefert, welche man wohl erwägen muß, um die Schwierigkeiten jener Epoche zu ermessen. Der Charakter dieser Epoche wurde durch den unbedingten Uebertritt Oesterreichs mit seiner Gesammtmacht in die Reihen der Alliirten vervollständigt; sie erhielten dadurch die numerische Ueberlegenheit. Wäre nach den beiden Schlachten bei Lützen und Bautzen eine Schlacht bei Leipzig möglich gewesen, wenn die österreichische Armee hinter den böhmischen Gebirgen neutral geblieben wäre?

Niemand verkannte die Bedeutung des Gewichtes, welches Oesterreich in die Wagschale warf, allein es wurde dafür mit bloßen Ehrenbezeugungen abgefunden. Alle Souveräne versammel-

ten sich um die Person des Kaisers Franz; der Vorsitz am Congresse wurde dem dirigirenden Minister des Wiener Cabinets übertragen. Als es aber zur Erörterung der Interessen kam, da waren die großmüthigen Entschlüsse, ohne gerade vergessen worden zu sein, dennoch keine Actenstücke behufs der Unterhandlung. Man berücksichtigte nur die eingegangenen Verpflichtungen, nur die schriftlichen Stipulationen; in Folge dieser letzteren wurden die an und für sich starken Stellungen noch einflußreicher

England und Rußland waren sowohl zu Paris als in Wien die vorwiegenden Mächte in der neuen europäischen Rathsversammlung. Sie mußten es sein; ihre Ausdauer im Kampfe und die Größe der von ihnen aufgewendeten Mittel gab ihnen ein Recht dazu; sie machten davon Gebrauch.

Oesterreich vermochte in der That nichts von Dem zu verhindern was es verhindern wollte, und Das nicht zu erreichen was es hatte erreichen wollen.

Es wollte die Wiedererrichtung eines Königreichs Polen verhindern, aber es vermochte dieß nicht. Es wollte die Theilung Sachsens verhindern und mußte dennoch darein willigen.

Es hätte gern verhindert, daß Norwegen Dänemark entrissen werde; es schien ihm ein Widerspruch im Princip darin zu liegen, zu einer Zeit, wo man von Restauration sprach, eine alte Monarchie zu Gunsten eines neuen Fürsten zu berauben, dessen Abfall zu bezahlen man sich im vorhinein verpflichten zu müssen geglaubt hatte.

Oesterreich hätte gewünscht, die religiösen Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen; es hätte gern Bürgschaften stipulirt zu Gunsten der seit 30 Jahren unterdrückten und beraubten katholischen Kirche, und insbesondere zu Gunsten der katholischen Bevölkerungen, welche in den Unterthans-Verband protestantischer Regierungen übergingen. Es war nicht einmal möglich, diesen Gegenstand am Congresse auch nur zur Sprache zu bringen. Gegenüber der

Vereinigung aller protestantischen Stimmen waren die zwei Stimmen von Oesterreich und Baiern allein viel zu schwach. Man kam daher überein, es den Regierungen zu überlassen, die religiösen Angelegenheiten ihrer Länder vermittelst directer Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle zu regeln Dieses Auskunftsmittel mußte selbst den Wünschen des römischen Hofes entsprechen, denn die Stellung seines Bevollmächtigten am Congresse würde gegenüber dem Vereine aller Dissidenten und der Indifferenten offenbar zu schwach gewesen sein. Der alte Einfluß der kaiserlichen Macht als Beschützerin der katholischen Rechte in Deutschland wurde also thatsächlich vernichtet; Oesterreich behielt nichts davon übrig.

Der Wiener Congreß vollendete in dieser Beziehung das Werk des Congresses von Münster.

Der Protestantismus eroberte damals durch den Krieg seine religiöse und politische Stellung. Durch den Indifferentismus des Jahrhunderts und durch das politische Uebergewicht der akatholischen Mächte auf dem Wiener Congresse wurde sein Sieg consolidirt.

Der Friedensvertrag von Campo Formio hatte das Haus Oesterreich zur Entschädigung für die damals definitiv an Frankreich abgetretenen österreichischen Niederlande in Besitz von Venedig und der venetianischen Provinzen diesseits der Etsch gesetzt. Aus demselben Grunde stellte der Wiener Congreß Venedig und alle venetianischen Provinzen des Festlandes an Oesterreich wieder zurück.

Venedig, die Königin des adriatischen Meeres, würde nicht mit diesem Titel beehrt worden sein, wäre es nicht Herr von Corfu gewesen. Der Besitz dieses Punctes scheint in der That mit seiner maritimen Existenz unzertrennlich verbunden zu sein. So dachte es auch die brittische Regierung.

Der Congreß hatte alle seine Arbeiten beendigt; es erübrigte nur mehr hinsichtlich der sieben Jonischen Inseln eine Bestim-

zu treffen. Der Bevollmächtigte Englands eröffnete die Sitzung vom 4. Juni 1815, indem er die Aufmerksamkeit der Versammlung auf diesen Gegenstand lenkte. Er setzte auseinander, daß die englische Regierung, welche sechs dieser Inseln im eigenen und die siebente (Corfu) im Namen der Verbündeten besetzt, stets Ursache gehabt hatte, mit den Gesinnungen und dem guten Geiste ihrer Bewohner zufrieden zu sein; daß die brittische Regierung aus diesem Grunde versprochen habe, sich ihr Schicksal angelegen sein zu lassen; da der Augenblick nunmehr gekommen sei, dieses Versprechen zu erfüllen, so mache er den Vorschlag, in Gemäßheit desselben die sieben Inseln unter den Schutz Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich zu stellen, und die Bewohner derselben zu gleicher Zeit der Garantie ihrer Freiheiten und ihres Handels zu versichern. In Folge dessen schlug Graf Clancarty die Redaction eines Artikels vor und fügte zu diesem Behufe dem Protocolle dieser Sitzung eine Notiz bei.

Die österreichischen Bevollmächtigten erklärten: Nachdem der Besitz der Jonischen Inseln mit der Ruhe Italiens und mit den übrigen Interessen des adriatischen Golfes und der vormals venetianischen Provinzen eng verbunden sei, so werde ihr Hof das Protectorat dieser Inseln übernehmen und werde ihnen die Aufrechthaltung ihrer Gesetze und Privilegien garantiren.

Die russischen Bevollmächtigten bemerkten: Nachdem Se. Maj. der Kaiser von Rußland sich bei dieser Transaction bloß von dem Wunsche leiten ließen, die Bewohner der besagten Inseln des vortheilhaftesten und ihrer Lage am meisten zusagenden Looses sich erfreuen zu sehen, so glauben sie den Wunsch unterstützen zu sollen, welchen die Bewohner geäußert haben, unter dem Protectorate Englands zu bleiben.

Graf Clancarty erwiderte, daß die Instructionen seines Hofes ihm nicht gestatteten, auf eine Fortsetzung des gegenwärtigen Standes der Dinge auf den Jonischen Inseln einzugehen und

daß der Augenblick gekommen scheine, um ohne weitern Verzug über ihr Loos zu entscheiden.

Die russischen Bevollmächtigten bemerkten hierauf, daß sie diesen Gegenstand definitiv zu regeln außer Stande wären, weil der Graf Capodistrias, welcher beauftragt worden sei, diese Angelegenheit mit den brittischen Bevollmächtigten zu erörtern, gegenwärtig abwesend sei. Sie machten demnach den Vorschlag, daß der Beschluß hierüber bis zu dem Augenblicke, wo man im Hauptquartiere wieder versammelt sein würde, vertagt werde.

Graf Clancarty kam auf die Wichtigkeit zurück, diese Angelegenheit gleichzeitig mit den andern Verhandlungen des Congresses zu Ende zu bringen, weil die Bewohner darauf gerechnet hätten, daß mit dem Schlusse des Congresses zugleich die vorläufige militärische Besetzung der Inseln aufhören werde. Weil aber die russischen Bevollmächtigten zu einem Beschlusse nicht ermächtigt seien, so erklärte der brittische Bevollmächtigte, daß er die sechs unter jenen Inseln, welche Großbrittanien allein inne hatte, keineswegs als zur Verfügung der Verbündeten stehend betrachtet wissen wolle.

In Folge dessen wurde die Frage bis zu dem Zeitpunkte vertagt, wo die Bevollmächtigten wieder im Hauptquartier versammelt sein würden.

Das betreffende Protocoll war unterzeichnet: Metternich; Humboldt; Talleyrand; Hardenberg; Rasumoffsky; Clancarty.

Durch die Convention von Paris vom 5. November 1815 wurden die Jonischen Inseln unter der Benennung der Vereinigten Staaten der Jonischen Inseln als ein freier und unabhängiger Staat constituirt, und dieser Staat unter den unmittelbaren und ausschließlichen Schutz Sr. Majestät des Königs von Großbrittanien und Irland gestellt.

Es wäre ein Irrthum, zu glauben daß die Opposition von Seite Rußlands gegen den Vorschlag Englands, die Jonischen Inseln unter das Protectorat Oesterreichs zu stellen, in einer feind-

seligen Gesinnung gegen Oesterreich gegründet gewesen sei. Wie aus dem Texte des Protocolls der Congreß-Sitzung vom 4. Juni 1815 hervorgeht, hatte der Kaiser von Rußland die Unterhandlung betreffs des künftigen Schicksals der Jonischen Inseln der besonderen Vorsorge des Grafen Capodistrias anvertraut. Der Antheil, welchen dieser Staatsmann an den Ereignissen genommen, welche später die Befreiung Griechenlands herbeiführen und seine Selbstständigkeit sicher stellen sollten, beweist, daß er damals den Gedanken hegte, die liberale Art und Weise, wie England das ihm übertragene Protectorat über die Jonischen Inseln ausüben werde, würde in Griechenland Ideen der Selbstständigkeit erwecken, und sie auf dem natürlichen Wege des Beispiels und der Nachbarschaft befördern. Man sieht in dieser Combination bereits einen Strahl der Morgenröthe jener Freiheit emportauchen, welche man Griechenland später ertheilen wollte.

Die neuesten Ereignisse, welche sowohl zu Athen als zu Corfu Statt gefunden, haben die vertrauensvolle Hoffnung des russischen Bevollmächtigten nicht gerechtfertigt.

Zur Zeit des Wiener Congresses betrachtete das englische Cabinet die Frage der Jonischen Inseln ohne Hintergedanken auf eine einfache und ihrer Lage entsprechende Weise und wollte sie deshalb an Venedig knüpfen. Da diese Inseln zu schwach sind, um ohne eine Stütze zu existiren, war es alsdann nicht natürlich, diese Stütze zunächst in dem Nachbarstaat zu suchen? Wie sollte ohne den Besitz von Corfu, jenes Schlüssels des adriatischen Meeres, die maritime Existenz Venedigs selbst, jenes das Interesse so würdige große historische Andenken, wieder Bedeutung erlangen?

Der Krieg von 1812 hatte zuletzt Preußen zum innigsten Verbündeten Rußlands gemacht. Der Tractat von Kalisch war für die beiden Cabinete die Stipulation einer Allianz, welche die Armeen bereits auf dem Schlachtfelde geschlossen hatten. In den Reihen des russischen Heeres kehrten die preußischen Truppen nach

Deutschland zurück; an der Seite des Kaisers Alexander erschien der König von Preußen wieder. Auf Kosten des alten sächsischen Hauses und anderer deutscher Stämme wurde Preußen für die Wiederabtretung an Rußland des größeren Theiles seines Antheils an der Theilung Polens schadlos gehalten. Als der engste Verbündete Rußlands drohte Preußen auf dem Wiener Congresse einen allgemeinen Krieg zu entzünden, wenn man ihm nicht alle seine Forderungen bewilligte. Aber es war damals nur stark durch eine Kraft, die nicht die seinige war.

Was that Preußen seit dem Basler Frieden im Jahre 1795 bis zum Jahre 1806? Seine politische Thätigkeit beschränkte sich auf die Stipulation einer Neutralitäts-Linie zu Gunsten Nord-Deutschlands; indem es dergestalt Gewehr beim Fuße stehen blieb, gab es die sämmtlichen Rheinprovinzen und ganz Süd-Deutschland den Einfällen und sodann der Oberherrschaft der Franzosen Preis.

Die Epoche seines Mißgeschicks begann 1806 und dauerte bis 1812. In jenem letzteren Zeitpunkte hatte Preußen vor Allem wegen einer zu langen und perfiden Neutralität Genugthuung zu leisten. Es hatte als Militärmacht seine Niederlagen wieder gut zu machen, welche Europa in Erstaunen gesetzt hatten; sie erschienen damals als die gerechte Züchtigung eines Hochmuths, welcher mehr als einmal sich über die Unfälle seiner Rivalin gefreut hatte, wie über einen selbst erfochtenen Sieg. Man hatte in Berlin glorreiche Erinnerungen für einen Ruhm der Gegenwart gehalten, die Eitelkeit auf alte Siege hatte daselbst die blindeste Zuversicht eingeflößt; man betrachtete sich ohne Unterlaß in Berlin unbeweglich in diesem Spiegel der Vergangenheit. Ein Schlag von riesiger Faust zertrümmerte diesen Spiegel; die Täuschung verschwand; die Gegenwart zeigte sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Man fühlte seinen Fehler; die Reue war aufrichtig; die Schmach wurde abgewaschen.

Eine neue moralische Kraft, deren edles Princip Niemand verkennt, machte Preußen zum Theilnehmer der Siege, welche eine große Allianz über das Napoleonische Frankreich davon trug. Preußen nahm mit einem verjüngten Ruhme seine frühere Stelle wieder ein. Aber gab diese Stellung ihm Rechte auf Eroberung? Kam es ihm zu, sich mit Haupttrophäen zu schmücken? und wem konnte es diese Trophäen entreißen, wenn nicht Deutschland, jenem gemeinschaftlichen Vaterlande, welches es befreien zu wollen vorgab, nachdem es dasselbe so lange seinen Privatintereſſen geopfert hatte? Und ist es nicht Rußland, welches ihm ungeachtet der entgegengesetzten Ansicht aller anderen Mächte zu diesen Trophäen verholfen?

Außer Oesterreich, Preußen und jenen Theilen von Deutschland, welche zu Frankreich geschlagen worden waren, bildete den Ueberrest der Rheinische Bund. Was wurde den vornehmsten Bruchstücken dieses Bundes für eine Stelle angewiesen?

Die Feder, welche den Rieder Vertrag unterzeichnet, hat gleich dem Zeiger eines Zifferblattes und mit derselben Unbeugsamkeit wie dieser den Gang der Zeit angezeigt. Jener Tractat enthält die endgültige Anerkennung alles dessen, was die Kriege der Revolution und des Kaiserreiches in Deutschland nach einander zerstört und wieder aufgebaut hatten.

Die Coalition gegen Napoleon war gegen seine Person als Souverän und gegen sein Reich gerichtet. Der Sieg der Alliirten enttrohnte ihn und zertrümmerte das Kaiserthum. Frankreich verlor Alles, was ihm einverleibt worden, die Niederlande, Holland, das linke Rheinufer; aber nichts vom Alten wurde in Deutschland restaurirt. Alle Eigenthumsentziehungen des Recesses von Regensburg, alle seitdem stattgefundenen Zerstörungen bildeten den Stock, um den Fürsten des Rheinbundes die ihnen durch Napoleon bereitete Größe zu bewahren. Der Werkmeister wurde gestürzt, allein sein Werk aufrecht erhalten. Der von ihm verfolgte politische Zweck, Deutschland als einheitliche politische Macht zu

schwächen, trat unter einer anderen Gestalt auf, aber diese neue Gestalt verlor nichts von der zersetzenden Kraft, mit welcher Napoleon sie ausstatten gewollt. Und dennoch konnte es nicht anders kommen. Man konnte auf keine Weise daran denken, das alte Deutschland wieder herzustellen; das war eine Unmöglichkeit. Alles, was an dessen Stelle getreten war, niederreißen, hieß Deutschland in Folge der dadurch nothwendigerweise bedingten neuen politischen Abgränzungen zerreißen.

Eine Uebereinkunft in dieser Beziehung gehörte gleichfalls zu den Unmöglichkeiten; es gab in Deutschland keine hinlänglich überwiegende Macht, um das Gesetz derselben zu dictiren. Die Intervention des Auslandes wäre unvermeidlich gewesen. Indem man also das Bestehende aufrecht erhielt, verminderte man den Druck von Außen und bedachte Deutschlands Vortheil.

Die moralische Kraft ist wie die materielle an Bedingungen gebunden, ohne welche sie nicht bestehen kann. Ein Einzelner hat keine andere Kraft als die, welche ihm seine Werke und sein Charakter verleihen. Ebenso vermag auch ein Volk die Bedingungen seiner moralischen Stärke nur in seiner eigenen Geschichte zu finden; aber es findet in derselben auch die Ursachen seiner Schwächung. Bei einem Volke handelt es sich also nicht um die Frage: was in einem gegebenen Momente für dasselbe am vortheilhaftesten wäre, sondern lediglich um die Erkenntniß des Möglichen.

Bereits zu wiederholten Malen haben in Deutschland Versuche theilweiser Bünde stattgefunden. Der Rheinbund war der einzige, welcher zu einem politischen Range gelangte, aber zu einem Range, welcher nichts weiter war, als eine Form der ihm durch eine fremde Macht auferlegten Knechtung.

Der Gedanke des Rieder Tractates ging darauf hinaus, unter Beibehaltung der Elemente des Rheinbunds das Princip desselben auf den gesammten noch übrig gebliebenen Theil des ehemaligen deutschen Staatskörpers anzuwenden. An die Stelle des Reiches

die Qualification des Bundes treten lassen, hieß im Grunde dem Bestehenden den seiner Existenzweise entsprechenden Namen beilegen. Denn durch die allmälige Schwächung einer Krone, welche eine bloße Wahlkrone gewesen, war das deutsche Reich bereits längst nur eine große Conföderation. Die dem neuen deutschen Bunde verliehene kräftigere Organisation konnte dennoch die von dieser politischen Form unzertrennliche Schwäche nicht gänzlich beseitigen.

Bevor wir die durch den Wiener Congreß eröffnete neue Epoche betreten, haben wir für nothwendig erachtet, zu zeigen, welche Mächte auf die Beschlüsse dieser Versammlung einen überwiegenden Einfluß ausgeübt haben.

Errata.

Seite 130 Zeile 3 von oben statt Last lese man Lust.
„ 130 „ 4 „ „ „ bekriegen lese man befriegen.
„ 158 „ 3 und 4 von oben statt destuctores tyrannnum lese man destructores tyrannum.
„ 159 „ 16 von unten statt wär ein lese man wäre in.

Druck von Fr. Manz.



Lord Palmerston

England und der Continent.



Lord Palmerston

England und der Continent.

Von

C. L. Grafen Ficquelmont.

Zweiter Band.

Wien, 1852.

Verlag von Fr. Manz.

Vorwort des Verlegers.

Anhaltendes Unwohlsein, welches den Herrn Verfasser während dieses Sommers verhinderte, an die Vollendung des zweiten Bandes seines Werkes die letzte Hand zu legen, ist der Grund des verzögerten Erscheinens des vorliegenden Theiles, welchen der Verleger dem geneigten Leser mit dem Beifügen zu übergeben sich beehrt, daß bereits alle Anstalten getroffen sind, um den Schluß des Werkes, der sich mit den seit dem Troppauer Congresse aufgetauchten großen politischen Fragen befassen wird, in einem dritten Bande ehestens zu veröffentlichen.

Wien, im November 1852.

Friedrich Manz.

Inhalt
des ersten Bandes.

III. Preßfreiheit und Oeffentlichkeit.

Erratum.

Band I. pag. 230, Zeile 10 von unten, statt: repressiven lese man: präventiven.

Inhalt
des zweiten Bandes.



Einleitung.

Der Wiener Kongreß.

Der Wiener Kongreß wird lange gleichsam den Scheidepunct zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart bilden. Dieser Stellung, auf welcher seine Wichtigkeit beruhte, ist es auch zuzuschreiben, daß er den von ihm gehegten unverhältnißmäßig hoch gespannten Erwartungen unmöglich zu entsprechen vermochte. Man ist nicht gerecht gewesen gegen diese Versammlung, denn man forderte von ihr das Unmögliche. In der That, wie wäre es denn möglich gewesen, allenthalben Grundsätze der Ruhe, der Gerechtigkeit und vollständiger Genugthuung an die Stelle einer Epoche treten zu lassen, welche durch principienlose Revolutionskriege und durch Eroberungskriege aus maßlosem Ehrgeize Fürsten und Völker bunt untereinander gewürfelt hatte? Das Schaukeln der Schiffe beginnt sobald die Stürme sich gelegt haben. Vermag der Steuermann ihren Lauf beliebig zu lenken, während sie von den nach entgegengesetzten Richtungen treibenden Wogen umher geworfen werden? werden sie nicht unaufhörlich durch widrige Strömungen von der gewünschten Richtung abgelenkt und in ihrem Kurse gehemmt?

In ähnlicher Lage befand sich der Kongreß als der Windstoß, welcher Napoleon von der Insel Elba an Frankreichs Gestade trug, alle entgegengesetzten Strömungen der Verhandlungen in eine und dieselbe Richtung brachte. Die damals neu eingegangenen Verpflichtungen waren von der Nothwendigkeit dictirt, sich gegen einen noch immer gefürchteten Feind zu vereinigen und dabei gegen Frankreich, für den Fall als es dem Rufe zu den Waffen bereitwillig Folge leisten würde, im Geiste einer entschiedeneren Reaction vorzugehen. Man brachte dem Wunsche nach Einigkeit noch ungemein streitige Fragen zum Opfer. Die Verhandlungen wurden zum Abschlusse gebracht und der Kongreß ward ein geschlossener Act.

Man hat diesen Act, wie es nicht anders kommen konnte, auf verschiedene Art beurtheilt. Die Geschichtsschreiber, welchen es vor Allem um die Nachweisung eines in der Geschichte waltenden systematischen Geistes zu thun ist, mußten die Acte einer so feierlichen Versammlung tadeln, welchen sie jenen Charakter nicht beizulegen vermochten. Man hatte die Wiederherstellung alter Principien und alter Rechte verkündet; aber war es auch möglich, dieselben auf alle Neugestaltungen anzuwenden? Es gibt Dinge, die, einmal vernichtet, sich nicht mehr wiederherstellen lassen. Mit Trümmern baut man nicht leicht etwas Neues und Dauerhaftes, zumal wenn diese Trümmer ganz verschiedenen Gebilden angehört haben. Es war ein Leichtes, alle jene Länder zu restauriren, welche ihre legitimen Fürsten wieder bekamen, wie es auch wirklich der Fall gewesen; allein was mit jenen einst zum deutschen Reiche gehörigen ausgedehnten Ländergebieten beginnen, welche nunmehr herrenlos geworden?

Wir haben bereits die Gründe angegeben, welche es nothwendig machten, das deutsche Reich durch einen Staatenbund zu ersetzen; unter die Glieder dieses Bundes mußten daher jene Ge-

biete vertheilt werden, welche der Krieg wieder zur Verfügung der verbündeten Mächte gestellt hatte.

Sobald einmal das Princip der Einheit in Deutschland nicht durchzuführen war, ist es vom Standpuncte des allgemeinen europäischen Interesse aus ziemlich gleichgültig und wäre überdieß eine ganz und gar vergebliche Arbeit, die Verhältnisse jener Vertheilung zu messen.

Man muß die Anwendung des Princips der Restauration, welches der Thätigkeit des Kongresses zum Grunde gelegt werden sollte, nach einem Maßstabe ganz anderer Art beurtheilen.

Die Wiederherstellung eines Polens und die Schöpfung des Königreiches der Niederlande waren jene zwei Acte des Wiener Kongresses, welchen es beschieden war, auf die Zukunft Mittel-Europa's den größten Einfluß auszuüben. Diese beiden politischen Körper sind gerade von Denjenigen vernichtet worden, welche am meisten zu ihrer Constituirung beigetragen hatten. Denn eben Rußland hatte, zwar nicht die Restauration Polens, wohl aber richtiger gesagt, wie wir bereits oben erwähnt, die Wiederherstellung eines Polens gewollt; und gerade Rußland war es vorbehalten, sein eigenes Werk zu zerstören. Die Schöpfung des Königreichs der Niederlande war zunächst Englands Bemühungen zuzuschreiben. Es nahm auch diesen neuen Staat in seinen besonderen Schutz; der erlauchte Feldherr, dessen Genie es so viele Siege verdankte, wurde insbesondere beauftragt, das Militärsystem des jungen Staates zu organisiren, aus welchem England ein vorgeschobenes Bollwerk gegen Frankreich zu machen beabsichtigte. Von Cittadellen umgeben, sollte dieses Gebiet die Verbindung der Streitkräfte Englands mit den deutschen Heeren sicherstellen.

Und gerade England hat mit Begierde die erste sich darbietende Gelegenheit ergriffen, um seine eigene Schöpfung selbst zu zertrümmern.

Der in diesen beiden Thatsachen liegende so auffallende und

so offenbare Widerspruch läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß jene beiden neuen Staaten ihre Entstehung falschen Berechnungen zu verdanken gehabt haben.

Wer die Geschichte jener Epoche studiren will, muß nach den Beweggründen forschen, welche zwei Kabinete, wie jenes von London und von Petersburg, bestimmen mochten, selbst den Beweis zu liefern, daß sie von ihrer damaligen Allmacht einen unrichtigen Gebrauch gemacht hatten. Muß nicht aber in einem auf so feierliche Weise abgelegten Geständnisse für den Forscher selbst die Warnung liegen, der eigenen Kraft zu mißtrauen? Wird er in seinem Geiste allein die Gewißheit finden bei der Würdigung der Beweggründe, welche der Schöpfung die Zerstörung so nahe zur Seite gestellt haben, nicht irre zu gehen?

Wer keinen Fatalismus in der Geschichte zugibt — und wer könnte ihn zugeben, ohne daß die Vorsehung dadurch ganz und gar unbegreiflich würde — der kann die Erklärung der menschlichen Begebenheiten nur im Menschen selbst suchen. Wenn aber der Gedanke des handelnden Menschen ungewiß zwischen Irrthum und Wahrheit hin und her schwankt, wie sollte da die Feder, welche ihn beurtheilen will, nicht zögernd inne halten?

Bevor ich daher schreibe, fühle ich den Drang mich zu äußern, woher ich zu meinem begonnenen Werke den erforderlichen Muth genommen. Möge also der geneigte Leser mir gestatten, ihm eine Art von Beglaubigungsschreiben vorzulegen. Wenn ich über Andere zu urtheilen mir erlaube, so will ich wenigstens darthun, daß es nicht ohne Gewissenhaftigkeit geschieht.

In der That vermöchte ich nicht in meinem Geiste allein die Mittel zu finden, um über die Geschichte ein Urtheil zu fällen und über die Menschen, welche die Geschichte machen. Und wie dürfte ich ein solches Urtheil wagen, da ich doch von der Fehlbarkeit der menschlichen Vernunft nur zu sehr überzeugt bin?

Die Handlungen der Menschen dürfen daher nur in soweit.

als man den Maßstab eines Principes an sie anlegt, der Beurtheilung unterzogen werden. Dergestalt unterscheidet man zwischen guten und schlechten Handlungen, zwischen Recht und Unrecht, zwischen Wahrheit und Lüge.

Dieses Mittel zur Beurtheilung wird aber unzureichend, wo es sich um die Anwendung einer Verstandes-Berechnung auf die Leitung der Staatsgeschäfte handelt; denn es kommt da nicht mehr auf die subjective Moralität an. Eine Absicht kann vollkommen tadellos sein und dennoch, wenn sie eine irrige ist, die Quelle unsäglichen Uebels werden.

In der Geschichte aller Zeiten findet man Staatsmänner voll Einsicht, die Fehler gemacht haben, Staatsmänner voll Tugenden, die Böses gethan. Häufig finden wir, daß sie ein richtiges Princip auf eine unrichtige und folglich gefährliche Art angewendet haben. Die zu schwache Vertheidigung eines Rechtes hat nicht selten den Verlust vieler anderen Rechte nach sich gezogen. Eben aus diesem Grunde sind viele Staatsmänner unschlüssig geworden und haben in Folge eines beunruhigten und ängstlichen Gewissens geschadet, während andere in ihrem Dünkel mit einer Energie vorgehen, welche nur dann zu loben wäre, wenn sie die Gewißheit der Unfehlbarkeit für sich hätte. Aber sowohl für den Privatmann als für den Staatsmann liegt die Schwierigkeit eben darin, sich diese Gewißheit zu verschaffen. Wie sollte er sie außerhalb seiner selbst finden, wenn die Einen seine Ansicht theilen, während die Andern gerade die entgegengesetzte hegen? In einer solchen Lage kann der Mann von Gewissen den Bestimmungsgrund für das seinem geistigen Wirkungskreise zukommende Vorgehen offenbar nur durch die Thätigkeit seines Geistes finden. Sein Gewissen allein würde dazu nicht ausreichen, denn es vermöchte ihn nur bezüglich der Moralität zu beruhigen, aber keineswegs ihm die Bürgschaft zu ertheilen, daß sein Entschluß nur rechtliche und nützliche Folgen haben werde. Man hat Männer

gesehen, die sich auf einen Muth des Gewissens etwas zu Gute thaten, welcher Millionen in das Unglück gestürzt. Ruhig in ihrem Kabinete sprachen sie: „Ich habe meine Seele gerettet."

Wenn aber das Gewissen allein zum Guten unzulänglich ist und der Geist allein dazu noch weniger genügt, wie wird es da möglich sein, die Gewißheit zu erlangen, deren der Mensch zu seiner moralischen Thätigkeit so dringend bedarf?

Jede Rechnungs-Operation enthält in sich selbst die Elemente zur Erprobung ihrer Richtigkeit. So dient die Subtraction als Probe für die Addition, die Division für die Multiplication. Die Astronomie wird dadurch zur Wissenschaft ersten Ranges, daß der Sternenhimmel selbst es übernimmt, dem Astronomen den Beweis für die Richtigkeit seiner Berechnungen zu liefern. Die Bewegung der Himmelskörper kommt ihm zu Hilfe. So hatte die scheinbar unregelmäßige Abweichung eines Planeten von seiner Bahn die Existenz eines bis dahin noch unbekannten Mittelpunctes der Anziehung nachgewiesen; der Beobachter bezeichnete die Lage desselben und alsbald entdeckte das Auge vermittelst eines Instrumentes, dessen Tragweite die Wissenschaft gesteigert hatte, jenen neuen Himmelskörper, dessen Existenz die Vorhersehung des menschlichen Verstandes als ein Wunder erscheinen läßt. In gleicher Weise liefern die Naturgesetze dem Menschen jedesmal, wenn er sich mit der Natur in Berührung setzt, die Probe für die Richtigkeit oder die Unrichtigkeit seiner Kombinationen. Noch schneller aber erlangt er diese Probe durch seine eigenen Werke; keine der von ihm erfundenen Maschinen läßt sich in Gang bringen, wenn bei der Berechnung ihres Triebwerkes ein Fehler unterlaufen ist.

Sollte denn aber der fehlbare Mensch — denn der Irrthum allein macht das Wesen seiner Freiheit aus, — unwiederbringlich der Herrschaft des Irrthums verfallen sein? sollte ihm kein Mittel zur Verfügung stehen, um zu beurtheilen, ob er auf Irrwegen wandle oder auf dem Wege der Wahrheit? Sollte die Aufsuchung

eines solchen Mittels nicht die wichtigste Angelegenheit seines Lebens bilden? Und wo vermöchte er dieses Mittel anders zu finden als in der Vielgestaltigkeit seines eigenen Wesens?

Der Mensch ist nur durch den Inbegriff aller ihm verliehenen Fähigkeiten ein Ganzes. Nur in dem innigen Einklange der verschiedenen Fähigkeiten, welche im Geiste eines beständigen Gegensatzes wirken zu sollen scheinen, dürfte ihm die Möglichkeit geboten sein, zu jenem Grade der Gewißheit zu gelangen, deren sein Gewissen bedarf.

Es steht dem Menschen weder frei zu fühlen noch zu denken wie er möchte. Gefühle und Gedanken bemächtigen sich seines Gemüthes und seines Geistes auf Wegen deren er nicht Herr ist, und so kann er abwechselnd von seinen Gefühlen überwältigt oder von seinen Gedanken hingerissen werden. Dieser doppelten Gefahr vermag er nur vermittelst der in seinem Gewissen ruhenden Vernunft zu entgehen, welche ihm zuruft, daß er jene seiner Leidenschaften unterdrücken möge, welche sein Kopf mißbilligt, und deßgleichen, daß er sich jener Gedanken seines Kopfes entschlagen möge, welche ihm das Herz zusammenschnüren möchten. Nur durch den Einklang dieser drei Haupt-Vermögen, das heißt durch die Einheit seines Wesens, gelangt der Mensch zu jener Zuversicht, welche ihn stark und glücklich macht. Auf solche harmonische Weise geht der vernünftige Mensch vor, wenn es sich darum handelt, die Interessen seines Privatlebens zu regeln.

Allein gewöhnlich sucht der Mensch die Einheit seines Wesens nur in einseitiger Kopfarbeit und er glaubt sie dadurch zu erreichen, daß er Alles aus seiner Natur ausscheidet, was er mit seinem Ideale von Einheit für unverträglich erachtet. Und wenn nun sein dergestalt verstümmeltes Wesen in den unbegränzten Räumen der Intelligenz untergeht, liegt nicht der Grund davon darin, daß er sich selbst aller jener Aufschlüsse beraubt hat, welche sein Herz ihm geboten hätte? Wie kann er denn glauben, daß

sich halbiren ein Mittel sei, um sich größer zu machen. Der Geist, welcher sich allein überlassen stets in Gefahr schwebt, sich zu verirren, läßt sich nur durch die Gefühle zur Wahrheit zurückführen.

Nur die beständige Wechselwirkung zwischen Kopf und Herz bietet der Vernunft das einzige Mittel dar, das es für den Menschen gibt, um ein den Gesetzen seiner Natur gemäßes Leben zu führen. Wie sollte er denn in der freiwilligen Verstümmelung seines Wesens die Durchführung jenes Princips der Gemeinschaft und der Gesammtverbindlichkeit finden, dessen Fortbestand zwischen ihm und den übrigen Menschen keinen Augenblick unterbrochen werden darf? Muß er nicht verstehen zu lieben, um für das Unglück Mitgefühl zu haben? und ist nicht das Herz stets thätiger und erfindungsreicher als der Kopf, wenn es sich um die Mittel handelt, dem Unglücke beizuspringen?

Wer sich die Mühe nimmt, die Geschichte der Völker aufmerksam zu studiren, dem wird sich die unwiderlegliche Thatsache aufdrängen, daß ihre Mißgeschicke zum größten Theile durch den Mangel an Gemüthlichkeit, jener Erkenntniß die aus dem Herzen kommt, herbeigeführt worden.

Womit haben sich die Regierungen vorzüglich, ja vielmehr ausschließlich zu beschäftigen, womit anders als mit dem Loose der Menschen? Und bedarf es dazu nicht des Gefühles? Vermag man mit dem Kopfe allein dabei auszulangen? Aber selbst angenommen, daß es ihm nicht an Einsicht gebreche, um die Mittel zu diesem Behufe zu erkennen, liegt im Geistesvermögen auch eine hinlänglich mächtige Triebfeder, um sich selbst in Thätigkeit zu versetzen? Wozu werden also alle jene Kenntnisse, welche man dem Geiste verdankt, dienen, wenn es ihm an der Thatkraft gebricht, welche allein sie in Anwendung bringen kann?

Es gibt Staatsmänner, welche die Regungen ihres Herzens fürchten, als ob diese eine Schwachheit wären, und die ernstlich

glauben, daß ihre Stellung stärker wird, wenn sie den Zugang zur obersten Macht, gleich den Wächtern des Serails besetzen. Aber woher kommen denn alle erhabenen Gefühle der Menschheit, — Religion, Vaterlandsliebe, Sinn für Familienglück? Wo wurzeln denn diese drei Grundpfeiler jedes socialen Zustandes anders, wenn nicht im Herzen? Man sehe doch, was aus den Völkern wird, welche eine bloße Berechnung des Verstandes daraus machen wollen.

Wenn man daher eine Institution beurtheilen will, muß man sich vor allem anderen fragen, ob sie dem menschlichen Herzen keine Gewalt anthue; denn in diesem Falle müßte man sie verwerfen oder modificiren. Man darf, um aus der Kunst die Menschen zu regieren, eine Wissenschaft zu machen, keines jener Elemente ausstoßen, welche das Wesen des Menschen ausmachen.

Aber verlassen wir diesen Weg der Beweisführung als zu beschränkt und zu untergeordnet; denn finden wir nicht in unserem christlichen Glauben die gesuchte Lösung? Was soll die doppelte Natur des Heilandes für uns für eine Bedeutung haben? Wollte der Erlöser etwa das Licht seiner Intelligenz noch durch den Geist des Menschen verstärken? Dagegen hat er aber das Herz des Menschen angenommen, weil er lieben und leiden gewollt. In der That werden die Empfindungen des Menschen auf diesem Liebes- und Leidenswege verklärt und es gelingt ihm, durch sein Herz die Irrthümer seines Verstandes, den Stolz und den Ehrgeiz seines Geistes zu bewältigen. Glaubt man, daß die Folter sich so lange in der Rechtspflege erhalten hätte, wenn der Richter das Klopfen des Herzens in seiner Brust empfunden hätte? Wären die Scheiterhaufen der Inquisition angezündet, wäre das Schwert des Fanatismus so häufig gezückt worden, wenn der Mensch nicht aus der Religion ein Werkzeug seines Verstandes gemacht hätte?

Die Staaten des Heidenthumes, und nicht allein die Staaten

sondern auch die Völker des Heidenthums, sind sämmtlich zu Grunde gegangen, weil es ihnen an jenem Gebote der Liebe fehlte, welches uns gegeben worden.

Es gibt Männer, welche sich für Kraftgenie's halten und welche diesen Ideengang als zu einem nach ihrem Dafürhalten auf die Regierungskunst unanwendbaren Mysticismus führend verwerfen. Da es nicht genügt, ein Princip einfach hinzustellen, wenn dasselbe nicht gehörig aufgefaßt wird, so glaube ich einige Erklärungen geben zu sollen, um darzuthun, wie ich die in Rede stehende Frage verstehe und verstanden wissen will.

Ich muß zu diesem Behufe hier vorerst einige Fragen stellen.

Warum hat die Civilisation so lange gebraucht, um sich in den Nachbargebieten solcher Länder Bahn zu brechen, welche sich bereits seit langem ihrer Vortheile zu erfreuen hatten?

Warum ist der Uebergang von den so rauhen, zuweilen unbarmherzigen Sitten des Mittelalters zur sanfteren Gesittung der neueren Zeit so langsam und so schwierig bewerkstelligt worden?

Warum haben die höheren Stände persönlich einen so geringen Einfluß auf die moralische Veredlung der niederen Klassen ausgeübt? Warum haben sich die Mittel zur Verbesserung des materiellen Wohles dieser Letzteren so langsam und so unvollständig entwickelt?

Ich schreibe diese Fragen nicht in der Absicht nieder, sie zu beantworten. Sie haben, gleich der endlosen Reihe, welche ich noch hinzufügen könnte, bloß den Zweck, zu zeigen wie wenig die individuelle Thätigkeit zum gesellschaftlichen Fortschritte beigetragen hat.

Es hat also dieser Thätigkeit an einer Triebfeder gefehlt, welche kräftig genug gewesen wäre, um größere und schnellere Resultate zu erzielen. Die Civilisation ist erst dann in die unteren Klassen hinabgedrungen, als die Staaten das Bedürfniß fühlten, sich mit ihnen zu befassen. Wenn ich sage „das Bedürfniß", so

will ich damit andeuten, daß die neue Richtung, welche der Regierung der Staaten gegeben wurde, keineswegs einem begeisterten Gefühle, sondern lediglich der Ueberzeugung in Folge einer Berechnung ihren Ursprung zu verdanken hatte.

Die politische Bewegung hatte alle Staaten in die Nothwendigkeit versetzt, größere Ausgaben zu machen; zu ihrer Deckung bedurfte es einer Erhöhung der Steuern, und um diese zahlen zu können, reicherer Unterthanen; man mußte also Mittel schaffen um dieselben reicher zu machen. Dieser Zeitpunct rief die Wissenschaft der politischen Oeconomie in das Leben. Ein solcher Zusammenhang macht es erklärlich, warum die aus einer ähnlichen Lage der Dinge hervorgegangene Civilisation die Menschen reicher aber nicht besser gemacht hat. Die Abwesenheit jener edelmüthigen Eingebungen welche aus dem Herzen kommen, hat die Berechnung zur Herrin der Welt gemacht und zwar in folgender Weise.

Wenn das Herz dem Verstande keinen Gedanken liefert, wenn dieser von keinem Bedürfnisse angeregt wird, bleibt der gesammte Mensch stationär mit Allem was ihn umgibt; alsdann entwickelt sich nichts, weder der Boden der ihm gehört, noch die von ihm abhängigen Menschen. Wo aber der Drang des Bedürfnisses die einzige Triebfeder der Civilisation ist, bleibt diese nothwendigerweise unvollständig, weil sie den halben Menschen außerhalb des Bereiches ihrer Einwirkung läßt. Diese Thatsache allein macht es erklärlich, warum die Fortschritte in Ackerbau und Industrie, welche den Nationalreichthum so ungemein gesteigert haben, den Wohlstand und das Glück der unteren Klassen keineswegs in demselben Verhältnisse vermehrt haben.

Der Verkehr der heutigen Gesellschaften hat gleich den Handelshäusern sein Hauptbuch mit den zweifachen Rubriken von „Haben" und „Soll". In diesem Buche sind die Menschen gleich Ziffern verzeichnet. Sie könnten ihre Stelle als Menschen nur in einem andern gleichfalls doppelt geführten Buche mit den

Rubriken „Denken" und „Fühlen" finden. Das Denkvermögen würde sich nicht mehr in eitlen und häufig nur allzugefährlichen Theorien verlieren, wenn das Gefühlsvermögen ihm stets leitend zur Seite stünde. Die Bilanz zwischen diesen beiden von einander unzertrennlich gemachten Vermögen, würde am Ende einer jeden Seite dieses Buches stets einen reinen und berechenbaren Ertrag ausweisen.

Wenn eine richtigere Würdigung der materiellen Interessen zur Ueberzeugung führen muß, daß man ihnen keineswegs bloß den halben Menschen hätte zur Grundlage und eine von der anderen Hälfte gänzlich absehende Multiplicationsberechnung zur alleinigen Triebfeder hätte geben sollen; so muß die Geschichtsforschung noch leichter zu jener weiteren Ueberzeugung führen, daß die Staaten stets den gesammten Menschen zur Grundlage ihrer politischen Kombinationen nehmen sollten.

Das Unvollständige und folglich Unlogische in der obersten Leitung der Geschäfte hat es an den Tag gebracht, wie häufig der Zufall allein über das Geschick der Völker entschieden. Daraus entsprang jener Gedanke des Fatalismus, welcher einerseits die besten Köpfe entmuthigt, während er anderseits die Männer des Umsturzes aufmuntert, Alles zu unternehmen und Alles zu wagen.

Es dürfte daher allem Anscheine nach ein ersprießliches Beginnen sein, zu zeigen, daß die Politik nur darum unschlüssig zwischen entgegengesetzten Principien geschwankt hat, weil es ihr an einer unwandelbaren Grundlage gefehlt. Und muß diese Grundlage nicht für alle Staaten, welche in Folge ihrer unmittelbaren Nachbarschaft gleichsam auf ein gemeinschaftliches Zusammenleben angewiesen sind, dieselbe sein?

Es gibt Staatsmänner, welche den Gedanken einer Gefühlspolitik als gefährlich verwerfen, weil sie sich keiner Berechnung des Verstandes unterziehen ließe; was, auf diese Weise hingestellt, allerdings richtig ist. Ein allen Bewegungen seines Herzens sich

hingebender Politiker würde alle ihm anvertrauten Interessen gefährden, gleichwie ein Privatmann seine ganze Existenz gefährdet, wenn er seinen Leidenschaften die Zügel schießen läßt.

Aber wenn der Staatsmann in der Einsamkeit seines Cabinets oder, um ganz allgemein zu sprechen, wenn die Staatsmänner in der Abgeschlossenheit ihres Rathes einen Entschluß zu fassen im Begriffe stehen, welcher geeignet ist, ein fremdes Land in einen Bürgerkrieg zu stürzen, würden sie sich nicht eines andern besinnen, wenn das Klopfen ihres Herzens ihren Verstand an all' das Unheil, an alle die Bedrängnisse mahnen würde, welche sie herbeiführen wollen? Indem die Regungslosigkeit des Herzens den Verstand ohne Kontrolle läßt, führt sie zu jenem kalten Starrsinn, welcher zuletzt selbst jene heilsamen Warnungen als ungelegen zurückweist, die eine aufgeklärtere Ansicht ihm zukommen lassen möchte. Wenn die großen Rathsversammlungen eines Volkes öffentlich den von der Regierung befolgten Gang der Politik einer Erörterung unterziehen, ist nicht fast in der Regel der Kostenpunct die einzige Rücksicht, welche gewichtig genug wäre, um ein Tadelsvotum zu begründen? Sehen wir nicht, wie die Minister nach Gutdünken in den inneren Fragen fremder Länder interveniren, daselbst Unruhen hervorrufen oder die vorhandenen Ursachen derselben noch vermehren, kurz in dieser Beziehung mit voller Freiheit des Handelns vorgehen, während ihre Thätigkeit keine andere constitutionelle Schranke findet als die Geldfrage?

Ohne Zweifel hat kein Staatsmann das Recht, zu Gunsten eines fremden Volkes sein eigenes Land in einen verwegenen Kampf zu verwickeln, welcher ihm Opfer jeglicher Art auferlegen würde. Bevor man sich mit dem Loose Fremder befaßt, hat man vor Allem das Schicksal seiner eigenen Angehörigen in Betracht zu ziehen. Der Egoismus des Herzens aber, menschlicher als der Egoismus des Verstandes, wird niemals suchen Stürme herbeizuführen, deren Gefahren er sich nicht aussetzen will, und er will es

nicht, weil er es nicht soll. Den Seinigen gegenüber ist er verpflichtet, den Staat in einer neutralen Stellung zu erhalten und diese Neutralität ist dem fremden Staate gegenüber um so mehr gebieterische Pflicht, da ihn jede wie immer geartete Hülfe, falls sie nicht entscheidend wäre, noch mehr gefährden würde.

Allein die Völker unserer Zeit sind leicht aufgeregt; sie wollen bei keinem Kampfe gleichgiltig bleiben. Sammt und sonders entweder in Folge der Ausschweifungen ihrer Intelligenz oder der Verirrungen ihrer Leidenschaften blasirt, brauchen sie Aufregung, und wenn ihnen ihr häusliches Leben keine mehr zu bieten vermag, verlangen sie dieselbe von den Weltbegebenheiten.

Mit einer Art von krankhafter Empfindlichkeit wendet man sich mit Abscheu von dem Schauspiele eines spanischen Circus, wo Pferde und Stiere zur Ergötzlichkeit der Zuschauer getödtet werden. Der Circus der Alten ist Gegenstand eines Abscheues, der nicht lebhaft genug sein kann, denn dort wurden Menschen wilden Thieren preisgegeben. Die Schauspiele die man uns heutzutage bietet, sind großartiger, sind edler, denn hier kämpfen Menschen wieder gegen Menschen.

Was ist fürwahr der Circus der Alten im Vergleich mit jenem der Neuzeit, wo man ganze Völker den Kampfplatz betreten sieht? Das Morituri te salutant, welches man von diesen neuen Gladiatoren fordert, soll zur Wahrheit werden; sie müssen siegen oder sterben, sonst hätte das Schauspiel nichts Ergreifendes, — die Müssiggänger wollen entweder den Sieg oder einen ruhmvollen Tod bewundern. Das Volk, welches seine Städte nicht in Brand zu stecken, seine Dörfer nicht einzuäschern versteht und sich nicht ganz und gar dem Untergange weiht, wird verhöhnt und ausgepfiffen, wie man die Besiegten bei den Spielen der Rennbahn auszupfeifen pflegte.

Und nun sehen wir einmal, für wen solche Feste und Ovationen? Während man zum Besten obscurer und ergebener Opfer

sich mit Tanz und Gesang unterhält, führt man diejenigen, welche frische Waffen begehren um den Kampfplatz von neuem zu betreten, im Triumphe herum. Ist etwa der letzte Act, welcher mit einer gänzlichen Vernichtung endigen sollte, schlecht gespielt worden, so muß man ihn wieder von vorn anfangen. Beide Erdhälften versehen sie zu diesem Ende mit Waffen, mit Geld und überschwänglichen Versprechungen von Ruhm und Unsterblichkeit.

Wieder andere Staatsmänner verwerfen nicht nur eine Gefühlspolitik sondern gleichfalls die sogenannte utilitarische, das heißt diejenige welche um jeden Preis nach Gewinn hascht; sie haben ohne Zweifel Recht, wenn der Gewinn nur durch das Aufgeben der Principien sich erwerben läßt, denn nach Aufopferung der Principien bleibt für die Bewegung der Staaten nur die einzige Bahn der materiellen Interessen übrig, welche die Welt zuletzt zur absolutesten Knechtung führen.

Ein System der Verneinung nach diesen beiden Richtungen hin erzeugt jedoch eine Politik des Stillstandes, welche die Staaten aus Mangel an Leben und Regsamkeit ihrer Auflösung entgegenführen muß. Principien ohne Thätigkeit werden eine zur Regierung der Welt unzulängliche Abstraction. Dort liegt also die Wahrheit nicht. Wenn die Verstandesthätigkeit inmitten der augenfälligen Widersprüche entgegengesetzter Systeme darnach streben darf, diese Wahrheit zu finden, so muß man, um sie zu erproben, den Weg einer Erörterung verlassen, welche am Ende ebenfalls den Vorwurf verdienen würde, eine bloße Abstraction zu sein; das heißt man muß zur Wirklichkeit der Thatsachen zurückkehren, welche den Beweis liefern werden, daß das Princip, welches wir so eben theoretisch dargestellt haben, von jeher die großartigsten geschichtlichen Ereignisse geschaffen hat und demnach auch für alle Zukunft schaffen wird.

Napoleon hat Europa nicht bloß durch den Mißbrauch seiner Macht, sondern noch vielmehr durch den Schlag geschadet, welchen

er dem Principe der Autorität versetzte. Der Sturz einer Gewalt, welche das Genie so stark zu machen verstanden hatte, zerstörte auch zugleich den Wunderglauben an dieselbe. Die besten Köpfe begannen nunmehr nach anderen Bürgschaften der Ordnung und der Beständigkeit zu forschen.

Die französische Revolution, eine sociale Umwälzung, hatte allenthalben die alten Grundlagen der Ordnung, wenn nicht zerstört, doch mindestens erschüttert. Als die aus der Revolution hervorgegangene Riesengewalt ihrerseits wieder vernichtet wurde, bemächtigte sich die Idee der Restauration aller Köpfe. Nachdem sie einmal die Oberhand gewonnen, konnte man allerdings alte Staaten nach Belieben in ihren geographischen Grenzen wieder herstellen, das heißt man konnte bis auf einen gewissen Punct die Rechte des Territorial-Besitzes restauriren; aber es lassen sich weder die ehemaligen Sitten, noch die ehemaligen Ansichten restauriren; die einen vereinigen sich mit den anderen zu einer einzigen Strömung, welche eben so wenig als der dahinfließende Strom, ihren Lauf gegen ihren Ursprung nehmen kann.

Die Regierungen, welche das Princip der Restauration zur Grundlage ihrer Politik zu machen hatten, jedoch zwischen demjenigen was zu restauriren war und was nicht, nicht zu unterscheiden verstanden, stellten sich dadurch auf eine falsche Basis. Sie blieben stationär zwischen Ruinen und neuen Anforderungen, und das ist die schwierigste und zugleich die schwächste aller Stellungen. Die früheren Formen waren zu unvollständig geworden, um Vertrauen einzuflößen; Napoleons Sturz zerstörte auch jenes in die Herrschaft der Gewalt. In Folge dessen feierte England einen doppelten Triumph, nämlich den seines materiellen Kampfes und seiner Principien; es proclamirte diese letzteren als das einzige Mittel, um gleichzeitig die Ausschweifungen der Gewalt und die Anarchie der Freiheit zu verhindern.

England hat demnach seit jener Zeit einen so überwiegenden

Grad materiellen und moralischen Einflusses ausgeübt, wie die Geschichte seit Langem kein Beispiel aufzuweisen hat.

Sei es nun aber, daß England dieses Uebergewicht zu seinem Privatvortheile mißbraucht habe, sei es daß seine Lehren auf Länder und auf Völker angewendet worden, für welche sie nicht passen mochten, das unbegränzte Zutrauen dessen es sich erfreut hatte, ist dahin.

Um es mit zwei Worten zu sagen, der Mißbrauch welchen Napoleon mit der Gewalt und England mit den Principien getrieben, sind die beiden Ursachen der tiefen Zerrüttung, welcher Europa anheimgefallen ist. Ich bin weit entfernt, die Schuld an den Ereignissen unserer Zeit diesen beiden Ursachen allein beizumessen; ich will bloß andeuten, daß sie jene Art moralischen Bankerottes aller Charactere und aller Gemüther herbeigeführt haben, welche an die Zukunft nur mehr mit jener unaufhörlichen Unruhe denken, welche eine so beträchtliche Verringerung der Mittel einflößen muß.

Man muß bei diesem großen Conflicte auch der Unthätigkeit, der Schwäche und den Mißgriffen den ihnen gebührenden Antheil anzuweisen wissen. In dieser Beziehung wünsche ich streng unparteiisch zu sein.

Allein gerade in Folge dieses Strebens nach Unparteilichkeit, muß ich, indem ich die Wirkungen des Einflusses Englands zum Gegenstande der vorliegenden historischen Studien mache, untersuchen, ob die Sprache, welche England führt, auf Recht und Vernunft fußt. Sind die durch die Einwirkung seines politischen Einflusses erzielten Resultate von der Art, um für England das vorzugsweise Recht zu begründen, allen Regierungen Lehren, allen Völkern Rathschläge zu geben? Und ist denn übrigens der erzielte Erfolg überhaupt immer ein Beweis, daß man auch das Recht auf seiner Seite habe?

Einer der größten Vortheile des Starken besteht darin, daß er ohne Gefährde für sich selbst einen Mißgriff machen darf, denn er braucht nur zur Einsicht desselben zu gelangen, um Schwächere dafür büßen zu lassen. Nicht vereinzelte Mißgriffe sind es, die den Gewaltigen stürzen, sondern eine Reihe von Fehlern, deren Aufeinanderfolge den Beweis liefert, daß sie durch starrsinniges Festhalten an einem falschen Systeme erzeugt werden.

Die spanische Invasion, welche zugleich ein politischer und ein moralischer Fehlgriff, weil ein Verrath war, hätte für sich allein nicht hingereicht, Napoleon zu Grunde zu richten. Nachdem er ihn eingesehen, führte der Wunsch ihn zu verbessern, zu einem zweiten Mißgriffe, nämlich zum Feldzuge gegen Rußland.

Eine Armee vor Cadix lassen, um die Belagerung dieser Festung fortzusetzen und unter Einem an der Spitze der großen Armee und zahlreicher Hilfstruppen, welche nur das Kriegsglück an Frankreichs Fahnen fesselte, in Moskau einzurücken, war von Seite Napoleons ein zu colossaler Fehler, als daß er ihm nicht hätte verderblich werden sollen. Napoleon mußte unterliegen, und er unterlag, der Welt zum warnenden Beispiele, wohin der Mißbrauch der Gewalt führt.

Wie wir in der Folge sehen werden, hat England in der Art und Weise, wie es seine Principien bei dem Wiederaufbau Europa's in Anwendung zu bringen gedachte, gleichfalls Fehler begangen; allein es beharrte nicht darin in verblendetem Starrsinne. Es hat es verstanden, je nach den gebotenen Anlässen auf thatsächlichem Wege Rückschritte zu machen oder die Richtung zu ändern und dabei den dogmatischen Ton, in welchem es seine Bekenntnißlehren predigt, um so lauter anzuschlagen, während seine Constitution ihm stets Mittel bot, um die Veränderlichkeit seiner Politik durch die Unbeständigkeit des Besitzes der obersten Gewalt

zu bemänteln. Man wechselt das Ministerium wenn man das System wechseln will, so heischt es das Herkommen; daher hat man schon längst gesagt, daß die Allianz mit einem freien Volke immer schwankend sei.

Die Engländer beklagen sich darüber, daß es den Fremden, welche über England schreiben, entweder an der gehörigen Sachkenntniß, an der richtigen Würdigung des Wesens ihrer Institutionen gebreche, oder daß sie dabei mit üblem Willen, ja häufig geradezu feindselig zu Werke gehen.

Diese Klagen beruhen auf irrthümlichen Voraussetzungen; mitunter sind sie aber nichts weiter als eine Art von Ablehnung, um dadurch einer Widerlegung überhoben zu sein, welche Angesichts schlagender Thatsachen keineswegs immer leicht zu liefern wäre.

Es wäre von Seite Englands unbillig, die Frage in dieser Art aufzufassen. Worum handelt es sich zwischen England und dem Kontinente? Etwa um eine bloß theoretische Frage? um einen einfachen Rechtsstreit zwischen Freiheit und Despotismus? zwischen Protestantismus und Pabstthum, wie die Verfechter des ersteren zu glauben sich den Anschein geben, um sich auf einen mehr nationalen Boden zu stellen?

Nein, es handelt sich um nichts von alle dem. Die Frage, mit welcher wir uns befassen, ist viel einfacher, viel mehr in unserem Rechte gegründet. Es handelt sich für uns um das Verständniß des Einflusses, welchen die von England außerhalb Englands in Thätigkeit gesetzten politischen Principien auf unsere Interessen ausüben, um sofort den Engländern zu zeigen, in wiefern dieser Einfluß uns etwa schaden dürfte. Wir haben hierzu ein unbestreitbares Recht, denn man kann Niemand ver-

wehren, sich zu äußern, ob ihm irgend etwas eine angenehme Empfindung oder Schmerz verursache; dies ist der einfachste und natürlichste Act des Lebens.

Da in den Thatsachen eine Logik liegt, welche jener des Verstandes immer überlegen ist, so werden wir unsere Belege aus diesen Thatsachen herholen und dieselben demzufolge auseinander setzen.

II.

Das Königreich der Niederlande.

Die Errichtung des Königreiches der Niederlande geschah auf Grundlage der Konvention von Chaumont, welche die vier verbündeten Höfe am 15. Februar 1814 unterzeichneten.

Der erste Gedanke dieser Schöpfung ging von England aus, wie dies sich aus dem Eingange jener Convention ergiebt, in welchem es wörtlich heißt: „Nachdem Se. brittische Majestät gerechter Weise nicht verhalten werden können, an Ihren französischen Eroberungen zum allgemeinen Besten Europa's beträchtliche Opfer zu bringen, ohne wenigstens hinsichtlich jener Einrichtungen auf dem Kontinente, welche Ihre Interessen und Ihre Ehre zunächst betreffen, Beruhigung zu erhalten, so haben Ihre kaiserlichen und königlichen Majestäten, um Sr. brittischen Majestät einen Beweis Ihrer Erkenntlichkeit für die von Höchstderselben während der Dauer des Krieges erhaltene beharrliche und ergiebige Hilfleistung zu geben, und weil sie ferner das Verlangen Sr. brittischen Majestät als ein an und für sich gerechtes und den wahrhaften Interessen Europa's gemäßes erkennen, darein gewilligt, daß 2c. 2c."

Die Artikel III. und IV. des Tractates von Paris stellen die Grenzen des neuen Staates fest.

Preußen machte zu der Konvention von Chaumont einen Vorbehalt, welcher sich jedoch weder auf das Princip, noch auf das Quantum der an Holland zu machenden Abtretungen bezog, sondern lediglich Preußens Stellung als Nachbarstaat zu der durch jene Abtretungen gezogenen Grenzlinie berücksichtigte.

Im Artikel III. des erwähnten Tractates heißt es wie folgt:
„Nachdem die Herstellung eines richtigen Gleichgewichtes in Europa es erheischt, daß Holland in solchen Proportionen constituirt werde, welche es in den Stand setzen, seine Unabhängigkeit durch seine eigenen Mittel zu behaupten ꝛc."

Hierauf folgt die Bezeichnung jener Gebiete, welche für ewige Zeiten zu Holland geschlagen werden sollen.

In einer unter dem 28. Jänner 1815 dem Wiener Kongresse übergebenen Note verlangte der englische Bevollmächtigte Lord Castlereagh die Erfüllung der von den Verbündeten Englands eingegangenen Verpflichtungen, und erklärte zugleich, daß er die durch die Konvention von Chaumont bezeichnete Linie als das Minimum des durch jene Stipulation Holland zugesicherten Besitzstandes betrachte.

Eine Landkarte und statistische Tabellen mit den Nachweisungen der Größenverhältnisse der Gebiete und ihrer Bevölkerungszahl, erscheinen als die Haupt-Elemente der Berechnungen, welche von Seite Englands der Errichtung jenes neuen Staates zu Grunde gelegt wurden.

Die zu Wien stattgefundenen Unterhandlungen liefern jedoch den Beleg dafür, daß Oesterreich und Preußen diese Fragen aus anderen Gesichtspuncten betrachteten, als England.

In einer Note, welche Fürst Metternich in derselben Kongreßsitzung vom 28. Jänner 1815, in welcher Lord Castlereagh die

obenerwähnte Note übergab, dem Protocolle anschloß, kommt folgende Stelle vor:

„Die Allianz von 1813 ist in der Absicht geschlossen worden, dem Systeme von Uebergriffen des Oberhauptes der französischen Regierung ein Ziel zu setzen; in der Absicht, Europa den Frieden zu erkämpfen und diesen Frieden durch die Herstellung eines auf einer richtigen Vertheilung der Kräfte unter den Mächten gegründeten Gleichgewichts-Systemes zu befestigen."

„Der Kaiser betrachtet die Wiederaufrichtung der Staaten nach Maßgabe einer bloßen Berechnung der Kopfzahl, als die mit den Grundsätzen einer richtigen Politik am wenigsten vereinbarliche Modalität."

Dieser Satz allein beweist schon zur Genüge, daß bloße statistische Tabellen dem politischen Gedanken des Wiener Cabinets in seiner Anwendung auf das Project Englands keineswegs entsprachen.

Unter den Schriftstücken und Plänen, welche die Mächte in Bezug auf die dem deutschen Bunde zu gebende Form unter einander austauschten, legte Fürst Hardenberg im Namen Preußens einen Entwurf vor, in welchem Deutschland in sieben Kreise eingetheilt erschien. Einem der Artikel dieses Entwurfes war folgende Bemerkung beigefügt:

„Man hat in Vorschlag gebracht, Belgien und allenfalls die Niederlande überhaupt in den deutschen Bund einzubeziehen, und dies scheint ein zweckmäßiger Gedanke zu sein. Wenn er zur Ausführung käme, hätte dieses Land den burgundischen Kreis zu bilden, dessen Haupt der souveräne Beherrscher der Niederlande sein würde."

Die Art und Weise, wie die Niederlande constituirt worden, zeigt, daß keine der von Oesterreich und Preußen gemachten Bemerkungen Berücksichtigung gefunden, und daß Englands Ueber-

gewicht stark genug gewesen, um den neuen Staat gerade so zu gestalten, wie es ihn haben wollte.

Der Gang der Entwicklung, welchen eine Angelegenheit nehmen soll, wird stets durch ihre Hauptgrundlage bestimmt. Sobald einmal der Grundsatz feststand, Holland so weit zu vergrößern, daß es einen Staat bilden sollte, stark genug um für sich zu bestehen und seine Selbständigkeit zu vertheidigen, war dieser Zweck augenscheinlich nur durch die Vereinigung zusammenhängender Gebiete zu erreichen. Ohne Zweifel bot die Erinnerung an die von dem letzten der Herzoge von Burgund bewirkte Vereinigung der vereinigten Provinzen den historischen Gesichtspunct, von welchem aus die neue Schöpfung um so leichter durchführbar erschien, als sie gleichsam nur die Wiederherstellung eines bereits vorhanden gewesenen Standes der Dinge zu sein schien. Der kurze Bestand dieser neuen Schöpfung hat nur zu sehr dargethan, wie oberflächlich diese Anschauungsweise gewesen.

Es bedarf keiner weitläufigen Betrachtungen, um alle die Verschiedenheiten dieser beiden Epochen nachzuweisen.

In der That haben die Niederlande zu allen Zeiten eine Rolle von solcher Wichtigkeit gespielt, daß Niemand hinsichtlich ihres Grades und ihrer Wesenheit im Irrthume sein sollte. Der Zweck, welchen England sich gestellt hatte, machte aus dieser Angelegenheit eine Frage des europäischen Gleichgewichtes. In welche Wagschale wurde dieses neue Gewicht gelegt und hatte dieses Gewicht selbst ein hinlänglich kräftiges Gefüge, auf daß man nicht befürchten mußte, es auseinanderfallen zu sehen?

Man muß diese Frage daher zunächst in den beiden folgenden Beziehungen untersuchen.

1. Entsprach die dem neuen Königreiche der Niederlande angewiesene Stellung dem beabsichtigten Zwecke?

2. Waren die Bestandtheile desselben gleichartig genug, um die Dauerhaftigkeit ihrer Vereinigung zu verbürgen?

Der laut ausgesprochene und verkündete Zweck ging dahin, im Nordwesten Deutschlands eine Schranke gegen den Ehrgeiz Frankreichs zu errichten. Man wollte sich gegen die Wiederkehr einer Napoleonischen Epoche sicherstellen. Unter solchen Verhältnissen hätte demnach der neue Staat sich auf Deutschland stützen müssen. Obgleich für sich bestehend und frei, hätte er an das politische System, von welchem er wieder ein wichtiger Bestandtheil geworden wäre, gleich allen übrigen Staaten des deutschen Bundes durch Bande geknüpft werden sollen, deren willkührliche Zerreißung nicht in seiner Macht gestanden hätte.

Die Opfer, welche England zu bringen schien, um den Bau des neuen Staates fester zu machen, zeugten von dem Werthe, welchen es darauf legte, zugleich aber auch davon, daß es denselben auf sich selbst — auf England — basiren wollte.

England machte sich anheischig Sr. niederländischen Majestät drei Millionen Pfund Sterling zu zahlen, wovon zwei Millionen zur Befestigung der Grenze verwendet werden sollten; es behielt sich dabei vor, die Ausführung des Systemes von festen Plätzen zu überwachen, welche gegenüber dem französischen anzulegen waren.

Die brittische Regierung brachte diese Opfer offenbar, um von Holland die Abtretung der ehemaligen holländischen Kolonien zu erwirken, mit welchen sie ihr ausgedehntes Kolonialsystem vergrößern wollte.

Anderseits beabsichtigte die englische Regierung, durch diese Opfer den deutschen Mächten einen Beweis zu liefern, wie sehr ihr daran gelegen war, aus dem Königreiche der Niederlande ein stark genug gebautes Bollwerk zu machen, um einen ersten Anprall auszuhalten und für England als Brückenkopf zu dienen, vermittelst dessen dieses seine Streitkräfte unter allen Umständen mit den Heeren Deutschlands in unmittelbare Verbindung zu setzen vermöchte.

Um auch Rußlands Zustimmung zu dieser neuen politischen Kombination leichter zu erhalten, übernahm England für seine Rechnung die Hälfte des Anleihens von 25 Millionen Gulden, welches Rußland in Holland aufgenommen hatte, während die andere Hälfte von Holland übernommen wurde.

Als Grund für diese zu Gunsten Rußlands getroffene Verfügung wurde geltend gemacht, daß Rußland das in Rede stehende Anlehen nur zu dem Zwecke contrahirt habe, um die Kosten jenes Theiles der Kriegs-Operationen zu bestreiten, vermittelst deren die russische Armee direct zur Befreiung Hollands beigetragen hatte.

Die materiellen Interessen schienen so geartet zu sein, um die innigste Verbindung zwischen den siebenzehn Provinzen befestigen zu sollen. Die sieben holländischen Provinzen brachten alle Elemente einer auf ihre frühere Geschichte mit Recht stolzen Kriegsmarine, und alle Elemente einer zugleich auf den Kapitalien des holländischen Handels und auf reichem Kolonialbesitz fußenden Handelsmarine gleichzeitig in die Gemeinschaft mit. Dazu brachte Belgien seinerseits noch seine ungemein vorgeschrittene Landwirthschaft, seine äußerst thätige industrielle Intelligenz und seine Bevölkerungen, die von jeher mit allen Eigenschaften begabt gewesen, welche den guten Soldaten ausmachen. Ueberdies war sämmtlichen Angehörigen des neuen Staates immer jener Geist der Ordnung und der Sparsamkeit eigen, welcher die festeste Grundlage für die Kraft und den Reichthum der Staaten bildet.

Das Vertrauen, welches die Niederlande zu dem moralischen und nöthigen Falles zu dem materiellen Beistande Englands hegen mußten, schien die Bande, welche die verschiedenen Theile jenes Königreichs mit einander zu vereinigen bestimmt waren, noch um so leichter und inniger knüpfen zu sollen, als diese Theile, obgleich dieselben in Folge ihrer Geschichte fast beständig unter sich entfernt gehalten worden, einander dennoch niemals fremd geblieben

waren, sondern fast unter allen Verhältnissen Glück und Unglück mit einander getheilt hatten.

Und dennoch sehen wir, wie schon nach wenigen Jahren und aus Anlaß der ersten eingetretenen politischen Erschütterung eine abstoßende Bewegung von innen heraus das zertrümmerte, was man so fest begründet gewähnt hatte, und wie gerade dieselben Hände, welche zur Aufführung des Baues am meisten beigetragen, sich bei der Abtragung derselben am thätigsten betheiligten.

Um diese doppelte, so unerwartete Erscheinung zu begreifen, muß man ihre Ursachen zu ergründen suchen, welche nothwendig zum Theile an den Niederlanden, zum Theile an England selbst liegen müssen; letzteres hat offenbar einen doppelten Mißgriff begangen, indem es sich gleichzeitig hinsichtlich der Natur der Niederlande und hinsichtlich seiner eigenen Interessen geirrt hat.

Um seinen erstgenannten Irrthum beurtheilen zu können, muß man auf die Geschichte der Niederlande zurückkommen; diese ist in all ihren Einzelnheiten und von so lange her bekannt, daß wir uns kurz fassen können, ohne befürchten zu müssen, nicht verstanden zu werden.

Die politische Stellung, welche durch den Pariser Tractat von 1814 dem Königreiche der Niederlande angewiesen worden, war eine durchaus neue; durch diese Stellung ist eines der ältesten Bänder der politischen Ordnung Mitteleuropa's zerrissen worden.

Die Niederlande waren die Wiege des deutschen Reiches; dort verbrachte Karl der Große den größten Theil seines Lebens. Von Aachen aus, das seine gewöhnliche Residenz war, regierte er mit der einen Hand sein fränkisches Reich, während er mit der anderen durch mehr als zwanzig Jahre ununterbrochener Kriege alle jene deutschen Gebiete, welche später das deutsche Reich bildeten, seinem Scepter zu unterwerfen bemüht war.

Als das abendländische Kaiserreich, welches er wieder hergestellt hatte, durch den Tractat von Verdun unter seine Nachfolger

getheilt wurde, blieben die gesammten Niederlande bei dem deutschen Reiche, und sie sind niemals davon getrennt worden; dafür zeugen alle großen Epochen der Geschichte, dafür findet insbesondere England die Belege in seinen eigenen Annalen.

Als Eduard III. den französischen König Philipp anzugreifen beabsichtigte, suchte er sich mit den damals in der Empörung begriffenen Flamändern zu verbünden. Er trat mit dem Haupte der Insurgenten, einem Bräuer von Gent, Artevell, eine Art von flämischem Rienzi, in Unterhandlung. Dieser ertheilte ihm zur Antwort, daß die Flamänder geschworen hätten, den König von Frankreich nicht zu bekriegen; sollte jedoch übrigens — bemerken gleichzeitige Chroniken, — Eduard den Titel eines Königs von Frankreich annehmen wollen, so mache er, Artevell, sich anheischig, die Flamänder auf seine Seite zu bringen, denn alsdann wäre, wie er ihnen zeigen wolle, Eduards Partei die Partei des Königs von Frankreich, und die Flamänder würden demnach ihren Schwur zu halten glauben. Diese Berechnung, welche zeigt, daß Machiavell nicht ohne Vorgänger war, schien Eduard III. keine hinlängliche Bürgschaft zu bieten, um sich in das Unternehmen zu stürzen, mit welchem er umging, und welches in Folge des Titels eines Königs von Frankreich, den er damals annahm, der Anlaß eines so langwierigen und so blutigen Kampfes wurde. Um auf seine neuen Verbündeten größeren Einfluß zu erlangen, bewarb sich Eduard bei dem deutschen Kaiser (Ludwig der Baier) um den Titel eines General-Reichsvicars in den Niederlanden, und er begab sich nach Köln, an das Hoflager des Kaisers, um daselbst aus seinen Händen die Belehnung mit diesem Titel zu erhalten.

Das Band, welches die Niederlande an das deutsche Reich knüpfte, war jedoch schwach, wie die kaiserliche Macht selbst. Die Niederlande hatten denselben Charakter angenommen, wie die übrigen Theile des Reiches. Gespalten in eine Unzahl kleiner Fürstenthümer, welche eifersüchtiger bemüht waren, ihre individuelle

Selbständigkeit zu erhalten, als in einem Principe der Vereinigung die Bürgschaft ihrer politischen Existenz zu suchen, hatten diese Fürstenthümer gleichwohl niemals aufgehört die Oberlehensherrlichkeit des Kaisers anzuerkennen.

Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund, besaß außer seinen väterlichen Staaten noch von Seite seiner Gemahlin Hennegau, Holland und Seeland.

Karl der Kühne strebte nach einer Königskrone, und da er seine ehrgeizigen Ansprüche auf den Umfang der seiner Herrschaft unterworfenen Gebiete gründen wollte, richtete er sein Augenmerk auf die Niederlande, und eroberte die Provinzen, welche er noch nicht besaß. Diese wurden nun zum ersten Male in einen einzigen Körper vereinigt, welchen Karls Tochter Maria, als seine einzige Erbin durch ihre Heirath mit dem Erzherzoge Maximilian an das Haus Oesterreich brachte. Die Niederlande waren also ein Erbeigenthum dieses Hauses geworden. Allein das Recht der Oberlehensherrlichkeit des deutschen Reiches war ein so fest begründetes, daß Maximilian, als er Kaiser geworden, diesen seinen Erbbesitz dem Reiche unterordnete, indem er ihn bei der Eintheilung in Kreise, welche er mit Deutschland vornahm, als burgundischen Kreis aufführte. Als erwählter Kaiser nahm er keinen Anstand, sein erbliches Souveränitätsrecht einem älteren, höher stehenden, der Oberlehensherrlichkeit des deutschen Reiches unterzuordnen.

Die Niederlande haben niemals gegen ihren Verband mit dem deutschen Reiche protestirt; sie suchten bloß ihre besonderen Rechte und Vorrechte zu vertheidigen. So z. B. enthielt die Augsburger Transaction vom 26. Juni 1548, welche die Gestaltung der 17 vereinigten Provinzen als burgundischer Kreis stipulirte, im Artikel VI. die folgende Klausel:

„Vorbehaltlich jener die Reichscontributionen betreffenden Fälle, wo der Souverain und die Stände des burgundischen Kreises ihre Zustimmung namentlich werden gegeben haben, sollen

diese Provinzen von aller und jeder Gerichtsbarkeit des Reiches und seiner Gerichte befreit sein."

Hundert Jahre später bestimmte der Artikel IV. des Tractates von Münster vom 24. October 1648, daß der burgundische Kreis ein Glied des Reiches zu bleiben habe.

Die Niederlande hatten bis zu dem Zeitpuncte, wo Oesterreich dieselben an die französische Republik abzutreten genöthigt war, niemals auch nur einen Augenblick aufgehört, einen Theil des deutschen Reiches auszumachen. Die Schwäche des Verbandes rührte von der Schwäche des Reiches her, aber keineswegs von der Schwäche des Rechtes.

Verschiedene Ursachen hatten dazu beigetragen, das Ansehen des Reiches in Belgien fast bis zum Unmerklichen herabzubringen. Die Niederlande waren in mehren wichtigen Epochen ihrer Geschichte vom Reiche im Stiche gelassen worden, und glaubten daher zuletzt nur insoferne zu Deutschland zu gehören, als sie dem Hause Oesterreich unterthan waren. Ein besonderer Umstand, ganz und gar örtlicher Natur, hatte zur Entstehung dieser Idee beigetragen.

Die drei geistlichen Churfürstenthümer umfaßten den größeren Theil des linken Rheinufers. Diese übrigens so reichen Gebiete vermochten ihren Nachbarn kein Vertrauen einzuflößen. In ihrer Eigenschaft als Kirchenfürsten waren die 3 Churfürsten natürlich geneigt, eine Politik des Friedens, der Neutralität zu befolgen, und stets bereit sich der Verpflichtungen zu entschlagen, welche jenes oberste Gesetz der Solidarität auferlegt, das die einzelnen Theile eines Bundesstaates ununterbrochen unter einander verbinden soll.

Allein der Grund, welcher das Vertrauen der Niederlande in die Natur ihrer Beziehungen zum Reiche am meisten erschütterte, hatte einen noch ernsteren Charakter.

Es war Ludwig XIV. welcher den Erfolg seines ersten flandrischen Feldzuges gegen Spanien 1667 sicherstellen wollte, durch die thätige Gewandtheit seiner Diplomatie gelungen, sich der Neutralität des Kaisers und des Reiches zu versichern; dieses unverantwortliche Aufgeben erstickte jedes politische Selbstgefühl bei den vor kurzem auf ihre Provinzial- und Municipalfreiheiten noch so stolzen Bewohnern dieser schönen und gesegneten Gegenden.

Wer die Mittel kennen lernen will, durch welche Ludwig XIV. dieses Resultat erzielte, der lese die von Mignet mit Ermächtigung der französischen Regierung herausgegebene Sammlung diplomatischer Actenstücke zur Geschichte dieser wichtigen Periode der Regierung Ludwigs XIV. Je thätiger und mannigfaltiger seine Bestrebungen waren um Deutschland zu neutralisiren, um desto schärfer tritt es gleichzeitig hervor, daß man bei dem zwischen den Niederlanden und Deutschland bestandenen Verbande verpflichtet war, sie zu vertheidigen. Um zur Einsicht zu gelangen, was es mit diesen thätigen und mannigfaltigen Bestrebungen für eine Bewandtniß hatte, muß man Mignet's Sammlung von Dokumenten zur Geschichte der spanischen Erbfolge zu Rathe ziehen. Man wird daselbst die breiten, obgleich geheimen Wege angegeben finden, auf welchen der König von Frankreich zum Ziele zu gelangen und die Größe seines Reiches zu gründen verstanden.

Warum hat man also nicht dem deutschen Bunde das Recht der Oberlehensherrlichkeit, welches das Reich seit tausend Jahren über die Niederlande ausgeübt, zurückgegeben, als man 1814 den Wiener Kongreß als eine Epoche der Restauration ehemaliger Rechte proclamirte?

Um was handelte es sich? wenn nicht, wie man sagte, darum, gegen Frankreich ein Bollwerk zu errichten, um es zu verhindern, daß es sich dieser Provinzen nicht zum zweiten Male wieder bemächtige? Aber wäre dieses Bollwerk nicht stärker, nicht

naturgemäßer gebaut gewesen, wenn man es, anstatt auf England vielmehr auf Deutschland gestützt hätte?

Verlassen wir einstweilen diese Frage, auf welche wir später wieder zurückkommen werden, und wenden wir uns zu einer anderen höherer Art.

Eine bloß der Oberfläche der Dinge entnommene, weil einzig und allein materielle Anschauungsweise hatte zu dem Glauben geführt, daß die ehemaligen vereinigten Provinzen sich glücklich schätzen würden, wenn sie sich wieder zusammenfänden, um einen einzigen Staat zu bilden. Die Ereignisse haben dargethan, daß es für Völker, welche reich sind an Erinnerungen und Gefühlen, noch etwas gewichtigeres gebe, als Handel und Industrie. Es gibt Kräfte, welche man empfinden muß, um ihre Stärke zu würdigen. Das Gemüth muß im Einklange mitwirken, dabei aber über die Verstandesberechnung vorwalten.

Die niederländischen Unruhen unter der Regierung Philipps II. hatten die Provinzen auf eine zu gewaltsame und zu tief eingreifende Weise zerrissen und getrennt, als daß man hätte annehmen können, die bloße Uebereinstimmung materieller Interessen werde genügen, um ihre frühere Vereinigung wieder herzustellen. Daß eine solche Annahme wirklich stattgefunden hat, war ein Mißgriff, welcher auf einem noch älteren Mißgriffe beruht haben dürfte; denn auch die Irrthümer haben ihre Genealogie, und ihr Ursprung ist in der Fehlbarkeit des menschlichen Geistes zu suchen. Es ist unwahr, daß nur die bluttriefende Faust des Herzogs von Alba die zehn westlichen Provinzen verhindert habe, sich dem Vereine der sieben Provinzen des Nordens anzuschließen. Der Prinz von Oranien wurde von der Bewegung der Reformation mit fortgerissen durch die Beziehungen, welche er in Folge seines reichen deutschen Besitzstandes unumgänglich mit Deutschland unterhalten mußte, und er stellte sich in Holland an die Spitze jener doppelten Bewegung, welche die Union von Utrecht zuletzt zur Republik

und zur Reformation führte. Der Herzog von Alba war so eben abberufen worden und Alexander Farnese, Feldherr und Staatsmann zugleich, war ein gemäßigter Charakter. Der Prinz von Oranien hatte die Utrechter Union 1579 gestiftet. Das Nachlassen der Strenge der spanischen Regierung bot ihm Mittel und Wege dar, um auch die übrigen Provinzen zum Anschlusse an jene Union zu verleiten zu suchen. Seine Anträge wurden zu Gent, Antwerpen, Brügge, Brüssel, gleichwie in anderen minder wichtigen Städten und fast in sämmtlichen Provinzen angenommen; aber der König von Spanien wurde daselbst noch als Souverän anerkannt und die Reformation zählte dort nur ein winziges Häuflein von Anhängern; sie wollten die Union lediglich, um sich Maßregeln der Regierung zu widersetzen, welche entweder ihre Freiheiten beeinträchtigten oder durch ihre Form widerwärtig waren.

Die im Jahre 1581 im Haag versammelten Generalstaaten erklärten Philipp II. wegen eidbrüchiger Verletzung der Privilegien des Volkes feierlich seiner Souverainität verlustig.

Während Holland sich als Republik constituirte und sich an die dem Katholicismus am fernsten stehende protestantische Glaubensform anschloß, welche aus diesem Grunde seither stets dessen erbittertste Feindin blieb, beharrten die übrigen Provinzen ohne irgend welche Veränderung in ihrer monarchischen und Glaubenstreue.

In Folge der französischen Eroberung hatten auch die Niederlande von allen den Wechselfällen und politischen Zuckungen zu leiden, von welchen Frankreich selbst heimgesucht war. Die Niederlande waren zu schwach, um sich gegen solche politische Erschütterungen halten zu können; sie wurden demnach hintereinander republikanisch und kaiserlich; allein selbst die Gottlosigkeit jener Zeiten war niemals vermögend, sie nicht etwa der Kirche untreu, sondern selbst nur gleichgültig zu machen. Es gab keinen Herzog von Alba mehr, keine spanische Strenge mehr, es herrschte voll-

kommene Freiheit und diese Freiheit machte den Glauben nur noch lebendiger und eifriger.

Als Belgien in Folge der Revolution von 1830 sich selbst überlassen worden und die dortige Kirche größere Freiheit gewonnen hatte, trat es noch nachdrücklicher und entschiedener als zu irgend einer anderen Zeit hervor, wie tief wurzelnd das katholische Bewußtsein sich daselbst erhalten hatte. Dieser neue Aufschwung der einer beengenden politischen Fessel ledig gewordenen Gewissensfreiheit wurde für Belgien zu einer neuen Art von joyeuse entrée, ein vielsagender aber unbedachter Protest gegen die unpassende Verbindung, welche auf Grund unverträglicher Gemüthsart eben gelöst worden war.

Für unsere moralisch herabgekommene Zeit war ein solch treues Festhalten eines Volkes an fast seiner gesammten Vergangenheit eine so unerwartete Erscheinung, daß man sie beinahe noch gar nicht begriffen hat.

Belgien war durch alle die Wechselfälle, welchen es seit 1788 ausgesetzt gewesen, dergestalt durchwühlt und abgemüdet worden, daß man sich zu der Annahme berechtigt gehalten hatte, es werde sich in der Stellung, welche der Wiener Kongreß ihm bereitet, glücklich fühlen.

Die niemals unterbrochen gewesene innige Beziehung zwischen dem religiösen Glauben, den Sitten und der gesellschaftlichen Organisation hatte Belgien mit einer ganz besonderen und so gewaltigen Lebenskraft ausgestattet, daß die heftigsten politischen Erschütterungen daran keine Aenderung bewirkten. Allerdings wechselten die politischen Formen; allein dies war das Werk fremder Gewalt und fremder Meinungen: der Kern des Landes blieb immer derselbe — ein unantastbares Gebiet des Gewissens, der Sitten und der Gewohnheiten.

Woher aber diese Stetigkeit inmitten so gewaltiger Bewegung?

In Belgien hatten sich zwei Principien der Stetigkeit geltend gemacht, die sich miteinander vereinigten, und dergestalt sich wechselseitig kräftigend erhielten; in Folge dessen hat das Land zuletzt jenen eigenthümlichen Ausdruck angenommen, durch welchen es sich von allen anderen unterscheidet. Diese beiden Principien sind die Aristokratie und das Gemeindewesen.

Zur Zeit als noch die kriegerischen Gewohnheiten des Feudalwesens im Schwunge waren, ging es in den niederländischen Provinzen gerade so zu, wie eben damals in allen übrigen Ländern; es herrschte nämlich allenthalben Fehde zwischen dem Adel und der Bürgerschaft, zwischen der Landbevölkerung und den Städten. Diese Zwistigkeiten waren in den Niederlanden um so lebhafter, als es daselbst, gleichwie in Italien, eine Menge volkreicher Städte gab.

Im Laufe der Zeit erloschen jedoch diese Fehden mit feudalem Charakter; durch die Entwicklung der Industrie wurde die Gesittung der Bürgerschaft eine mildere, und was von dem Antagonismus der einander bekämpfenden Elemente übrig blieb, kam der souveränen Macht zu statten, welche dieselben in Spaltung erhielt und sie dergestalt insgesammt beherrschte.

Karl V. hatte in den Städten Flanderns denselben Hang zum bewaffneten Widerstande angetroffen, welchen er in Spanien zu bekämpfen genöthigt gewesen war. Allein die fortgesetzte Entfernung vom Mittelpuncte der Staatsgewalt, sowohl unter der spanischen als unter der österreichischen Herrschaft, und das geschwächte Ansehen des deutschen Reiches, führten in den Niederlanden zu einem anderen Stande der Dinge.

Der Adel und die Bürgerschaft gelangten zu der Einsicht, daß sie ihre Freiheiten und Vorrechte gegen eine Macht zu vertheidigen hatten, deren Entfernung häufig zu Mißbräuchen führte; darum verständigten sie sich untereinander, um sich wechselseitig Schutz zu gewähren. Obgleich dem Wesen nach verschieden, be-

ruhten ihre Privilegien dennoch auf einer und derselben Grundlage, nämlich auf jene überkommenen Rechten. Jede innere Fehde hörte auf, der Ackerbau und die Industrie reichten sich die Hand.

Ueberdies lag in diesen beiden Elementen der Aristokratie und des Gemeindewesens noch eine andere Beziehung, welche sie fortwährend aneinander knüpfte, nämlich die Erinnerung ihrer auf beiden Seiten glanzvollen und nicht selten auch großartigen Geschichte.

Die politischen Gesetze können der Aristokratie die Vererbung ihrer Güter entziehen, welche nach Vorschriften geschah, die sie sich im Interesse ihrer ungetheilten Erhaltung selbst gegeben haben mochte; man kann in der Absicht, das Vermögen zu verringern, an die Stelle dieser Vorschriften den Grundsatz der Theilung treten lassen; allein keine gesetzgebende Macht vermag Gewalt auszuüben über die moralische Erbschaft, welche die Aristokratie ihren Nachkommen hinterläßt.

Ein Gleiches gilt von dem Gemeindeleben; seine Traditionen erlöschen nicht, wenn die Bürgerschaft sie lebendig zu vererben versteht, so wie sie ihren Grundbesitz vererbt. Da wo das Gemeindeleben sich frei zu entwickeln vermochte, ist es von jeher eine bedeutende Macht gewesen, bedeutend zumal in den ersten Perioden des Völkerlebens. Am gewaltigsten äußerte sich insbesondere sein Einfluß in dem Systeme der Organisation der Römer. Obgleich die Städte des Reiches nicht nach der Souveränität Roms strebten, trachteten sie sich doch insgesammt nach seinem Vorbilde einzurichten; dies war die Form, welche die römische Freiheit angenommen hatte.

Ohne uns zum Belege dieser Ansicht über die Natur des Gemeindelebens in Erörterungen einzulassen, welche dem Zwecke dieser Schrift fern liegen, wollen wir nur ein Beispiel dafür anführen, weil gerade die Provinz es darbietet, mit deren Loose wir uns eben beschäftigen.

Drei große Militär-Kolonien waren wichtige Municipien geworden, nämlich Trier, Köln und Mainz. Das Gemeindeleben besitzt eine solche Zähigkeit, daß diese drei Städte den Ruin des Römerreiches überdauerten und dergestalt aus der antiken Welt in die christliche Civilisation herübertraten. Als Hauptsitze der Kirche bewahrten sie den Einfluß, welchen sie von Altersher auf diese Gegenden geübt hatten. Aus heidnischen Römerstädten wurden sie römische Hauptstädte des Christenthums, weit mächtiger, als sie jemals früher gewesen, denn sie wurden gleichzeitig der Sitz jener getheilten Souveränität eines neuen Reiches und gaben den drei geistlichen Churfürstenthümern ihren Namen. Sie besaßen noch ein Element mehr der Kraft und der Einheit, nämlich ihren Anschluß an das Princip der Allgemeinheit der Kirche, welches sich in jedem Bischofssitze in der Kathedrale verkörpert, gleichwie in jeder Gemeinde in der Pfarre; das heißt gegenüber der Kirche, welche allgemein bleibt, nimmt die Pfarre einen municipalen Charakter an.

Zu diesen drei Principien, nämlich dem katholischen, aristokratischen und communalen, gesellte sich noch die größte Sorgfalt in der Verwaltung der Erbgüter der Familien nicht minder wie der Gemeinden und der Vereine. So war der Katholicismus die Quelle einer Menge frommer Stiftungen zum Unterhalte der Kirchen, zur Errichtung von Spitälern, Schulen, Versorgungs- und Zufluchtshäusern, wie z. B. das große St. Johannisspital in Brüssel.

Das aristokratische Princip wußte sich im Lande in Ehren zu erhalten und zwar eben so vermittelst der Erinnerung an seinen früheren Glanz, als weil es sich zum Protector der neuen Interessen des Landes im Sinne des vorwaltenden Zeitgeistes zu machen verstand. Die Aristokratie übt ein Patronat der Wohlthätigkeit und der christlichen Liebe aus; ihr Reichthum, durch Sparsamkeit zusammengehalten, ist ein Band mehr, welches sie

durch ihre musterhafte Verwendung desselben und durch ihr Beispiel dem Volke näher bringt.

Das so kräftige und in Belgien einst so unruhige Kommunal-Princip enthält nicht mehr jenen Gährungsstoff in sich, in Folge dessen das Volk stets bereit war, zur Vertheidigung eines Rechtes die Waffen zu ergreifen. Ohne etwas von dem Charakter seiner Individualität verloren zu haben, welchem es seine eigenthümliche und abgeschlossene Existenz verdankte, hat das Gemeindewesen dennoch an Besonnenheit und Ueberlegung gewonnen, die Verwaltung ist eine zweckmäßigere geworden und leidet nicht mehr an den Gebrechen der früheren Zeiten oligarchischer Patrizier-Herrschaft.

Solcher Art war der Zustand Belgiens; es erfreute sich einer ungemein lebenskräftigen socialen Organisation, war aber als politischer Körper zu klein, als daß es für sich allein hätte im Stande sein sollen, seinen mächtigeren Nachbarn Widerstand zu leisten; es konnte daher erobert werden.

Belgien war verständig genug, um sich in das unvermeidliche Gesetz der Unterordnung des Schwächeren unter den Stärkeren zu ergeben. Diese Unterordnung kann übrigens so zu sagen ein Act des freien Willens werden, wenn sich dem Schwächeren die Gewißheit darbietet, in einem zugleich gerechten und schützenden politischen Systeme aufzugehen.

Allein Belgien besaß zu viel Selbstgefühl, um sich verschenken zu lassen und insbesondere an Jemanden verschenken zu lassen, der auf dasselbe keinerlei Ansprüche und nicht die geringste Ueberlegenheit aufzuweisen hatte.

Der Act der Vereinigung mit Holland belebte daher die Traditionen, welche sich in den belgischen Provinzen ohnedieß so lebensfrisch erhalten hatten, wieder mit derselben vollen Kraft der Gefühle wie im Augenblicke ihrer ehemaligen Trennung.

Die erlauchten und alten gräflichen Häuser von Flandern, Brabant, Hennegau, Tournai ꝛc. begannen an das Haus Oranien ihren alten Maßstab zu legen, sie erkannten dasselbe als ihres Gleichen, jedoch mit einem geänderten Glauben und um die Treue geringer. Deßungeachtet brachte das Uebergewicht des neuen Titels unumgänglich auch jenes der Stellung mit sich, und dieses Uebergewicht beruhte nach dem Dafürhalten der Belgier, des Adels sowohl als der Bürgerschaft, auf keiner wie immer gearteten Ueberlegenheit, und zwar weder in Bezug auf die Herkunft des zur Regierung berufenen Hauses, noch hinsichtlich der Verhältnisse Hollands, welches weder mächtiger noch ruhmreicher war, denn die Belgier verdammten gerade jene Acte, auf welche Holland stolz war.

Ich muß mich gegen den Gedanken verwahren, als ob in meinen Worten irgend eine Anzüglichkeit enthalten sein dürfte. Ich habe von jeher hohen Berühmtheiten und hohen Stellungen Achtung gezollt; allein hier spricht die Geschichte; ich horche ihr und schreibe das Gehörte nieder. Oder sollte man lieber nicht schreiben? dann dürfte man aber auch nicht horchen; denn wozu würde es nützen, so gewichtige Worte zu vernehmen, wenn man sie bloß in seinem Gedächtnisse vergraben wollte? alsdann würde man sie eben so gut gar nicht gehört haben, oder es hieße sie gänzlich mißachten. Man würde sich alsdann jenen Wilden gleichstellen, welche noch Wilde sind, weil sie weder Annalen, noch sonstige Ueberlieferungen besitzen.

Ich erachte es daher für nützlich, das Vernommene wiederzugeben und thue es auf meine Gefahr und Verantwortung. Ich berechne nicht im vorhinein meine Worte für die Abgeschiedenheit des Grabes, ich fühle mich zu klein, um bloß mit der Nachwelt zu sprechen; ich gebe keine Orakelsprüche von mir, welche erst viele Jahre nach mir bekannt werden sollen. Aber ich schalte auch nicht frei mit Geheimnissen, welche nicht mein Eigenthum sind.

Ich wünsche nur zu meinen Zeitgenossen zu reden, und gemeinschaftlich mit ihnen nach der Wahrheit zu forschen.

Sollte es für das Verständniß unserer Zeit nicht von Wichtigkeit sein, zu wissen, warum England solche Eile hatte, das niederzureißen, was es mit so großer Sorgfalt aufgebaut?

Nachdem wir also die Frage vom Standpuncte der Niederlande aus untersucht haben, erübriget uns noch, nach den Gründen zu forschen, welche die politische Handlungsweise Englands veranlaßt haben mochten.

Zerreißung aller ehemaligen Bande, welche die Niederlande an Deutschland geknüpft hatten, — das war die unwandelbare Grundbedingung der beiden von einander so verschiedenen Kombinationen, welche England nach einander gewollt hat.

Vermöge der ersteren dieser Kombinationen war Belgien ein ausgedehntes verschanztes Lager, welches den englischen und deutschen Armeen zum Sammelplatze dienen sollte. Es war das ein System permanenter Defensiv-Allianz gegen Frankreich. Die von England übernommene Verpflichtung, das Königreich der Niederlande zu vertheidigen, läßt sich in keinem Falle von dem Gedanken seiner Allianz mit Deutschland trennen. England allein vermag gegen Frankreich keinen Kontinentalkrieg mehr auszuhalten; die Zeiten der Schlachten bei Crecy und Azincourt sind vorbei.

Die letztere dieser Kombinationen ist in einem ganz und gar verschiedenen Geiste entworfen worden.

Man hat zwei schwache Staaten gebildet aus den Bruchstücken desjenigen, welchen man stark zu machen beabsichtigt hatte.

An die Stelle einer Reihe von Festungen, welche man erbaut hatte, und von denen mehrere geschleift wurden, ließ man einen Neutralitäts-Kordon treten.

An die Stelle der Gewißheit des von England zugesagten materiellen Beistandes trat das öffentliche Recht als Garant dieser Neutralität.

Diese spanische Wand der Neutralität sollte Holland jenen Grad von Sicherheit verleihen, welchen es einst in dem Barrièren-Vertrage gesucht hatte.

Wie man sieht, ist diese neue, den Trümmern des Königreiches der Niederlande gewordene Stellung, das Ergebniß eines ganz anderen Ideenganges als derjenige, welchem es sein Dasein zu verdanken hatte.

Bevor wir uns nach den Gründen umsehen, welche in den Entschlüssen der englischen Regierung eine so große Umwandlung herbeizuführen vermochten, müssen wir hier noch eine Betrachtung anschließen, welche vollends darthun wird, wie durchgreifend diese Umwandlung gewesen; und zwar so durchgreifend, daß das zweite System der vollständige Gegensatz des ersten geworden.

Da die Neutralität Belgiens zugleich die Hauptgrundlage der Existenz Belgiens und Hollands geworden ist, so muß man sich fragen, ob diese Neutralität die Bedingungen ihres Bestandes in sich selbst enthalte? Die Antwort auf diese Frage hängt aber von der Beantwortung einer zweiten ab, nämlich:

In welchem Maße ist diese Neutralität für jede der drei Mächte, — England, Frankreich und Deutschland — vortheilhaft?

Wo von Neutralität die Rede, ist die militärische Frage eine präjudizirende; wir müssen sie daher berühren.

Für Belgien handelt es sich lediglich um eine Frage der politischen Geographie.

Die Invasion Belgiens wird für Frankreich immer ein Leichtes bleiben; allein der dauernde Besitz Belgiens wird ihm nur dann gesichert sein, wenn es auch alle benachbarten Gebiete bis an das linke Rheinufer inne hat.

Nachdem Dumouriez Belgien 1792 erobert hatte, rückte er in Holland ein; seine Armee belagerte gleichzeitig Maestricht und um sich zu decken, hatte er zu Jülich und Düren Beobachtungscorps aufgestellt. Die österreichische Armee, welche sich bis an

den Rhein zurückgezogen, hatte während des Winters beträchtliche Verstärkungen erhalten, und ergriff am 1. März 1793 wieder die Offensive. Die zu schwachen französischen Korps wurden von ihren Beobachtungsposten verdrängt, die Belagerung von Maestricht ward aufgehoben.

Dumouriez beeilte sich, Holland zu räumen; er sammelte seine Armee und rückte den Oesterreichern entgegen. Nach einigen Gefechten zwischen der beiderseitigen Vorhut, kam es zwischen den beiden Armeen am 18. März auf einem bereits berühmten Schlachtfelde, bei Neerwinden, zwischen Tirlemont und Löwen zu einer Hauptschlacht, welche für Dumouriez verloren ging; dieser einzige Tag zwang ihn, sich bis hinter die Linie der französischen Festungen zurückzuziehen.

Die französische Republik eroberte 1794 Belgien zum zweiten Male, desgleichen Holland und das ganze linke Rheinufer. 1795 schloß Preußen den Baseler Frieden, in welchem es für Norddeutschland eine Neutralitätslinie stipulirte.

Von diesem Augenblicke an war der ruhige Besitz der gesammten Niederlande für Frankreich gesichert.

Zu Ende des Feldzugs von 1813 nahm ein preußisches Armeecorps, welchem ein russisches folgte, Holland und Belgien so zu sagen, im Fluge weg. Im Einklange mit der Geschichte beweisen diese Kriegsbegebenheiten aus unserer Zeit, die strategische Ueberlegenheit Deutschlands über die Niederlande.

Das nördliche Frankreich ist von Natur aus der schwächste Theil seiner Gränzen, wie alle älteren Kriege dies bezeugen. Darum ist auch die Kunst auf alle erdenkliche Weise der Natur daselbst zu Hilfe gekommen. Das System von festen Plätzen von der See an bis zur Maas, ist das vollständigste von denen, welche Frankreich seinen Feinden entgegenstellt.

Die Neutralität Belgiens kommt also Frankreich an seiner schwächsten Seite zu Gute. Es bleibt ihm nur jene Linie zu

vertheidigen übrig, welche sich von der Mosel aus, mit Thionville und Metz als Stützpuncten auf ihrer Linken, und mit Béfort als Stützpunct rechts, bis an jenes andere neutrale Gebiet, nämlich bis an die Schweiz erstreckt.

Frankreich hat also unter allen Mächten das größte Interesse die Neutralität Belgiens zu respectiren und respectiren zu machen.

Was Preußen anbelangt, so deckt diese Neutralität einen Theil seiner Rheinprovinzen; was davon noch ungedeckt bleibt, wird durch das Festungssystem von Luxemburg, Sarbrücken, Koblenz und Mainz vertheidigt.

Die Neutralität Belgiens bedingt nothwendigerweise die Neutralität Hollands; denn für das Letztere gibt es keine einzige Kombination, durch welche es zu einem Kriege gegen Frankreich fortgerissen werden oder veranlaßt sein sollte. Es hat nichts mehr von Frankreich zu befürchten und ist selbst zu schwach, um hoffen zu dürfen, daß ihm ein Kontinentalkrieg von Nutzen sein könnte. Das Haus Oranien mag allenfalls seinen gesunkenen politischen Einfluß bedauern, allein die holländischen Geldmänner werden sich eines ruhigeren, ihren großen Handels- und Schiffahrts-Interessen günstigeren Looses erfreuen.

Durch die Neutralität Belgiens und der Schweiz wird der Kriegsschauplatz mehr beschränkt, dadurch die Kriegführung schwieriger, und demnach der Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland minder wahrscheinlich.

Deutschlands Gestaltung als Bundesstaat ist eine Bürgschaft mehr zu Gunsten der Aufrechthaltung des Friedens.

Sollten deßungeachtet unvorgesehene Fälle, welche zuweilen stärker sind als die Menschen, einen großen Krieg zwischen den deutschen Mächten und Frankreich herbeiführen, so würden zu entschiedene Erfolge der französischen Waffen wahrscheinlich Englands Betheiligung an diesem Kriege nach sich ziehen.

In welcher Weise könnte es sich aber anders daran betheiligen, als durch Diversionen zur See, unter den jetzigen Verhältnissen, wo ihm kein anderer möglicher Weg zu einem Zusammenwirken mit Deutschland geboten ist, als durch die Mündungen der Weser und der Elbe? Für den Fall, wo es eine directe Verbindung zwischen seinem Heere und den deutschen Armeen herstellen wollte, müßte es da nicht nothgedrungen selbst jene Neutralität brechen, welche die Grundlage jener zweiten Organisation bildet, die England selbst den Niederlanden gegeben hat?

England hat nicht gewollt, daß der politische Einfluß Deutschlands bis an die See vordringe; es wollte keine Restauration dessen, was schon einmal existirt hatte. Darum kann es aber auch unmöglich den Verwicklungen entgehen, welche nothwendig aus einer so verfehlten Maßregel entstehen müssen, wie diejenige es ist, gerade dort ein unhaltbares Machwerk anzubringen, wo man ausdrücklich ein starkes Bollwerk hatte errichten wollen.

Es liegt in dem brittischen Charakter eine Art Instinct, ähnlich dem seiner maritimen Existenz. England liebt für seine Politik eben so den Wind, wie für seine Schiffahrt; ungeachtet aller seiner Unbeständigkeit und selbst aller seiner Gefahren, zieht es ihn dennoch der Windstille bei weitem vor. Das Gefühl seines nautischen Wissens verleiht ihm Zuversicht. Die schwachen Staaten, welche durch politische Stürme leicht in Aufruhr gerathen, eignen sich daher besonders für die Kreuz- und Querzüge seiner Diplomatie.

England hat seinen eigenen Kompaß, welchen es sorgfältig vor Jedermann verbirgt. Mögen auch die Abweichungen in seinem Gange, welche durch Winde und widrige Strömungen erzeugt werden, als Widersprüche, als Unschlüssigkeit erscheinen, es steuert dennoch beständig auf dasselbe Ziel los.

Warum hat aber Deutschland, das zusammengenommen ein so entschiedenes Gewicht in dieser Frage haben sollte, England nach seinem Belieben über so wichtige politische Stellungen verfügen lassen, ohne irgend eines seiner alten Rechte auf jene Gebiete wieder geltend zu machen, welche nichts weiter sind, als zum gemeinschaftlichen Vaterlande gehörige, aber losgerissene Anschwemmungen?

Dieser Grad von Schwäche ist eines von den Ergebnissen seiner Geschichte, insbesondere aber Folge seiner Geistesrichtung.

Während andere Völker mit Recht der Vorwurf trifft, die Politik der Interessen egoistisch und nicht selten auf Kosten der Billigkeit verfolgt zu haben, hatte das deutsche Volk sich seit Langem eine ihm allein eigenthümliche Art von Politik; die Politik des Idealen geschaffen. Diese Politik war auch maßgebend in seinen Beziehungen zu den Niederlanden.

Hat nicht Deutschland, gleich vom ersten Augenblicke an, den Bestrebungen der Holländer, sich der spanischen Herrschaft zu entledigen, seinen Beifall gezollt, hat es nicht Hollands Triumph als eine Errungenschaft zum Heile der ganzen Menschheit, als eine doppelte Errungenschaft der politischen und der Gewissensfreiheit gepriesen? Hat nicht noch in unseren Tagen Deutschlands ausgezeichnetster Dichter in begeistertem Dithyrambenstyle die Geschichte dieses Ereignisses geschrieben, ohne daß er auch nur den leisesten Gedanken des Bedauerns geäußert hätte, über alle die positiven Verluste, welche Deutschland in Folge dieses Triumphes erlitten? Hatte nicht Holland bei der Gelegenheit, wo es seine Unabhängigkeit gründete, alle Bande zerrissen, welche es an das Mutterland knüpften? Hätte Schiller dem deutschen Vaterlande nicht wenigstens die Ehre einer so großmüthigen Uneigennützigkeit zukommen lassen sollen? Und läßt sich der gleiche Vorwurf nicht auch dem großen Dichter des Egmont machen? Da nun aber Beide es unterlassen haben, sollte man alsdann nicht zu der An-

nahme berechtigt sein, daß sie für diese Uneigennützigkeit gar kein Verständniß hatten? Zwei Jahrhunderte waren bereits dahingegangen, und man fühlte den Schaden, welchen die Losreißung Hollands Deutschland verursacht hatte, so wenig, daß man nicht einmal die Nachtheile bemerkte, welche die Lostrennung Belgiens nach sich ziehen mußte; man ließ sie ohne die geringste Einsprache gewähren.

Hätte etwa England für Deutschlands Interessen besorgter sein sollen, als Deutschland selbst es gewesen?

Und es war doch eine preußische Armee, welche Belgien erobert hatte, und wieder eine preußische Armee, welche auf den Feldern von Ligny und von Waterloo ihr Blut vergoß, um diese Eroberung zu sichern. Wäre die englische Armee allein Siegerin geblieben? Würde England es gewagt haben, seine Armee vereinzelt, ohne den Beistand eines Verbündeten, in Belgien zu belassen? und konnte dieser Verbündete ein Anderer sein, als ein deutsches Heer, und dieses deutsche Heer wieder ein anderes, als eben ein preußisches?

War Deutschlands Politik, seine wahre Politik, nicht durch diese Ereignisse vorgezeichnet? und als Rußland Preußen aus Polen hinausdrängte, hatte es dadurch nicht die Richtung angedeutet, welche Preußen einzuschlagen hatte? durfte dieses im Mittelpuncte Deutschlands stehen bleiben?

Damals begehrten deutsche Schriftsteller, welche als Organe der in Norddeutschland herrschenden Begeisterung auftraten, daß man Frankreich zwinge, die Franche-Comté, das Elsaß und Lothringen wieder heraus zu geben. Der Styl dieser Herren in einem solchen Zeitpuncte, erinnerte nur gar zu lebhaft an den bekannten Fußtritt, von dem die Fabel spricht. Jene Schriftsteller vergaßen, daß die Koalition, welche gegen Frankreich kämpfte, eine europäische war; daß die Verbündeten in dem Augenblicke des Einrückens ihrer Armeen auf französischem Boden, von Frank-

furt aus ihre Absichten hinsichtlich Frankreichs verkündet, und dabei ausdrücklich Frankreichs Sache von jener Napoleons geschieden hatten. Daher hätte Deutschland für sich allein einen zweiten Krieg anfangen müssen, um jene Provinzen, welche Frankreich ihm einst entrissen, wieder zu erobern. Wie viele Zeit hätte es gebraucht und wie viele Siege, um Frankreich so weit zu demüthigen, daß es sich zur Wiederabtretung derselben verstanden hätte? Hätten derlei Pamphlete aus der Feder einer Schule, welche so lange Zeit auf alle Weise sich hervorzudrängen gesucht hat, für ein solches Werk ausgereicht? Und während man im Voraus trunken war von einem unmöglich zu erlangenden Ruhme, vergaß man darüber, daß die Niederlande bereits zurück erobert waren, und daß es ersprießlicher und leichter gewesen wäre, die alten politischen Bande wieder herzustellen, welche sie durch so viele Jahrhunderte an Deutschland geknüpft hatten. Allein diese Vergessenheit rührte offenbar von jenem Gedanken her, welcher der deutschen Geschichte überhaupt ihre Richtung gegeben hat. Es herrscht eine unverkennbare Analogie zwischen jener Geistesrichtung, welche im 16. und 17. Jahrhunderte die Emancipation Hollands feierte und dem Beifalle, mit welchem jene neuerlich gestiftete Verbrüderung aufgenommen wurde, welche gewissermaßen unter dem Patronate oder vielmehr unter Heraufbeschwörung des Schattens Gustav Adolfs stattgefunden, als ob dieser Name Deutschland an eine Epoche des Gedeihens und nationaler Größe erinnerte. Einzelne Menschen, wie ganze Völker gehen gerade an jener Art von Ehrgeiz zu Grunde, welcher dem Unmöglichen nachjagt und darüber unterläßt, das Mögliche zu erreichen.

Die Lehrer der Geschichte hatten seit Langem die Behauptung aufgestellt, daß die Einsetzung des Hauses Oesterreich in den Niederlanden ein beklagenswerthes Ereigniß gewesen sei, weil sie den nächsten Grund zu den langjährigen Kriegen zwischen Frankreich und Oesterreich geliefert habe. Anderseits haben die deut-

schen Geschichtsschreiber Oesterreich den Vorwurf gemacht, daß es Deutschland in Kriege verwickelt habe, welche keine Reichsinteressen, sondern nur seine Privatzwecke zum Gegenstand hatten. Sie haben dabei gänzlich übersehen, daß die Ursache des Krieges nicht darin gelegen war, daß das Haus Oesterreich die Niederlande besaß, sondern einzig und allein in der Thatsache, daß Frankreich sich ihrer bemächtigen wollte. Würde Frankreichs Ehrgeiz nicht stets derselbe geblieben sein, mochte wer immer sie besitzen? und wäre er nicht vielmehr noch leichter aufgestachelt worden, wenn eine minder starke Macht als Oesterreich sie zu vertheidigen gehabt hätte? Der Besitz der Niederlande war keine österreichische, sondern eine streng deutsche Frage und das deutsche Reich hätte für dessen Vertheidigung stets in erster Linie auftreten sollen.

Man braucht in der Politik, gleichwie in den meisten Verhältnissen des Lebens mehr schlichten Verstand als Genie. Diese scheinbar vielleicht allzu prosaische Bemerkung ist nirgends mehr an ihrem Orte als da, wo es sich um das Königreich der Niederlande handelt. Die sonderbaren Widersprüche im Gefolge seiner bewerkstelligten Zerstörung haben dargethan, daß dieser Staat seinen Nachbarn gegenüber einen Grad von Selbstständigkeit hatte annehmen wollen, der über seine Kräfte ging. Er hatte sich an gar nichts anschließen gewollt, weder an die Menschen noch an die Principien.

Brüssel war ein stets offenes Asil für alle der französischen Restauration feindseligen Ueberreste der Revolution.

Durch die Gesetze und Verordnungen in Betreff der Schiffahrt im Innern, welche allen vom Wiener Kongresse für sämmtliche Staaten als Regel aufgestellten Grundsätzen geradezu widersprachen, hatte man sich ganz Deutschland entfremdet.

Die uralte Empfindlichkeit der belgischen Aristokratie war bei mehr als einem Anlasse verletzt worden.

Die Gründung des philosophischen Kollegiums zu Löwen beunruhigte die dortige Universität, den Hauptsitz der eifrigsten katholischen Orthodoxie.

Mit Ausnahme der oranischen Partei, welche in der Industrie und dem Handel von Gent und Antwerpen Vertreter fand, war Jedermann für die Trennung. Die Einen, ohne zu wissen, was alsdann aus ihnen werden sollte, stimmten dafür aus Abneigung gegen eine Regierung, welche weder gerechte Ansprüche zu schonen, noch der Eigenliebe zu schmeicheln verstanden hatte; die Anderen als Revolutionäre, um sich an das revolutionäre Frankreich anzuschließen.

Einige Tausend französischer Blousenmänner von der Sorte von 1830 machten die Revolution zu Brüssel, ohne daß irgend Jemand im Lande dagegen Widerstand leistete.

So war das Terrain beschaffen, auf welchem die Londner Konferenz handelnd aufzutreten beschloß, um vor allem Andern u verhindern, daß die Revolution nicht Veranlassung zu einem allgemeinen Kriege werde.

Die drei continentalen Mächte hatten gewichtige Gründe, so zu handeln. Die polnische Revolution — jener weitere Ableger der Pariser — die aus derselben Quelle entspringende Gährung der Gemüther in Italien, die dumpfe und tiefe Aufregung der Staaten des deutschen Bundes geboten allenthalben Vorsicht. Deßungeachtet traten die drei Mächte offen als Vertheidiger der Rechte des Königs von Holland auf.

Die Zertrümmerung des Königreiches der Niederlande geschah Schritt vor Schritt und methodisch.

Anfangs war man der Ansicht, daß eine bloß administrative Trennung der beiden Theile das Ungewitter beschwören dürfte.

Später gab man sich der Hoffnung hin, die Anerkennung des zweitgebornen Sohnes des Königs von Holland als Souverän

Belgiens durchzusetzen; dieß wäre eine Art von Umschreibung der Tractate von 1814 gewesen.

Allein die Whigs waren eben wieder an das Ruder gekommen. Neben der Konferenz der fünf Mächte schloß Lord Palmerston einen besondern Pact mit dem Fürsten Talleyrand. Dieß war so viel, als mit einem einzigen Zuge das politische System aufgeben, welchem das Königreich der Niederlande seine Entstehung verdankte. Dieß hieß sich zu Gunsten der Revolution von jenem Hause Nassau trennen, mit welchem England seit mehr als anderthalb Jahrhunderten in Beziehung auf Principien und Interessen in der innigsten Verbindung stand.

Der König von Holland wollte den Krieg; allein er dachte nicht im entferntesten an einen allgemeinen Krieg, und hatte ohne Zweifel nicht gewollt, daß seine Angelegenheit zu einem solchen Veranlassung werde; er beanspruchte nichts als die Freiheit, von den mächtigen Mitteln Gebrauch zu machen, welche er aufgebracht hatte, um Belgien wieder zum Gehorsam zu bringen. Er war in seinem Rechte. Die drei continentalen Mächte würden ihn den Versuch haben machen lassen. Hätte England sich gleichfalls dazu entschlossen, so wäre Frankreich in seiner schwankenden Lage als Nachwirkung seiner Revolution von 1830 nicht im Stande gewesen, der zuwartenden Stellung der vier Mächte gegenüber es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Ungeachtet der Verschiedenheit der Gefühle, Sitten und Meinungen, welche den Bruch herbeigeführt hatten, und ungeachtet der auf beiden Seiten verschuldeten Versehen, würde dennoch der vorherrschend auf Handel und Industrie, welche bereits im ganzen Königreiche in hoher Blüthe standen, gerichtete Geist des Jahrhunderts beide Parteien zuletzt dauernd einander genähert haben, wenn man sie ihren Streit ohne Intervention hätte austragen lassen.

In der holländisch-belgischen Frage lag durchaus keine Gefahr eines allgemeinen Krieges; sie lag lediglich in der Allianz, welche England damals mit Frankreich schloß.

Es gibt sicherlich in den Annalen der Diplomatie nichts so Merkwürdiges, als die in der Stellung der Mächte, welche für Belgien gegen den König von Holland Partei nahmen, vorgegangene Veränderung. Nicht die Partei der alten Belgier nahm man, nicht die Partei der Aristokratie oder der Kirche, sondern die Partei jener revolutionären Faction, deren Mutter die französische Revolution von 1830 war.

Das Bedürfniß der Erhaltung des Weltfriedens legte den drei Mächten dieses Opfer auf; — was Frankreich anbelangt, so blieb es jener Politik getreu, welche damals für dasselbe naturgemäß war; wie aber soll man sich das Benehmen Englands erklären, Englands, das von keiner Seite bedroht war? Wo lag in Belgien die mächtige, die unwiderstehliche Nöthigung, welche es dazu gezwungen hätte? Welche Gründe mochten es veranlassen, die belgische Revolution unter seinen besonderen Schutz zu nehmen?

Englands directes Einschreiten führte zu der Konvention, welche am 13. August 1831 vor Löwen zwischen dem Prinzen von Oranien und dem Marschall Gerard unterzeichnet wurde, und in Folge deren die beiderseitigen Heere Belgien räumten; denn gleichzeitig mit der holländischen Armee war auch eine französische daselbst eingerückt.

Eine französische Armee und eine in die Gewässer der Schelde eingelaufene englische Flotte verhinderten demnach, daß die Belgier wieder unter holländische Herrschaft fielen. Belgien hatte noch gar keine Vertheidigungsmittel organisirt.

Warum trat aber England Holland gegenüber so hemmend auf, woher kam ihm dieser plötzliche Respect vor der Aeußerung

des Volkswillens in Belgien, während es doch mehrfällig anderwärts keineswegs gleichen Respect an den Tag legte?

Dazu kam in der Folge noch die zwischen Frankreich und England im Voraus verabredete Belagerung von Antwerpen. Diese Expedition hatte den besonderen Zweck, die Freiheit der Schelde-Schiffahrt sicher zu stellen.

Der Verfall der blühenden Genter Manufacturen zeigte alsbald, wem diese Freiheit zu Gute kommen sollte.

Aber vermochte ein Interesse so ganz untergeordneter Natur England einen hinreichenden Grund zu bieten zu einem so vollständigen politischen Systemswechsel und zu einem so directen und entschiedenen schützenden Auftreten zu Gunsten einer Revolution, welche nichts weiter war als eine Hülfsrevolution zu Gunsten der französischen?

Die Diplomatie der Konferenz bewegte sich an der Oberfläche der Ereignisse, in der Absicht entgegengesetzte Interessen zu versöhnen und einander näher zu bringen. Für sie handelte es sich schon nicht mehr um eine Principienfrage, sondern um den Frieden, übrigens allerdings um einen Frieden, welcher dem Könige von Holland möglichst geringe Opfer auferlegen sollte.

Anderseits aber handelte England, ohne sich von der Konferenz zu trennen, durch sein Einverständniß mit Frankreich für seine eigene Rechnung, und zwar ähnlich jenen unterirdischen Kräften, deren Dasein und Walten sich nur durch das Emportreiben der Oberfläche beurkundet. Wie konnte es nur auf die Gestaltung des neuen Königreiches Belgien so großen Werth legen, dessen Lebensfähigkeit doch lediglich auf jenem Gesetze der Neutralität beruhte, unter dessen Schutz das einhellige Einvernehmen der Mächte es gestellt hat? Das war zu viel Lärmens und zu viel der Widersprüche um einen so geringfügigen Gegenstand. Es mußte also von Seite Englands etwas Bedeutenderes, aber in der Ferne liegendes dabei auf dem Spiele stehen; dieß ist zu

ergründen. Da Holland derjenige Körper war, auf welchen von allen Seiten eingewirkt wurde, so muß man vor Allem die Frage stellen: Was war das damalige Holland?

Holland bedeutete zu jener Zeit für die deutschen Mächte den Rhein, die Maas, die Schelde; es bedeutete Ostende, Gent, Antwerpen, Amsterdam und Rotterdam; es bedeutete die Industrie, den Handel und die See. Es bedeutete Absatzwege, deren Deutschland nicht entbehren kann und welche Holland ihm versperrte, obgleich dieser Staat ohne Deutschlands Hülfe gegen Niemand zu kämpfen im Stande war.

Die Spaltung dieses Königreiches in zwei Theile eröffnete Deutschland die Hoffnung, daß die freie Schelde-Schiffahrt, welche eine von den Bedingungen dieser Trennung wurde, ihm einen von jenen Vortheilen sichern würde, welche Holland ihm vorenthalten hatte.

Die öffentliche Meinung in Deutschland verhielt sich thatsächlich passiv; dieß lag in dem Wesen seiner politischen Form; allein seine Wünsche schienen sich zu Gunsten Belgiens auszusprechen.

Was Frankreich betrifft, so war Herr von Talleyrand, welcher den Wiener Kongreß im Interesse der Restauration zur Annahme des Princips der Legitimität bestimmt hatte, eigenthümlicher Weise dazu ausersehen, England zu London mit der Usurpation von 1830 eng zu befreunden. Gleichwie ein Vater sich in der Regel leicht über die Bedingungen verständigt, wenn es sich darum handelt, eine in üblem Rufe stehende Tochter an den Mann zu bringen, so zeigte sich auch Herr von Talleyrand sehr gefällig in Betreff der Bedingungen der neuen englisch-französischen Allianz.

Frankreich that es in Allem England zu Willen. Eine französische Armee rückte in Belgien ein, sobald England es gestattete, um es auf dessen jedesmaliges Verlangen wieder zu

räumen. Sie kehrte ebenfalls wieder zurück, um Antwerpen zu belagern, getraute sich aber nicht, Weiteres zu unternehmen.

Das neue Königreich brauchte einen König; der Nationalkongreß war zusammengetreten, um zur Wahl zu schreiten. Bei diesem Anlasse entwickelte Lord Palmerston in der Sitzung des Unterhauses vom 18. Februar 1831 die Gründe, welche die Mächte zur Intervention berechtigten.

Wie er sagte, war Belgien in der Geschichte der Neuzeit niemals ein unabhängiger Staat gewesen; es sei zuerst spanisch, dann österreichisch, hierauf französisch gewesen, und zuletzt durch die Coalition der europäischen Mächte wieder zurückerobert worden. Nach dem natürlichen Gange der Dinge hätte die Souveränität über Belgien wieder an Oesterreich zurückfallen sollen; nachdem aber Oesterreich auf seine Rechte verzichtet habe, hätten die europäischen Mächte, Frankreich mit inbegriffen, Belgien durch einen Vertrag zu Holland geschlagen, nicht etwa um Holland einen Vortheil, oder dem Könige der Niederlande eine Gunst zuzuwenden, sondern weil diese Verfügung am meisten geeignet war, zur Sicherheit und zum Frieden Europa's beizutragen.

„Die so eben vorgefallenen Ereignisse," bemerkte er ferner, „machen den Fortbestand der Vereinigung unmöglich; daher sind die Mächte, welche den Tractat unterzeichneten, kraft dessen sie gestiftet worden, berechtigt, sich mit den Bedingungen der Trennung zu beschäftigen."

Hierauf ging Lord Palmerston zur Beleuchtung der Wahlfrage über, und fügte bei: „Wenn das, was in einem Nachbarlande vorgeht, geeignet ist, den allgemeinen europäischen Frieden zu bedrohen, alsdann wird man begreiflicherweise die Intervention bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt finden, und wenn demnach Belgien einen Fürsten zum Herrscher wählen würde, welcher für die benachbarten Staaten nothwendigerweise gefährlich erscheinen

müßte, alsdann hätten in Gemäßheit dieses Princips jene Staaten das Recht, gegen eine solche Wahl zu protestiren."

In Folge dieses Princips machte England in Betreff des Herzogs von Nemours, und Frankreich desgleichen in Betreff des Herzogs von Leuchtenberg Gebrauch von seinem Verwerfungsrechte, und trotzdem man die Belgier berechtigt erklärt hatte, eine Wahl zu treffen, wurde dennoch zwischen beiden Mächten ein Kompromiß geschlossen, kraft dessen England den König und Frankreich die Königin lieferte.

Die Wahl ging vor sich, sie wurde angenommen, und die Installation ward vorgenommen, ohne die Verzichtleistung des früheren Herrschers abzuwarten; er war aus diesem Theile seines Reiches vertrieben worden, man gestattete ihm nicht mehr dahin zurückzukehren. Dieß war das Unterpfand, welches England der Usurpation bot, mit welcher es sich in Frankreich eben verbündet hatte.

Von Seite Frankreichs war dieß eine Allianz um jeden Preis. Es handelte sich nämlich damals eben darum, die zu Chaumont für die Dauer von zwanzig Jahren unterzeichnete Konvention zu brechen; dieser Termin war noch nicht abgelaufen und die Zeit hatte sie noch nicht auf natürlichem Wege gelöst. Der Bruch erfolgte gewaltsam. Er erstreckte sich scheinbar nicht auf die Interessen, sondern auf die Principien. England verließ damals die friedlichen Reihen der conservativen Mächte, um in jene der Revolution überzutreten. England sah dieselbe und vielleicht mit noch größerer Heftigkeit wiedererstehen; und da es müde geworden, dieselbe zu bekämpfen, faßte England bei diesem Anlasse die Revolution um den Leib, um sie fest in seine Arme zu schließen, um sie nach Belieben zu leiten, kurz um sich ihrer als einer Lohndienerin zu bedienen, welche sich überall verwenden lassen müßte, wo es dieß seinen Interessen entsprechend erachten würde.

Zur Rechtfertigung des Benehmens Englands sprach Lord Palmerston später in der Sitzung des Parlamentes vom 7. December 1831 Folgendes:

„Holland und Belgien wünschten sich zu trennen; es war ihnen nicht möglich, hinsichtlich der Bedingungen dieser Trennung übereinzukommen; hätte man sie sich selbst überlassen, so würde als unvermeidliche Folge davon Europa in einen allgemeinen Krieg verwickelt worden sein. Die eingetretene Intervention hat Europa vor einem Kriege gerettet, welcher ein Principienkrieg geworden, und in welchen England alsbald hineingerathen wäre."

Allein es hat keine Intervention im eigentlichen Sinne dieses Wortes stattgefunden, sondern vielmehr ein Gericht; man hat ein Urtheil gesprochen. Man brachte die Principien dem Schreckbilde eines allgemeinen Krieges zum Opfer, dessen gespenstige Gestalt England durch seine Allianz mit Frankreich heraufbeschworen hatte, und der brittische Minister bediente sich dieses Schreckbildes England gegenüber eben so sehr zur Rechtfertigung, als dem Continente gegenüber zur Drohung. Es war ein Zwangsmittel, um die Gewissen zur Kapitulation zu nöthigen.

Betrachten wir einen Augenblick die moralischen Folgen, welche sich aus dieser politischen Präcedenz nothwendig ergeben mußten, wie sie seitdem auch in der That an mehr als einem Orte eingetreten sind.

Die Sitten lassen sich unmöglich von den politischen Fragen trennen, denn die Geschicke der Völker sind eben das Werk ihrer Sitten.

Sowohl für die Völker als für den Einzelnen muß es im Leben etwas Unauflösliches geben. Der Gedanke an die Untrennbarkeit macht die Charaktere zugleich stark und geschmeidig, während die Leichtigkeit der Trennung sie entnervt, indem sie dieselben der Nothwendigkeit überhebt, sich selbst Zwang anzuthun und nicht sogleich den in der ersten Aufwallung gefaßten Entschlüssen zu

folgen, an denen in der Regel nichts Reelles ist, als die traurigen Nachwehen, welche daraus entstanden, daß man ihnen freien Lauf gelassen.

Die Macht der christlichen Gesittung beruhte lange Zeit auf der Unauflösbarkeit des Ehebandes. Die Scheidung erschlafft die Sitten, indem sie denselben zu viel Freiheit läßt. Sie ist so zersetzender Natur, daß sie sogar noch vor der Schließung der Ehe ihre Wirksamkeit äußert; denn man bindet sich leichter, oder richtiger gesagt leichtsinniger durch ein Band, von welchem man weiß, daß es wieder gelöst werden kann; häufig sogar geschieht der Wechsel der Ringe nicht ohne eine Art bösen Vorsatzes. Das Veränderliche in der Natur des Menschen setzt in einem solchen Augenblicke dem Gewissen selbst unbewußt einen geistigen Vorbehalt, welcher, wenn er zum Ausdrucke gelangen müßte, sich in der politischen Eidesformel der Arragonesen äußern würde: „Wo nicht, nein!"

Große und zahlreiche Völker von kräftiger Nationalität besitzen in sich selbst eine Cohäsionskraft, welche Millionen von Einzelnwillen in einem einzigen Gesammtwillen wie in einem Bündel vereinigt und dergestalt untrennbar macht. Allein für Bruchstücke von Völkern, welche der Strom der Zeit vom Mutterstamme losgerissen hat, und zu schwach um für sich allein einen Staat zu bilden, gibt es keine andere politische Existenz, als indem sie sich an andere Bruchstücke anschließen, oder an einen Körper, der mächtiger ist als sie. Um zu gedeihen, müssen sie alsdann dieses Band als untrennbar betrachten; sie dürfen es nicht in der ersten Aufwallung übler Laune, bei dem ersten wenn auch noch so gegründeten Anlasse zur Unzufriedenheit zerreißen, um sich dafür wieder einem anderen Vereine anzuschließen.

Die Belgier haben sich gleichzeitig gegen den Fürsten, welcher ihr Souverän war, und gegen Holland empört. Dieser doppelte Bruch machte eine Aussöhnung allerdings schwierig;

allein sie wurde nicht einmal versucht. Durch das eingeschlagene Verfahren munterte man zu dieser politischen Scheidung auf, indem man sich mit äußerster Sorgfalt bemühte, die Bedingungen derselben zu regeln. Aber hieß dieß nicht eben so viel, als durch dieses Beispiel die bereits vorhandenen Schwankungen in den politischen Verhältnissen Europa's noch um einen neuen Gährungsstoff vermehren?

Wenn übrigens Belgien selbst die gefährlichsten Wirkungen davon noch nicht empfunden hat, so hat es dieß nur den ausgezeichneten Eigenschaften des Fürsten zu verdanken, der zu seinem Herrscher berufen worden. Von Jugend auf gewohnt, über die Schwierigkeiten nachzudenken, welche die erhabene Stellung, für die er in England ausersehen war, mit sich bringen würde, hat er sich jenen Geist des richtigen Ermessens zu eigen gemacht, welcher die Zeit, die Menschen und die Geschäfte in das gehörige Gleichgewicht zu setzen versteht.

Berufen über ein unter das Gesetz einer immerwährenden Neutralität gestelltes Land zu regieren, hatte König Leopold begriffen, daß die einzige politische Mission, welche ihm als Souverän oblag, in der Rolle eines Vermittlers bestand. Er hat es verstanden, sie durchzuführen und Vertrauen zu erwerben, indem er seine Gründe und seine Thatkraft in der einfachen Wahrheit schöpfte, daß der Weltfriede die sicherste Bürgschaft für die Aufrechthaltung der Neutralität Belgiens sei.

Belgien verdankt einzig und allein dem Könige Leopold und keineswegs dem Acte des freien Willens, welcher es ins Leben gerufen, die Existenz, deren es sich erfreut. Es bedurfte vielmehr aller Umsicht des Königs, um die Uebelstände und die Gefahren einer derartigen Gestaltung zu bewältigen.

Eine dieser Gefahren bestand für die übrigen Staaten in der Nachahmung, zu welcher dieses Beispiel aufmunterte.

So sah man wie Sicilien seine früheren Losreißungsbestrebungen wieder erneuerte; so Genua, welchem der Anlaß geboten worden, gegen seine Einverleibung in Piemont zu protestiren, den Gedanken wieder aufnehmen, sich davon zu trennen; die Polen des Großherzogthums Posen wollten nicht mehr mit Preußen vereinigt bleiben; Schleswig und Holstein begannen einen erbitterten Krieg, um sich von Dänemark loszureißen. Man sah, wie zuletzt diese wahnsinnige Sucht nach politischer Scheidung das große österreichische Kaiserreich von der Lombardei an bis nach Siebenbürgen erfaßte, und in einzelne Bruchstücke zu zertrümmern drohte. Aber was hätten diese schwachen Bruchstücke mit ihrer Eintags-Unabhängigkeit begonnen, wenn sie dieselbe wirklich errungen hätten? Vermochte man sie alle, wie es mit Belgien geschehen, unter den Schutz eines Gesetzes der Neutralität zu stellen? Aber dazu hätte ein Weltfriede gehört, und wie hätte ein derartiger Zustand von Wirren an allen Orten und Enden zu einem solchen Frieden führen sollen?

Aber das ist noch nicht Alles.

In der Schweiz begann eine große politische Partei die Gewissensfreiheit zu verfolgen, um den Widerstand ihrer Gegner desto sicherer zu bewältigen. Der Sonderbund trat als eine katholische Defensiv-Liga ins Leben. Die Ungleichheit der Kräfte und die Unmöglichkeit eines gemeinschaftlichen Zusammenlebens doppelt — nämlich politisch und religiös — aufgeregter Glaubensgenossenschaften brachte zuletzt einige Führer auf den verzweifelten Gedanken einer Umsiedlung der Bevölkerung, dergestalt, daß eine doppelte Schweiz gebildet werden sollte, die eine aus den protestantischen Kantonen bestehend, die andere aus den katholischen.

Wohin wäre es mit ganz Deutschland gekommen, wenn man zu all' den übrigen Gegenständen politischen Zwiespaltes, durch welche es ohnedieß nur zu sehr zerrissen war, noch die

Zulässigkeit dieser Scheidung wegen religiöser Unverträglichkeit gesellt hätte?

Alles das geschah im Jahre 1847.

Die Zukunft Europa's war in Frage gestellt.

Das Jahr 1848 hat darauf geantwortet. Das Jahr 1852 scheint die Endbeschlüsse liefern zu sollen. Bevor dieselben jedoch gefaßt werden, mögen jene Männer, welche allen Ernstes glauben, daß die Demokratie allein im Stande sei, der Welt eine neue und friedliche Zukunft zu bereiten, sich die Mühe nehmen, die monarchische Neutralität Belgiens mit der demokratischen Neutralität der Schweiz zu vergleichen. Sie werden finden, daß bei einem gleichen Grade von Freiheit in beiden Ländern, die erstere ein Unterpfand der Eintracht zwischen Belgien und seinen Nachbaren ist, während die Schweiz unter dem Schutze der Letzteren sich zu Doctrinen bekennt und mit Personen umgibt, welche allenthalben Unordnung und Krieg zu verbreiten drohen.

Die Engländer sind zu gründliche Politiker und zu gute Rechenmeister, um nicht die volle Schwäche der dem Königreiche der Niederlande gegebenen neuen Gestaltung einzusehen. Allein weit entfernt, sich durch die Voraussicht der aus dieser Gestaltung mit Grund zu befürchtenden Gefahren abhalten zu lassen, lag vielmehr in der Art und Weise, wie England diese Angelegenheit betrieb, Etwas, das auf einen bereits von vornherein feststehenden Entschluß zu deuten schien.

In der Parlamentssitzung vom 26. März 1832 übernahm Lord Palmerston die Vertheidigung der dießfälligen Politik des Kabinets und äußerte sich bei diesem Anlasse in folgender Weise:

„Die Frage, ob man Gewalt anwenden sollte, um Belgien wieder unter holländische Herrschaft zu bringen, war bereits entschieden, als die gegenwärtige Verwaltung die Geschäfte übernahm."

„Zu Anfang der belgischen Revolution wendete sich der König von Holland an seine Alliirten mit der Aufforderung, ihm

behülflich zu sein, um seine in der Empörung begriffenen Unterthanen wieder zum Gehorsam zu bringen; und die vorige Regierung hat Sr. Majestät wohlweise gerathen, jede Hülfleistung dieser Art abzulehnen. Von diesem Augenblicke an war die Richtung, welche die Konferenz einzuschlagen hatte, vorgezeichnet. Die einzige Frage, welche noch zu lösen übrig blieb, war die, ob beide Länder unter einer und derselben Krone, aber mit abgesonderten von einander unabhängigen Legislaturen vereinigt bleiben sollten, in der Art, wie dieß zwischen England und Schottland vor der Union der Fall war, oder ob die Trennung eine vollständige sein und es somit zwei Länder und zwei Souveräne geben sollte."

Aus dieser Darlegung geht hervor, daß die Whigs lediglich den von den Torys gefaßten Entschluß, Belgien von Holland zu trennen, zur Ausführung gebracht haben.

Diese beiden Parteien waren von jeher und sind noch immer durch die Verschiedenheit ihrer politischen Principien von einander getrennt; wo sie in einer Frage übereinstimmen, da darf man mit Gewißheit annehmen, daß es eine Interessenfrage sei. Bei dem in Rede stehenden Anlasse nun muß das Interesse ein höchst wichtiges gewesen sein, da es die Torys bewog, ihre bedeutendste Schöpfung von 1814 wieder vernichten zu lassen; dieselben Torys, welche sich seither so streng auf dem Boden der in der Wiener Kongreßacte verzeichneten Tractate gehalten, und die Anderen darauf zu erhalten bestrebt gewesen waren.

Jedermann wird es begreiflich finden, daß es für uns von dem größten Interesse sein muß, die Beweggründe kennen zu lernen, von welchen Englands Benehmen in seinen politischen Verhältnissen zum Kontinente geleitet wird.

Diese Betrachtung mag die Weitläufigkeit einer historischen Erörterung entschuldigen, welche lediglich den Zweck hat, uns leichter zur Erkenntniß dieser Beweggründe zu führen.

Die Torys haben den von der Juli-Revolution 1830 in Frankreich herbeigeführten Wechsel der Dynastie ohne Anstand anerkannt. Dieses Ereigniß war geeignet, die Grundlage zu erschüttern, auf welcher die neue europäische Staatsordnung beruhte. Wenn auch diese Revolution das Kaiserreich nicht wieder herstellte, so äußerte sie sich doch als eine Bewegung der Reaction gegen seinen Sturz. Das Königreich der Niederlande war zu dem Zwecke errichtet worden, als ein Bollwerk zu dienen gegen ein Ereigniß von der Art, wie das so eben in Frankreich vorgefallene; und dennoch zertrümmerte das Toryministerium, welches in keiner anderen Hinsicht irgend einen von seinen früheren Grundsätzen aufgegeben zu haben schien, dieses Königreich gerade in demselben Augenblicke, wo der Fall eintrat, für welchen man es errichten zu sollen geglaubt hatte.

Die neue französische Revolution war die einzige Veränderung, welche in Europa stattgefunden hatte. Nicht der Kontinent hat also dem englischen Kabinete zu dem Wechsel seiner Politik Anlaß gegeben. Man muß, um sich diesen Wechsel erklären zu können, Holland so betrachten, wie England es von Belgien bereits getrennt haben wollte, und sich alsdann, wie wir bereits oben in Bezug auf die Kontinentalmächte gethan haben, die Frage stellen: „Was ist Holland für England?"

Holland für sich allein wäre nur eine Macht dritten Ranges, wenn sein Kolonialbesitz es nicht zu einer Weltmacht ersten Ranges erhöbe. Wenn England die Beschränktheit seines eigenen Gebietes in Europa mit seinen unermeßlichen Kolonien in den fünf Welttheilen vergleicht, muß es nothwendiger Weise aus sich selbst die Ueberzeugung schöpfen, daß dem Königreiche der Niederlande die Möglichkeit geboten war, zu einer Kolonialmacht zu gelangen, welche diejenige bei Weitem überbot, die Holland bereits besaß und noch zur Stunde besitzt.

Nicht eine bloß zufällige Reihenfolge günstiger Ereignisse hat England zu der Stufe von Macht erhoben, welche es erreicht hat. Der Zufall bringt bald Glück bald Unglück, aber er geht keinen beständig fortschreitenden Gang; er gründet nichts von Bestand, nichts das in sich selbst die Bedingungen seiner Dauer enthielte. Man muß demnach annehmen, daß England sich ein System geschaffen habe, und daß es nach feststehenden, beharrlich verfolgten Grundsätzen handle.

Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche glauben, daß die Römer, als sie nur noch arme und auf ein schmales Gebiet beschränkte Republikaner waren, bereits daran dachten, die Welt zu erobern. Die Geschichte der Menschen geht einen einfacheren Gang. Eben so wenig glaube ich, daß die Engländer, als sie Seringapatnam erstürmten und Tippo Saib als ihren Gefangenen im Triumphe herumführten, bereits daran dachten, das zu gründen, was heutzutage das indo-brittische Reich genannt wird.

Dieses Reich ist allerdings das schönste Denkmal der Intelligenz zur Verherrlichung der Ueberlegenheit als Folge der Civilisation, insofern man unter dieser letzteren die Anwendung von Gesetzen der Ordnung und des Rechtes auf die Regierung der Menschen versteht; allein deßungeachtet hat dieses Reich keine andere Grundlage zu Gunsten der brittischen Herrschaft, als eben diese Ueberlegenheit selbst. England wird dieses Reich von dem Augenblicke an verlieren, wo die indischen Fürsten und die höheren Klassen der Hindu das Regieren in dem Sinne gelernt haben werden, wie die Engländer es verstehen.

Von Seite der Mahratten und der Siekhs droht den Engländern nicht die geringste Gefahr für ihre Herrschaft; ihre vortreffliche militärische Organisation würde schnell mit ihnen fertig zu werden wissen. Allein unmöglich würden 60,000 geborne Engländer noch länger über 100 Millionen Unterthanen fortherrschen

können, sobald europäische Begriffe unter diesen Wurzel gefaßt haben würden.

Die Engländer selbst sind mit ihrem eigenthümlichen Geiste alle mit einander bestrebt, jene moralische Emancipation herbeizuführen, welche ihnen dieses Reich eines Tages, nicht etwa allmählich, eine Provinz nach der anderen, sondern sammt und sonders und mit einem einzigen Schlage entreißen wird.

Während der brittische Geist einerseits daran arbeitet, dieses Ereigniß unvermeidlich zu machen, strebt er anderseits den Eintritt desselben dadurch hinauszuschieben, daß die englische Regierung sich alle erdenkliche Mühe gibt, um Indien England möglichst nahe zu bringen.

Die Schnelligkeit und Häufigkeit der Verbindungen und die ungemeine Erleichterung des Reiseverkehres vermehren die moralische Kraft der Metropole. Allein durch diese ununterbrochen in Thätigkeit gesetzte Kraft wird die fortschreitende moralische Entwicklung der indischen Bevölkerungen nicht nur allein nicht beeinträchtigt, sondern im Gegentheile nur noch mehr beschleunigt.

Die englischen Staatsmänner sind zu weise, um nicht alle diese Möglichkeiten in den Kreis ihrer Berechnungen zu ziehen. Sie müssen sich daher schon längst die Frage beantwortet haben: „Was für eine Stellung wird England in Indien nach der Emancipation des indo-brittischen Reiches einnehmen?"

Ihre Antwort läßt sich leicht errathen, da sie sich aus den Thatsachen ergibt. Bevor wir uns jedoch damit befassen, ist es für uns von größerer Wichtigkeit, nach dem Principe zu forschen, welches der englischen Kolonialpolitik zum Grunde gelegen hat und noch gegenwärtig zur Richtschnur dient. Wie alle Principien, welche große Resultate erzeugen, ist auch dieses einfach.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika ausgenommen, waren und sind nur in Europa Staaten zu finden, mächtig genug, um England seine coloniale Ueberlegenheit streitig zu machen.

England beschloß daher, in Europa auf jene Staaten zu wirken, welche seine Nebenbuhler werden konnten. Darum hat es bei allen Anlässen sämmtliche Seemächte zu schwächen gesucht. Die Geschichte hat alle die Mittel verzeichnet, deren es sich zu diesem Ende bedient hat. Wir beschränken uns hier nur auf die Anwendung hinzudeuten, welche es Holland gegenüber von seinem Principe gemacht hat.

Holland besitzt ohne europäische Concurrenz die herrliche Gruppe der Sunda-Inseln und die Molukken, welche eine Fortsetzung derselben bilden. Es beherrscht den Golf von Sunda und sämmtliche Strecken, welche aus den indischen Meeren in die chinesischen und japanischen Gewässer und nach allen Eilanden der Südsee führen.

Diese Stellung macht es erklärlich, wie es gekommen, daß die Holländer die Einzigen gewesen, welche sich seit mehr als zwei Jahrhunderten mit Japan in directe Verbindung gesetzt und darin erhalten haben; Niemand vermochte mit ihnen in Concurrenz zu treten.

Officiellen Angaben zufolge beläuft sich die den Holländern unterworfene Bevölkerung auf mehr als 20 Millionen Köpfe, die zur Hälfte der so betriebsamen, thätigen, intelligenten und für Civilisation so empfänglichen malajischen Rasse angehören.

Seit der Wiederherstellung des Weltfriedens war es der holländischen Regierung gelungen, sich die ganze Insel Java zu unterwerfen und daselbst den Kaffeebau im ausgedehntesten Maßstabe einzuführen; diese Insel allein zählt nahezu 10 Millionen Einwohner.

Im Jahre 1825 unterwarf Holland sich gleichfalls die ganze Insel Celebes mit einer Bevölkerung von 3 Millionen.

Sumatra, das vollständig unterworfen ist, hat 3,500,000 Einwohner. Die holländischen Besitzungen von Borneo haben eine Bevölkerung von 4,750,000 Seelen.

Wenn es Holland gelingt, sich diese gesammte Insel zu unterwerfen, welche die größte ist in den australischen Gewässern, wenn man Neuholland einen Kontinent heißt, dann würde Hollands coloniale Stellung unüberwindlich werden, denn Borneo würde sie gegen den indischen Continent schützen. Geschah es nicht mit Hinblick auf die Zukunft, daß Lord Palmerston sich bestimmt gefunden, dem Sir James Brooke seinen ganz besonderen Schutz angedeihen zu lassen, jenem brittischen Abenteurer, welcher auf seine eigene Faust in dem Theile von Borneo, welcher dem indo-brittischen Reiche zunächst liegt, am westlichen Abhange der von den Holländern besetzten Landstrecke eine Niederlassung gründete?

Die rasche Entwicklung der holländischen Colonialmacht seit der Errichtung des Königreiches der Niederlande mußte England für den Fall der Emancipation des indo-brittischen Reiches Besorgnisse einflößen.

Da in Europa kein Anlaß vorhanden war, welcher England hätte bestimmen können, sein eigenes Werk zu zertrümmern, so muß man wohl als die einzige Basis seiner Berechnung annehmen, daß es das Königreich der Niederlande halbiren wollte, um Hollands Colonialmacht in demselben Verhältnisse zu schwächen; denn in der Kraft der Metropole liegt die Macht der Colonien.

Diese Bestimmung wurde ganz abgesehen von allem Parteigeiste getroffen. Die Torys ergriffen die Initiative, die Whigs waren mit ihnen darüber einverstanden; allein diese letzteren gingen ihrer eigenthümlichen Richtung gemäß noch weiter. Wir haben gezeigt, wie sie diesen Anlaß benützten, um England gegenüber dem Continente in eine Stellung zu bringen, welche von

derjenigen ganz verschieden war, die es unter der Leitung ihrer Gegner seit Langem eingenommen. Es war zu gleicher Zeit ein Wechsel der Principien, der Politik und der Allianzen.

Die Revolutionen führen Umstände herbei, welche nicht anders als vorübergehend sein können, aber doch häufig so gebieterischer Natur sind, daß man sich den Opfern, welche sie auferlegen, nicht entziehen kann; diese Opfer sind um so schmerzlicher, als sie keinen anderen Vortheil bringen, als die Beschwichtigung der Gefahr des Augenblickes auf Kosten der Zukunft.

Die Staaten werden daher durch Revolutionen gewaltsam in eine Reihe unvorgesehener Nothwendigkeiten versetzt und dadurch gezwungen, den permanenten Interessen, welche sie niemals aus den Augen verlieren, sondern stets schirmen und vertheidigen sollten, entgegen zu handeln.

So hat die Juli-Revolution von 1830 Frankreich auf einen Irrweg gebracht. Es hat in der holländisch-belgischen Frage seine wahrhaften Interessen der Nothwendigkeit geopfert, in welcher die Usurpation sich befand, die belgische Empörung zu benützen, um der gefürchteten Isolirung zu entgehen.

Obgleich Frankreich Belgien nur durch kurze Zeit besessen, so war die öffentliche Meinung daselbst dennoch durch das Bedauern über seinen Verlust so sehr irre geleitet, daß sie weder den Umständen, in Folge deren Belgien an Frankreich gekommen, noch denjenigen, welche letzteres darum gebracht hatten, Rechnung zu tragen fähig war.

Irregeführt durch die Beweggründe, welche der Errichtung des Königreiches der Niederlande zum Grunde gelegen, vermochten die großen französischen Rathskörper, welche darin nur eine feindselige Absicht erblickten, nicht zu begreifen, daß dieser neue

Staat ein anderes Princip der Existenz in sich enthielt, als dasjenige, welches England ihm verleihen gewollt, und daß England, eben weil es Gelegenheit gehabt hatte, sich hiervon zu überzeugen, daran arbeitete, ihn zu vernichten.

Frankreich hätte den neuen Staat nicht als einen bloßen Continentalstaat betrachten, es hätte auf seine Colonialmacht Gewicht legen und ihn als Alliirten an sich zu fesseln suchen sollen, denn beide Staaten hatten gleichartige Interessen zu vertheidigen. Wir haben in dieser Beziehung der so eben gelieferten Darstellung nichts beizufügen. Es erübrigt uns in Betreff Frankreichs nur mehr einige Bemerkungen zu machen hinsichtlich der neuen isolirten Stellung, welche Belgien angewiesen worden. Wir wollen dieselbe mit dem Leitfaden der Geschichte an der Hand besprechen.

Man vergleiche, mit welch' leichter Mühe Frankreich durch den Tractat von Münster in den Besitz der drei Bisthümer von Metz, Toul und Verdun, und der beiden Landgrafschaften von Ober- und Nieder-Elsaß gelangte; wie es ferner in der Folge durch den Tractat von Nymwegen die Vereinigung der Franche-Comté mit Frankreich durchsetzte, welche Ludwig XIV., nachdem er sie erobert, wieder zurückgegeben hatte, und die er gegen die Wiederabtretung der in den Niederlanden gemachten Eroberungen an Holland und Spanien zuletzt definitiv erhielt; man vergleiche endlich die Erwerbung Lothringens durch Frankreich auf dem Wege der Unterhandlung; man vergleiche alle diese Thatsachen zusammengenommen mit all' den Kriegen, welche Frankreich in den Niederlanden geführt hat, lediglich um daselbst einige feste Plätze und Districte von Flandern zu erwerben, und man wird alsdann das innige Verhältniß begreifen, das zwischen der Politik eines Staates und der Geographie obwalten muß, welche ich dieser Beziehung wegen politische Geographie nennen möchte.

Es ist Niemanden in Europa eingefallen, Frankreich den ruhigen Besitz der seit Ludwig XIV. gemachten so beträchtlichen und so wichtigen Eroberungen streitig zu machen, während ein Versuch von seiner Seite, sich wieder in den Besitz von Belgien zu setzen, einen allgemeinen Krieg zur unvermeidlichen Folge haben würde.

Dieser Unterschied erklärt sich aus der so eben angedeuteten innigen Beziehung zwischen Politik und Geographie. Die Kunst besteht darin, zwischen den Vortheilen zu unterscheiden zu wissen, welche, weil man sie niemals streitig machen wird, einmal erlangt, von Dauer sein und eine wahre Vermehrung an Kraft gewähren werden, und zwischen denen, welche niemals aufhören werden, in Frage gestellt zu sein.

Mit einem Worte, diejenigen Staaten, welche sich nicht auf die ihnen aus dem doppelten Gesichtspuncte ihrer physischen und politisch-geographischen Lage angewiesenen Grenzen zu beschränken wissen, vermehren die Schwierigkeiten ihrer Existenz und schwächen sich durch die Anstrengungen, welche sie immer zu machen genöthigt sein werden, um das zu vertheidigen, was man ihnen ohne Unterlaß streitig machen wird. Die Frage wird alsdann zu einer örtlichen, das heißt militärischen, und läßt sich nur mit Hülfe strategischer Berechnungen beurtheilen.

Die Neutralität Belgiens hat uns die Gelegenheit geboten, diejenigen dieser Berechnungen auseinander zu setzen, welche sich an seine Lage knüpfen.

Wenn die Juli-Revolution auf die französische Politik in einer ihre Interessen beeinträchtigenden Weise eingewirkt hat, so hat die belgische Revolution auf die Bruchstücke des Königreiches der Niederlande ähnliche Wirkungen geäußert.

Die Geschichte wird stets dem Königreiche der Niederlande den Vorwurf machen, daß es sich nicht zur Höhe seines wahren

Berufes zu erheben verstanden hat. Engherzige Berechnungen, welche häufig die Gewissen und allemal das Selbstgefühl verletzten, haben die Keime alten Zwiespaltes wieder entwickelt. Die Belgier wurden zwar durch Leidenschaften edlen Charakters zur Empörung getrieben, allein sie wurden dadurch dergestalt verblendet, daß sie darüber jene Geistesklarheit einbüßten, welche ihnen gezeigt hätte, daß ihre Losreißung von Holland ihnen Vortheile raubte, die sich durch nichts ersetzen ließen.

Die noch mehr verblendeten, obgleich weniger leidenschaftlichen Holländer begehrten die Trennung mit gleicher Hartnäckigkeit.

Hatten sie denn als ein Colonial- und Handelsvolk nicht das Gefühl ihrer Stellung in den Gewässern Indiens? War ihnen jener helle Schein der Morgenröthe eines neuen Orients entgangen, welcher bereits das rege Leben einer so zu sagen aus der Tiefe jener weiten Meere, in welchen die fremden Schiffe bisher nur nach Wallfischen gesucht hatten, neu erstehenden Welt abspiegelte? Haben sie nicht gefühlt, daß die Amerikaner, welche noch im Wachsthume begriffen, aber, weil näher, bereits stärker sind, den Europäern gar bald, wenn nicht den Besitz, so doch mindestens die Vortheile der von ihnen gegründeten Colonien streitig machen werden? Und werden die Holländer nicht zuerst berufen sein, ihre Interessen zu vertheidigen, weil sie auch zuerst bedroht sein werden?

Sich, so wie sie es gethan, gutes Muthes von fünfthalb Millionen intelligenter, thätiger, betriebsamer und kriegerischer Mitbürger trennen, hieß das nicht im vorhinein unersetzbar die Macht schwächen, deren sie für die Zukunft so nothwendig bedürfen werden, wenn es sich darum handeln wird, um ihre Erhaltung zu kämpfen?

Ich habe die Ursachen, welche die Zertrümmerung des Königreiches der Niederlande herbeigeführt haben, und deren nothwendige Folgen nur darum einer so ausführlichen kri-

tischen Erörterung zu unterziehen mir erlaubt, weil diese geschichtliche Episode zahlreiche und nützliche Lehren enthält, und dadurch meinem Zwecke entsprochen hat, welcher darin besteht, zu zeigen, wie irrig die Begriffe, aus welchen die Revolutionen hervorgehen, sein müssen, um die Regierungen und die Völker bis zu einem solchen Grade über ihre eigenen Interessen zu verblenden.

III.

Das Königreich Polen.

Ungeachtet der ursprünglichen Mangelhaftigkeit in der Gestaltung des Königreiches der Niederlande mußte seine Vernichtung dennoch nicht als unvermeidliche Folge derselben eintreten. Der belgische Aufstand von 1830 zeigte wohl die Gefahren einer allzu schlauen Politik, so wie die fehlerhafte Organisation des Landes; allein er zeigte auch die Mittel, welche geeignet gewesen wären, um Fürst und Volk zu einem Vergleiche zu vermögen.

Wäre dieser neue Staat klüger berathen, aufrichtiger beschützt und besser regiert worden, so würde er sich haben befestigen, und gedeihen können.

Anders verhielt es sich mit dem neuen Königreiche Polen. Das Princip seiner Existenz stand seiner gesammten Umgebung nothwendiger Weise feindlich gegenüber. Das neue Königreich bestand aus zu verschiedenartigen, zu unvollständigen, zu aufgeregten Elementen, als daß es ihm möglich gewesen wäre, im Frieden zu leben; und da es anderseits zu schwach war, um mit

den Waffen in der Hand zu siegen, mußte der Krieg, ein unvermeidlicher Krieg, ihm den Untergang bereiten.

Es gibt großherzige Gedanken, welche, sollen sie nicht gefährlich werden, nicht minder des Zügels bedürfen, als die Leidenschaften. Demgemäß muß man zum Frommen derjenigen, welchen man wohl will, den Ehrgeiz seines Gemüthes eben so zu bezähmen verstehen, wie man um seines eigenen Besten willen den Ehrgeiz seines Geistes niederzuhalten wissen muß.

Die Geschichte keines Landes enthält so viele nützliche Lehren, als die Geschichte Polens, und zwar sowohl in jener Zeit, wo es noch sein eigener Herr war, als noch zahlreicher in jener Epoche, wo die Glieder dieses zerstückelten Körpers sich wieder zu vereinigen und gleichsam wieder zusammen zu kitten strebten, in der Meinung, als ob diese materielle Operation hinreichen würde, ihm das erloschene Leben wieder einzuhauchen.

Die beiden Souveräne, welche die ersten 25 Jahre unseres Jahrhunderts vorzugsweise mit ihrem Namen und mit den Wirkungen ihrer Macht erfüllt haben, konnten Polen nicht außerhalb ihrer Kombinationen lassen. Obgleich zu groß, um ein bloßes Schlachtfeld abzugeben, wechselte übrigens die Wichtigkeit Polens je nach der Verschiedenheit der Stellungen.

Napoleon hatte die von ihm eroberten polnischen Gebietstheile zur Errichtung des Großherzogthums Warschau benützt. Die Polen betrachteten dasselbe als den ersten Grundpfeiler ihrer Zukunft.

Allein der Krieg gegen Rußland bezweckte keineswegs die Wiederherstellung des alten Polen. Zudem konnte Napoleon damals Galizien dem Kaiser Franz, seinem Alliirten, nicht nehmen.

Es wäre ein nutzloses Beginnen, die Frage zu beantworten: was Napoleon mit Polen angefangen hätte, wenn es ihm gelungen wäre, sich der im Besitze Rußlands befindlichen Theile desselben zu bemächtigen. Es gäbe mit Hinblick auf einen solchen

Fall viel wichtigere Fragen zu stellen. Napoleons Gemüth war in Folge seines Glückes für gewisse Eindrücke unzugänglich geworden und hemmte darum niemals die Berechnungen seines Verstandes; es hat nie seinen Verirrungen Einhalt gethan. Die Thatsachen zeigen, daß er die Wiederherstellung Polens für eine Unmöglichkeit hielt. Er verwendete gern die polnischen Truppen, welche er als Soldaten schätzte. Er sandte sie seit langem nach allen Himmelsstrichen, um dort ihre Gebeine zu bleichen; so nach St. Domingo unter Le Clerc, nach Egypten, nach Italien, Spanien, so auf alle deutschen und selbst auf alle polnischen und russischen Schlachtfelder. Er pries ihre Tapferkeit, spornte ihre Ergebenheit an; allein niemals hatte er den Namen Polen ausgesprochen, niemals von der polnischen Nationalität geredet. Wie hätte er ihr auch schmeicheln sollen, während er so viele andere demüthigte und unterjochte? Die Errichtung des Großherzogthums Warschau war daher lediglich eine neuerliche Theilung. Es gab um einen Theilenden mehr.

Seit dem Ausgange des Feldzuges von 1812 machten die Polen ihrerseits sich keine Illusionen mehr von französischer Färbung; sie wendeten sich alle Rußland zu, denn es galt ihnen gleich, wer ihr Gebieter werden sollte. Hatte doch Polen seit dem Erlöschen der Jagellonen von jeher dem Stärkern oder dem Meistbietenden, gleichviel aus was immer für einem Lande gehört. Und wenn ich sage der Meistbietende, so habe ich dabei keineswegs Geld im Auge, sondern Konzessionen von Rechten und Freiheiten.

Seit der Theilung haben die Polen nur einen einzigen Gedanken gehegt, nämlich sich zu vereinigen und sich einem einzigen Gebieter zu geben, indem sie alsdann wohl günstige Gelegenheit zu finden hofften, um auch ihre Selbstständigkeit wieder zu erringen.

Es ist bekannt, mit welchem Aufwande von Blendwerk sie damals den Kaiser Alexander zu umgarnen wußten. Sein hochherziges Gemüth ließ sich hinreißen, wieder ein Polen herzustellen und sich als Wiederhersteller der polnischen Nationalität ausrufen zu lassen, „obgleich er einsah und erklären ließ, daß es unmöglich war, jenes alte politische System Europa's, von welchem die Selbstständigkeit Polens einen Bestandtheil bildete, in der Gesammtheit seiner ursprünglichen Kombinationen wieder ins Leben zu rufen."

Allein es gibt Ideen, welche zu gewaltig sind, als daß es möglich wäre, ihnen nur zur Hälfte zu entsprechen. Ein edler Ehrgeiz gesellte sich schmeichelnd zu Klagen der Sehnsucht nach Vergangenem. Eine große Hoffnung war zu lebhaft angeregt worden, als daß sie nicht hätte Alles fordern sollen; da sie ihrer selbst nicht mehr Herr zu werden wußte, führte sie in der Folge zur Empörung.

In den Tractaten, welche die Großmächte abgeschlossen hatten, und in den Verhandlungen des Wiener Kongresses waltete zunächst ein Geist der Reaction gegen Napoleons System und gegen Alle, welche ihm Vorschub geleistet; eine Reaction zu Gunsten derer, welche ihn gestürzt hatten; die Vortheile sollten nach Verhältniß der gemachten Anstrengungen bemessen werden. Diesem reactionären Geiste gemäß war das Großherzogthum Warschau, welches man Napoleon und seinen getreuen Verbündeten, den Polen, abgenommen hatte, ein Gebiet, welches zur Verfügung der Alliirten bleiben mußte.

Da aber Kaiser Alexander allein es erobert hatte, glaubte er die Ueberlegenheit seiner Stellung benützen zu können, um das Eroberte auch für sich zu behalten, in der zuversichtlichen Meinung, daß Niemand ihn mit den Waffen in der Hand daran zu hindern wagen würde.

Es ist allgemein bekannt, in welche Gährung die auf Polen bezüglichen Verhandlungen den Wiener Kongreß versetzten. Polen ward zu einem Brande der Zwietracht, welcher inmitten einer Versammlung geschleudert wurde, die sich einzig und allein mit einem Werke des Friedens und mit der Ausmittlung des Schadenersatzes befassen wollte. Anstatt dessen fehlte nicht viel, so hätte man den Griechen geglichen, welche in einen dreißigjährigen Krieg verwickelt wurden, weil sie einander die Ehren des Sieges und die persische Beute streitig machten.

Bevor wir in dieser Darstellung fortfahren, welche hauptsächlich Englands Einfluß auf die Geschicke Polens nachweisen soll, müssen wir jener unzeitigen Proklamation gedenken, welche der Großfürst Konstantin am 11. Dezember 1814 in dem Augenblicke, wo er zur Uebernahme des Gouvernements nach Warschau gesendet worden war, an die Polen erlassen hatte. Darin hieß es unter Anderem: „Der Kaiser, Euer mächtiger Beschützer, wendet sich an Euch; schaart Euch um Eure Fahnen. Möge Euer Arm sich waffnen zur Vertheidigung Eures Vaterlandes und zur Erhaltung Eurer politischen Existenz."

Diese Aufforderung war an die zahlreichen polnischen Legionen gerichtet, welche soeben in ihr Vaterland zurückberufen worden waren. Allein von was für einem Geiste konnten diese alten Schaaren beseelt sein? Sie waren wohl Napoleons Fahnen bis zum letzten Augenblicke gefolgt; allein konnte dieß ein Grund sein zu der Annahme, daß sie von einem wahrhaften Gefühle monarchischer Treue durchdrungen wären? In den Reihen Napoleons dienten sie dem Erben aller Revolutionen seiner Zeit. Sie dienten ihm insbesondere, weil er ohne Unterlaß die drei Mächte bekriegte, welche Polen unter sich getheilt hatten. Nach der Schwächung Oesterreichs und Preußens hätte es nur mehr des Sieges über Rußland bedurft, um sie alle drei zu zwingen, ihre Beute wieder fahren zu lassen. Am Ende des letzten Sieges

mußte sich die Wiederherstellung Polens von selbst finden. — Mußte die an jene alten polnischen Krieger erlassene Proklamation nicht dieselbe Hoffnung in ihnen erwecken? Mußte nicht der Krieg zwischen diesen drei Mächten sie, wenngleich auf verschiedenen Wegen, zu demselben Ziele führen? Derlei Worte enthielten also den Keim der Ereignisse, welche man in der Folge sich entwickeln gesehen hat.

Und während man durch derlei Worte jene Armee verherrlichte, welche ihre Ergebenheit für den Kaiser mit ihrem Blute besiegelt hatte, bestand man anderseits darauf, daß der König von Sachsen für die Treue, welche er Napoleon bewiesen, gestraft werden solle. Wie hätte nun bei derartigen Widersprüchen ein dauerhafter Bau, wie man ihn beabsichtigte, zu Stande gebracht werden sollen?

Allein es kamen noch andere Ursachen hinzu, welche diesen Bau noch schwächer machten.

Oesterreich, England und Frankreich handelten auf dem Kongresse im Einklange, um die Ansprüche Rußlands auf engere Grenzen zurückzuführen. Keine unter allen Mächten sah die Wiederherstellung eines selbstständigen Polens für etwas Mögliches an. Die Theilung wurde demnach aufrecht erhalten; die Opposition gegen Rußland bezweckte bloß, den Antheil, welchen es sich zueignen wollte, zu verringern. Die Haltung, welche Preußen angenommen, bewies, daß zwischen ihm und Rußland geheime Verabredungen bestanden. Man kannte den Tractat, welcher am 26. Februar 1813 zu Breslau unterzeichnet worden, desgleichen die ihm angefügten geheimen Artikel. Einer dieser Artikel bewies stillschweigend, daß Preußen einen Theil der ehemaligen polnischen Provinzen, welche es besessen, an Rußland überließ, während Rußland seinerseits sich verpflichtete, Preußen zu einer jener gemachten Abtretung entsprechenden Gebietsentschädigung zu verhelfen. Diese ohne vorläufiges Einvernehmen mit

den Verbündeten getroffene Verabredung war die Quelle aller jener Schwierigkeiten, mit welchen der Kongreß zu kämpfen hatte.

Die Lage des Königs von Sachsen war eine verwickelte. Er war gutwillig oder gezwungen zum Großherzog von Warschau gemacht worden. Diese Wahl hing ohne Zweifel mit den alten Beziehungen zusammen, welche zwischen dem Hause Sachsen und Polen bestanden hatten. Das neue Großherzogthum war zum großen Theile aus polnischen Territorien gebildet worden, welche bei der Theilung Preußen zugefallen waren. Da Preußen zu ihrem Besitze nicht wieder gelangen konnte, so war es angewiesen, dahin zu streben, sich dafür auf Kosten des Königs von Sachsen schadlos zu halten, der gleichzeitig für seine Treue gegen Napoleon und für die Vergrößerung, welcher dieser ihm in Polen zugewendet hatte, gestraft werden sollte. Bei dieser doppelten Veranlassung wurden katholische Unterthanen des Königs von Preußen an den König von Sachsen abgetreten, sowie später, gleichsam in Folge eines Prinzips der Vergeltung Protestanten aus der Oberhoheit des katholischen Fürsten unter jene des protestantischen Königs traten.

Dem Zusammenhange dieser Begebenheiten dürften wahrscheinlich Motive zu Grunde liegen, ähnlich denjenigen, welche man zuweilen in der innersten Tiefe des Gedankens des einzelnen Menschen findet; Beweggründe, welche ihn unwiderstehlich zu gewissen Handlungen treiben, ohne daß er sich selbst darüber Rechenschaft zu geben wüßte. Bildet diese zu Gunsten des Bösen gleichwie zuweilen auch im Interesse des Guten wirkende geheime Kraft der Anschauung nicht eines von den zahlreichen Mysterien der Intelligenz? — —

Die französische Diplomatie wußte die Uneinigkeit der Verbündeten geschickt zu benützen, um Frankreich gleich von vorn herein, trotz so vieler Niederlagen und Angesichts aller seiner Feinde, eine Stellung zu geben, welche es auf der Rangstufe

erhielt, auf welcher es von jeher gestanden, und welche es, gestützt auf die moralische Kraft, die es in dem Prinzipe der Erbmonarchie wiedergefunden, auf eine ganz natürliche Weise wieder einnahm.

In dieser Stellung als Alliirter zwischen zwei Großmächten, welche noch vor kurzem seine Feinde gewesen waren, belächelte Frankreich heimlich die Unterstützung, welche es Oesterreich gewährte, und freute sich darüber, daß es im Einvernehmen mit England Rußland Freiheitsideen entgegenstellte. Auf diese Weise wähnte es auch jener Neigung treu zu bleiben, welche Frankreich und Polen seit langem verknüpfte.

Man weiß, wie Lord Castlereagh direct und beharrlich alles aufbot, um den Kaiser Alexander zum Aufgeben seiner Absicht auf Polen zu bewegen. Da ihm dieß nicht gelang, wollte England bekanntlich stipuliren, daß das Königreich Polen eine von der kaiserlich russischen getrennte Administration haben, und daß der Kaiser, um diese Trennung noch mehr sicher zu stellen, Polen eine konstitutionelle Charte verleihen sollte. Die Akten des Wiener Kongresses bieten über diesen Gegenstand alle erwünschten Aufschlüsse.

Von diesem Augenblicke an muß man das Loos dieses neuen konstitutionellen Polens prüfen. Ist nicht die politische Freiheit, welche England ihm verbürgen gewollt, die Hauptursache seines Verderbens geworden? Dieser Umstand verdient um so mehr sorgfältige Beachtung, als er mehr denn irgend ein anderer die Tragweite erkennen läßt, welche England seinen Freiheitsprinzipien gibt.

Indem England darauf bestand, daß der Kaiser von Rußland sich verbindlich mache, dem Königreiche Polen eine Konstitution zu geben, hat es da nicht selbst gezeigt, welchen Grad von Wichtigkeit es dieser politischen Form beilegt?

Was wir in dieser Beziehung anzuführen haben, ist lediglich der Geschichte dieser Ereignisse entnommen.

England würde offenbar keinen so großen Werth darauf gelegt haben, die allzu absolute Autorität des Kaisers von Rußland durch eine Konstitution zu beschränken, wenn es nicht darin zugleich das Mittel erblickt hätte, die politische Macht Rußlands zu schwächen.

Es liegt demnach in jeder Konstitution von repräsentativer Form ein Grund zur Schwächung der von dem Souverän ausgeübten politischen Macht. Dieser Zweck ist offen ausgesprochen; was werden nun aber die Folgen davon sein?

Wenn dieser Grund beständig fortwirkt, wird die politische Macht einem wahrhaft fortschreitenden Verfalle ausgesetzt sein. Da nun der Souverän nur die Personifikation des Landes ist, wird demnach das Land, das heißt das Volk, seinem Verfalle zueilen. Das einzige Mittel, dieß zu verhindern, wird also darin bestehen, daß man in das gesammte Volk die Kraft und die rege Thätigkeit verlegt, welche die politische Macht dem Fürsten verlieh; das will sagen, das Volk muß nebst dem Selbstgefühl und dem Ehrgeize, welchen das Bewußtsein dieser Macht einflößt, auch den erforderlichen Grad von Intelligenz besitzen, um von demselben den gehörigen Gebrauch zu machen.

Bevor England diese Theorie in Schwung brachte, welche darauf hinausgeht, die Volkssouveränität an die Stelle der Souveränität des Herrschers zu setzen, hätte es in dem speciellen Falle Polens, auf welches diese Theorie zunächst angewendet werden wollte, sich die Frage stellen sollen: ob es möglich sei, die politische Macht da im Volke anzubringen, wo es wegen gänzlichen Mangels aller Civilisation diesem Volke noch an jeder zur Ausübung dieser Macht erforderlichen Fähigkeit gebrach?

In Polen war einzig und allein die Aristokratie unterrichtet und civilisirt; durch die konstitutionellen Formen mußte sie

daher ohne Gegengewicht mit dem Souverän in Zwiespalt gerathen. Indem man also in Warschau einen freiheitlichen Geist und derlei Formen einführte, wie sie für Länder von weit vorgeschrittener Civilisation berechnet sind, hat man einen Konflikt zwischen dem Herrscher eines großen Reiches und zwischen der polnischen Aristokratie erzeugt. Konnte der Ausgang zweifelhaft sein? Dieser Fehler war um so größer, als eine noch gar nicht ferne Vergangenheit bereits gezeigt hatte, wie leicht es Rußland bei der Concentrirung seiner souveränen Gewalt gewesen war, sich alle die Wirren zu Nutze zu machen, welche in Polen durch die Anarchie seiner früheren Freiheit entstanden waren. Dieselben Ursachen mußten also nothwendig wieder zu denselben Resultaten führen; in dieser Beziehung hätte selbst der oberflächlichste Beobachter sich nicht täuschen sollen.

Waren denn seit dem Falle Polens neue Elemente daselbst geschaffen worden? War der polnische Mittelstand kräftiger, zahlreicher, aufgeklärter geworden? War Ackerbau und Handel im Fortschreiten begriffen; gab es Brücken über seine Flüsse; waren seine Wälder und Niederungen von Straßen durchschnitten? War nicht eben erst die große Invasions-Armee in jenen ungeheuern, spärlich bevölkerten Gefilden zu Grunde gegangen, und hatte sie nicht zu Grunde gehen müssen, da sie nirgends Halt machen konnte, sondern marschiren mußte, um zu leben, und ihren Marsch unvermeidlich einstellen mußte, sobald sie weder Lebens- noch Transportmittel mehr vorfand?

Polens Existenz war nur möglich unter dem Schirme einer Schutzmacht, unter deren waltender Fürsorge sich ein zahlreicher und wohlhabender Mittelstand hätte bilden können. Die Aristokratie abgerechnet, war Intelligenz und Thätigkeit in Polen nur bei den Juden zu finden, welche in Folge der Gesetze von jeder politischen Existenz ausgeschlossen waren. Wo war also da Stoff

vorhanden für eine parlamentarische Repräsentativ-Regierung, wie sie daselbst eingeführt wurde?

Dieses Beispiel zeigt uns nicht minder, als alle übrigen, welche die Geschichte unserer Zeit darbietet, daß die politische Freiheit kein abstractes Princip sei, das sich auf jedes Volk ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Verhältnisse, in welchen es sich befindet, in gleichem Maße anwenden ließe. Die Freiheit, jener so gewaltige Hebel, will gelehrt sein. Bevor man sich daher zum Apostel der Freiheit macht, sollte man die Methode dieses Unterrichtes gründlich studiren. Vor allem aber müßte man bei diesem Unterrichte alle und jede Berechnung des Eigennutzes fern halten, und in dieser Beziehung den Aposteln des Evangeliums gleichen.

Sehen wir doch einmal, wie bei dem Religionsunterrichte vorgegangen wird. Ist derselbe nicht verschieden nach der Verschiedenheit des Alters? Lehren der katholische Priester, der protestantische Pastor, Kindern dasselbe, wie Personen, die im Alter der Leidenschaften stehen; und richten sie an den Greis dieselben Ermahnungen, wie an den Mann, der noch im Strudel der Welt und in dem Treiben der Geschäfte lebt? Bedarf es nicht anderer Worte, wo es mit der Hoffnung bereits zu Ende und die Reue oder doch schmerzliches Bedauern an ihre Stelle getreten ist? Braucht die auf dem Lebenswege zu sehr gealterte Seele nicht eine neue Hoffnung, so zu sagen eine neue Jugend?

Sind denn die Völker nicht gerade so wie die Menschen? Als die Jesuiten ihr theokratisches und civilisirendes Reich in Paraguay gründeten, führten sie da ihren noch wilden Neophyten gegenüber etwa dieselbe Sprache, wie die berühmten Jesuiten von Versailles gegenüber dem Hofe Ludwigs des Vierzehnten?

Sollten die alten Londner Parlamentsherren, welche durch die Welt ziehen, um ihr konstitutionelles Evangelium zu verkünden, nicht das Beispiel befolgen, welches ihnen die Missionäre des

wahren Evangeliums täglich geben? Mögen sie sich doch an einen Grundsatz der Unterrichtsanstalten erinnern. Hat man sie nicht in ihrer Jugend selbst in Klassen abgetheilt? Läßt man die Kinder in Gemeinschaft mit den Erwachsenen, und warum trennt man sie? offenbar weil man bestrebt ist, den Erwachsenen großartige und gewaltige Ideen beizubringen und eigen zu machen, um sie zu ausgezeichneten, zu hervorragenden Menschen zu bilden; während dieselben Ideen jene jugendlichen Intelligenzen, welche zu schwach sind, um sie aufzufassen, geschweige denn sie sich anzueignen, nur verwirren und zwar vielleicht in dem Grade verwirren würden, daß sie dadurch entweder erlöschen oder in Folge von Ueberreizung jene Geistesruhe einbüßen würden, welche allein die überall bestehende Grenzlinie zwischen Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden vermag.

Abgesehen von der Gefahr, welche für Polen zunächst in dem Besitze einer den Sitten des Landes zu fern liegenden Konstitution lag, als daß sie ihm hätte von Nutzen sein können, war die einzige Klasse, welche im Stande gewesen wäre, sie aufzufassen und die von ihr gebotene Freiheit zu genießen, in ihren Ansichten zu sehr gespalten, als daß sie nicht selbst diesen Neubau hätte erschüttern sollen.

Um einen Staat wieder zum Leben zu erwecken, dazu bedarf es mehr und ganz anderer Tugenden, als erforderlich sind, um einen zu gründen.

Nach dem russischen Feldzuge hatte die polnische Aristokratie, vorzüglich aber die lithauische Partei, das Bedürfniß gefühlt, sich Rußland zu nähern. An der Spitze dieser Partei standen die Czartoriski, die Oginski, die Sapieha. Die geographische Lage hatte zwar häufige Nachbarkriege zwischen Rußland und Lithauen hervorgerufen, dabei aber auch jederzeit die Beziehungen zwischen ihnen vervielfältigt.

Dieser Partei hatte Polen alle die Begünstigungen zu danken, welche Kaiser Alexander ihm so eben hatte zu Theil werden lassen. Allein die Zurückberufung der zahlreichen militärischen Emigration machte in Warschau einen ganz anderen Geist heimisch. Von diesem Augenblicke an war Polen in zwei große Fractionen gespalten; die eine suchte die Regeneration ihres Vaterlandes in der Souveränität des Kaisers von Rußland, während die andere, erzogen in allen französischen Freiheitsbegriffen und noch voll der Erinnerungen des Kaiserreiches, nur in einer französischen Allianz für Polen eine Zukunft erblickte.

Dieser Geist bemächtigte sich alsbald der polnischen Kammern, welche sich zum getreuen Echo der französischen machten.

Die ersten Maßregeln, welche Kaiser Alexander ergreifen zu müssen glaubte, um Erörterungen zu beseitigen, welche seinem eigenen Reiche gefährlich werden mußten, hatten zur Folge, daß die russische Partei zu derjenigen überging, welche sich in Warschau zur Vertreterin der westeuropäischen Revolutionsideen machen wollte. Man hatte, um zu diesem Resultate zu gelangen, das Haupt jener Partei, den Fürsten Adam Czartoriski, zu gewinnen gewußt. Wie die Emigration in der Folge zeigte, hatte man ihn durch den Schimmer der ihm in Aussicht gestellten polnischen Königskrone geblendet. Er wollte seinem Vaterlande treu bleiben, und wähnte demselben besser zu dienen, indem er ihm eine andere Richtung gab.

Diese Aenderung war Polens Verderben. Hält man es denn für möglich, mit so großen aber deßungeachtet so schwachen Bruchstücken wie Polen es war, zwischen zwei Staatskörpern wie Frankreich und Rußland ein Schaukelspiel zu spielen?

Fürst Czartoriski brach die Treue, die er persönlich dem Kaiser Alexander für das Zutrauen, mit welchem Se. Majestät ihn beehrt hatte, und für alle Wohlthaten schuldete, welche dieser Souverän über seine dringende Verwendung Polen erwiesen.

Es gibt Handlungen, welche kein Patriotismus jemals zu entschuldigen vermag. Wenn ein ganzes Land seine bisherige Politik gegen eine andere, welche es seinen Verhältnissen entsprechender wähnt, vertauschen zu müssen glaubt, dann hat der Patriot ohne Zweifel kein Recht mehr, sich dem, was er unmöglich verhindern konnte, zu widersetzen; aber er darf seine vergeblich gewordene Opposition nicht eher aufgeben, als bis er den ihm durch eine tief gewurzelte Ueberzeugung zur Pflicht gemachten Widerstand in seinem ganzen Umfange erschöpft hat.

Das moralische Gesetz der Länder, welche Freiheitsprincipien annehmen wollen, heischt den Widerstand der Parteiführer. Die russische Partei scheint denselben nicht einmal versucht zu haben. Ich verstehe unter dem Namen der russischen Partei, wie bereits gesagt, diejenige, welche die Wiederherstellung Polens nur durch die Allianz und den Schutz Rußlands für erreichbar hielt. Diese Partei ging zum Feinde über und ließ sich dabei keinen Rückweg offen. Diese scheinbar muthige Handlung war bloß ein Akt der Schwäche. Die russische Partei hatte dem ungestümen Drängen ihrer Gegner nicht zu widerstehen vermocht. Die Pariser Revolution führte jene zu Warschau herbei. Die konstitutionellen Formen, welche man den Polen octroyirt hatte, erleichterten den Ausbruch, der auf kein Hinderniß stieß. Die Freiheit, welche man den Polen verliehen hatte, führte es demnach noch schneller zu einem neuen Sturze.

Wenn auch eine Art politischer Träumerei diesen Irrthum bis zu einem gewissen Grade durch jene Art von Verblendung, welche ein blinder Glaube an jene konstitutionelle Form erzeugt, begreiflich macht, wie sollte man nicht darüber staunen, daß irgend Jemand so kurzsichtig zu sein vermochte, um zu wähnen, daß es möglich gewesen wäre, mit Polen zugleich eine politische Schranke gegen Rußland wieder aufzurichten? Rußland allein vermochte

wieder ein Polen herzustellen; allein sollte es dies thun, um sich einen neuen Feind zu schaffen? Sicherlich konnte Niemand die Naivität so weit treiben, um ihm dieß zuzumuthen. Sobald Rußland zur Ueberzeugung gelangt war, daß Polen von diesen Wohlthaten nur in so fern Gebrauch machen wollte, als sie ihm die Mittel darboten, gegen Rußland selbst je eher aufzutreten, war sein Entschluß, es zum zweiten Male zu vernichten, ein ganz natürlicher.

Es gibt Ereignisse in der Geschichte, welche geeignet wären, in den Staaten, die daran Schuld tragen, Reue zu wecken. Allein wenn schon das Gewissen des einzelnen Menschen ungern ein Unrecht eingesteht, so machen die Staaten, weit entfernt, ein solches zuzugeben, vielmehr in der Regel daraus einen Anklagepunkt gegen andere. Dennoch kann in dieser Art von Anklage Aufrichtigkeit liegen, in so fern nämlich Irrthum obwaltet.

Die meisten Menschen, und selbst die Chefs der Kabinete, nehmen in der Regel die Geschäfte nur so, wie sie selbe in dem Augenblicke vorfinden, wo sie zur Leitung derselben berufen werden, ohne auf die ersten Ursachen derselben weiter zurück zu gehen. In unseren Tagen insbesondere, wo Alles kopfüber geht, hat man gerade nur so viel Zeit, als der schleunigste Gang erfordert. Jeder Tag wird von seiner Aufgabe vollauf in Anspruch genommen, man befaßt sich nicht gern mit dem Vergangenen. Auf diese Weise ist der Faden der Zeit abgebrochen worden.

Die Geschichte Polens hat sonderbare Widersprüche aufzuweisen. Die edelmüthige Hingebung der Polen für ihr Vaterland begann erst, nachdem sie dasselbe ins Verderben gestürzt hatten. Desgleichen hat Europa erst seit dem Sturze Polens sich für dasselbe zu interessiren angefangen. Und hat nicht England, welches in der jüngsten Zeit

mehrmals aufrichtig bemüht war, ihm zu Hülfe zu kommen, in frühern Zeiten selbst mächtig zu seinem Verderben beigetragen?

Die wahrhafte Geschichte von dem Sturze Polens ist noch nicht geschrieben worden. Wir wollen versuchen, hier ihren Inhalt anzudeuten, damit Jedermann sein ihm daran gebührender Theil werde.

Der Verfall Polens und seine Ursachen.

Viele Schriftsteller haben sich mit der Geschichte Polens befaßt, dessen Mißgeschick mit Recht Interesse einflößt.

Die Einen forschten nach den Ursachen seines Verfalles; sie fanden dieselben in der Schwäche seiner politischen Organisation. Gegenüber der mächtigen Parteien einer durch die Ausschreitungen ihrer eigenen Freiheit zerrissenen Aristokratie war eine Wahlkrone ganz ohnmächtig; die sociale Organisation Polens verhinderte die Entwicklung der Intelligenz des Volkes, und lähmte somit alle materiellen Kräfte des Landes. Polen war so zu sagen nichts anderes als ein großes jedem einheimischen so wie jedem fremden Ehrgeize beständig offenstehendes Schlachtfeld. Voltaire schrieb 1739 dem Marquis d'Argenson: „Ich habe Polen von jeher als einen prächtigen Stoff für Redner und für eine erbärmliche Regierung angesehen. Denn was ist das, trotz aller seiner schönen Privilegien, für ein Land, wo der Adel ohne Disciplin, der König eine Null, und das Volk durch die Sklaverei entmenscht ist?"

Diese Seite der Geschichte Polens ist zur Genüge beleuchtet worden. Es war für Jedermann klar, wie die Ausschweifungen der polnischen Freiheit zur Anarchie geführt, und wie die Anarchie

Polen so weit heruntergebracht hatte, daß es nicht nur allein einer Theilung sich nicht mehr zu widersetzen vermochte, sondern sogar die ungeheuere Schmach erdulden mußte, die Bedingungen dieser Theilung selber durch Tractate festzustellen.

Wieder andere Schriftsteller befaßten sich mit der Geschichte der Theilung; allein es fehlt ihren Werken an jenem Charakter, wie ihn die Erzählung jenes Weltereignisses, das der Existenz des alten Polen ein Ende machte, erfordert hätte.

Diese Erzählung wurde lediglich zur fortwährenden Anklageakte gegen die theilenden Mächte, zu einem mächtigen Hebel der Aufreizung, von welchem die Apostel der in Frankreich eben zum Durchbruch gelangenden revolutionären Grundsätze im Interesse ihres neuen politischen Glaubens reichlichen Gebrauch zu machen verstanden. Polen war nichts weiter als ein Hebel der Empörung, der in der Regel für Interessen, welche Polen selbst ganz fremd waren, in Bewegung gesetzt wurde.

Seit jener Zeit sind die Polen zugleich die Werkzeuge und die Opfer einer ungeheueren Intrigue geworden, welche als sociale Revolution auftreten will. Die polnische Emigration, die in Folge der neuen über Polen hereingebrochenen politischen Stürme beständigen Zuwachs erhielt, lieferte fortwährend die Hände, um diesen Hebel in Bewegung zu setzen und verlieh ihm dadurch den Anstrich eines nationalen Charakters. Allein ist nicht diese Emigration selbst offenbar, wo nicht die tiefinnerste, doch zum mindesten die thätigste, die unmittelbarste Ursache der neuen Unfälle Polens geworden? Hat sie sich nicht notorisch in zwei einander feindliche Parteien gespalten, welche beständig in entgegengesetztem Sinne handelten und eben so auch die Insurrectionsmittel Polens zersplitterten?

Die aristokratische Partei hatte ihren Mittelpunkt in Paris und ließ sich in London repräsentiren, während die Partei der sogenannten demokratischen Centralisation ihr Hauptquartier in

Versailles aufgeschlagen, und sich mit allen demokratischen Gesellschaften von Paris, London und von Deutschland verbrüdert hatte. Die vielfältige Aufmunterung, welche dem Treiben dieser Emigration sowohl durch officielle Schaustellungen als durch directe Unterstützung von Seite der öffentlichen Meinung zu Theil wurde, wird stets zum Beweise dienen, daß die Führer, welche der Bewegung diese Richtung gaben, ganz andere als polnische Interessen im Auge hatten. Denn es läßt sich durchaus nicht annehmen, daß auch sie jene Illusionen hätten theilen sollen, welchen sich jeder Emigrant leider nur gar zu leicht hingibt.

Ist es nicht in der That Wahnsinn, zu glauben, daß in fernen Ländern bestehende leitende Comité's im Stande sein würden, einem seit siebzig Jahren zertrümmerten Staate, in dessen Territorien sich drei Mächte getheilt haben, welche, ungerechnet ihre polnischen Unterthanen, nahezu hundert Millionen Köpfe zählen, eine selbstständige politische Existenz wiederzugeben? Verschwörungen, und wären sie auch mit all' der bewährten Gewandtheit unserer Tage in derlei Unternehmungen und unter dem offenkundigen Schutz und Schirme der öffentlichen Meinung angezettelt, sind sicherlich nicht der Weg, auf welchem die Unabhängigkeit eines solchen Landes sich jemals wieder erringen ließe.

Man sagt: die Nationalität ist ein unverjährbares Recht. Wer möchte dieß jemals bestreiten? Jemand ist ein Pole, wie er ein Araber oder Mongole sein kann. Die Nationalität ist für ein Volk das, was das Leben für den Menschen — nicht mehr, nicht weniger. Sie ist das geheimnißvolle Gesetz, welches die Menschheit in Völker theilt, verschieden an Gesicht, an Charakter, Neigungen, Sitten und Sprache. Die Nationalität ist nicht nur allein kein Vereinigungs-Prinzip, sondern im Gegentheile ein trennendes und erhaltendes. Aber dieses Prinzip für sich allein vermag die politische Existenz eines Volkes so ganz und gar nicht zu begründen, daß da, wo es in seiner ganzen Urkraft vorhanden

ist, ein politisches Leben zur Unmöglichkeit wird. Eine zu ausschließende Nationalität erhält die Horden der Steppe. Der gesellschaftliche Zustand ist lediglich ein beständiger Compromiß zwischen den verschiedenen Nationalitäten, welche als Bestandtheile eines und desselben politischen Systems fortleben wollen.

Wer demnach von polnischer Nationalität und von den Polen als Volk spricht, der spricht von zwei verschiedenen Dingen, denn die Erstere kann ohne das Letztere bestehen.

Um eine Raçe zu erhalten, dazu bedarf es bloß der allgemeinen materiellen Gesetze der Natur; aber zur Bildung gleichwie zur Erhaltung eines Volkes als politischer Körper sind moralische Gesetze erforderlich. Hält man denn das Leben eines politischen Körpers für möglich, sobald die Bedingungen seiner Erhaltung nicht mehr vorhanden sind? Braucht ein Volk bloß zu sagen: „Ich will nicht untergehen," um fortleben zu können? Alsdann würde kein Volk jemals zu Grunde gehen; denn es hat noch nie eines zu Grunde gehen wollen. Sie würden alle groß und kräftig sein, weil sie alle es sein möchten.

Allein das Leben von heute wird durch das Leben von gestern modificirt. Die Vergangenheit, über welche keinem Menschen Macht gegeben, beherrscht unwiderstehlich die Gegenwart und Zukunft.

Wenn ihr also eine Zukunft wollt, so seid bedacht, eure Vergangenheit darnach einzurichten, das heißt benützet die Gegenwart mit Umsicht und Mäßigung, klug und gerecht. Ist die Zeit einmal eurer Macht entrückt, dann ist alles Zurücksehnen vergeblich. Die moralischen Gesetze allein bestehen fort. Sie werden das Böse, das ihr euren Mitmenschen gethan, an euren Enkeln rächen. Noch ist kein Volk diesem Strafgerichte entgangen. Wie Moses gesagt hat, werden die Sünden der Aeltern an den Kindern gestraft werden bis in das vierte Glied. Er machte damals ein Sittengesetz. Wendet diesen Grundsatz auf die Geschicke der

Völker an, und möge er zum politischen Gesetze werden. Ueberlaßt euch nicht gar so zuversichtlich euren revolutionären Erlustigungen; es ist das ein wüstes Vergnügen, das vor der Zeit altern macht und in der Folge nichts als Reue bringt.

Man betrachte einmal jenen Mann auf seinem Schmerzenslager, wie der Brand fürchterlich an seinem Innern nagt, und doch ist sein Kopf voll edler Gedanken, voll großartiger und natürlicher Empfindungen. „So muß es denn von dieser Welt geschieden sein," ruft er, „die ich so sehr liebe; so muß ich mich denn trennen von allen Gegenständen meiner Liebe und Zuneigung; muß, noch so jung und so reich, verzichten auf das Leben?" Und schweigend und mitleidsvollen Blickes umstehen ihn seine Freunde und können ihm nicht helfen. Er stirbt als Opfer seiner ungezügelten Leidenschaften, seines unordentlichen Lebenswandels. Das Individuum verschwindet, um nicht wieder zu kommen, es ist aus mit ihm für diese Welt.

Wenn aber ein Volk gleichfalls in Folge seiner ungezügelten Leidenschaften um seine Existenz kommt, wird es wieder zur Raçe, und kehrt wieder in jene ursprüngliche Stellung zurück, welche es, bevor es Volk geworden, eingenommen. Es muß einen Prozeß socialer Wiedergeburt durchmachen, welcher immer nur langsam vor sich geht. Wähnt man denn, daß ein Staat, welcher durch Unordnung zu Grunde gegangen, in einer noch größeren Unordnung die Bedingung seiner Wiedergeburt finden könne? Der Aufstand vermag dem Staate ein anderes Oberhaupt, allenfalls sogar eine andere Form zu geben. Allein er ist unfähig, einen zu gründen, und wenn der Aufstand es nicht vermag, wie sollte die Verschwörung es im Stande sein? Braucht man zu diesem Behufe bloß ein durch die Geschichte geadeltes Schwert mit dem Dolche zu vertauschen? Wie sollte der Verstand allein, ohne irgend einen andern Beistand als seine Willenskraft, es unternehmen wollen, einen Staat durch einen Handstreich wieder

herzustellen? Sollte sich das am meisten verwickelte Räderwerk der moralischen Welt dergestalt improvisiren lassen? Man betrachte doch die in der Civilisation am weitesten vorgeschrittenen Länder; hält man denn das Regieren für so leicht?

Man redet viel über die Bildung der Staaten; man forscht nach ihrer Idee, nach ihrem Prinzip; aber man sucht dieses Prinzip dort, wo es nicht liegt.

Die Völker sind da; wir haben sie alle vor Augen, wir wissen ihre Namen, wir kennen ihre Geschichte und die Zahl der Untergegangenen. Es gibt demnach für sie Bedingungen des Lebens und des Todes; und alle zwischen Leben und Tod liegenden Grade der Existenz, folglich Perioden der Bildung, jugendlicher Entwicklung, kräftiger Männlichkeit und reiferen Alters; Perioden der Krankheit, der Abnahme und des Erlöschens.

Der Staat ist in der That nur die Art der moralischen Existenz eines Volkes. Diese Existenz kann mehr oder weniger entwickelt sein, kann sich auf dem Pfade der Wahrheit des Gedeihens erfreuen oder auf der Bahn des Irrthums ihrem Ende zueilen. Der Staat ist demnach der Ausdruck des Volkslebens, und kann nichts anderes sein, als das Product seiner Verstandesbildung.

Der Keim des Staates liegt ohne allen Zweifel in der Nationalität. Allein gleich dem Baume schützt und schirmt dieser Keim im Laufe seines Wachsthums, zuletzt mit seinem vorsorglichen Schatten den Boden, dem er entsprossen ist. Ohne die Hülfe des Staates erhebt das höchste Product des Bodens der Nationalität sich nicht über den Stamm hinaus.

Es gibt also für die Völker zwei Arten von Existenz. Die eine beruht lediglich auf dem Prinzipe der Nationalität; es ist das das Urleben, — der Urwald ihr Symbol. Der Mensch ist da ausschließend Jäger; seine ganze Intelligenz auf den Fang der Beute gerichtet, die ihn nähren soll. Die andere Existenzweise ist der Zustand der Civilisation, der Annäherung der Raçen.

Der Boden, welchen ein civilisirtes Volk bewohnt, gleicht dem Garten, aus welchem alles Unkraut entfernt worden, und in welchem die Blumen sich zusehends füllen, in reicheren Farben prangen, herrlicher duften und die Früchte unter der Hand des Gärtners schmackhafter und üppiger werden.

Die Polen wollten, um sich wieder als Volk zu gestalten, zwar nicht wieder Wilde werden, aber dennoch ihr neues Leben wieder auf die erste der ebengedachten Weisen beginnen. Aber alsdann muß man sich fragen: „Was wollten sie denn eigentlich wieder herstellen? Handelte es sich um die Wiederherstellung des Polens der Jagellonen, oder aber um das Polen, wie es unter Casimir dem Großen geworden? Oder handelte es sich um jenes neue freiheitliche Polen von 1791, zu Gunsten dessen Kosciuzko die Waffen ergriff, jene einzige und alleinige aber allzuspäte bewaffnete Protestation gegen die Theilung? Dieser Protest war zudem ohnmächtig, denn die zum größten Theile nur mit Sensen bewaffneten Bauern, welche Kosciuzko zum Aufstande aufgefordert hatte, stoben bei dem ersten Zusammentreffen auseinander; und die Edelleute ihrerseits beeilten sich keineswegs, an einem Aufstande Theil zu nehmen, welcher die Freilassung der Bauern proklamirte.

Da man nicht wußte, von welchem Polen man sprechen wollte, nahm man das Prinzip der Nationalität zur Grundlage dieser Wiederherstellung. Wenn man aber von der politischen Nationalität absehen muß, worauf reduzirt sich dann alsdann in Polen die Nationalität der Raçe? Die Lithauer und die Bewohner der Provinzen, welche diese den Russen abgenommen hatten, sind keine Polen. Die Ruthenen, welche zwei Drittheile der Bevölkerung von Galizien bilden, sind ebenfalls keine Polen. Die Bewohner des einstigen Groß-Polen, von Masovien, Podlachien, und den Landstrichen zwischen dem San und der Weichsel, zwischen den Karpathen und Schlesien waren die einzigen von

rein polnischer Raçe; sie betrugen kaum acht Millionen. Die Krone Polens gelangte erst durch ihre Vereinigung mit dem Großherzogthume Lithauen zu einer Wichtigkeit.

Man entstellt nicht selten die Geschichte zu Parteizwecken und im Interesse einer Sache. Es ist dies die gewöhnliche Waffe der Pamphletschreiber, gegen welche der Leser nicht genug auf seiner Hut sein kann.

So hört man häufig, daß die Polen Europa vor der Invasion der Tartaren geschützt haben. Allein eine einzige Betrachtung reicht hin, um das Grundlose dieser Behauptung darzuthun.

Lithauen allein hat durch fast zweihundert Jahre mit den Großfürsten von Rußland Krieg geführt. Dieser Krieg wurde seit der Vereinigung Polens mit Lithauen noch heftiger. Die Russen befanden sich also zwischen den Tartaren und den Polen. Durch die langwierigen Kriege, welche die Russen zur Vertheidigung ihres Gebietes gegen die Polen führen mußten, wurde den Einfällen der Tartaren vielmehr gerade Vorschub geleistet und waren diese letztern in den Stand gesetzt, feste Niederlassungen zu gründen, wie die Königreiche Astrachan und Kasan.

Diese gleichfalls zweihundert Jahre dauernde Schwäche der russischen Stellung benützend, gelang es den Polen unter Sigismund III., sich Moskau's zu bemächtigen, und daselbst festen Fuß zu fassen; und es läßt sich nicht absehen, was aus Rußland geworden wäre, wenn nicht in diesem entscheidenden Augenblicke der durch die dringende Gefahr entflammte Patriotismus der Russen über die beständige Unschlüssigkeit Sigismunds gesiegt hätte, und über alle jene Intriguen polnischen Ursprungs, welche die geschichtlich so merkwürdige Episode der falschen Demetrius herbeiführten.

Erst nach dem Siege über die Polen, und nachdem das Haus Romanow 1613 auf den Thron gelangt war, vermochten die Russen das vieljährige tartarische Joch gänzlich abzuschütteln.

Die historischen Thatsachen allein sind im Stande, der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Die Kriege der damaligen Zeit, welche in der Regel von einem waghalsigen, nach Macht und Ruhm dürstenden Adel angesponnen und ohne politischen Plan, ohne Zusammenhang geführt wurden, mußten zuletzt nothwendig zum Nachtheile Polens ausschlagen. Das größte Unglück bestand aber nicht in der Besiegung durch einen auswärtigen Feind, sondern darin, daß auf jene stürmische und kriegerische Epoche, der es nicht an Größe fehlte, eine Zeit vollständiger Muthlosigkeit folgte.

Im Jahre 1655 fiel Carl Gustav, König von Schweden, in Polen ein, welches ganz wehrlos war. Er wurde von dem gesammten posnischen Adel als Befreier empfangen und bemächtigte sich Posen's, Krakau's, Warschau's und eines großen Theiles von Lithauen. Mehrere Wojwoden riefen ihn zum Könige, Lithauen rief ihn als Herzog aus. Von diesem Kriege schreibt sich der Fall Polens her.

Wir wollen zwar keineswegs die allgemein bekannte Geschichte dieses Krieges wiederholen, aber wir können nicht umhin, den eigentlichen Charakter desselben herauszuheben, weil dieser so häufig von polnischen oder fremden Geschichtschreibern, theils durch falsche Deutungen, theils durch vom Parteigeiste gebotene Auslassungen entstellt wird.

Warschau wurde zwar durch den Oberbefehlshaber der Truppen des Königs Johann Casimir, den ausgezeichneten Feldherrn Czarniesky wieder eingenommen, ging aber alsbald wieder zum zweiten Male an die Schweden verloren.

Als Carl Gustav sah, daß die Sache ernsthafter wurde, als er nach der Leichtigkeit seiner ersten Erfolge vermuthet hatte, bewarb er sich um Verbündete und schlug ihnen die Theilung Polens vor. Großpolen bot er dem Churfürsten von Brandenburg,

Kleinpolen dem siebenbürgischen Fürsten Rakoczy, welcher in Galizien eingefallen war und Krakau besetzte.

Leopold, welcher damals noch bloß König von Ungarn war, sah die Nothwendigkeit ein, Polen zu Hülfe zu kommen. Er ließ eine österreichische Armee unter den Befehlen des Generals Hatzfeld daselbst einrücken, welche Krakau wieder eroberte, die Siebenbürger verjagte und bis nach Marienburg vordrang, wo sie die deutschen Ordensritter schlug.

Zu gleicher Zeit unterstützte Leopold die Sache Polens noch durch Unterhandlungen. Der Großfürst von Rußland, welcher seit 1654 mit Polen im Kriege lag, und sich eben Lithauens und Wilna's bemächtigt hatte, mußte vom Standpunkte seines eigenen Vortheils die zu entschiedenen Erfolge des Königs von Schweden mit Beunruhigung wahrnehmen. Denn er war kein Verbündeter Schwedens; beide Kriege wurden zwar gleichzeitig, aber durchaus nicht im Einverständnisse geführt. Er ließ demnach 1656 die schwedischen Truppen, welche Liefland besetzt hatten, angreifen. Der Churfürst von Brandenburg sagte sich vom Könige von Schweden los, und schloß 1657 Frieden mit Polen. Er erlangte durch diesen Tractat die Befreiung des Herzogthums Preußen von dem der Krone Polen bisher zugestandenen Rechte der Oberlehensherrlichkeit.

Endlich wurde zwischen dem Könige von Schweden einerseits und dem Könige von Polen, dem Kaiser Leopold und dem Churfürsten von Brandenburg anderseits am 31. Mai 1660 der Friede von Oliva geschlossen.

Während dieser Vorgänge war ein Tractat zwischen Ludwig XIV. und Carl Gustav 1656 unterzeichnet worden, in Folge dessen der König von Frankreich allenthalben für die Interessen des Königs von Schweden auftrat; so in Dänemark, so bei Cromwell, so im Haag, um eine Erklärung der Generalstaaten gegen Schweden zu verhindern; so endlich zu Oliva als Ver-

mittler, um dem Schwedenkönige zu einem vortheilhafteren Frieden zu verhelfen.

Man hat den Tractat von Oliva den westphälischen Frieden des Nordens genannt. Schon diese Benennung allein genügt, um seinen Charakter zu bezeichnen.

Ludwig XIV. war am Ende zu der Ueberzeugung gelangt, daß Polen so sehr herabgekommen war, daß man für seinen Fortbestand Alles zu befürchten hatte. In der von Mignet herausgegebenen Sammlung der Depeschen Ludwig XIV. aus jener Zeit findet man die Notiz einer Depesche, welche er 1666 an seinen Gesandten in Stockholm, de Pomponne, erließ. Er ertheilt ihm darin den Auftrag, sich bei den Ständen des Königreiches, welche während der Minderjährigkeit Carl XI. die Regentschaft führten, zu verwenden, um nicht nur allein zu erwirken, daß Schweden den von Carl X. gehegten Plan einer Zerstücklung Polens aufgebe, sondern daß es sich noch überdieß widersetzen möge, falls andere Mächte mit einem ähnlichen Gedanken umgingen.

Cardinal Richelieu, der Kirchenfürst, welcher die Protestanten in Frankreich vernichtete, unterstützte sie außerhalb Frankreichs aus allen Kräften. Er hatte mit Gustav Adolf einen Vertrag geschlossen, welcher diesen Fürsten an die Spitze der protestantischen Liga in Deutschland stellte. Richelieu hatte den dreißigjährigen Krieg, so viel er nur konnte, geschürt und genährt. Der westphälische Friede war nach seinem Sinne geschlossen und die einzelnen Artikel in seinem Geiste abgefaßt worden.

Die Kaisermacht des Hauses Oesterreich war dadurch gebrochen, die katholische Sache in Deutschland dadurch zu Grunde gerichtet worden.

Der zwölf Jahre später unterzeichnete Friede von Oliva war für Polen der tödtliche Rückschlag des westphälischen Friedens. Es wurde als katholische Macht vernichtet.

Kaiser Leopold war zur Zeit, als er Polen mit den Waffen in der Hand zu Hülfe eilte, nur erst König von Ungarn, und in der Folge bot seine Eigenschaft als Kaiser ihm nicht nur allein keine ergiebigeren Mittel, um Polens Sache zu vertheidigen, sondern sie trat im Gegentheile seinem diesfälligen Entschlusse lähmend entgegen. Denn als Kaiser war er durch den westphälischen Friedensschluß sowohl Schweden als allen protestantischen Fürsten Deutschlands gegenüber gebunden. Er vermochte nirgends gegen den Geist dieses Tractates zu handeln, denn die Pacifikation Deutschlands würde dadurch in Frage gestellt worden sein.

Polen hatte sich in eine ausschließend religiöse Politik eingelassen und mußte darin zu Grunde gehen. Es führte gleichzeitig Krieg gegen die Türken, gegen die Russen als nicht unirte Griechen, so wie gegen alle Dissidenten. Und inmitten all' dieser Kriege erlitt es noch den empfindlichsten Schlag durch den Abfall aller Kosaken, welche seine Unterthanen waren, und nunmehr in der Ausübung ihres griechisch nicht unirten Ritus sich beirrt fühlend, sich deshalb sämmtlich in die Ukraine zurückzogen. Von diesem Augenblicke, nämlich von 1648 an, sind die Kosaken die gefährlichsten Feinde des Landes geworden, von welchem sie sich losgerissen hatten.

Um die damalige politische Stellung Oesterreichs und Polens gegen einander in die vollste Evidenz zu setzen, brauchen wir nur den Wortlaut der nachfolgend im Auszuge mitgetheilten gleichzeitigen Tractate sprechen zu lassen; der pragmatische Rahmen, welchen unsere Schilderung dadurch erhält, wird jede weitere Ausführung derselben überflüssig machen.

Tractat von Oliva vom 3. Mai 1660.

(Aus dem Lateinischen.)

S. Dumont, Corps diplomatique, Bd. II. Thl. 2 u. 3. Seite 303.

Art. II. §. 2. „Dieser allgemeinen Amnestie haben sich Alle und Jedermann zu erfreuen, weß Alters, Standes oder Glaubens sie auch sein mögen; deßgleichen alle Gemeinden des einen oder anderen Theiles, welche die feindliche Partei ergriffen haben oder unter deren Herrschaft gerathen sind; auch soll dieser Krieg Niemanden präjudicirlich sein oder in seinen Rechten, Privilegien und allgemeinen oder besonderen Herkömmlichkeiten verkürzen, sowohl in kirchlichen, als in bürgerlichen und weltlichen Dingen, deren sie vor diesem Kriege genossen, sondern sie werden derselben, den Gesetzen des Reiches gemäß, auch fürder vollständig genießen. Ferner wird man weder einzelne Gemeinden noch Privatleute, welche dem Feinde angehangen haben, gerichtlich belangen; dergestalt, daß es Niemand gestattet werden wird, wem immer wegen dieser Anhänglichkeit an den Feind Unannehmlichkeiten zu bereiten oder deßhalb Vorwürfe zu machen.

Art. II. §. 3. Deßgleichen werden die kurf. preußischen Städte, welche während dieses Krieges in die Gewalt Sr. königl. Majestät und des Königreiches Schweden gefallen sind, alle Rechte, Freiheiten und Privilegien behalten, deren sie in geistlichen und weltlichen Dingen vor diesem Kriege genossen (zumal die freie Uebung der katholischen und evangelischen Religion, so wie dieselbe vor dem Kriege in besagten Städten bestanden) und Se. k. polnische Majestät wird ihnen fortan wie bisher Ihre königliche Huld und Gnade angedeihen lassen, und die Gebiete jener Städte, deren Obrigkeiten, Gemeinden, Bürger, Insassen und Unterthanen mit gleicher Sorgfalt vertheidigen. Dieselben werden gleichfalls

ermächtigt sein, die in Folge des Krieges zerstörten öffentlichen und Privatgebäude wieder in Stand zu setzen und aufzubauen; was hingegen diejenigen betrifft, welche behufs der Vertheidigung abgetragen werden mußten, sollen sie keineswegs dazu verhalten werden. Hinsichtlich dessen aber, was die Unterthanen der einen oder der anderen Insel an die schwedischen Truppen als Kontribution entrichten mußten, sollen sie deßhalb von Niemand beunruhigt werden, ebensowenig als wegen der Zehnten und anderen Steuern, welche die Unterthanen der Inseln während des Krieges nicht zu zahlen vermochten.

Art. IV. §. 2. Betreffs der katholischen Religion und deren Uebung in Schwedisch-Liefland, so sollen alle Bewohner und Unterthanen Lieflands, welche dieser Religion zugethan, sich vollkommener Sicherheit und Gewissensfreiheit erfreuen, und werden ihre Religion und Andachtsübungen privatim (im Stillen, en particulier) zu Hause verrichten, ohne daß man deßhalb nachforsche oder sie darum behellige.

Art. XVIII. Man wird die Leichen der verstorbenen Generale und Officiere, welche noch nicht beerdigt, sondern irgendwo beigesetzt sind, sowohl in Polen als in Preußen unweigerlich an diejenigen ausfolgen, welche beauftragt sein werden, sie von dort abzuholen. Jene Todten hingegen, welche entweder im früheren oder während des letzten Krieges in den Kirchen von Elbing, Marienburg oder anderen preußischen und polnischen Gotteshäusern beerdigt worden sind, werden daselbst unangetastet verbleiben und ihre Gräber von jeglicher Verletzung und Störung frei gehalten werden." — — —

Tractat

zwischen Kaiser Leopold I. und Johann III. (Sobiesky), König von Polen, geschlossen zu Wien und zu Warschau am 24. April 1677.

(Aus dem Lateinischen.) S. Dumont, Bd. VII. Thl. 1. Seite 332.

„Wir .... bekennen hiermit und thun kund Allen und Jeden, Gegenwärtigen und Zukünftigen, so davon Kenntniß haben werden. Sintemal diejenigen, so Christi Stelle auf Erden vertreten, vornämlich dahin beflissen sein sollen, in den Fußstapfen desjenigen einherzuwandeln, dessen Stelle sie inne haben: Eingedenk, daß unsere Gewalt nirgend andersher sei, als von demjenigen, von dem wir den Namen führen, bei dessen Nennung wir geachtet sein wollen, von Unserem Herrn Jesus Christus, welcher gewollt, daß wir die Völker, die er selbst uns unterworfen, an seiner Statt regieren und lenken sollen: haben wir alle unsere Sorgfalt und Gedanken dahin lenken zu müssen erachtet, auf daß wir, so weit dieß menschlicher Weise möglich, und mit Hülfe desjenigen, unter dessen Verwendung dieß allein gelingt, demjenigen möglichst nahe ähnlich werden mögen, durch den die Könige regieren, und die Fürsten herrschen, und die Gewaltigen Recht sprechen. Nachdem aber Jener nicht seine Macht, nicht seine Weisheit, sondern allein die Liebe, durch welche die Gesellschaft der Menschen unter sich zusammengehalten wird, jene Liebe, welche zuerst er selbst uns ganz ohne unser Verdienst erwiesen, nachgeahmt wissen wollte, so daß gleichwie er uns geliebt, so auch wir uns unter einander lieben, und Friede, Eintracht und Ruhe unter uns aufrecht erhalten möchten: Und nachdem ihm von den Sterblichen kein angenehmeres Opfer dargebracht zu werden vermag, als jenes der brüderlichen Liebe ist, zwischen den Gliedern eines und desselben Körpers. So haben wir vor Allem geglaubt, nach

Kräften diese seine Liebe nachahmen zu sollen, durch dessen Willen uns so viele Staaten untergeben sind, so viele Völker verschieden an Sprache, Sitten und Charakter, so viele und weit ausgedehnte Provinzen, so viele umfassende Reiche. Nachdem wir daher in Erfahrung gebracht, wie bereits seit sehr langer Zeit zwischen unsern Vorfahren ehrwürdigen Angedenkens ein Wettkampf gegenseitiger Liebe und Wohlwollens bestanden; wie dieß die Urkunden jener Verträge und Bündnisse bezeugen, welche zwischen dem Hause Oesterreich und den Jagellonen, und zwischen ihren beiderseitigen Ländern, Reichen, Provinzen, Völkern und Nationen geschlossen worden; namentlich aber zwischen weiland Albert Erzherzog von Oesterreich und weiland Casimir König von Polen, und zwischen weiland Kaiser Friedrich und demselben König Casimir; ferner aber auch zwischen den Kaisern Ferdinand und Maximilian ehrwürdigen Andenkens und zwischen König Sigismund August ebenfalls ehrwürdigen Andenkens; und endlich zwischen Kaiser Rudolph II. und in der Folge Kaiser Matthias und Kaiser Ferdinand II. und zwischen weiland den erlauchten Königen von Polen und Schweden Sigismund III. und Wladislaus glorreichsten Andenkens. So haben wir ..... sothane Tractate und Bündnisse, fortsetzen, bestätigen, wiederherstellen, erneuern und erweitern zu sollen erachtet .....

Wenn aber einer von Uns, dessen Reiche, Fürstenthümer oder Unterthanen, gegen den anderen, dessen Unterthanen, Fürstenthümer oder Besitzungen jetzt oder in Hinkunft eine Real- oder Personal-, Civil- oder Kriminalklage oder sonstigen Streit haben, und wir uns darüber nicht freundschaftlich auszugleichen vermocht haben, dann sollen weder wir noch unsere Unterhanen den andern Theil, dessen Unterthanen, Reiche, Fürstenthümer und Besitzungen irgendwie thätlicher Weise angreifen, noch sich selbst Recht sprechen oder Rache nehmen, sondern hierüber gerichtlich und nicht anders einschreiten .....

Außerdem ist es unser Wille, daß die öffentlichen Straßen und Ströme, nicht minder der gegenseitige Handel und Verkehr in unseren Reichen und Provinzen, für alle und jeden unserer Reichs- und Provinzbewohner und Unterthanen, zu Wasser und zu Lande, beiderseitig frei sei, und zu keiner Zeit durch irgendwelche Verbote, Beschlagnahme oder Gestattung von Repressalien behindert werde, sondern daß die Unterthanen eines jeden von uns in den Reichen und Besitzungen des anderen, des freien Durchganges und des Landfriedens, so sicheres Geleit genannt wird, gerade wie dessen eigene Unterthanen genießen mögen und sollen.

Endlich sollen weder wir, noch diejenigen, welche uns unterthan, ihre etwa gegenwärtig vorhandenen oder in Zukunft entstehenden Streitigkeiten und Klagen anders als vermittelst des Rechtsweges betreiben. Um aber allen Klagen über hinausgeschobene oder verweigerte Justiz sowohl zwischen uns als unseren Unterthanen beiderseitig vorzubeugen, auf daß vielmehr Jedermann ohne Weiteres schnelles und summarisches Recht und Gerechtigkeit werde, und auf daß dessen gebührende Execution in der That gewährt werden möge; haben wir bestimmt und vereinbart, daß wenn einer von uns oder unseren Unterthanen, gegen einen oder mehrere Privat-Unterthanen des anderen eine Personal- oder Realklage anzustrengen hätte, der Kläger alsdann stets dem Gerichtsstande und Gerichte des Geklagten nachgehen solle rc. rc. rc."

Wie man sieht, beweist der erste dieser Tractate den wesentlich religiösen Charakter dieser Verhandlung, während der andere so zu sagen nur eine moralische Verpflichtung ausdrückt und zugleich zeigt, wie uralt und innig die damals bestehenden freundlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten waren. Dieser Vertrag ist eine eigentliche heilige Allianz, weil ihm die Religion zum Grunde liegt. Offenbar beabsichtigte man dabei hauptsächlich

den Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten ein Ziel zu setzen, welche im Geiste des religiösen Fanatismus der damaligen Zeit lagen, und eine Nachwirkung der langwierigen Kriege waren.

Offensiv- und Defensiv-Allianzvertrag

zwischen Kaiser Leopold I. und Johann III. (Sobiesky), König von Polen, geschlossen zu Warschau den 31. März 1683, ratificirt zu Laxenburg den 2. Mai 1683.

(Aus dem Lateinischen.) S. Dumont, Bd. VII. Thl. 2. Seite 62.

„Nachdem bereits seit einigen Jahren zwischen Sr. Maj. Kaiser Leopold .... und dem Könige von Polen .... wegen engerer Freundschaft und Verkehrs, dann wegen eines Bündnisses zur gegenseitigen Vertheidigung ihrer Reiche .... unterhandelt worden .... und nachdem nunmehr zu befürchten steht, daß das Uebel in dem benachbarten Ungarn noch länger fortschleiche und insbesondere die Staaten .... obengedacht Ihrer Majestäten ergreife .... hat es beiden Theilen gefallen, durch eigens zu diesem Ende abgesandte Minister ein so heilsames Werk wieder zu beginnen, zur Reife zu bringen und zu vollenden. .... Nach gehöriger Auswechslung ihrer Vollmachten sind die Bevollmächtigten über die wechselseitigen Bedingungen, Gesetze und Artikel einer engeren Offensiv- und Defensiv-Allianz übereingekommen, wie folgt:

Im Namen der allerh. und untheilbaren Dreifaltigkeit.

.... Das aber waren die Beweggründe, welche Ihre königl. Maj. und die Republik Polen für die Nothwendigkeit dieses Bündnisses stimmten: Nämlich daß man die nachbarlichen Gefahren als seine eigenen betrachtend, wohl vorausgesehen hatte, wie der vor etlichen Jahren mit den Türken abgeschlossene, durch viel-

fachen Bruch verletzte Friede nicht lange dauern werde; insbesondere aber, nachdem die väterliche Sorgfalt des Allgemeinen Oberhirten Innocenz XI. seit einigen Jahren nicht aufgehört hat, die Großherzigkeit Sr. königl. Majestät und die Frömmigkeit der Stände des Reiches, vermittelst sehr inbrünstiger, dringender und wiederholter Ermahnungen, und vermittelst versprochener Begünstigungen durch Subsidien zu diesem heiligen Kriege aufzumuntern.

Es möge daher zwischen obgedacht Ihren Majestäten, deren Nachfolgern auf dem Throne, deren Reichen und Provinzen eine Offensiv- und Defensiv-Kriegs-Allianz bestehen. Die erstere wird bis zu einem rühmlichen und festen Friedensschlusse mit dem gemeinschaftlichen Feinde beider Theile zu dauern haben; die andere wird für ewige Zeiten bestehen, um diesen Frieden immerwährend aufrecht zu erhalten.

Um aber ein so heiliges und frommes Werk noch kräftiger und durch ein unauflösliches Band zu befestigen, nehmen beide Theile ihren gemeinschaftlichen Vater den Papst und seine Nachfolger .... zum Schutz- und Schirmherrn und zum Garanten dieses Bündnisses, und sie zweifeln nicht im geringsten, daß Se. Heiligkeit derart vorgehen werde, daß es keinen Theil jemals gereuen werde, den väterlichen und höchst eifrigen Aufmunterungen Sr. Heiligkeit ein williges Ohr geliehen und mit kindlicher Bereitwilligkeit gehorcht zu haben. ....

Deßgleichen erklärte Se. kais. Majestät die aus dem zur Zeit des schwedischen Krieges aus Anlaß der Subsidien geschlossenen Tractate hervorgehenden Ansprüche für nichtig, und Se. königl. Majestät und die Republik derselben vollständig quitt; insbesondere aber erklären dieselben das aus der Senatsversammlung erlassene Diplom über die Wahl für null und nichtig; Se. Majestät leisten darauf Verzicht und stellen selbes dem polnischen Reiche und seinen freien Wahlstimmen wieder zurück; ferner wird jede allfällige Hypothek, Vormerkungen und Ansprüche auf die

Salzwerke von Wieliczka von Sr. kais. Majestät gänzlich erlassen und für nichtig erklärt. Dagegen werden von Sr. königl. Majestät und der Republik Polen alle aus obigem Tractate entspringenden Verbindlichkeiten und Ansprüche für ewige Zeiten als aufgehoben und nichtig erklärt; dergestalt daß gegenwärtiges Uebereinkommen, nachdem die beiderseitigen Ansprüche für immer aufgehoben worden, alle Bedenklichkeiten ausschließen und verhindern soll. Die in der Offensiv-Kriegs-Allianz verharrenden Theile werden demnach in keiner Weise und unter keinerlei Vorwande einen Separatfrieden annehmen, unter was immer für glänzenden erwünschlichen und günstigen Bedingungen er dem Einen oder dem Andern auch angeboten werden möge; es hätten denn zugleich und unter Einem beide Theile darein gewilligt und denselben angenommen. . . .

Vorstehendes Kriegsbündniß beschränkt sich einzig und allein auf die Nothwendigkeit des Türkenkrieges und darf unter keinerlei Vorgeben oder Vorwand jemals auf irgend einen andern Krieg ausgedehnt werden.

Daher erklären Se. kaiserliche Majestät kraft gegenwärtigen Bündnisses behufs des Krieges in Ungarn 60,000 Mann zu unterhalten, worunter 20,000 Mann Hülfstruppen der Sr. kaiserl. Majestät befreundeten Fürsten, dann die in den italienischen Festungen als Besatzung verbleibende Mannschaft begriffen sind.

Hingegen erklären Se. königl. Majestät das Reich Polen und das Großherzogthum Lithauen zum Behufe und auf die Dauer dieses zu führenden Krieges eine einer Armee von 40,000 Mann entsprechenden Heereskraft unterhalten zu wollen.

Für den Fall aber, als die Stadt Wien oder Krakau von einer Belagerung bedroht würde, alsdann haben beide kaiserl. und königl. Majestäten sich einander und wechselseitig versprochen, ihre Armeen wirklich zu vereinigen, und ein Theil wird dem andern mit den gesammten Heeren zur Befreiung jener Stadt, welche

die Hauptstadt und Metropole ist, behülflich sein und die Belagerer zu vertreiben trachten. Ein Gleiches wird von beiden Seiten geschehen, so oft die Nothwendigkeit es erheischet, sich wechselseitig entweder mit gesammten oder theilweisen Kräften Kriegsbeistand zu leisten. Zu diesem Ende und behufs eines innigeren Verkehres, sollen gegenseitig kriegserfahrene, eigens dazu ausgesuchte Officiere bei beiden Theilen als Residenten verbleiben. ....

Nachdem aber der Krieg schon vor der Thüre ist, und die Execution der Landtage hinsichtlich der zu leistenden Kontributionen sich nicht so schnell bewirken läßt, wird Se. kaiserl. Majestät und zwar alsogleich nach Unterzeichnung gegenwärtigen Tractates dem Königreiche Polen und Großherzogthume Lithauen für die ersten und augenblicklichen Kriegs-Auslagen mit der Summe von 1,200,000 fl. polnisch Kourant aushelfen, und von der Republik niemals einen Ersatz dafür beanspruchen. Nichtsdestoweniger wird es freigestellt bleiben, sich dafür von Seite Sr. päpstlichen Heiligkeit gänzliche Kompensation zu verschaffen.

Uebrigens versprechen Se. kaiserl. Majestät kraft gegenwärtigen Tractates bei dem katholischen Könige unverweilt Ihre nachdrücklichste Verwendung wegen Erfolglassung der Zehnten in Sr. Majestät italienischen Besitzungen, nämlich im Königreiche Neapel und im Mailändischen eintreten zu lassen, sobald Se. Heiligkeit dieselben ausgeschrieben haben wird. Diese Zehent-Subsidien, welche bis zu einem ehrenhaften Friedensschlusse zu dauern haben, werden einzig und allein dem Reiche Polen zugewendet werden, indem Se. kaiserl. Majestät für ihre Auslagen keineswegs die Theilung derselben beanspruchen oder sie behindern. ....

Auch solchen sie keine Absolution (vom abgelegten Eide) nachsuchen, noch die ihnen angebotene annehmen ꝛc. ꝛc."

Dieser wichtige Tractat schmälert zwar keineswegs etwas an dem Ruhme des Königs Johann Sobiesky, oder an dem Dienste, welchen er damals dem österreichischen Hofe erwies; er beweist aber deßungeachtet, daß sein Marsch nach Wien kein Akt der Großmuth und freiwilligen Entschlusses, sondern die Erfüllung einer heiligen Verbindlichkeit, die Abtragung einer Ehrenschuld, ein Akt der Erkenntlichkeit war, wodurch Polen dem Kaiser seine so nachdrückliche und auf keiner vorausgegangenen Verpflichtung beruhende sowohl militärische als diplomatische Hülfleistung vergalt, wodurch er Polen vor der ihm in Folge der Invasion Carl Gustav's drohenden Zerstücklung hatte retten helfen.

Handelte zudem der Polenkönig bei diesem Anlasse nicht eben so sehr im Interesse Polens als Oesterreichs? Was wäre aus Polen geworden, wenn die Türken Wien eingenommen hätten?

Hatten diese Polen nicht bereits die Moldau entrissen, jene zwar selbstständige, aber unter polnischer Lehensherrlichkeit stehende Provinz? Hatten sie ihm nicht Bessarabien, die Bukowina, Podolien entrissen, und waren sie nicht bis Chotim, gegenüber von Kaminiec-Podolsky, mithin bis in die Nähe von Lemberg vorgedrungen? Und haben sie nicht alle diese so weit vorgeschobenen Stellungen bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts behauptet?

In einem der Artikel dieses Tractates vom Jahre 1683 erklärte der König von Polen ganz offen, wie sehr die politische Organisation der Republik die Entwicklung ihrer Macht beeinträchtigte.

Bei der Unmöglichkeit, von den Landtagen zur rechten Zeit die Zahlung der erforderlichen Kontributionen zu erwirken, um eine Armee auszurüsten, machte der Kaiser sich verbindlich, der polnischen Staatskasse mit zwölfmalhunderttausend polnischen Gulden auszuhelfen, mit der weiteren Zusage, die Rückzahlung derselben niemals anzusprechen. Ungeachtet dessen verzögerte sich

der Marsch der polnischen Armee so sehr, daß sie erst am Vorabende des Angriffes, welchen der Prinz Carl von Lothringen um keinen einzigen Tag mehr aufschieben konnte, vor Wien eintraf, welches sich bereits in der äußersten Bedrängniß und ganz außer Stand befand, seinen heldenmüthigen Widerstand noch länger fortzusetzen. Noch einen Tag Verzögerung und es mußte unrettbar verloren und zu Grunde gehen; so lauteten die letzten Nachrichten des Grafen Starhemberg, welcher die Vertheidigung mit so ausgezeichnetem Muthe leitete. Die durch das Einvernehmen der Kronen Oesterreich und Polen bewirkte Befreiung Wiens flößte der protestantischen Liga in Deutschland neue Besorgnisse ein. Diese Besorgnisse führten zu dem Abschlusse des Berliner Vertrags vom 10. Februar 1686, mithin zwei und ein halb Jahr nach dem Siege der Sache der Christenheit, welcher ganz Deutschland zur Freude und Befriedigung hätte gereichen sollen.

Allein anstatt dessen ersieht man aus den hier folgenden geheimen Artikeln dieses Tractates ganz deutlich, wie feindlich gesinnt die protestantische Liga, als deren Oberhaupt der Churfürst von Brandenburg den König von Schweden noch fortwährend bertrachtete, gegen Polen verfuhr.

Geheime Artikel des Defensiv-Allianz-Tractates, geschlossen zu Berlin am 10. Februar 1686 zwischen Friedrich Wilhelm, Churfürsten von Brandenburg, und Carl XI., König von Schweden.

(Aus dem Lateinischen.) S. Dumont, Bd. VII. Thl. 2. S. 123.

„Nachdem es insonderlich zu beklagen ist und die höheren Gefühle der Seele verletzen muß, daß kürzlich an einigen Orten die Evangelische Sache durch ganz unerwartete und blutige Ereignisse in die schwerste Drangsal versetzt und entstellt worden, und

nachdem das Uebel von Tag zu Tage an Stärke gewinnt und einem Strome gleich sich anderweitig verbreitet, haben Se. k. Maj. von Schweden und Se. Durchl. der Kurfürst von Brandenburg in Erwägung, welch' schweres Unheil und welche Unordnungen leicht herbeigeführt werden könnten, wenn das Uebel noch weiter schleichen und endlich das römisch-deutsche Reich irgendwie darein verwickelt würde, den dringenden Wunsch, demselben durch gemeinschaftliche Bemühungen und Bestrebungen vorzubeugen und es gänzlich abzuwenden. Demnach beschließen und versprechen sie Kraft dieses Artikels, mit Sr. kais. Majestät und den Ständen des Reichs, indem sie nicht im geringsten bezweifeln, daß auch diejenigen darunter, welche der römisch-katholischen Religion zugethan sind, solch' unheilvolles Beginnen und Erdreisten geradezu verabscheuen, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um gegen derlei verderbliche und gefährliche Umtriebe und Anschläge bei Zeiten einen Riegel vorzuschieben; insbesondere aber, damit den Ständen des römisch-deutschen Reiches und seinen einzelnen und gesammten Gliedern jene Religions- und Gewissensfreiheit und jene Sicherheit des weltlichen und kirchlichen Friedens gewahrt und gewährleistet werde, welche ihnen kraft der lichtvollen Bestimmungen des Westphälischen Friedens und anderer pragmatischer Sanctionen des Reiches zukommt und gebührt.

II. Und nachdem beiden Verbündeten ungemein daran gelegen ist, daß Ruhe und Friede in der Nachbarschaft, besonders aber in Polen unerschüttert bleibe, werden sie zur Erhaltung und zum Schutze desselben sich gemeinschaftlich und sorgfältig bemühen, insbesondere nach Kräften dafür sorgen, daß die Rechte und Privilegien des Königreiches und der Republik Polen auf jeden Fall unversehrt und unverletzt belassen werden.

III. Was im 9. Artikel des Vertrags festgesetzt und beschlossen worden, nämlich daß die von beiden Theilen zu stellenden Hülfstruppen nicht über die Grenzen des Römischen Reiches

gezogen oder verlegt werden dürfen, soll auch von Liefland und Preußen insbesondere verstanden werden; wenn demnach einer der Verbündeten in jenen Provinzen irgend eine feindliche Ruhestörung und Invasion erleiden und seinen Verbündeten zur Sendung von Hülfstruppen auffordern würde, so sollen diese Hülfstruppen in die von dem Requirenten bezeichnete im Reiche gelegene Provinz gestellt und gesendet werden, es wäre denn, daß die Verbündeten eintretenden Falles anderweitig übereinkämen.

IV. Nicht nur allein gegenwärtige geheime Artikel, sondern auch der Vertrag selbst soll bis auf Weiteres geheim gehalten und nur mit beiderseitiger Einwilligung mitgetheilt werden.

V. Die Ratifications-Urkunden in Betreff dieser geheimen Artikel sollen innerhalb der im Vertrage ausgedrückten und festgesetzten Zeit gegenseitig ausgewechselt werden."

Dagegen hatte seit den frühesten Zeiten bis zum Augenblicke der Theilung zwischen den Herrschern aus dem Hause Oesterreich und zwischen Polen sowohl als Erb- als auch als Wahlreich, als Monarchie oder als Republik, ununterbrochen das beste Einverständniß geherrscht.

In den Archiven aller Kabinete liegen die zahlreichen Beweise, wie sehr die Kaiserin Maria Theresia gegen das Projekt der Theilung war. Die Korrespondenz der Kanzlei des Vatican enthält dafür die unumstößlichen Belege, und der diplomatische Schriftenwechsel aus der Epoche nach der bereits vollzogenen Theilung beurkundet, wie lebhaft und thätig die Kaiserin Königin sich ohne Unterlaß für das Loos der Polen interessirte.

Die Geschichtschreiber, welche Oesterreich des Undankes gegen Polen anklagen, haben sich demnach einer moralischen und einer materiellen Fälschung schuldig gemacht; einer moralischen, weil die Absichten des Hauses Oesterreich keinen Augenblick aufgehört

haben, die eines treu Verbündeten zu sein — einer materiellen aber, weil eine Reihe von zwischen beiden Staaten abgeschlossenen positiven Verträgen dem Geiste jener Verträge entsprechende Handlungen zur Folge gehabt hat.

Wenn Polens Schicksal, so wie es geschehen, in Erfüllung gegangen ist, so liegt die Schuld daran nicht an Oesterreich, sondern ist anderwärts zu suchen. Die Geschichte deutet ziemlich klar darauf hin, daß sie in Rußland zu finden sei. Um ein leichteres Verständniß zu erzielen, wollen wir in gedrängter Kürze die Gestaltung und Entwicklung der russischen Macht verfolgen, und zugleich nachforschen, welche europäischen Mächte entweder durch Waffengewalt oder durch ihr Bündniß mit Rußland zum Untergange Polens beigetragen haben.

Die Theilung war nichts weiter als das zu Grabe tragen eines bereits Verstorbenen. Wer sind die am meisten Schuldigen, oder noch mehr, wer sind die einzig Schuldigen, wenn nicht diejenigen, welche den Tod verursacht haben? Wir werden im Verfolge dieser Betrachtung den Antheil Englands daran hervorheben. Die Rolle eines öffentlichen Anklägers, welche England in Europa spielt, fordert uns auf, vermittelst dieses Plaidoyers zu antworten. Wenn England diese Rolle für ersprießlich hält, so kann es doch billiger Weise gegen die Vertheidigung nichts einzuwenden haben. Allein wir sind weit entfernt, bis zur Anschuldigung zu gehen. Es stand England frei, so und nicht anders zu handeln. Lediglich in seinem Irrthume wollen wir unsere Vertheidigung suchen.

Rußlands Stellung zu Polen, vornämlich in religiöser Beziehung.

Rußland ist von jeher in religiöser Beziehung Europa ferner gestanden als in politischer. Durch die byzantinische Kirche zum Christenthum bekehrt, hat es die Dogmen und die Liturgie derselben stets ohne die geringste Abweichung beibehalten. Rußland ist erst, seitdem es Polen besitzt, gezwungenerweise mit dem römischen Hofe in directe Berührung gekommen. Seine Gesetzgebung und seine Politik in Sachen der Religion sind demnach eine Folge der vereinzelten Stellung, in welche es durch den Gang der Ereignisse in dieser Beziehung gebracht worden ist.

Die Epoche, in welcher die griechische Kirche in Rußland eine unabhängige Stellung genommen, und das Gepräge des Charakters, den sie noch heutzutage an sich trägt, aufgedrückt erhalten hat, fällt in die Regierung Johann III.

Zwei kurz nach einander eingetretene Ereignisse haben wesentlich dazu beigetragen, nämlich das Concilium von Florenz und der Sturz des morgenländischen Kaiserthums. Das erwähnte Concil hatte die Versöhnung und Wiedervereinigung der beiden Kirchen ausgesprochen. Die Eroberung von Konstantinopel, jener Hauptstadt des Reiches, wo der Patriarch seinen Sitz hatte, und

wo nunmehr die Sultane ihre Residenz aufschlugen, ward ein unübersteigliches Hinderniß der Vereinigung auf dem Wege der Unterhandlungen, welche der heilige Stuhl niemals gänzlich aus den Augen verloren hatte. Mehrere Päpste, namentlich Martin V. und Eugen IV. hatten geschickt die gefahrvolle Lage der griechischen Kaiser benützt, um ihnen begreiflich zu machen, daß das einzige Mittel zu ihrer Rettung in dem Aufhören der Schisma liegen würde, weil sie einzig und allein unter dieser Bedingung auf die Hülfe der abendländischen Fürsten mit Sicherheit rechnen könnten. Die Zertrümmerung des Kaiserreichs benahm alle Mittel zur Unterhandlung; die unterjochten Griechen waren außer Stande, weiter eine Verbindung mit Europa zu unterhalten; sie blieben also sich selbst und ihrem Schisma überlassen, welches in den letzten Augenblicken vor dem Falle von Konstantinopel mit erneuerter Heftigkeit entbrannte.

Nach langen Unterhandlungen war es nämlich endlich 1439 zu einem Concil gekommen, welches zuerst in Ferrara und später in Florenz zusammentrat. Der römische Hof hatte gehofft, den griechischen Kaiser zu bestimmen, sich daselbst persönlich einzufinden, und hatte deshalb darein gewilligt, daß dasselbe im Namen des Kaisers ausgeschrieben wurde, wie es das alte Recht der Kaiser und der alte Brauch der Kirche mit sich brachte. Die auf dem Concil zu Kostnitz und später in noch höherem Grade auf jenem zu Basel vorherrschende feindliche Stimmung gegen den heiligen Stuhl hatte damals die moralische Stellung der römischen Kirche geschwächt.

Die europäischen Fürsten hatten dieser Stimmung zum Theile bereits Raum gegeben, und sich in Folge dessen nicht nur allein nicht persönlich in Florenz eingefunden, sondern mit Ausnahme der italienischen Fürsten sich auch nur spärlich dabei vertreten lassen. Mehreren unter ihnen widerstrebte es, dem Papste die Ehrenbezeigungen eines Vorranges zu erweisen, welchen man

ihm bereits streitig zu machen begann; keiner von allen aber wollte bei einer Versammlung erscheinen, welche im Namen eines Kaisers ausgeschrieben wurde, dem Niemand mehr das Recht dazu einräumen wollte.

Die Ueberlegenheit der lateinischen Kirche in den darauf gefolgten Erörterungen und der Wille des Kaisers, welcher sich den Beistand von Europa politisch sichern wollte, führten endlich zu dem Beschlusse der Vereinigung der beiden Kirchen; derselbe kam jedoch nicht zur Ausführung. Zwei Ursachen trugen insbesondere bei, ihn zu vereiteln. Der griechische Klerus hatte Florenz verlassen ohne Vertrauen in die Zukunft der abendländischen Kirche, deren Existenz durch die Spaltung des Basler Concils bedroht war; er sah ferner, daß die Fürsten ihr bei diesem ihnen mit Recht so hochwichtig dünkenden Anlasse keineswegs den Beistand ihrer Macht angedeihen ließen.

Dennoch würde der Kaiser der Lauheit seines Klerus haben Meister werden und den Unions-Beschluß in Ausführung bringen können, wäre seine politische Macht nicht bereits in dem Grade, wie es der Fall war, erschüttert gewesen; das Kaiserreich stand am Vorabende seines Unterganges.

Die von den Kaisern gestiftete und regierte Urkirche war in dem Geiste der Massen von der Kaisermacht unzertrennlich. Alle Concilien waren von den Kaisern oder durch von ihnen ernannte Stellvertreter zusammenberufen und präsidirt worden; demnach war für das griechische Volk die Kirche des Kaisers die wahre Kirche. Abseits der dogmatischen Erörterung stehend, hatte dieses Volk Rom seit jeher als ungehorsam gegen Kirche und Kaiser zugleich betrachtet.

Wäre Kaiser Paläologus II. noch im Vollgenusse der kaiserlichen Gewalt gestanden, so würde er die gewünschte Vereinigung ohne Zweifel auch durchzusetzen verstanden haben; da aber der griechische Klerus seine Schwäche sah, so hörte er auf ihm zu

gehorchen, und der erste selbstständige Schritt, welchen diese Kirche machte, beschleunigte den Sturz des Kaiserreiches, dessen Tage übrigens bereits gezählt zu sein schienen.

Der zweite Paläologe starb, ohne daß er im Stande gewesen wäre, die Union durchzusetzen, welche sein politisches Interesse ihm unaufhörlich zum Gesetze gemacht hatte. Sein Nachfolger Konstantin, der letzte Kaiser, machte aus demselben Grunde Anstrengungen, aber gleichfalls ohne Erfolg. Das Schisma trat von Neuem und um so fanatischer auf, als der Fall des Kaiserreichs für die gerechte Strafe der Apostasie der Kaiser erklärt wurde.

Isidor, ein geborner Grieche, welchen der Patriarch von Konstantinopel zum Metropoliten von Kiew, der ältesten und am meisten verehrten Kirche Rußlands, ernannt hatte, war zum Concil nach Florenz geschickt worden; er kehrte dogmatisch überzeugt und politisch durchdrungen von den Vortheilen, welche die Union Rußland bieten würde, nach Moskau zurück. Der Großfürst Wasilij Wasiliewitsch nahm ihn zuvorkommend auf, wollte aber dennoch die Union nicht proklamiren, ohne den Klerus und das Land früher zu Rathe zu ziehen. Er war seiner Autorität noch nicht hinlänglich gewiß, um einen Akt zu wagen, der ihn um seinen erst schwach befestigten Thron hätte bringen können. Die Union wurde zu Moskau von dem Metropoliten, von den Bojaren und insbesondere von dem Volke einhellig verworfen; die Verwerfung derselben von Seite Konstantinopels dürfte diesen Entschluß herbeigeführt haben.

Isidor ließ sich nicht irre machen; er kehrte in seine Diöcese zurück, um daselbst die Union zu proklamiren. Allein der Großfürst ließ ihn in ein Kloster sperren, aus welchem es ihm jedoch in der Folge gelang, zu entkommen, und sich nach Italien zu flüchten. Die Metropolitan-Kirche von Kiew blieb aber eben so wie die ihr unterstehenden Bisthümer der Unions-Akte treu; diese Bisthümer waren: Briansk, Smolensk, Peremischl, Turow, Lusk,

Wladimir, Polotsk, Chelm und Halitsch. Dies war der Ursprung der griechisch-unirten Kirche in Rußland.

Wasilij Wasiliewitsch seinerseits benützte die zu Moskau getroffene Entscheidung und den Umstand, daß der Kaiser und der Patriarch der Union beigetreten waren, um sich gänzlich von Konstantinopel zu trennen.

Bis zu diesem Zeitpunkte hatte die russische Kirche seit ihrer Gründung erst 6 Metropoliten russischer Herkunft gehabt, welche nach Konstantinopel gegangen waren, um daselbst von dem Patriarchen die Weihe zu erhalten; alle übrigen waren immer nach Kiew oder nach Moskau geschickt, und vorzugsweise unter den Bischöfen, die entweder geborne Griechen waren oder slavisch sprachen (was in Anbetracht der zahlreichen bulgarischen und serbischen Bevölkerungen gar nichts seltenes war) ausgesucht worden. Seit dieser Zeit hat die russische Kirche sich selbstständig konstituirt, und der Fall des morgenländischen Kaiserthums befestigte diese Selbstständigkeit. Das Ergebniß des Concils von Florenz bestand also für Rußland in der Emancipation seiner Kirche und in der Bildung der griechisch-unirten.

Hier muß man zuvörderst der Umstände erwähnen, welche sich an diese Epoche knüpfen, und welche gleichzeitig den Charakter der russischen Kirche und die Stellung des Souveräns zu derselben bestimmten.

Das Concil zu Florenz hatte zwischen Rußland und Italien Beziehungen angeknüpft, welche durch Zwischenagenten vermittelt wurden. Es waren um so mehr Beweggründe vorhanden, diese Beziehungen zu unterhalten, als die Unions-Akte von der ansehnlichsten Metropole des ungeheuren russischen Reiches angenommen war. Zur Zeit des Falles des griechischen Kaiserthums regierte einer der Brüder des Kaisers Paläologus in Morea als Vasall des Kaiserthums. Die Türken schritten ungesäumt ebenfalls an die Eroberung dieser Provinz; der Fürst zog sich nach Italien

zurück, wo er in Rom Aufnahme fand; bald darnach starb er daselbst. Der Papst ließ seine Kinder erziehen. Man machte Johann III., welcher Wittwer geworden war, auf die hoffnungsvolle Prinzessin Sophie, als auf eine für ihn passende Verbindung aufmerksam. Nachdem er sich durch seine geheimen Agenten die Gewißheit verschafft, daß seine Bewerbung der Prinzessin genehm sein, und von Seite des römischen Hofes auf kein Hinderniß stoßen würde, ließ er eine Gesandtschaft nach Rom abgehen mit dem Auftrage, um sie zu werben.

Die Annalen der Kirche vom Jahre 1472 beschreiben den Empfang, welcher dem Moskovitischen Gesandten in Rom bereitet wurde, und enthalten das Nähere über die Beweggründe, welche den heiligen Stuhl bestimmten, zu dem angesuchten Ehebündnisse seine Zustimmung zu geben.

Der Papst ließ die Prinzessin durch einen Legaten bis nach Rußland geleiten. *) Dieser hielt in allen Städten, welche er auf seiner ganzen Reise berührte, einen feierlichen Einzug, wobei ihm ein lateinisches Kreuz vorangetragen wurde. Als er auf russischem Gebiete anlangte, erregte der Anblick dieses Kreuzes zwar Erstaunen, aber nirgends weder Unruhe noch Widerstand. Johann III. hatte offenbar nichts dagegen einzuwenden gehabt, da er nirgends Befehl gegeben hatte, dagegen einzuschreiten. Als aber die Prinzessin einige Werste von Moskau entfernt Rast machte, und sich bereitete, Tags darauf daselbst ihren Einzug zu halten, erklärte der Metropolit dem Großfürsten, daß, wofern es dem Legaten gestattet würde, mit dem lateinischen Kreuze voran in Moskau einzuziehen, er mit seinem gesammten Klerus sich durch das entgegengesetzte Thor daraus entfernen würde. Das Volk sprach sich gleichfalls in dem fanatischen Sinne seiner Priester aus. Der

---

*) Auszug aus diesen Annalen, nach dem Exemplare der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

Großfürst schickte demnach einige vertraute Bojaren zum Legaten, um ihn über das Gebot der Umstände aufzuklären. Das Kreuz wurde verhüllt und auf einen Schlitten des Gefolges der Prinzessin gelegt. Der Metropolit zog ihr hierauf bis an die Stadtgrenze entgegen und geleitete sie in die Kathedrale, wo die feierliche Vermählung stattfand.

Das Primat über die russische Kirche, welches stets zu dem Sitze Kiew gehört hatte, war auf jenen von Moskau übergegangen, seitdem Kiew dem Beschlusse von Florenz getreu sich von jenem Theile der russischen Kirche, welcher diesen Beschluß verwarf, getrennt hatte. Der Metropolit von Moskau war in Folge dessen zu einer Gewalt gelangt, welche er bei diesem Anlasse geltend machte.

Wenn man das Benehmen Wasilij's während seiner ganzen Regierung aufmerksam verfolgt, darf man wohl mit Recht als gewiß annehmen, daß er zur Zeit des Concils von Florenz aufrichtig geneigt war, sich mit der lateinischen Kirche zu vereinigen, um sich dadurch der politischen Bevormundung zu entziehen, zu welcher die morgenländischen Kaiser in Folge des Primates des Patriarchen von Konstantinopel über die russische Kirche berechtigt zu sein schienen. Das Primat des Papstes ließ kein ähnliches Verhältniß befürchten, da dem Papste nicht wie den morgenländischen Kaisern die Stütze einer weltlichen Macht zu Gebote stand. Der Großfürst erblickte demnach darin nur die Aussicht auf größere Freiheit für seine Kirche und für sich selbst. Die Geschichte seiner ganzen Regierung beweist, daß er viel mehr von einer politischen Berechnung als von einem religiösen Gefühle geleitet wurde. Als daher durch den Fall des morgenländischen Kaiserthums die Furcht vor jener Abhängigkeit, welche ihm die Natur seiner religiösen Beziehungen zu jenem Reiche einflößte, geschwunden war, hatte er nicht nur allein nicht mehr dasselbe Interesse, sich mit Rom zu vereinigen, sondern an die Stelle

dieses Interesses trat sogar ein anderes von ganz und gar entgegengesetzter Art. So dachte und demgemäß handelte auch Johann III.

Seine Verbindung mit einer Prinzessin aus dem kaiserlichen Hause, welches den Thron eben eingebüßt hatte, führte den Großfürsten von Rußland noch weiter; er machte sich zum Erben des ganzen in Konstantinopel erloschenen Glanzes; er nahm das Wappen dieses Kaiserthums an, und benützte mit Geschick den Umstand, daß die morgenländische Kirche so eben in den Zustand der Sklaverei gerathen war, um über die russische Kirche jenen Antheil der souveränen Gewalt auszuüben, welche die Kaiser zu allen Zeiten über die orientalische Kirche geübt hatten. Demgemäß sah man ihn nach dem Beispiele der Kaiser Kirchenversammlungen ausschreiben und sie persönlich oder durch seine bevollmächtigten Vertreter präsidiren. Von diesem Augenblicke an hatte er kein Interesse mehr, sich Rom zu nähern und dem Papste eine Gewalt einzuräumen, deren er sich so eben für seine eigene Rechnung bemächtigt hatte. Er war von diesem Momente an der furchtbarste Gegner der griechisch-unirten Kirche, deren Gründung sein Vater durch seine Toleranz begünstigt oder doch mindestens erleichtert hatte.

Durch die glänzenden Thaten Peters des Großen geblendet, hat es einigen Geschichtschreibern beliebt, die Behauptung aufzustellen, daß das neue russische Reich erst von seiner Regierung datire und daß er der Schöpfer desselben gewesen. Diese irrige Ansicht erschwert die Würdigung dessen, was vor unsern Augen in Rußland vorgeht. Der wahrhafte Gründer des russischen Reiches ist Johann III. gewesen. Die Regierungshandlungen, durch welche er seinen Zweck zu erreichen wußte, waren oft so gewaltsamer Natur, daß die russischen Annalisten ihm den Beinamen des Furchtbaren gaben, während alle späteren Geschichtsschreiber ihn als den Großen bezeichnen. Peter I. hat das Reich bereits fertig vorgefunden, aber er hat zuerst die Größe desselben

gezeigt; sein Genie erkannte diese Größe und hat es verstanden, das Gefühl derselben seinem Volke beizubringen und alle ihre Mittel in Thätigkeit zu setzen.

Das kräftigste konstitutive Element des russischen Reiches liegt in dem Prinzipe der Einheit, welches Johann III. in dasselbe gebracht. Dieser Fürst gründete die Einheit der Gewalt, indem er alle Souveränitäts-Rechte in seiner Person concentrirte; die politische Einheit, indem er alle politischen Existenzen vernichtete, welche in anderweitigen Formen mehr oder weniger Unabhängigkeit fanden; die religiöse Einheit, indem er die Kirche seiner souveränen Gewalt dienstbar machte. Dieses Prinzip der Einheit bildet nun bereits seit nahezu vier Jahrhunderten gleichsam den Brennpunkt, von welchem alle Gedanken, gleichwie alle Maßregeln der russischen Regierung ausstrahlen.

Johann III. zog die als Lehen der apanagirten Prinzen des regierendes Hauses bestehenden der Regierungsgewalt nach selbstständigen und nur heimfälligen vereinzelten Fürstenthümer sämmtlich ein; so jene von Cherson, Twer, Tschernigow, Wladimir, Jaroslau, Viatka &c. Selbstständige politische Körper, wie Nowgorod und Pskow, welche über 600 Jahre zählten, wurden durch das Prinzip der Einheit vernichtet und absorbirt. Auf dieselbe Art verschwanden auch die eroberten unabhängigen Nachbarstaaten, wie Kasan, Astrachan, Biarmien, die Krimm. Später haben auch die polnischen Provinzen Lithauen, Samogitien, Wolhynien, Podolien ihre Namen verloren. Dieses ungeheuere Gebiet wurde in administrative Bruchstücke getheilt, welche nach einer gewissen Kopfzahl bemessen wurden. Dieses unter drei verschiedenen Formen, zu welchen sich im Verlaufe der Zeit noch eine vierte, nämlich die Armee gesellt hat, sich offenbarende Einheitsprinzig durchdringt den gesammten Staat mit dem von seinem Wesen unzertrennlichen Geiste, dessen ganzes Streben dahin gerichtet ist, die Entwicklung

jeder Kraft zu verhindern, welche ihrer Natur nach gefährlich werden könnte.

Johann III. hat es verstanden, zu gleicher Zeit das Prinzip aufzustellen und mit dem Beispiele voranzugehen. Wir brauchen zu diesem Behufe blos sein Benehmen gegen Nowgorod anzuführen. Diese Stadt war sowohl durch ihre vorzügliche Gesetzgebung scandinavischen Ursprunges, als durch ihren im Verkehre mit den Hansestädten gewonnenen Reichthum mächtig geworden, und hatte bei mehr als einem Anlasse ebensowohl durch den Geist ihrer Institutionen, als mit den Waffen in der Hand den Großfürsten von Rußland Widerstand zu leisten verstanden. Dieß war für Johann III. ein doppelter Grund, um es zu erdrücken. Die Stadt ward besiegt, entwaffnet und geplündert und hierauf die zahlreichen fremden Einwohner vertrieben, die Kaufleute slavischen Ursprunges aber gewaltsam nach den entferntesten Städten der verschiedenen Provinzen abgeführt, unter dem Vorwande, daß sie daselbst im Handelsfache Unterricht ertheilen sollten. Der Metropolit von Nowgorod, welcher das Primat des Metropoliten von Moskau nicht anerkennen gewollt, und an der Spitze seines Klerus die Bewohner zum Widerstand ermuntert hatte, wurde abgesetzt und in ein Kloster gesperrt. Der Großfürst forderte die Hälfte der erzbischöflichen und der Klostergüter als Eigenthum. Dieser Antheil bestand in zweitausend siebenhundert Pachtgütern, welche er in der Folge unter die Familien jener Bojaren vertheilte, die ihn auf diesem Zuge begleitet hatten. Dieser Erzbischof war der letzte, welcher in Rußland vom Volke erwählt wurde. Seit jener Zeit wurden sämmtliche von dem bischöflichen Sitze zu Moskau abhängigen Bisthümer über den jeweiligen Vorschlag des Metropoliten zu Moskau, welcher mit der vollen früher von den Patriarchen von Konstantinopel ausgeübten Gewalt bekleidet wurde, von dem Großfürsten besetzt.

Ein in der Geschichte unbeachtet gebliebener Umstand hat aber dazu beigetragen, der russischen Kirche das Gefühl beizubringen, daß in ihr allein das Prinzip der Orthodoxie der orientalischen Kirche unversehrt ruhe. Dieses Gefühl ist in dem russischen Volke um so lebhafter, da es nie die dogmatischen Discussionen gekannt hat, welche die Trennung der beiden Kirchen herbeiführten; denn es ist erst nach diesem Zeitpunkte zum Christenthume übergetreten; die Trennung wurde allerdings erst durch den Patriarchen Michael Cerularius im eilften Jahrhunderte vollzogen, allein Photius hatte bereits im neunten Jahrhunderte den Keim dazu gelegt und sie versucht.

Als Mahomet II. sich in Konstantinopel festsetzte und sich als Gebieter einer so großen Anzahl christlicher Unterthanen erblickte, wollte er ihre Religion kennen lernen, um zu entscheiden, ob er sie in seinem neuen Reiche gleichzeitig neben dem Islam würde fortbestehen lassen können.

Damals war Gennadius Patriarch; er hatte den Kaiser Paläologus II. noch als Laie zum Concil nach Florenz begleitet; eine Auszeichnung, welche er seinem ausgebreiteten theologischen Wissen zu danken hatte. Er war ein eifriger Anhänger der Union gewesen; nach seiner Rückkehr nach Griechenland ward er jedoch ein Gegner derselben und trat in ein Kloster. Nach dem Sturze des Kaiserreiches ward er wegen seines Rufes der Gelehrsamkeit und der Glaubenseifrigkeit zum Patriarchen gewählt. Mahomet fand ihn mit dieser Würde bekleidet, und ließ ihn auffordern, ihm eine Darstellung der Lehren des Christenthums vorzulegen. Die Lage der griechischen Bevölkerungen, welche eben so grausamen als barbarischen Gebietern wehrlos preisgegeben waren, legte dem Patriarchen die Verpflichtung auf, dem Befehle des Sultans in einer Weise zu entsprechen, welche die absolute Unverträglichkeit der beiden Religionen nicht ans Licht treten lassen sollte. Er endigte seine mit Schonung für den Islam verfaßte Arbeit mittelst einer Zusam-

menstellung, welcher die Billigung Mahomets so zu sagen den Werth eines neuen Glaubensbekenntnisses verlieh. Es war dieß das Mittel, der gleich dem Lande in Sklaverei verfallenen Kirche die Duldung des Sultans zu verschaffen. Es war mindestens ein Concordat, welches die Beziehungen der alten Kirche der neuen weltlichen Macht gegenüber regelte. Diese Thatsache allein macht es erklärlich, wie es möglich geworden, daß Bischöfe von Konstantinopel aus sich nach den von den Türken noch gar nicht besetzten Provinzen begaben, um daselbst die Unterwerfung unter das neue Reich zu predigen, wie dieß insbesondere in der Wallachei und in der Moldau geschah.

Man wird es nunmehr begreiflich finden, wie die russische Kirche seitdem selbst auf dem dogmatischen Gebiete von dem Gefühle ihrer Ueberlegenheit durchdrungen sein mußte.

Der Großfürst von Rußland säumte nicht, aus seiner Kirche ein politisches Werkzeug zu machen. Rußland und Lithauen waren seit mehr als zweihundert Jahren fortwährend gegen einander im Kriege, und strebten unaufhörlich eines auf Kosten des andern nach Gebietsvergrößerung. Der junge Großfürst von Lithauen, Alexander, wollte, erschreckt durch die Johann III. zur Verfügung stehenden überlegenen Streitkräfte jene langen Kämpfe, welche am Ende doch auf kein anderes Ziel und Ergebniß als den Besitz einiger Länderstrecken mehr oder weniger hinausliefen, durch einen dauerhaften Frieden beendigen, und hielt, um eine Bürgschaft für seine Aufrichtigkeit zu geben und sich zu gleicher Zeit jener seines Nachbars zu versichern, um die Hand seiner Tochter an. Der Friedens-Tractat und der Ehevertrag wurden zu gleicher Zeit im Jahre 1494 unterzeichnet, und bereits 1500 brach der Krieg von Neuem und heftiger los als je zuvor.

Der politische Zweck des Großfürsten von Rußland ging dahin, Kiew und sein ganzes Gebiet, welches von Lithauen erobert worden war, diesem wieder zu entreißen. Allein da dasselbe durch

frühere Tractate, welche durch die neue Allianz eben wieder ratificirt worden waren, abgetreten worden, so suchte Johann III., unter dem Vorwande, seine Glaubensgenossen, die Unterthanen Lithauens, zu beschützen und daselbst zugleich der durch das Concil von Florenz herbeigeführten Spaltung ein Ende zu machen, mit seinem Schwiegersohne Händel anzufangen. Eine einzige Thatsache reicht hin, um zu zeigen, wie wenig gegründet dieser Vorwand zum Kriege war. Großfürst Alexander konnte die griechische Kirche keineswegs verfolgt haben, denn er vertraute den Oberbefehl über seine Truppen einem General Ostroskim an, von welchem der Legat des heiligen Stuhles in Lithauen an den Papst schrieb: „Er ist im Felde ein Romulus, zu Hause ein weiser und frommer Numa, allein dabei ein blinder Schismatiker durch seine übergroße Anhänglichkeit an die griechische Kirche."

Ein anderes Faktum zeigt ferner, daß Johann III. in seinem Benehmen häufig den politischen Vortheil über die religiösen Principien stellte. Er hatte seit langer Zeit mit dem Chan der krimmischen Tartaren, dessen Horde sich kürzlich daselbst niedergelassen hatte, eine Offensiv- und Defensiv-Allianz geschlossen. Bereits im Jahre 1482 hatte er den erwähnten Chan zur Erfüllung dieses Tractates aufgefordert und ihn eingeladen, in die an sein Gebiet gränzenden lithauischen Provinzen einzufallen. Diese Horde überzog in der That Kiew, plünderte die Stadt und ihre Kirche, und sengte und raubte in der ganzen Gegend. Der junge Großfürst von Lithauen hatte durch seine Verbindung mit der Tochter Johann III. sein Land vor der Wiederkehr ähnlicher Unglücksfälle sicher zu stellen gehofft. Allein in dem Augenblicke, wo Johann im Jahre 1500 einen neuen Krieg vom Zaune brach, bei welchem ihm angeblich einzig und allein die Religion zum Beweggrund diente, forderte er auch seinen treuen Verbündeten, den Chan der Krimm, zu einem erneuerten Einfalle in Lithauen auf, und dieser äscherte hierauf zum zweiten Male daselbst eine große

Anzahl von Städten ein und führte eine Menge Einwohner mit sich fort in die Sklaverei.

Im Jahre 1501 starb der König von Polen. An seine Stelle wurde der Großfürst Alexander erwählt, und nun stand Polen mit Lithauen vereint zum ersten Male Mann gegen Mann Rußland im Kampfe gegenüber. Johann III. starb im Jahre 1505 und sein Schwiegersohn Alexander, König von Polen, 1506. Johann's Nachfolger, Wasili Iwanowitsch, zeigte, daß er alle politischen Prinzipien seines Vaters geerbt hatte. Sobald er den Tod seines Schwagers, des Königs von Polen, erfuhr, ertheilte er dem Gesandten, welcher seiner Schwester sein Beileidsschreiben überbringen sollte, den geheimen Auftrag, sie zu bewegen, ihren Einfluß aufzubieten, um seine Wahl zum König von Polen durchzusetzen, indem er ihr dabei vorstellen ließ, daß sie durch die Vereinigung der drei Länder — Lithauen, Polen und Rußland — ihren Namen unsterblich machen würde, denn von diesem Augenblicke an würden die verderblichen Kriege zwischen ihnen ein Ende finden; der Unterschied der Religion sollte dabei nicht im Wege stehen; er würde sich im Voraus eidlich verpflichten, die römische Kirche zu schirmen, und dem Volke mehr Gutes thun, als ein Souverän seiner eigenen Konfession dies im Stande wäre.

Diese lockenden Worte kamen zu spät. Polen konnte ohne Gefahr den Thron nicht lange unbesetzt lassen. Der Bruder des verstorbenen Königs erhielt demnach alle Wahlstimmen, und die Königin Wittwe übersandte ihrem Bruder, dem Großfürsten von Rußland, als Antwort die Nachricht von dieser Wahl.

Wasili zeigte alsbald, daß er sowohl nach innen als nach außen die Politik seines Vaters, Johann III., fortsetzte. Die Stadt Pskow hatte, des langen Widerstandes gegen Rußland müde, sich zuletzt ihm unterworfen. Obgleich diese Stadt ohne Schwertstreich in Besitz genommen worden, ließ er dennoch 300 der angesehensten Familen gewaltsam nach Moskau abführen. Ein Chro-

nist, dessen Worte Karamsin in seiner Geschichte anführt, äußert sich hierüber wie folgt: „So endete die glorreiche Existenz Pskow's, welches nicht von den Ungläubigen, sondern von seinen christlichen Mitbrüdern genommen wurde. O du einst so blühende Stadt, wie hauchst du heute schmachtend und verheert deine Klagen aus! Ein Adler, mit gewaltigen Fittigen und mit Löwenkrallen bewaffnet, hat sich auf dich niedergestürzt und die drei Zedern des Libanon zerschmettert, welche in deinem Schoße wurzelten; er hat dir die Schönheit, den Reichthum und die Bürger geraubt; er hat deine Plätze aufgewühlt und deine Häuser gleich Unrath hinweggefegt; er hat uns unsere Brüder und Schwestern entrissen, um sie nach entfernten Gegenden hinwegzuführen, wo weder ihre Väter noch ihre Ahnen jemals gewesen waren."

Diese Worte erinnern zugleich an die Klagen und an die Leiden der Hebräer. Pskow hatte 600 Jahre lang als unabhängige Stadt bestanden, die sich selbst regierte und in ihrem Verkehre mit Deutschland und der Hansa sich civilisirte und bereicherte.

Die Kriege mit Polen kamen ungesäumt nicht nur allein wieder mit ihrer frühern auf der Rivalität der beiden Mächte beruhenden Heftigkeit zum Ausbruche, sondern wurden noch erbitterter geführt, weil sie seitdem auf beiden Seiten den Charakter von Religionskriegen angenommen hatten.

Das bisher Angeführte genügt, um zu zeigen, welche Stellung Rußland in religiöser Beziehung seit Jahrhunderten eingenommen; es erübrigt nunmehr in flüchtigen Umrissen auch die betreffende Stellung Polens zu schildern.

Von Feinden umrungen und ohne Unterlaß angegriffen, wie dieses Königreich war, mußte es beständig politische und Religionskriege zugleich führen; so gegen die Könige von Schweden, gegen die Kurfürsten von Brandenburg, so gegen die Großmeister des deutschen Ordens, gegen die Fürsten der Moldau; später gegen

die Türken, die Chane der Krimm, endlich gegen Rußland. Polen hätte noch ungleich schneller unterliegen müssen, hätte es nicht in dem katholischen Prinzipe, von welchem es durchdrungen war, ein viel energischeres Element des Widerstandes gefunden, als seine politische Verfassung ihm zu bieten vermochte.

Die Religionsfragen wurden zu Oliva, gleichwie früher zu Münster, in einem versöhnlichen und toleranten Geiste behandelt, welcher zunächst ganz und gar zum Vortheile sämmtlicher Dissidenten ausschlug.

Alle in dem Tractate von Oliva stipulirten gegenseitigen Bürgschaften wurden in dem 1686 zwischen Polen und Rußland geschlossenen Vertrage von Kardis erneuert. Aber während die beiden Staaten einen Religionsfrieden unterzeichneten, waren die beiderseitigen Völker weit entfernt, ihn zu ratifiziren. Beide waren von demselben Prinzipe beherrscht, welches sie in so manchen verhängnißvollen Augenblicken ihrer Geschichte vor der Vernichtung gerettet hatte. Als in Rußland während eines unseligen Interregnums und in Folge der so merkwürdigen Episoden der falschen Demetrius' der Bürgerkrieg wüthete, wußte Polen diese Umstände zu einem Angriffe gegen seinen alten Feind geschickt zu benützen. Seine Waffen errangen einen vollständigen Erfolg, welcher ihm eine dauernde Ueberlegenheit verschafft haben würde, wenn Rußland nicht durch den religiösen Glauben jene Einheit des Widerstandes, welche ihm zu mangeln begann, wieder erlangt hätte; denn viele Russen aus der Classe der Bojaren, welche die junge Macht der Czaren bereits fürchteten, hatten sich mit den Polen verbündet. Beide Kirchen standen sich demnach noch einmal im Kampfe unmittelbar gegenüber und Rußland trug zuletzt den Sieg davon.

Die inzwischen abgeschlossenen Friedensverträge waren bloße Waffenstillstände. Die Gesetzgebung der beiden Staaten trennte die beiden Völker und machte den Frieden zwischen beiden

Religionen zur Unmöglichkeit. Der Uebertritt von einer Confession zur andern wurde als Verbrechen des Landesverrathes betrachtet und nach den Criminal-Gesetzen als solcher bestraft. Nicht die Inquisition durchforschte das Gewissen der Gläubigen, um sie zu strafen oder im Glauben zu stärken, sondern ein politisches Gesetz ahndete das vollbrachte Verbrechen der Apostasie.

Die Polen hatten während zweihundert Jahren gegen die unablässigen Angriffe des Protestantismus und der morgenländischen Kirche gekämpft, und dabei in einem lebhaften Gefühle des katholischen Glaubens das Prinzip ihrer Einheit und ihres Widerstandes gefunden. Die Bedingungen, welche sie in dem Tractate von Oliva zu Gunsten der Dissidenten, zu welchen auch die nicht-unirten Griechen gerechnet wurden, eingingen, wurden ihnen durch die Nothwendigkeit abgezwungen, endlich den so langwierigen Kriegen, welche ihre politische Stellung bereits so sehr erschüttert hatten, ein Ende zu machen; allein diese Bedingungen wurden ohne innere Ueberzeugung zugestanden, und ohne daß man die alten Gesetze des Königreichs darum für abgeschafft halten wollte. So geschah es denn, daß man im Laufe der nächsten hundert Jahre nach dem Frieden, nämlich von 1660 bis 1766, die zu Gunsten der Dissidenten festgesetzten Bedingungen allmählich nicht mehr einhielt, indem die Administration von dem Geiste der alten Gesetze des Königreiches durchdrungen wurde. Die Beschwerden von Seite der dabei unmittelbar interessirten oder als Garanten der Tractate solidarisch verbindlichen Mächte häuften sich in dem Maße, daß die letzteren dadurch in die Nothwendigkeit versetzt wurden, sich unter einander zu verständigen.

Demgemäß richteten (1766) Preußen, Dänemark, Schweden und England gleichlautende Vorstellungen an Polen, worin sie auf Abstellung der Mißstände und auf Erfüllung der Tractate drangen. Der Warschauer Senat versprach die Sache zu untersuchen, und sodann was Rechtens wäre vorzukehren. Diese aus-

weichende Antwort abgerechnet, blieb Alles beim Alten. Die Mächte erließen hierauf 1767 eine positive Erklärung, worin sie die Abschaffung aller den alten Tractaten zuwiderlaufend erlassenen Gesetze und Ordonnanzen forderten, und die Abschließung neuer bestimmter lautender und dem Geiste der Zeit mehr entsprechender Verträge verlangten.

Die evangelischen Dissidenten traten als Conföderation zusammen, um ihre Beschwerden aus einander zu setzen und Gerechtigkeit zu verlangen; die Städte Thorn, Elbing und Danzig, dann die kurländischen Stände schlossen sich dieser Conföderation und dem von ihr erlassenen Manifeste an. Eine allgemeine Conföderation des Herzogthums Lithauen, wo die nicht-unirten Griechen sehr zahlreich waren, erließ eine Erklärung, kraft deren alle Edelleute des Großherzogthums ohne Unterschied der Confession sich verpflichteten, auf dem nächsten Landtage dahin zu wirken, daß die Dissidenten wieder in alle ihre Rechte eingesetzt würden; zugleich ertheilte sie dem von Rußland so eben zu ihren Gunsten erlassenen Manifeste ihre volle Beistimmung.

Der englische Gesandte Mr. Wroughton übergab dem Könige und den Ständen der Republik Polen die nachstehende Erklärung vom 4. November 1766, worin Seine brittische Majestät durch eine enge Allianz zwischen den Höfen von Petersburg, Berlin und Kopenhagen sich bemüssigt sieht, sich für die Dissidenten in aller Form Rechtens und in ihrer Eigenschaft als Garant des Friedens von Oliva zu verwenden rc.

Erklärung
des Königs von England an den König und die Stände der Republik Polen. Vom 4. November 1766.

Aus dem Französischen. S. Martens, Recueil, Bd. I., p. 354 ff.

Seine brittische Majestät, stets geneigt, die protestantischen Christen und insbesondere diejenigen, welche kraft besonderer Conventionen Ihren Beistand in Anspruch zu nehmen berechtigt sind, auf alle Weise zu schützen, sehen sich bemüssigt, Ihre dringenden Vorstellungen zu Gunsten jenes unter der Benennung von Dissidenten bekannten unterdrückten Theiles der polnischen Nation zu wiederholen. Demgemäß hat der Unterzeichnete in Folge erneuerter Befehle des Königs, seines Herrn, die Ehre, Eurer Majestät und der Republik Polen vorzustellen, daß Se. königlich brittische Majestät, abgesehen von so vielen anderen triftigen Gründen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, welche Sie zu der Hoffnung eines glücklichen Erfolges der gegenwärtigen Unterhandlungen über diese Angelegenheit veranlassen, sich durch eine enge Allianz zwischen den Höfen von Petersburg, Berlin und Kopenhagen gezwungen sehend, für die Dissidenten in aller Form Rechtens und in ihrer Eigenschaft als Garant des Friedens von Oliva sich zu interessiren, den Wunsch hegt, daß dieser tugendhafte aber unglückliche Theil der polnischen Unterthanen auf gegenwärtigem Landtage, als Glieder des Staates wieder in den Besitz ihrer Rechte und Privilegien, desgleichen in den ruhigen Genuß ihres Cultus, der ihnen, wie Jedermann weiß, vor der Unterzeichnung des gedachten Tractates von Oliva gebührte, eingesetzt werden mögen. Zugleich zieht Se. brittische Majestät in Erwägung, wie innig die eigenen Interessen der Republik mit der Gerechtigkeit dieser Angelegenheit, desgleichen mit den Grundgesetzen des Königreiches verflochten sind; Gesetze, welche nicht nur allein seit Jahrhunderten beobachtet,

sondern auch durch so feierliche Verträge mit den nordischen Mächten erneuert worden sind, daß es keineswegs angehen kann, irgend etwas daran ändern zu wollen, außer mit allseitiger Zustimmung der contrahirenden Theile. Voll Vertrauen auf die Billigkeit und den Scharfblick Sr. königl. polnischen Majestät, welche seit dem Beginne Ihrer Regierung so viele Beweise von Eifer für das Glück der Menschheit und von Liebe für die Rechtspflege und für die Republik gegeben haben, zweifeln Se. brittische Majestät auch keinen Augenblick, daß man endlich aufhören werde, ihren gerechten Wünschen unwirksame Constitutionen entgegenzusetzen, welche mitten unter inneren Unruhen errichtet, durch die förmlichen Proteste und ausdrücklichen Erklärungen von Seite der fremden Mächte widersprochen worden sind.

Obgleich die Rechte und Privilegien der Dissidenten auf einer Lehre beruhen, deren Prinzipien der Liebe und des Wohlthuns den wahren Charakter des Christenthums darbieten, und obwohl die Göttlichkeit ihres Stifters, welcher sie zuerst predigte, selbe noch weniger zweifelhaft macht, so wird dennoch die Uebung dieser Religion gestört, und werden dennoch ihre Bekenner von allen Ehrenämtern ausgeschlossen und aller Mittel beraubt, ihrem Vaterlande zu dienen. Nichtsdestoweniger sind ihnen ihre Rechte und Privilegien durch die Ordonnanzen des Reiches bestätigt, und durch die Tractate gesichert worden, welche auf so geheiligten und vor den Augen aller Nationen so offen daliegenden Grundlagen beruhen, daß der unterzeichnete Gesandte eines Monarchen, welcher für die Republik die aufrichtigsten Gefühle der Freundschaft und die Neigung hegt, ihr bei jeder Gelegenheit davon Beweise zu geben, sich schmeichelt, daß die Vermittlung des Königs, seines Herrn, jenen Erfolg haben werde, welchen man sich natürlicherweise davon versprechen darf; daß die Weisheit der versammelten Nation die Uebelstände abstellen werde, welche den Staat zerfleischen und die Dissidenten unterdrücken, und daß sie sowohl die

kirchlichen als bürgerlichen Angelegenheiten wieder in denjenigen Stand herstellen werde, in welchem sie sich vor dem Abschlusse des Tractates von Oliva befunden. Uebrigens sind die aufrichtigen Wünsche Sr. brittischen Majestät für den Ruhm des Königs von Polen und für das Wohlergehen der Republik so notorisch, daß es überflüssig wäre, ihnen deßhalb neue Versicherungen zu geben. Der Unterzeichnete kann indessen nicht umhin, dieselben als einen unwiderleglichen Beweis ihrer Wirklichkeit hiermit zu wiederholen.

Gez. **Wroughton.**

Diese gleichzeitig gemachten Schritte führten zwischen den einschreitenden Mächten und der Republik Polen zu Unterhandlungen, welche (1768) den Abschluß von zu Warschau unterzeichneten Verträgen zur Folge hatten. Diese Verträge stellten nur das Prinzip fest; es wurde jedem eine Separat-Acte angeschlossen, welche die gegenseitigen Rechte, Prärogative und Verpflichtungen der verschiedenen Confessionen sowohl in geistlicher als weltlicher Beziehung regelte. Demgemäß wurde die römisch-katholische Religion auch noch fortan die herrschende genannt. Es wurde ferner bestimmt, daß nur ein Katholik zum König von Polen wählbar sei. Der Religionswechsel wurde ebenfalls noch ferner als ein Verbrechen betrachtet.

Die dem Tractate zwischen Rußland und Polen beigegebene Separat-Acte war weit sorgfältiger und umständlicher redigirt als jene der anderen Mächte, weil die große Anzahl von nicht-unirten Griechen in den lithauischen Provinzen die Beziehungen der beiden Confessionen sehr verwickelt machte.

In dem für alle Tractate gleichlautenden Artikel II. dieser Separat-Acte wurden alle 1424 und 1439 gegen die Ketzer erlas-

senen alten Jagellonischen Edicte und Statuten aufgehoben, und auf die Nicht-unirten und Dissidenten nicht anwendbar erklärt. Desgleichen wurden alle in die Conföderationen und Constitutionen von 1717, 1732, 1736, 1764 und 1766 gegen dieselben aufgenommenen Artikel für ungültig erklärt. Der nachfolgende Auszug aus dem Statute der Jagellonen genügt, um die Strenge dieser Gesetzgebung und den Eifer, mit welchem der Landtag dieselbe aufrecht zu erhalten suchte, zu zeigen.

Dekret

des Königs Ladislaus Jagello, aus Vielun, am Sonntage Judica des Jahres 1424.

(Auszug.)

.... Jeder Ketzer, oder der Ketzerei Verdächtige, und jeder Beschützer und Beförderer derselben, soll in Unseren Reichen als Majestätsverbrecher gefangen und nach Maßgabe seiner Schuld bestraft werden. Und alle jene, die aus Böhmen unser Reich betreten, sind einer strengen Prüfung ihrer ketzerischen Schlechtigkeit, durch die Bischöfe oder die hiezu vom heiligen Stuhle abgeordneten oder noch abzuordnenden Magister, zu unterziehen. Wenn aber ein Bewohner unseres Reiches, weß Standes oder Würde er auch immer sein möge, von jetzt an bis Christi Himmelfahrt aus Böhmen zurückzukehren unterläßt, so ist er für einen überwiesenen Ketzer zu halten, und den Strafen zu unterziehen, welche gewöhnlich den Ketzern auferlegt werden. Und nicht minder sind ihre beweglichen und unbeweglichen Güter von was immer für einer Art, für unseren Schatz zu konfisziren, und deren Kinder, männlichen und weiblichen Geschlechts, sollen ihres Erbrechts und der Ehrenvorzüge verlustig sein, nie mehr zu Würden erhoben werden,

und sammt Eltern und Kindern für ewige Zeiten ehrlos bleiben, auch niemals mehr eines Adels- oder Ehrenrechts genießen. . . . .

Beschluß
des polnischen Landtages zu Neu-Corczyn am Tage St. Marci 1438.

. . . . Wenn ein im Königreiche Polen begüterter Indigena dieses Reiches sich Eingriffe in das gemeine Land-Recht erlauben, oder dem Königreiche nachtheilige Kriege, ohne Bewilligung unseres gnädigsten Königs unternehmen, oder endlich ketzerische Irrthümer begehen oder befördern wollte, so versprechen wir, auf Treue und Ehre, uns gegen einen solchen, oder gegen solche, sie seien was immer für eines Standes, Ranges und Würde, geistlich oder weltlich, zu ihrer Vernichtung zu erheben, und ihnen, sie mögen mit uns durch Verwandtschaft, Schwägerschaft oder in was immer für einer Weise verbunden sein, weder durch Rath noch That irgend Beistand zu leisten. . . . .

Rußland, welches für sich allein bisher und auch jetzt noch nicht stark genug war, um Polen Gesetze zu dictiren, hatte in allen Verhandlungen, welche bisher in seinem Einvernehmen zwischen den protestantischen Staaten und Polen stattgefunden hatten, die nicht-unirten Griechen unter der allgemeinen Benennung Dissidenten einbeziehen lassen; demgemäß wurde der Paragraph 2 des erwähnten Artikels II. folgendermaßen redigirt:

„Das Grundgesetz vom Jahre 1573 und die Eidesformel aller Könige von Polen bis auf unsere Tage machen klar ersicht-

lich, daß der Name Dissidenten gleichmäßig auf alle christlichen Religionsgesellschaften paßt. . . . . .

„Man wird den Namen Ketzer, Schismatiker oder Nicht-Unirte nicht mehr brauchen, sondern vielmehr sie orientalische nicht-unirte Griechen, Dissidenten oder Evangelische nennen. Ihre Religion wird nicht mehr Secte oder Ketzerei, sondern Glauben, Religion oder Confession geheißen werden."

Der Paragraph 10 lautete folgendermaßen: „Die Ehen zwischen Personen verschiedener Religion, nämlich zwischen Katholiken, nicht-unirten Griechen und Evangelischen der einen oder der andern Confession werden durchaus weder verboten noch gehindert werden. Von den Kindern aus solcher Ehe werden die Söhne in der Religion des Vaters und die Töchter in jener der Mutter erzogen werden. Adeliche Personen können vor der Trauung vermittelst eines Ehe-Vertrags ein anderes Uebereinkommen treffen. Die Trauung ist durch einen Priester oder Pastor der Glaubensgenossenschaft, welcher die Braut angehört, zu verrichten."

Die übrigen zahlreichen Paragraphe dieses zweiten Artikels haben die Regelung aller administrativen Angelegenheiten der verschiedenen Culte in ihren wechselseitigen Berührungen zum Gegenstande. Sie bestimmen alle Rechte ihrer Gerichtsbarkeit, sowohl in geistlicher als in weltlicher Beziehung. Am Schlusse aller dieser mit der größten Genauigkeit redigirten Vorschriften heißt es wie folgt:

Artikel V. §. 4. „Nachdem nun alle oben specificirten Punkte sowohl auf dem Natur- und Völkerrecht, als auf alten der Gleichheit und Freiheit der Polen zum Grunde liegenden Privilegien und Constitutionen beruhen, und nachdem überdies die nicht-unirten Griechen und die Dissidenten beider Confessionen sich während einer langen Reihe von Jahren im friedlichen Besitze aller ihrer Prärogative und Freiheiten befunden haben, und man sie erst durch lange nach dem Tractate von Oliva und dem Ver-

trage von 1686 (nämlich zu Kardis zwischen Rußland und Polen) verfaßte ungesetzliche Constitutionen darin gestört hat; nachdem ferner Ihre Majestät die Kaiserin aller Reussen als Nachbarin der Republik nicht minder als Ihre Majestäten die Könige von Schweden, von Preußen, von England und von Dänemark als Garanten der erwähnten Tractate auf der Wiederherstellung der den nicht-unirten Griechen und den Dissidenten sowohl in geistlicher als weltlicher Beziehung gebührenden Rechte und Freiheiten bestehen, so sollen alle in den Artikeln der vorliegenden Separat-Acte angeführten Punkte als ein beständiges ewiges und unwandelbares Gesetz betrachtet und beobachtet werden."

Dem zu Folge sehen wir, so wie zur Zeit, als Polen noch eine überwiegende politische Macht war, die Allianz der protestantischen Mächte mit Rußland fortbestehen und dem geschwächten und wehrlosen Polen 1768 das einzige ihm noch übrig gebliebene Prinzip der Einheit und des Widerstandes rauben.

Dadurch, daß Polen gezwungen wurde, der vollen Gleichheit der Culte Thür und Thor zu öffnen, verlor es die letzte Spur des Selbstgefühls seiner frühern Existenz und mußte nothwendig alsbald in Trümmer gehen. Dieser Vertrag von 1768 war seine letzte politische Verhandlung. Von ihrem fortwährenden Oppositions-Geiste gegen den Katholicismus hingerissen, beschleunigten die protestantischen Mächte den Ruin eines Staates, den zu erhalten in ihrem Interesse hätte liegen sollen.

Die erste Theilung fand 1772 statt. Am 18. September 1773 wurden zu Warschau zwischen den drei theilenden Mächten und Seiner Majestät dem Könige und der Republik Polen Tractate geschlossen, welche alle aus dieser neuen Lage entspringenden Interessen regelten.

Die napoleonische Epoche hat mehrmals den Besitzstand der theilenden Mächte, aber nie etwas an den Verbindlichkeiten geändert, welche eine jede von ihnen gegenüber ihren neuen Unterthanen übernommen hatte. Die verschiedenen Abtretungs- und Wiederabtretungs-Acte haben keine der diesfalls bestehenden Stipulationen geändert.

Der Wiener Congreß hat eine andere Ordnung der Dinge geschaffen; er hat ein neues Königreich Polen constituirt und dabei die Theilung aufrecht erhalten. Kaiser Alexander octroyirte diesem Königreiche eine Constitution, welche ihm mehr Freiheit verlieh, als es ertragen konnte. Die französische Revolution übte auf alle die Elemente, welche jene Constitution wieder nach Polen gebracht hatte, einen so mächtigen Einfluß, daß er unwiderstehlich wurde. Alles, womit Kaiser Alexander Polen ausgestattet hatte: eine intelligente Verwaltung, wohlgeordnete Finanzen, eine zahlreiche, geübte und wohl disciplinirte und von erfahrenen polnischen Generalen befehligte Armee, alle diese Hilfsquellen wurden gegen Rußland gekehrt. Es hatte einen hartnäckigen und blutigen Kampf zu bestehen, welcher durch einen fast allgemeinen Aufstand der nicht zum Königreiche gehörigen ehemaligen polnischen Provinzen noch gefährlicher wurde.

Die Empörung wurde besiegt und entwaffnet. Der Kaiser von Rußland hatte ein unbestreitbares Recht, dem Königreiche die ihm gegebene Constitution wieder zu nehmen. Diese Empörung wirkte auf das Gemüth des Kaisers als eine plötzliche Warnung, wie gefährlich es für Rußland sein würde, Polen, so wie es war, constituirt und begünstigt fortbestehen zu lassen. Die gegen ihn und sein Haus ausgesprochene Entthronung wurde für ihn ein persönlicher Grund, um ihn noch mehr zu reizen.

Ein solcher Act, welcher nur das Ergebniß eines vollständigen Sieges hätte sein können, war zu Anfang des Kampfes vollends Wahnwitz.

Polen kam bei diesem Anlasse auf seine alte Geschichte zurück. Die Religion war dasjenige Gefühl, welches am kräftigsten und gewaltigsten auf das Gemüth der Massen wirkte; es war das einzige noch vorhandene Bruchstück aus den Trümmern des alten Polens.

Ein in dem Journal l'Univers vom 8. März 1846 erschienener Brief mit der Unterschrift Valerius Vieloglovski zeigt, mit welcher Anstrengung das heutige Polen sich mit seinem ehemaligen Geiste zu durchdringen strebte; eine Tendenz, welche es erklärlich macht, warum alle diese Anstrengungen vergeblich geblieben sind.

Es kömmt in dem erwähnten Schreiben folgende Stelle vor:

„Ganz Polen begreift vollkommen, daß der Katholicismus die einzige Basis seiner Nationalität und die alleinige Hoffnung seiner Zukunft ist. Wie Jedermann weiß, haben wir ungeachtet unserer Verirrungen uns jenen lebendigen Glauben zu erhalten gewußt, welchem keine menschliche Lehre uns jemals wird abwendig machen können. Der Glaube lebt in uns wie das Blut unserer Väter, und er ist auch der schönste Erbtheil, welchen sie uns hinterlassen haben. Selbst unsere Sprache ist vorzugsweise christlich, und alle unsere unsprünglichen Institutionen wurden aus der Weisheit der Kirche geschöpft. Unsere Armee als Ganzes trägt den Namen des Glaubens, Viara, und der Soldat insbesondere heißt Mann des Glaubens oder Gläubiger, Viarus. *) Es bedarf keines andern Hebels, als des Glaubens und des Patriotismus, und das ganze Volk wird in Masse aufstehen."

Dieser Brief hätte an und für sich keine Bedeutung, wenn er bloß der Ausdruck der Ueberzeugung eines Einzelnen wäre; allein er ist mehr als das, er beurkundet die Ansicht aller Polen, man findet dafür die Belege in dem ganzen Gange ihrer früheren

---

*) Russisch und serbisch: Vjera. Die Bezeichnung Viarus für Krieger scheint im Polnischen erst seit 1830 üblich geworden zu sein.

Geschichte. In dieser Ansicht liegt eine von den Hauptursachen von Polens politischem Verfalle; denn wie sollte die unnatürliche Verbindung zweier geradezu entgegengesetzter Ideen anders als zerstörend wirken? Die Nationalität als Prinzip der Trennung erzeugt eine Rivalität, welche nur zu oft bis zum Hasse steigt, während das Christenthum ein Band der Brüderlichkeit um alle Menschen schlingen soll. Allein wenn man die Religion zu einem Nationalinstitute herabsetzt, muß wohl der politische Fanatismus zuletzt zum religiösen Fanatismus führen; und gerade dieser Hebel des Glaubens und des Patriotismus, mittelst dessen man durch so lange Zeit die Masse des polnischen Volkes in Bewegung gesetzt hat, und welchen man noch heutzutage ansetzen will, ist es, der Polen alle seine Feinde zugezogen hat. Es ist insbesondere seit 400 Jahren die Triebfeder der politischen Bewegung Rußlands gegen dasselbe. Ist es also nicht mehr als unklug, an derlei Gewalten zu appelliren, ohne der Ungleichheit der Ausdehnung und der Bevölkerung der beiden Länder Rechnung zu tragen?

Sehen wir einmal, ob die Thatsachen nicht mit unserer Ansicht übereinstimmen.

Zur leichteren Würdigung dieser Untersuchung muß man sich gegenwärtig halten, daß der griechisch-unirte Ritus lediglich in ursprünglich russischen Provinzen, welche unter der Jurisdiction der Metropolitankirche von Kiew gestanden, eingeführt worden. Wo demnach dieser Ritus in Polen bestand, deutete er auf zweierlei, nämlich auf russischen Ursprung und auf eine Eroberung der Polen auf Kosten Rußlands. Die lithauische Regierung hatte, um diese Provinzen sich noch mehr zu assimiliren, daselbst das lithauische Gesetzbuch eingeführt, was um so leichter geschehen konnte, als diese Gesetze vorzüglicher waren, als die damaligen russischen. So standen die Dinge insbesondere in Volhynien und in Podolien, Provinzen, welche der polnische Adel erobert und für eigene Rechnung in Besitz genommen hatte. Daher sah man da-

selbst eine dem Volke durch Sprache, Abkunft und Religion entfremdete Aristokratie.

In Erwägung dieser Thatsache setzte die Kaiserin Katharina nach der ersten Theilung Polens das lithauische Gesetzbuch außer Kraft und führte das Volk vom griechisch-unirten Ritus in den Schooß der russischen Kirche zurück. Auf die Ereignisse, welche ihre lange Trennung herbeigeführt hatten, wurde dabei keine Rücksicht genommen; um unmittelbar an die Regierung des Großfürsten von Rußland, Johanns III., anzuknüpfen, griff die Geschichte mit einem einzigen Sprunge um beinahe vier Jahrhunderte zurück.

Da sich jedoch die bürgerlichen Gesetze, welche die so vielfältigen Beziehungen aller Eigenthums- und Familien-Interessen regeln sollen, nicht jeden Augenblick ändern lassen, ohne überall Verwirrung anzurichten, gab Kaiser Paul I. bei seiner Thronbesteigung diesen Provinzen wieder das lithauische Gesetzbuch.

Der Polenaufstand vom Jahre 1830 zeigte, wie mächtig der Einfluß des Adels und der Geistlichkeit auf die Massen des Volkes gewesen. Der griechisch-unirte Ritus hatte da, wo er noch bestanden, dem Gange der Empörung keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt. Man sah dagegen die sämmtliche Landbevölkerung von Volhynien und von Podolien der Verlockung zum Aufruhre ihr Ohr verschließen; der Adel allein griff daselbst zu den Waffen. Diese Provinzen boten bereits zum zweiten Male die nämliche Erscheinung dar. Während des Aufstandes Koszinsko's war ein kaum zweitausend Mann starkes Corps daselbst eingefallen, um die Empörung weiter zu verbreiten. Allein da es keine Unterstützung fand, wurde es sammt und sonders an den Ufern des Stir und zwar in derselben Stellung gefangen genommen, in welcher vierzig Jahre später Dwernicki, der beiläufig mit einer eben so starken Streitmacht dieselbe Expedition veranstaltet hatte, dasselbe Schicksal gehabt hätte, wenn er ihm nicht dadurch entronnen wäre, daß

er nach Galizien übertrat, um auf seinem neutralen Boden die Waffen zu strecken.

Der Grund dieses Contrastes zwischen Empörung und Treue konnte der Aufmerksamkeit des Kaisers Nikolaus nicht entgehen; er beschloß daher, das von der Kaiserin Katharina begonnene und von Paul I. unterbrochene Werk wieder fortzusetzen. Sein erster Schritt zu diesem Behufe bestand darin, daß er allen ehemaligen lithauischen Provinzen, welche einst zum russischen Reiche gehört hatten, die officielle Benennung: „dem Reiche wieder einverleibte West-Provinzen" gab. Ihre Vereinigung wurde als ein Reichsgesetz verkündet, welches diesen Provinzen bloß das wiedergab, was ihnen eine Fremdherrschaft entrissen hatte. Die Wiederkehr aller unirten Griechen in den Schooß der Kirche, von welcher sie getrennt worden waren, wurde als ein Familienfest gefeiert.

Die weitere Erörterung dieser gewichtigen Frage liegt außerhalb des Zweckes dieser Darstellung, welche lediglich zu zeigen beabsichtigt, daß Polen nur durch die Allianz der protestantischen Mächte mit Rußland zu Gunsten der Dissidenten, welchen Rußland sich damals noch beizählen ließ, vernichtet worden ist. Als England auf dem Wiener Congresse aus allen Kräften gegen das Uebergewicht Rußlands protestirte, merkte es noch nicht, daß das religiöse Uebergewicht, welches es seit so langer Zeit Rußland zu verschaffen bemüht gewesen, diesem auch zu gleicher Zeit das politische Uebergewicht sichern mußte. Demnach hat Niemand im englischen Parlamente das Recht, hinsichtlich alles dessen, was sich auf die polnischen Angelegenheiten bezieht, gegen wen immer eine Anklage zu erheben. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die geschichtlichen Thatsachen, so wie wir sie eben unseren Lesern vorgeführt haben, zu Rathe zu ziehen. England hatte niemals und konnte niemals die Absicht haben, die politische Existenz Polens zu vernichten, und dennoch hat es eine lange Zeitperiode

hindurch zu einer Allianz gehört, die Polen ein Ende gemacht hat. Es hat sich also hinsichtlich der Tragweite dessen, was es that, geirrt.

Wenn England den Grad politischen Einflusses, zu welchem Rußland in seiner Polen gegenüber genommenen religiösen Stellung die Mittel fand, nicht verstanden hat, so hat es die Natur von Rußlands religiöser Stellung im Oriente noch viel weniger begriffen.

Von Rußland und dem Oriente läßt sich nicht bloß nebenher sprechen. Dazu ist der Gegenstand zu weitläufig, zu verwickelt und zu wichtig. Wir wollen im Vorbeigehen der Geschichte des englischen Protectorates über die jonischen Inseln bloß eine einzelne Thatsache entnehmen, weil sie den augenscheinlichsten Beweis liefert, daß das Ministerium, welches Lord Palmerston dirigirte, Rußland im Oriente nicht besser verstand, als das alte England es in Polen verstanden hatte. Der Irrthum entsprang in beiden Fällen aus derselben Quelle, nur mit dem Unterschiede, daß er in Betreff Polens unschuldiger Natur, wie der Irrthum es oft sein kann, in Bezug auf den Orient dagegen sträflich ist.

Dieser Gegenstand verdient eine etwas ausführlichere Beleuchtung.

Rußlands Einfluß auf alle Völker der morgenländischen Kirche entspringt ganz natürlicher Weise aus all' den Erinnerungen, wie sie die Urkirche lebendig bewahrt, für welche der Gehorsam gegen die kaiserliche Macht, die ihren Triumph gesichert hatte, von dem Glauben an ihre Orthodoxie unzertrennlich war. Der Kaiser und die Kirche, wie sie durch die Concilien geregelt und später in den Patriarchen personificirt worden, waren die zwei Elemente, deren Vereinigung die ganze Geschichte des griechischen Kaiserreiches machte.

An die Stelle der Kaiser sind die Sultane getreten; allein die Kirche hat ihren Sturz überlebt. Eine trauernde in Sclaverei

gerathene Wittwe, und zu schwach, um allein und ohne Stütze bestehen zu können, machte sie sich auf, um einen neuen Kaiser zu suchen, der sie befreien, beschützen und gemeinschaftlich mit ihr das Reich wieder herstellen sollte. Während dieser Zeit war die souveräne Gewalt in Rußland in fortschreitender Concentrirung begriffen und nahm eine solche Entwicklung, daß ihre Macht alsbald Jedermann sichtbar vor Augen trat. Der Czar war der einzige Souverän, welcher sich zur orientalischen Kirche bekannte. Alle Blicke wendeten sich demnach diesem neuen Gestirne zu. Im ganzen Oriente ging so zu sagen eine geistige Wahl vor sich, welcher ein Act freiwilliger Unterwerfung folgte; ein Act des Glaubens und der Hoffnung in den Souverän, welchem der Himmel die Bestimmung zugedacht zu haben schien, das Kaiserreich wieder herzustellen und mit sich zugleich auch wieder die Kirche auf den Thron zu setzen. Die Verbindung des Hauses der Czaren mit der Tochter des letzten Paläologen und die bei diesem Anlasse angeknüpften zahlreichen Verbindungen zwischen den Griechen und Rußland ließen eine Hoffnung auftauchen, welche sich wie eine heilige Tradition unversehrt vererbte.

Darin liegt die Erklärung eines Einflusses, welchen Rußland nicht in heimlichen Intriguen gesucht hat; er ist das natürliche Ergebniß zweier großer historischer Thatsachen: des Sturzes des griechischen Kaiserthrones in Konstantinopel und der Aufrichtung des griechischen Kaiserthrones in Rußland.

Es kamen noch andere Umstände hinzu, welche diese Annäherung noch inniger machten. Die Kreuzfahrer hatten zu Konstantinopel nur traurige Erinnerungen zurückgelassen; sie erschienen den Griechen verwilderter, unwissender und dabei viel hochmüthiger, als die damaligen Araber und Sarazenen. Die morgenländischen Christen wurden dadurch so erschreckt, daß keiner von ihnen weder von der lateinischen Kirche noch von Europa mehr etwas hören wollte. Die neue türkische Oberherrschaft hat an

dieser Stimmung der Gemüther nichts geändert und das moralische Bündniß der Griechen mit Rußland nur noch inniger gestaltet.

Die brittische Regierung ist durch ihre Stellung auf den jonischen Inseln mit dem Patriarchen von Konstantinopel in directe Berührung gekommen. Die oberste Autorität der orientalischen Kirche hatte mit Grund befürchtet, daß den Inseln gegebene ausländische Gesetze die Reinheit der Lehren und der Uebungen jener Kirche, zu deren Gemeinschaft die gedachten Inseln gehörten, beeinträchtigen dürften. Die Synode hatte bei jeder Gelegenheit, wo ihr dazu der Anlaß geboten worden, den jonischen Klerus ermahnt und angewiesen, Widerstand zu leisten gegen die Einführung von Gesetzen, welche der Reinheit des Glaubens und der legitimen Autorität der Kirche Eintrag thun würden. Dieß scheint insbesondere in Folge der 1840 zu Athen stattgehabten Verschwörung der Fall gewesen zu sein, denn der Gouverneur der jonischen Inseln führte damals bei seiner Regierung Klage über den Patriarchen von Konstantinopel. Der englische Botschafter erhielt in Folge dessen von Lord Palmerston die Weisung, von der Pforte die Absetzung des Patriarchen zu verlangen.

Es ist zwar mehrmals vorgekommen, daß Regierungen sich um die Allianz der Türkei bewarben, und sie als kriegführende Macht in die Combinationen der europäischen Politik einbezogen. Allein ich wüßte nicht, daß vor diesem Falle jemals ein Kabinet die Strenge des Korans gegen das Evangelium dringend gewünscht oder gar gefordert hätte. Hatte man denn zu London bereits vergessen, aus welchen Beweggründen im Jahre 1821 der Patriarch zu Konstantinopel hingerichtet worden?

Wenn die jonische Regierung Gründe hatte, sich über den Patriarchen zu beklagen, standen ihr nicht zwei Mittel zu Gebote, ihre Rechte geltend zu machen?

Es stand ihr zunächst der Weg offen, mit der Synode zu unterhandeln, um zu erwirken, daß die von ihr ausgehenden Pastoral-Instructionen mit der Gesetzgebung der jonischen Inseln besser in Einklang gebracht werden mögen.

Dann aber, falls auf diesem Wege der Unterhandlung ihre Beschwerden keine Abhilfe gefunden, hätte die jonische Regierung je nach dem Grade des Einflusses, welchen sie auf die Entschlüsse des jonischen Klerus und Volkes zu nehmen in der Lage war, sich vom Patriarchate von Konstantinopel trennen und ihre Kirche selbstständig organisiren können. Mit einem Worte: England konnte gegen den Patriarchen von Konstantinopel protestiren, so wie es bereits seit so langem gegen den Papst protestirt; allein es durfte sich niemals für berechtigt erachten, wegen eines örtlichen, blos einen ungemein kleinen Theil der orientalischen Kirche betreffenden Streitpunktes die Ruhe dieser ganzen Kirche zu stören. Ist es möglich, daß die muselmännische Regierung jemals berufen sein könne, in einer zwischen zwei christlichen Autoritäten sich erhebenden religiösen Streitfrage Richter zu sein?

Dieses Verfahren zeigt nur zu deutlich, was schon längst aus der katholischen Kirche geworden wäre, wenn nicht die weltliche Macht des Papstes zugleich mit der Bürgschaft seiner politischen Selbstständigkeit der Freiheit seiner geistlichen Macht Schutz gewährte.

Man behauptete damals in Konstantinopel, daß Lord Ponsonby auf der Absetzung des Patriarchen bestehe, weil er denselben den russischen Interessen ganz und gar ergeben glaube.

Abgesehen von dem an die in ihrem ganzen Umfange aufgefaßte orientalische Frage sich knüpfenden religiösen Gesichtspunkte handelte es sich hier nur darum, die politische Seite dieser Episode hervortreten zu lassen. Glaubt man, die gesammte orientalische Kirche habe nicht die Schmach erfahren und empfunden, welche England ihr in der Person ihres Patriarchen angethan? Allein

es war noch mehr als Schmach; hieß dieß nicht die Ketten ihrer früheren Sclaverei noch fester schmieden? Mußte nicht die Unruhe, in welche der ganze Orient aus Anlaß dieser neubeginnenden von England hervorgerufenen Verfolgung versetzt wurde, alle Gläubigen der byzantinischen Kirche Rußland noch näher bringen?

Dergestalt sehen wir England, welches in Konstantinopel sein protestantisches Prinzip zur Anwendung bringen will, im Orient dieselben Fehler begehen, die es in Polen begangen. Die Wege sind zwar verschieden, die Ergebnisse aber dieselben, und diese Ergebnisse stehen im directen Gegensatze zu dem politischen Zwecke, welchen England in beiden Ländern sich gesetzt hatte und den es noch gegenwärtig verfolgt.

Die thätigsten und gewandtesten diplomatischen Intriguen können niemals ausreichen, um die unvermeidlichen Folgen einer falschen Stellung zu verbessern.

IV.

Der Freistaat Krakau.

Derselbe politische Gedanke rief gleichzeitig das Königreich Polen und den Freistaat Krakau in's Leben — nämlich der polnische Gedanke einer Restauration des alten Polens, welches zwar so viel als nur immer thunlich von Rußland unabhängig bleiben, aber den Kaiser von Rußland zum Könige haben sollte; das heißt, man wollte zwei verschiedene aber in der Person eines und desselben Herrschers vereinte Souveränitäten.

Krakau war ein zu weit vorgeschobener, für die Communication Oesterreichs mit Galizien zu bedrohlicher Punkt, als daß es damals möglich gewesen wäre, daraus einen integrirenden Theil des Königreiches Polen zu machen. Bei all' ihrer Ungeduld und maßlosen Kühnheit fühlten dennoch die Polen sich ihrer Sache noch nicht hinlänglich gewiß, um einen solchen Anspruch zu erheben; sie beschränkten sich darauf, zu verhindern, daß diese Stadt nicht wieder unter österreichische Herrschaft komme. Um alle Schwierigkeiten zu beseitigen, machte man einen Freistaat daraus. Ein Prinzip der Negation war die Quelle seiner Freiheit.

Gleich einem Atom zwischen drei mächtigen Staaten eingeschlossen, konnte der Freistaat Krakau nur kraft eines Gesetzes der Neutralität bestehen. Allein die Neutralität eines Staates ist wieder nur ein anderes Prinzip der Negation; denn nur durch das Opfer seiner politischen Freiheit um der Neutralität willen erhält ein kleiner Staat die Garantie seiner Existenz.

Die Bildung des Königreiches Polen war Gegenstand lebhafter Controverse auf dem Wiener Kongresse.

Der Freistaat Krakau wurde durch einen zwischen den drei theilenden Mächten geschlossenen Tractat in's Leben gerufen. Der Abschluß dieses Tractates war die Ausübung eines Rechtes, das ihnen von keiner anderen Macht streitig gemacht wurde; der Tractat wurde in der allgemeinen Acte des Kongresses registrirt, ohne daß er bezüglich der Natur des Rechtes ihn zu schließen, oder in Betreff einer seiner Klauseln zu irgend einer Bemerkung Anlaß gegeben hätte.

Er erschien als ein Kompromiß zwischen entgegengesetzten Ansprüchen, und kam einer Freiheit zu Statten, welche man begünstigen wollte. Jedermann war damit zufrieden.

Die Polen waren hocherfreut, die am meisten verehrte Stätte, das erlauchteste Denkmal ihrer Geschichte, als eine Art von Reliquie erhalten zu haben. Im Dome zu Krakau wurden die Könige von Polen gekrönt; dort befindet sich auch ihre Grabstätte.

Der erste Gebrauch, welchen die Polen von dem freien Besitze dieser Stätte machten, bestand darin, daß sie Kosziusko und Poniatowski in derselben Gruft, wo Sobiesky ruht, Monumente errichteten. Dergestalt entstand neben dem alten Cultus ein neuer, alle Erinnerungen mußten sich zu einer einzigen verschmelzen, um alle Anhänger dieses Cultus mit einer und derselben Hoffnung zu beseelen. Polens Heil sollte für die Polen das werden, was das Seelenheil für den Christen — der unabläſſige Gedanke ihres Lebens. Allein während man nur durch Selbstüberwindung zum

Seelenheile gelangt, wollten die Polen das Heil Polens durch die Entfesselung aller ihrer Leidenschaften erzielen.

Krakau war der Sitz der ältesten polnischen Universität; dort mußten sich also die meisten Mittel finden, um das Licht der alten polnischen Nationalität wieder anzuzünden. Kaum war die politische Existenz Krakau's gesichert, so sah man die Polen wie zu einer Wallfahrt von allen Seiten herbeiströmen, um sich in dieser reinen Atmosphäre wieder zu stählen. Sie verließen es als Verschworne, entschlossen Alles zu wagen, electrisirt gleich den Pilgrimen zu Mekka, welche, nachdem sie den schwarzen Stein der Kaaba berührt haben, bereit sind, alle Christen niederzumetzeln, die ihrer Karawane in den Weg kommen.

Die Existenz Krakau's war um so machtloser, da es als politischer Körper mit anderen Staaten nur unter Dazwischenkunft der Schutzmächte, welchen es sein Dasein zu verdanken hatte, in Verbindung treten konnte. Seine Nationalität und seine Verfassung zogen es demnach unwiderstehlich gegen das Königreich Polen hin. Warschau war der Brennpunkt, von welchem allein ihm Leben und Bewegung mitgetheilt wurde. Die Zukunft, nach welcher Krakau sich sehnte, bestand darin, einst von Warschau absorbirt zu werden. Allein bis zum Eintreten dieses Ereignisses, welches nur durch eine für Rußland gefährliche Bewegung herbeigeführt werden konnte, mußte die Existenz des Freistaates Krakau den drei Mächten schwere Verlegenheiten bereiten, und für sie ein Keim der Zwietracht werden, stets bereit, sich zu entwickeln. Die europäische Diplomatie ließ demnach gewähren, was ihrer Ansicht nach jene Stellungen schwächen mußte, auf deren Stärke sie mit Eifersucht blickte.

Unsere Aufzählung der Ursachen, welche den Sturz des neuen Königreiches Polen herbeigeführt haben, würde unvollständig sein, wenn wir nicht Krakau's Antheil daran hinzurechneten. Die Ereignisse, welche daselbst vorbereitet worden und stattgefun=

den, haben eine um so größere historische Wichtigkeit, als sie mehr als alle in den übrigen polnischen Provinzen vorgekommenen Bewegungen ganz offen an den Tag treten ließen, was die Polen eigentlich wollten. Krakau war der einzige Punkt, wo ihr Geist freien Spielraum hatte; dort war das alte Polen mit allen seinen Leidenschaften, seiner Anarchie und seiner Unbesonnenheit.

Es wäre unnütz, von den dortigen Vorfällen bis zum Jahre 1830 zu sprechen. Man kann darüber nach den Resultaten urtheilen, welche aus Anlaß der zu Warschau im November 1830 ausgebrochenen Empörung sich daselbst kundgaben. Diese Resultate waren geeignet, den Beweis zu liefern, daß man der Stadt Krakau keine der ihr eingeräumten Freiheiten entzogen hatte.

Wir werden uns demnach begnügen, von jener Epoche und von den späteren Ereignissen zu sprechen.

Man sah den Freistaat Krakau für den Polen-Aufstand offen Partei ergreifen. Sein Gebiet wurde eine ausgedehnte Fabrik zur Erzeugung von Waffen, Munition, Bekleidung und Ausrüstungsstücken aller Art. Man organisirte daselbst Truppencorps, equipirte sie vollständig und setzte sie in Marsch, um sich der polnischen Armee anzuschließen. Der Bischof von Krakau segnete die Fahnen und Waffen dieser Truppen; er erließ Hirtenbriefe, um die gesammte Bevölkerung zum Kriege gegen Rußland anzueifern. Die Krakauer Regierung konnte oder wollte diesen Umtrieben keinen Widerstand entgegensetzen.

Der Präsident des Senates, Graf Wodzicki, welcher gewagt hatte, Klugheit und Mäßigkeit zu empfehlen, wurde durch einen Studentenauflauf gezwungen, seine Stelle niederzulegen und die Stadt zu verlassen.

Nachdem die russische Armee Warschau genommen hatte, gewannen die aufgelösten Bruchstücke des Insurgenten-Heeres die Grenze der beiden Nachbarstaaten; eine Division dieser Armee zog sich auf's Krakauer Gebiet zurück, ohne daß die Regierung des

Freistaates einen Schritt machte, um sie zur Streckung der Waffen aufzufordern; es fehlte dieser Regierung übrigens an jedem Mittel, um sie dazu zu zwingen.

Ein russisches Armee-Corps unter den Befehlen des Generals Graf Rüdiger rückte daher am 27. September 1831 in Krakau ein, verjagte die Insurgenten und besetzte das dortige Gebiet bis zum 24. November.

In Folge dieses Ereignisses hatten die Schutzmächte eine aus ihren Vertretern bestehende Minister-Conferenz in Wien eröffnet, um über die Mittel zu berathen, welche zu ergreifen wären, um Krakau in Zukunft gegen den Einfluß der revolutionären Factionen zu schützen, und um diesem Staate eine Regierung zu geben, welche sich einerseits mehr mit den eigentlichen Interessen ihrer Angehörigen befassen, und anderseits gegen die Schutzmächte die Verpflichtungen erfüllen würde, welche ihr durch die Additional-Acte vom 3. Mai 1815 auferlegt waren.

Die erwähnte Minister-Conferenz hielt es zur Erreichung dieses doppelten Zweckes für das beste Mittel, die den Händen des Senates anvertraute Executivgewalt zu verstärken, und ihn zu diesem Behufe von der gesetzgebenden Versammlung unabhängig zu machen.

Im Monate März 1833 sendeten die drei Schutzmächte Commissäre nach Krakau, welche unter Beiziehung der angesehensten Notabilitäten der Stadt und einverständlich mit ihnen die Verfassung des Freistaates in dem Sinne der getroffenen Bestimmung modificirten. Die Verwaltungs- und Justiz-Behörden wurden eben so wie die Universität neu organisirt. Maßregeln wurden ergriffen, um alle polnischen Insurrections-Flüchtlinge, welche seit der Räumung des Krakauer Gebietes von den russischen Truppen sich wieder zahlreich daselbst eingefunden hatten, daraus zu entfernen.

Allein kaum hatten die Commissäre der Schutzmächte Krakau im October desselben Jahres 1833 verlassen, so sah man das alte Treiben dort wieder von Neuem beginnen. Das Gebiet des Freistaates wurde wieder der Brennpunkt aller revolutionären Ränke und der Hauptsammelplatz der polnischen Emigration. Umsonst wurde die Regierung wiederholt ermahnt, sorgfältiger über ihre eigene Sicherheit zu wachen. Eben so fruchtlos blieben die an sie gerichteten Aufforderungen, einem Stande der Dinge ein Ende zu machen, welcher die Ruhe der Nachbarstaaten gefährdete.

Als endlich die Thätigkeit der geheimen Gesellschaften, welche ihren Hauptsitz im Freistaate aufgeschlagen hatten, sich durch eine stets zunehmende Aufregung in den Nachbarstaaten und durch politische Meuchelmorde in den Straßen von Krakau selbst zu äußern begann, sahen sich die Schutzmächte zu ihrem Bedauern genöthigt, zu dem Mittel einer materiellen Intervention zu greifen, um gleichzeitig den ihnen drohenden Gefahren zu begegnen und in Krakau eine den bestehenden Tractaten gemäße Ordnung der Dinge wieder herzustellen.

Es wurde beschlossen, die Stadt Krakau und ihr Gebiet zu besetzen. Die Truppen der drei Mächte rückten im Februar 1836 daselbst ein. Mehr als 2000 politische Flüchtlinge, deren keinem die Stadt Krakau eine Freistätte hätte gewähren sollen, wurden daraus fortgeschafft.

Die Verfassung wurde einer neuerlichen Revision unterzogen, immer in der Absicht, die Executivgewalt zu kräftigen, den Tribunalen eine freiere Thätigkeit einzuräumen und die Polizeiaufsicht zu verstärken. Das im Wege freiwilligen Eintrittes gebildete Milizcorps bestand, wie es sich gezeigt hatte, aus Leuten, die keinerlei Vertrauen einflößten; es wurde demnach entlassen und durch ein anderes Corps von Freiwilligen ersetzt, welche aus den

galizischen Regimentern gewählt und von ehemaligen österreichischen Officieren befehligt wurden.

Nachdem man diesen neuen Grund zur Regierung gelegt hatte, wurden die preußischen und russischen Truppen vom Krakauer Gebiete zurückgezogen; die Oesterreicher allein verblieben daselbst. Diese Besetzung hatte zum Zwecke, der neuen Regierung Zeit zu gönnen, um sich zu befestigen, und die übermäßig aufgeregte, überreizte Bevölkerung an Ordnung und Ruhe zu gewöhnen. Zu diesem Behufe mußte man die Verbindungen, welche die auswärtigen Brennpunkte der Revolution mit Krakau angeknüpft hatten, abschneiden, oder doch mindestens seltner machen und erschweren; die Zeit allein konnte ohne Gewaltthätigkeit zu einem solchen Resultate führen.

Die Besetzung wurde demnach bis zum Monat März 1841 verlängert; sie hatte fünf Jahre gedauert. Krakau wurde alsdann seiner eigenen Freiheit wieder zurückgegeben, in der Hoffnung, daß es sie besser zu vertheidigen wissen und zu der Einsicht gelangt sein werde, daß man, um sie zu erhalten, sie nicht mißbrauchen dürfe.

Allein diese Hoffnung war vergeblich. Kaum war die Stadt geräumt worden, so brach das Revolutionsfieber daselbst wieder um so heftiger aus, je länger es gedämpft worden war. Es war ein leichtes gewesen, die Institutionen zu ändern; allein es war unmöglich, eine Geistesrichtung zu ändern, welche von mehreren Punkten Europa's ausging, um sich gleichzeitig der in allen Theilen des ehemaligen Polens vorhandenen unruhigen Elemente zu bemeistern. Die Parteiführer dachten, die Größe des Unternehmens müsse den Erfolg desselben sichern. Dergestalt wurde die Krisis vorbereitet, welche 1846 zum Ausbruche kam. Das Unternehmen war zu umfangreich, als daß es, so wie es ersonnen worden, hätte gelingen können. Es scheiterte an der Unmöglichkeit, so zahlreiche und von einander so weit entfernte Verschworne zu gleicher Zeit in Thätigkeit zu setzen. Der Mensch steht immer-

während unter der Herrschaft einer unerbittlichen Justiz; er erniedriget sich niemals so sehr, als wenn seine Projecte das Maß seiner Kräfte übersteigen.

Oesterreich ist in Folge der Ereignisse in Galizien von 1846 mit Schmähungen jeder Art überschüttet worden. Selbst ehrenhafte Stimmen ließen sich verleiten, sich zum Echo der Verläumdungen wuthschnaubender Revolutionäre herzugeben. Die eben so thatkräftige als unerschütterliche Treue, welche Galizien während der zweiten Krisis von 1848 an den Tag gelegt, hat Oesterreich eine so glänzende Genugthuung gewährt, daß wir es sowohl unter seiner als unter unserer Würde finden müssen, weiter davon zu sprechen. Dagegen haben wir auf eine andere Beschuldigung zu antworten.

Die Einverleibung der freien Stadt Krakau und ihres Gebietes in das Kaiserthum Oesterreich wurde zu Krakau vermittelst einer Proclamation vom 16. November 1846 verkündet.

Die Thatsachen hatten gesprochen; die erwähnte Proclamation enthielt die Darlegung derselben.

Das Londoner Kabinet berücksichtigte weder die Thatsachen noch die Beweggründe, welche die drei Mächte gehabt hatten, um die eben zur Ausführung gebrachte Bestimmung zu treffen.

Die an die zur Eröffnung des Parlamentes am 19. Jänner 1847 versammelten beiden Häuser gerichtete Thronrede enthielt in Bezug auf dieses Ereigniß folgende Stelle: „Die Tilgung des Freistaates Krakau scheint mir eine so offenbare Verletzung des Wiener Vertrages zu sein, daß ich den Befehl gegeben habe, an die Höfe von Wien, Petersburg und Berlin, welche jenen Tractat geschlossen haben, einen Protest gegen diesen Act zu erlassen. Man wird Ihnen Abschriften dieser verschiedenen Actenstücke vorlegen."

Dieser Paragraph der Thronrede wurde Gegenstand der Discussion in beiden Parlamentshäusern. Die Gegner des Ministeriums tadelten denselben.

Bei der Debatte der Adresse als Antwort auf die Thronrede äußerte sich Lord Stanley wie folgt: „Ich gebe zu, daß die Einverleibung die Verletzung eines zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland geschlossenen und sodann in den Wiener Tractat eingeschalteten Vertrages sei. Allein ich weiß nicht, ob man nicht mit Recht behaupten könnte, daß selbst die Verletzung eines urspünglichen Tractates, welcher später in einen darauf folgenden eingeschaltet worden, sobald die drei Mächte, welche den ursprünglichen Tractat geschlossen, in dieser Beziehung einig sind, keine Verletzung des nachfolgenden Vertrages, in welchen er eingeschaltet worden sei, oder als solche betrachtet werden könne.

„Ich bin noch nicht gesonnen, über diesen Punkt eine Meinung zu äußern; ich werde damit bis zu dem Augenblicke warten, wo ich die Documente einsehen werde."

Lord Stanley schloß seine Rede mit folgenden Worten: „Ich leugne nicht, daß das Verfahren der drei Mächte, welche unter Englands Auspicien einen Tractat unter sich geschlossen haben, zwischen Völkern ein Mangel an Rücksicht und Courtoisie sei, welchen das Land nicht erfahren hätte, wenn das gute Einvernehmen zwischen Frankreich und England auf derselben Herzlichkeit wie ehedem wäre begründet gewesen."

Diese letztere tadelnde Aeußerung bezog sich auf die politische Stellung, welche Lord Palmerston Frankreich gegenüber nehmen wollte.

In der That wollte sich Lord Palmerston der Krakauer Angelegenheit nur aus dem Gesichtspunkte seiner Opposition gegen Frankreich bedienen. Es paßte ihm damals, diese Macht innerhalb der Grenzen des Wiener Tractates zu erhalten; er bedauerte daher, seine Stellung nicht mehr auf dem Gebiete der alten Allianz zur Seite der drei Mächte nehmen zu können, welche so eben für die Meinung Englands und seiner Regierung so wenig Rücksicht an den Tag gelegt hätten. In Eröffnungen vertrau-

licher Natur, fügte er noch bei, daß er nur mit tiefstem Leidwesen diese Erklärung abgebe: „Selbst wenn meine persönliche Ueberzeugung mich nicht dazu nöthigte, müßte ich sie dennoch machen, um meiner Kollegen willen, wegen der Häupter der Opposition, endlich um der einhelligen Meinung des Landes willen, die, wie es sich alsbald zeigen wird, sich im Parlamente klar aussprechen wird."

Viel ausführlicher als Lord Stanley äußerte sich Lord Bentinck in der erwähnten Parlaments-Sitzung:

„Ich begreife nicht, wie wir in der Uebertretung eines der 17 Supplementar-Artikel, welche der Minister Englands niemals unterzeichnet hat, eine flagrante Verletzung des Wiener Tractates finden mögen. Wenn die Einverleibung von Krakau in das Gebiet Oesterreich's eine flagrante Verletzung des Wiener Tractates ist, dann frage ich, wie viele andere Verletzungen dieses Tractates haben früher stattgefunden? Dieser Tractat ist in dem Augenblicke zu Staub verwandelt worden, wo England sich mit Frankreich vereinigte, um gemeinschaftlich die Trennung Belgiens durchzusetzen, und wo England seine Linienschiffe entsendete, um die Küste in dem Augenblicke zu blokiren, wo die französischen Geschütze gegen die Mauern von Antwerpen donnerten.

„Ich bedauere höchlich, daß der Staatssecretär des Aeußern in der Thronrede in so starker Sprache seine Mißbilligung des Verfahrens von Englands drei ältesten Verbündeten und natürlichen Freunden aussprechen zu sollen geglaubt hat."

Sir Robert Peel, Lord Aberdeen und ihre politischen Freunde, welche bereits eine Zwischenstellung einnahmen, tadelten den von den drei Mächten gefaßten Entschluß. Allein nachdem Sir Robert Peel die unvermeidlichen oratorischen Phrasen zu Gunsten der Freiheit des Freistaates gesprochen, welcher nur deß-

halb Böses gestiftet, weil er in der Ausübung seiner Rechte beengt worden, schloß er seine Rede mit der Behauptung, daß, wenn die drei Mächte ihren Alliirten, den Unterzeichnern des Wiener Tractates, unwiderleglich dargethan hätten, daß es absolut unmöglich gewesen, den Freistaat Krakau zu hindern, den Frieden seiner Nachbaren zu stören, alsdann die Beistimmung Frankreichs und Englands zu einer Maßregel hätte erwirkt werden können, welche ohne ihre Betheiligung ausgeführt worden.

Diese Maßregel konnte in der That nicht als ein Vertragsbruch angegriffen werden. Die Thatsache ist einfach. Die drei Mächte hatten in der Machtvollkommenheit ihrer Rechte den Freistaat Krakau geschaffen; die ihm verliehene politische Existenz legte ihm nur eine einzige Bedingung auf, nämlich eine absolute Neutralität; nicht die Neutralität seiner materiellen Kräfte, — es so zu verstehen wäre lächerlich gewesen, — sondern seine moralische Neutralität.

Die Registrirung dieses Vertrages in der Acte des Wiener Kongresses wäre eine nichtssagende Förmlichkeit gewesen, wenn daraus für Niemanden weder Verbindlichkeiten noch Rechte entsprungen wären. Es handelt sich daher nur darum, dieselben zu bestimmen.

Die drei Mächte hatten die Verpflichtung eingegangen, der Existenz des Freistaates Krakau, so wie sie ihm selbe verliehen, und in der Art, wie sie ihm durch den Act der Registrirung garantirt worden, keinerlei Eintrag zu thun. Ihrerseits war die Stadt Krakau verbunden, alle ihr gemachten Bedingungen zu erfüllen, und diese Verbindlichkeit war für sie um so heiliger, als sie das alleinige Prinzip ihres Daseins war.

Es wäre ein Vertragsbruch gewesen, wenn eine der drei Mächte für sich allein dem Freistaate Krakau die ihm zugesicherten Rechte hätte entziehen wollen, ohne irgend einen anderen Grund, als ihr Sonderinteresse oder ihr Gutdünken; oder wenn alle drei

Mächte zusammen dem Freistaate Krakau, ohne daß er die Nothwendigkeit dieses Schrittes herbeigeführt hätte, seine dermalige politische Existenz hätten rauben und die Ausübung ihrer Gewalt auf kein anderes Argument hätten stützen wollen, als auf ihr Recht, ohne Jemand deßhalb zu befragen das wieder zu nehmen, was sie zu geben berechtigt gewesen waren. Es hätte demnach in dem, was vorgefallen, von ihrer Seite ein Vertragsbruch gelegen, wenn nicht die Stadt Krakau sich offen als Feindin erklärt hätte. War die lange Reihenfolge aller ihrer Handlungen nicht weit mehr als ein Vertragsbruch? Hat Krakau nicht den Vertrag ganz und gar zerrissen und mit Füßen getreten?

Durch die Registrirung hatten die unterzeichnenden Mächte des Wiener Kongresses das Recht erlangt, über die Aufrechthaltung des registrirten Actes zu wachen. Der Gegenstand, um welchen es sich handelte, war zu geringfügig, als daß er ein Anlaß zum Kriege zwischen den Großmächten hätte werden können; es drehte sich daher lediglich um eine Frage des öffentlichen Rechtes. Den unterzeichnenden Mächten fiel unter diesen Umständen das Amt einer Jury zu, welche vermittelst Ja und Nein über die Schuldfrage entscheidet und den Schuldigen bezeichnet.

Man hat behauptet, das öffentliche Recht existire nur zu Gunsten der Schwachen. Die Publizisten, welche sich den Beruf zutheilen, deren Sache zu führen, handeln jedenfalls edel und großmüthig; allein Edelsinn und Großmuth sind Tugenden, welche gleich jeder anderen Tugend unparteiische Gerechtigkeit erfordern. Das Recht der Schwachen kann nicht absoluter sein, als das Recht der Starken. Unter der Herrschaft der Gerechtigkeit kann jedes Recht nur ein bedingtes sein.

Diejenigen, welche den Freistaat Krakau schirmen wollten, mußten demnach darauf sehen, daß er keine der Bedingungen seiner Existenz verletzte. Sie mußten gleich Hamlet mit einem

Todtenkopfe in der Hand ihm unaufhörlich das furchtbare Dilemma zurufen: „Sein oder nicht sein!"

Allein daran war nicht im Entferntesten zu denken! Von dort her, wo man an den Freistaat Krakau ohne Unterlaß Rathschläge der Klugheit hätte richten sollen, gingen ihm im Gegentheile nur fortwährende Aufreizungen zu. Wie hätten die beredten Worte, welche zu Paris alljährlich den Charakter eines feierlichen Votums annahmen, an dem Geiste der Bewohner Krakau's wirkungslos vorübergleiten sollen?

Die Engländer, welche gerecht sein wollen, aber nicht immer billig zu sein verstehen, haben das Unrecht Krakau's nicht in Abrede gestellt; allein sie beschuldigten die drei Mächte, daß diese die ihnen zu Gebote stehenden Mittel nicht angewendet hätten, um zu verhindern, daß ein so schwacher Staat, wie Krakau einer war, ihnen Schaden zufügen konnte. Sie fügten noch bei, daß die despotischen Regierungen über zahlreiche Mittel verfügen können. Und solche Worte wurden von angesehenen Parlamentsmitgliedern gesprochen; wie sollte man daher nicht darauf antworten? kann es doch so leicht mit wenigen Worten geschehen; es bedarf zu diesem Ende nur einer genauen Definition dessen, was man unter einer despotischen Regierung zu verstehen hat.

Sagt, wenn ihr wollt, eine absolute Regierung, wenn alle Gewalten sich in der Person des Herrschers vereinigen, um von ihm als Gesetz auszufließen. Allein da, wo es bürgerliche und Strafgesetzbücher, Finanz- und Verwaltungsnormen gibt, wo es Gerichte gibt, welche nach diesen Gesetzen Recht sprechen, und einen Verwaltungskörper, welcher nur nach diesen Normen vorgehen kann, da ist der Despotismus zu Ende. Denn das Wesen einer despotischen Gewalt besteht darin, je nach ihrem Gut- oder Uebeldünken für jeden besonderen Fall einen Machtspruch zu thun, ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze, noch auf die gesellschaftliche Organisation, welche Jedermann seine Privilegien

verbürgt, je nachdem diese Organisation sie geregelt hat. In dieser Beziehung weisen wir die Bezeichnung als despotische Regierung zurück, als etwas, das uns eben so fremd ist, als es euch nur selbst immer sein kann.

Absolut, ja! im principiellen Gegensatze zu eurem Dogma von der Volkssouveränität; despotisch, nein! denn wir haben constituirte Rathskörper, Gesetzbücher, die für Jedermann, selbst für den Herrscher, verbindlich sind, so lange er nicht für nothwendig erachtet hat, sie zu modificiren, und diese Abänderungen können nur auf den bestehenden Wegen der Berathung zu Stande kommen. Weil aber diese Berathungen nicht auf offenem Markte stattfinden, leugnet ihr das Dasein derselben. Allein führt eine solche Lehre den Geist des Menschen nicht dahin, nur dasjenige zu glauben, was er sieht, und Alles zu leugnen, was er nicht begreift? Und ist diese Lehre von der Oeffentlichkeit nicht allein schon hinreichend, um die Verwirrung zu erklären, welche wir allenthalben erblicken?

Nachdem diese Grundlage festgestellt, wollen wir sie auf unsere Beziehungen zum Freistaate Krakau anwenden.

Wir haben weiter oben in Umrissen die Geschichte der Maßregeln gegeben, welche die drei Mächte zur Wiederherstellung der Ordnung in Krakau und zur Sicherung ihres Bestandes ergreifen zu müssen geglaubt hatten. Der Natur des Ursprunges dieses Freistaates gemäß lag die oberste gesetzgebende Gewalt nothwendiger Weise in dem Rathe der drei Mächte.

Die Organisation eines so kleinen Staates konnte keine Schwierigkeiten haben, denn sie mußte viel mehr munizipaler als politischer Natur sein. Wie kommt es daher, daß weder der gereifte Rath der drei Schutzmächte noch das Gewicht ihrer Macht es jemals hat dahin bringen können, den Freistaat Krakau in den Grenzen der ihm angewiesenen Existenz festzuhalten? Diese Thatsache verdient um so mehr eine Aufklärung, als diese zugleich den Schlüssel zu gewichtigeren Ereignissen liefern wird.

Krakau, als Freigebiet, gestattete allen ob freiwillig oder gezwungen emigrirten Polen, so wie allen Emissären aus allen Gegenden Deutschlands, von London, von Paris, aus Belgien dahin zu kommen und nach Belieben wieder abzureisen, um abermals wiederzukommen. Als unermüdliche Agenten und verläßliche Hausirer mit Geld, mit Schriften aller Art, wie Pamphlete und politische Katechismen, als gewandte Verbreiter falscher Gerüchte und von Verläumdungen jeder Art und gegen Jedermann, knüpften sie überall die Fäden von Intriguen und Verschwörungen an.

Eben so wie die Personen, genossen auch alle Arten von Waaren freien Eingang in das Gebiet von Krakau. Sie strömten dahin aus ganz Deutschland, und im Transit durch Deutschland aus England und Frankreich. Krakau war ein beträchtliches Entrepot geworden; seine Magazine hatten einen ausgebreiteten Schmuggelhandel mit allen Provinzen der drei Nachbarstaaten organisirt. Die Anstrengungen, welche die angesehensten Breslauer Kapitalisten 1846 machten, um die Durchführung der Einverleibung des Freistaates Krakau zu verhindern, hat den Beweis geliefert, daß sie ihre Fonds in diesem Handel angelegt hatten.

Alle Classen der Bevölkerung Krakau's befanden sich also auf Wegen der Unordnung und in permanenter Verschwörung verstrickt. Denn wenn der Schmuggel sich nicht auf das vereinzelte Treiben eines Individuums beschränkt, welches durch Betrug sich sein tägliches Brod zu verdienen sucht, sondern von reichen Industriellen unternommen und besoldet wird, gestaltet er sich da nicht zu einer eigentlichen Verschwörung? Sie hat freilich einen anderen Charakter als die politische; sie stiftet daher nach einer anderen Richtung Schaden; aber sie schleudert diejenigen, welche ihre Werkzeuge werden, ebenfalls auf die Bahn der Entsittlichung und des Verderbens. Der Staat Krakau eilte also auf allen Wegen zugleich seinem Untergange zu.

Krakau war die ansehnlichste Stadt seiner gesammten Umgegend. Westgalizien bezog von dort alle seine Bedürfnisse, so wie alle erdenklichen Luxusgegenstände. Seine Landbevölkerung lieferte dahin alle Producte, welche den täglichen Markt großer Städte versorgen.

Die Verkehrsthätigkeit zwischen Galizien und Krakau war demnach sehr beträchtlich; sie war ununterbrochen, gewährte gegenseitige Vortheile und war für Galizien Bedürfniß; sie ließ sich unmöglich verhindern; man ging hin, um zu kaufen und zu verkaufen. Viele Familien aus allen Theilen Polens hatten sich daselbst bleibend angesiedelt, andere brachten bloß den Winter dort zu. Der galizische Adel reiste häufig dahin, um an dem dortigen vergnügten Leben Theil zu nehmen; hinter diesem Leben verbarg sich die Verschwörung.

Wie man sieht, war Galizien durch Krakau mit den leitenden Comité's von London und Paris, und mit Personen aus allen polnischen Provinzen, welche sich daselbst die Losung holten, in directe und persönliche Berührung gesetzt worden.

Allein außer der Leichtigkeit, mit welcher der galizische Adel in Krakau nach Belieben aus- und einging, befand er sich noch, was weit gefährlicher war, in der Lage, die fremden Emissäre und Verschwörer bei sich zu Hause zu empfangen, und ihre Reisen und ihren Aufenthalt der Aufmerksamkeit der Regierung zu entziehen. Es hat ehrenvolle und selbst zahlreiche Ausnahmen gegeben; allein da meine Schrift kein Schandpfahl ist, an welchem ich die Namen der Verurtheilten heften möchte, so stellt der Ausdruck „galizischer Adel" lediglich eine Thatsache fest, die überdieß allbekannt ist, nämlich daß alle Verschwörungen, welche in einem jeden der Theile des alten Polens vorgekommen, sammt und sonders von dem Adel organisirt, dirigirt und geleitet worden sind. Man ist um so mehr berechtigt, dieß auszusprechen, als der Adel selbst bei jedem Anlasse die Ehre davon für sich in Anspruch nimmt. Es ist also

keine Beschuldigung, dieß auszusprechen, sondern nur die Anführung eines Factums, welches seit Langem die ganze Geschichte Polens beherrscht.

Die politische Organisation Galizien's, in Allem jener der deutschen Provinzen ähnlich, verlieh dem Adel das ausschließliche Recht, auf seinen Besitzungen die Polizeiaufsicht zu üben, welche in den Städten unmittelbar von der Regierung gehandhabt wird. Die fremden Emissäre fanden nicht nur eine sichere Freistätte, sondern sie konnten sich auch ungestört von einem Herrensitze zum anderen begeben und so das ganze Land durchziehen. Die Edelleute selbst konnten auf ihren Herrschaften unter keinerlei persönliche Aufsicht gestellt werden. Diese privilegirten Freiheiten des galizischen Adels haben in Verbindung mit der Freiheit der Stadt Krakau zuletzt einen Zustand permanenter Verschwörung erzeugt, gegen welchen es der Regierung an jedem Schutzmittel fehlte.

Die gefährliche Lage Galizien's wurde noch durch andere Umstände verschlimmert.

Die Polen hatten sich an dem schlimmen Ausgange der Insurrection von 1830 zwei Lehren genommen; nämlich erstens, daß sie, so lange ihre Sache eine isolirte polnische bleiben würde, auf keinerlei materielle Hilfe von Außen zu rechnen hätten, und zweitens, daß sie ihre polnische Operations-Basis zu beschränkt genommen hatten.

Die polnische Emigration faßte daher zwei Beschlüsse. Der erste bestand darin, allenthalben gleichzeitig eine revolutionäre Bewegung hervorzurufen, gleich jener, welche man in Polen vorzubereiten bedacht sein würde. Daraus erklärt sich das Erscheinen der Polen in allen Städten des Kontinents, wo es Aufstände gab. Man sah sie in der That allenthalben als Redner oder als Vertheidiger der Barrikaden auftreten, mobile Insurgenten-Legionen bilden, und in allen Heeren der Revolution je nach ihren Fähigkeiten entweder als Führer oder als Soldaten dienen.

Der zweite Beschluß der polnischen Emigration lautete dahin, keines der Gebiete des ehemaligen Polens außerhalb der Sphäre der Insurrection zu belassen.

Das Großherzogthum Posen und Galizien hatten 1830 für den Aufstand des Königreiches Sympathien an den Tag gelegt, sich aber nicht direct daran betheiligt. Galizien war um so ruhiger geblieben, als die am meisten überspannten jungen Leute hinausgezogen waren, um sich dem Aufstande anzuschließen. Allein diese theilweisen Anstrengungen, welche auch im Großherzogthume Posen waren gemacht worden, hatten den Regierungen von Oesterreich und Preußen keinerlei Verlegenheiten bereitet und die moralische Kraft des Aufstandes nicht verstärkt.

Der langwierige Kampf, welchen Rußland in dem Königreiche zu bestehen hatte, und mehrere glänzende Waffenthaten hatten der polnischen Sache viele Stimmen gewonnen. Man hatte übersehen, daß die polnische Armee, nachdem sie während der ersten Monate des Feldzuges ihr Kapital von Ordnung, Disciplin und Gehorsam, welches sie der russischen Militär-Organisation verdankte, aufgebraucht hatte, wieder in alle Unordnungen, in alle Parteiumtriebe und Ränke der Factionen verfallen war, welche so oft die Streitkräfte des alten Polens neutralisirt und seinen Muth vergeblich gemacht hatten. Alle die alten Fehler äußerten sich in dem Kampfe der Parteien im Schooße des Landtages gleichwie in der Unschlüssigkeit der militärischen Führer und in dem Mangel an Einklang und in dem Unzusammenhängenden ihrer Operationen.

Man war durch die Kühnheit des Unternehmens und durch die Opferfreudigkeit geblendet. Die Polen behaupteten, und man sprach es ihnen nach, daß Rußland nur der numerischen Ueberlegenheit seiner Kräfte den Sieg verdankte, daß man also, um das Gelingen eines neuen Kampfes sicher zu stellen, nur die Zahl der Streiter zu vermehren brauche.

Galizien zählt fünf Millionen Einwohner. Diese Provinz hatte, seitdem sie österreichisch geworden, keinen Feind gesehen. Im Jahre 1809 rückte zwar eine russische Armee als Verbündete der Franzosen und der polnischen Armee des Großherzogthums Warschau daselbst ein; allein sie benahm sich nicht als ein erklärter Feind, sondern schonte das Land und schien sich den Rückweg zu einem alten Verbündeten offen halten zu wollen.

Die materiellen Hilfsquellen aller übrigen Theile Polens hatten durch die Feldzüge von 1807 und 1812 viel gelitten. Die Revolution von 1830 und die zwei darauf folgenden Kriegsjahre hatten gleichzeitig das Land ausgesogen und den größten Theil der Mittel der Revolution verschlungen. Geld, Menschen und Vertrauen, alles war erschöpft. Galizien allein war unversehrt; dahin richtete sich also die Thätigkeit der leitenden Comité's. Krakau wurde der Hauptbrennpunkt der neuen Bewegung. Wir wollen hier die Triebfedern derselben darlegen.

Es gab in Warschau zwei von einander ganz und gar verschiedene Dinge. Die dortige Regierung war russisch, die Verwaltung polnisch. Um die Ereignisse zu begreifen, muß man diesen Unterschied nicht aus den Augen verlieren.

Zu den zahlreichen Vortheilen, welche Kaiser Alexander dem Königreiche Polen gewährt hatte, gehörten auch mehrere Handelsfreiheiten Rußland gegenüber, und der freie Transit der Producte seiner Industrie, welche sich zur Ausfuhr nach China eigneten. Man hatte in dem Königreiche zahlreiche Tuchmanufacturen errichtet, welche im Flore standen; der Handel mit China (über Kiachta) warf ihnen beträchtlichen Nutzen ab.

Nach dem Aufstande nahm die Regierung alle dem Königreiche eingeräumten Begünstigungen wieder zurück. An der russischen Grenze wurde eine scharfe Scheidelinie gezogen. Die materiellen Interessen suchten eine andere Richtung auf. Diese neue Lage kam dem geheimen Gedanken der polnischen Verwaltung zu

Statten, welcher von jeher dahin gegangen war, nichts zu thun, um die Communicationen des Königreiches mit Rußland zu erleichtern, und dagegen alles aufzubieten, um den Verkehr Warschau's mit Central-Europa in den beiden Richtungen von Posen und Krakau zu vervielfältigen und zu beschleunigen.

Es gab zwischen den beiden alten Hauptstädten Polens drei Verbindungswege, nämlich die Weichsel, eine vortreffliche, gut bediente Poststraße, und dann hatte man aus Petersburg die Bewilligung zur Erbauung einer Eisenbahn erwirkt. Der Bau derselben wurde lediglich durch die Unfähigkeit der polnischen Direction verzögert, welche das Unternehmen durch Unterschleife ihrer Unterbeamten zu Grunde richten ließ. Eine Eilpost ging täglich gleichzeitig von beiden Punkten ab.

Zwischen der Stadt Warschau und dem Freistaate Krakau war eine Handels-Uebereinkunft geschlossen worden, welche dem letzteren in Bezug auf die tägliche Versorgung der Warschauer Märkte bedeutende Erleichterungen gewährte. Alle Interessen des Kleinhandels der beiden Städte waren eng verbunden. Diese täglichen Berührungen bilden das populärste Band.

Es bestand eine Convention zwischen Oesterreich und dem Freistaate Krakau, kraft deren die Salzwerke von Wieliczka nur das zu seinem eigenen Gebrauche nöthige Salz liefern sollten. Da diese Convention jedoch keine hinlängliche Bürgschaft zu bieten schien, daß der Freistaat Krakau nicht deßungeachtet Salz in das Königreich Polen einschmuggelte, glaubte die russische Regierung sich nach einer anderen umsehen zu müssen. Gegen eine von Seite der russischen Regierung jährlich an Krakau zu entrichtende Geldsumme überließ letzteres ihr das Monopol des Salzvertriebes auf dem ganzen Gebiete des Freistaates. Diese Convention räumte der polnischen Administration des Königreiches das Recht ein, im Freistaate Krakau ihre Beamten zu unterhalten und daselbst eine förmliche Beaufsichtigung an allen seinen Grenzen

zu organisiren. Die russische Regierung suchte in dieser Maßregel nur ein Mittel, den Staatsschatz des Königreiches nicht bloß gegen den Schmuggel von Salz, sondern auch aller anderen Gattungen von Lebensmitteln und Waaren zu sichern. Dennoch ergab sich daraus nach dem Sinne der polnischen Ansicht die regelmäßige Herstellung eines politischen Bandes zwischen beiden Hauptstädten.

Jede der drei Schutzmächte genoß das Recht, ihr eigenes Postamt in Krakau zu unterhalten. Das russische Bureau war eine natürliche Filiale der zu Warschau bestehenden allgemeinen Postverwaltung des Königreiches.

Die mannigfaltigen materiellen Bande, welche nebst dem natürlichen Bande der Nationalität beide Städte verknüpften, mußten nothwendigerweise die schwächere an die Bewegung der stärkeren fesseln. So geschah es auch 1830. Deßungeachtet änderte die russische Regierung nach der Zertrümmerung des Königreiches nichts an den Verhältnissen, welche vor diesem Ereignisse zwischen den beiden Städten bestanden hatten. Man durfte annehmen, daß die dem Königreiche wiedergegebene Ruhe auch die Stadt Krakau um so mehr beruhigen werde, als sie aufgehört hatte, ein polnischer Staat zu sein. Allein als das russische Kabinet nach mehrjähriger Beobachtung zu der Ueberzeugung gelangt war, daß die polnischen Verschwörer, welche in dem Königreiche keines von ihren ehemaligen Werkzeugen mehr vorfanden, ihre erneuerte Thätigkeit in dem Freistaate Krakau concentrirten, und nachdem der Beweis hergestellt war, daß die von den drei Schutzmächten ergriffenen Maßregeln dieß nicht zu verhindern vermochten, beschloß die russische Regierung, die zwischen dem Freistaate Krakau und dem Königreiche bisher bestandenen näheren Verhälnisse abzubrechen. Die Polen ihrerseits legten nur geringes Gewicht auf die materiellen Vortheile, welche diese Verhältnisse der Stadt Krakau gewährten; ihnen war es hauptsächlich nur darum zu thun, vermittelst des Freistaates die revolutionäre Aufregung in

dem Königreiche zu unterhalten. Die Krakau eingeräumten Handelsfreiheiten waren in der That nichts weiter, als eine Begünstigung ohne Vortheil für Rußland; da sie unaufhörlich politisch gefährlich waren, so fand es Rußland seinen Interessen gemäß, den Staat Krakau wieder in die Lage eines Landes zu versetzen, das ihm gänzlich fremd war. Als daher der Zeitraum, für welchen die beiden obenerwähnten Uebereinkünfte abgeschlossen worden, abgelaufen war, erhielt in Folge dessen die Warschauer Regierung den Befehl, sie nicht mehr zu erneuern. Unter Einem wurde dem Krakauer Senate der Rath ertheilt, die Handelsbeziehungen, welche der Freistaat Krakau mit Warschau unterhalten hatte, durch einen engeren Verkehr mit dem österreichischen Kaiserstaate zu ersetzen, dessen lebhafterer und näherer Binnenhandel ihm größere Vortheile gewähren würde.

Das Wiener Kabinet seinerseits machte dem Krakauer Senate das umfassendste Anerbieten, das ihm gemacht werden konnte, nämlich in das Handelssystem des Kaiserstaates einzutreten.

Der Staat Krakau war zu winzig und zu schwach, um auf dem regelmäßigen Handelswege gegen die ihn eng umschließenden Zollschranken der drei Reiche ankämpfen zu können. Die ihm garantirte freie Einfuhr machte daher sein Gebiet zum Tummelplatze des auswärtigen Schmuggelhandels. Der Wiener Hof bot den Krakauern einen sehr bequemen Ausweg, um ihnen behilflich zu sein, aus einer Stellung herauszukommen, welche sie unvermeidlich zu Ordnungswidrigkeiten jeder Art führen mußte. Der Freistaat Krakau hätte seine besonderen Gesetze und alle seine Municipalfreiheiten behalten, und sich dabei der Handelsbewegung eines großen Reiches angeschlossen, ohne etwas einzubüßen, als jenen Antheil sogenannter politischer Freiheit, welche ihm keine moralische Freiheit ließ.

Als über diesen Vorschlag öffentlich von den Behörden und von der Einwohnerschaft debattirt wurde, fand er bei der Alt-

bürgerschaft und bei den besonnenen Männern der höheren Stände Unterstützung, wurde aber von zwei sich auf das Ausland stützenden Parteien lebhaft bekämpft, deren eine Krakau um jeden Preis als einen politischen Angriffspunkt, die andere es als einen Stapelplatz des Schmuggels erhalten wollte. Diese schwankende Lage dauerte noch fort, als es zu dem Ausbruche von 1846 kam.

Die vorhergehende Darlegung beabsichtigt, nachzuweisen, daß die Mächte keinen Augenblick aufgehört haben, gegenüber Krakau's im Sinne des Schutzes zu verfahren, welchen sie ihm schuldig waren; daß aber dieser Staat zu keiner Zeit besonnen genug zu sein verstanden, oder richtiger gesagt, stark genug zu sein vermochte, um innerhalb der Bedingungen seiner politischen Lage zu verharren.

Galizien's Bevölkerung und Wohlstand hatte während der ersten sechszig Jahre der österreichischen Herrschaft sichtlich bedeutend zugenommen. Zum ersten Male wurde ein polnisches Gebiet von guten Straßen durchschnitten, und betheiligte es sich an einem regelmäßigen Handelsverkehre; zum ersten Male sah es seine Bauern von der Leibeigenschaft befreit. Obgleich eine neuerworbene Provinz, zeigte sich dennoch Galizien während dieses Zeitraumes unzugänglich für jegliche Art von Propaganda, es blieb treu und ergeben, selbst Krakau nicht ausgenommen, das die Hauptstadt von Westgalizien war. Und dennoch war damals die Zeit der großen Revolutionen und der großen Kriege. Allein kaum war Krakau von 1809 bis 1814 dem Großherzogthume Warschau einverleibt gewesen, kaum hatte es eine zwanzigjährige Existenz als Freistaat aufzuweisen, so verspürte man bereits in dem bis dahin so ruhigen Galizien jenes eigenthümliche, noch unarticulirte Erbeben, welches in der Natur der Vorläufer schwerer Gewitter ist. Galizien wurde gleichzeitig von den beiden Parteien, in welche die polnische Emigration so tief gespalten war, bearbeitet. Die Lehren des socialen Communismus regten das Volk auf,

während die politische Verschwörung in den höheren Ständen Theilnehmer suchte und fand.

Die Vorgänge des Jahres 1846 haben dieses doppelte Getriebe nachgewiesen.

Seitdem das Haus Oesterreich von Galizien Besitz ergriffen, waren die Bauern unter den directen, unmittelbaren Schutz der Civilverwaltung gestellt worden. Die Kreishauptleute waren beauftragt, sie in allen Streitigkeiten mit ihrer Herrschaft zu vertreten; dergestalt wurden die Bauern dem Einflusse der Advokaten und der Winkelschreiber entrückt, ersparten die Auslagen, welche diese ihnen verursacht hätten und erfreuten sich zu gleicher Zeit des höheren Schutzes der Regierung. In diesem Geiste waren alle Gesetze aus der letzten Regierungsperiode der Kaiserin Maria Theresia und jene Joseph's II. abgefaßt.

Der Herrschaft blieb es unbenommen, in allen Fällen, wo sie sich durch den Ausspruch der Administration in ihrem Rechte verletzt fühlte, an die Gerichte zu appelliren.

So war mit wenigen Worten der Geist der Gesetzgebung beschaffen, welcher zuletzt dem gesammten Bauernstande ein unbegrenztes Zutrauen zu den Regierungs-Beamten eingeflößt hatte, das sich seither fortwährend durch eine unerschütterliche Treue beurkundete. Aus diesem Grunde sah man die über Krakau nach Galizien eingeschleppten Lehren des Umsturzes, welche den Aufruhr gegen die Reichen und gegen die Behörden predigten, sich nur gegen die Reichen kehren und diese hatten darunter um so furchtbarer zu leiden, als die Bauern mit dem Hasse, zu welchem die auswärtige Propaganda sie aufgestachelt hatte, das Gefühl der Treue gegen die Obrigkeit verbanden, gegen die man sie bewaffnen wollte.

Wenn die von der politischen Verschwörung überraschte Regierung nicht die ersten Verwüstungen eines Ausbruches, dessen Gefahr auf die Verschwörer selbst zurückfiel, zu verhindern ver-

mochte, so hat sie diese Letzteren dennoch vor dem ihnen drohenden Verderben gerettet.

Allein das Gefährliche dieser Lage dauerte fort und kam im Jahre 1848 erneuert zum Vorscheine.

In jenem Zeitpunkte einer über das ganze Kaiserreich sich erstreckenden allgemeinen Revolution wollte die Wiener Central-Regierung im ersten Augenblicke Truppen aus Galizien ziehen. Der dortige Gouverneur, Graf Stadion, erklärte aber, daß es nicht thunlich wäre, auch nur ein einziges Regiment abzuberufen, so gewaltig sei die Gährung des Landes, und diese sei gerade so beschaffen wie im Jahre 1846; wenn daher die Regierung nicht in der Verfassung bleibe, der Revolutionspartei, welche ihre eifrigsten Anhänger unter dem Adel zähle, zu imponiren und eine Schilderhebung zu verhindern, dann würde nichts die Wuth der Bauern zügeln können; es werde also besser sein, Gefahr zu laufen, in den anderen Provinzen minder stark zu sein, als sich in Galizien der Erneuerung von Scenen auszusetzen, welche sich dießmal durch nichts würden unterdrücken lassen, und dergestalt Europa einen neuen und noch schrecklicheren Anlaß zu bieten, Oesterreich zu beschuldigen, daß es die Leute der vollen Zügellosigkeit ihrer Leidenschaften überlasse, weil es nicht zu regieren verstehe.

Anstatt also, daß Oesterreich zu seiner eigenen Vertheidigung über seine in Galizien stehenden Truppen hätte frei verfügen können, sah es sich genöthigt, dieselben zur Beschirmung seiner Feinde zu verwenden, gegen welche eine getreue Bevölkerung sich selbst Recht zu verschaffen sich für ermächtigt hielt. Und Angesichts solcher Gefahren, die durch den Mißbrauch heraufbeschworen worden, welchen die Stadt Krakau mit ihrer Freiheit trieb und treiben ließ, erlaubte man sich damals mit einer insularischen Zuversicht, Oesterreich des Vertragsbruches zu beschuldigen!!

Das österreichische Kaiserthum hatte zwei große Invasionen zu bestehen gehabt; es mußte sich bedeutende Gebietsabtretungen

gefallen lassen; es hatte unermeßliche materielle Verluste und ungeheure Kosten zu tragen gehabt; allein seine Feinde hatten das organische Princip seines Lebens nicht angegriffen. Die Apostel des Friedens fügen heutzutage den Staaten mehr Schaden zu, als damals die Männer des Krieges. Auf solche Art ist es dem winzigen Staate Krakau, das im Vergleiche zum Kaiserthume Oesterreich nur ein Atom ist, möglich geworden, eine von den großen Provinzen dieses Reiches bis in seine Grundfesten zu erschüttern. Unter den Revolutionen, deren Zeuge wir sind, gibt es eine noch gewaltigere und gefährlichere, als die von den Völkern ausgehende; oder ist das etwa keine Revolution, daß man alle Verirrungen des Bewußtseins zur Höhe eines politischen Systemes erhoben? Eine Regierung, welche dieses Namens würdig bleiben will, darf sich nicht der Wiederkehr ähnlicher Vorgänge aussetzen, wie wir sie in Galizien gesehen. Der Einzelne stirbt stets aus natürlichen Ursachen, sei es an Krankheit oder eines gewaltsamen Todes. Die Völker gehen nur an Krankheiten der Intelligenz zu Grunde, welche allemal ansteckender Natur sind.

Es gibt keine Theorie, kraft deren man die Aufhebung der allenthalben bestehenden Sanitätsvorschriften gegen die Pest und das gelbe Fieber zu begehren sich getrauen würde. Wenn da, wo es sich um den Schutz der Menschen vor den Gefahren einer ansteckenden Krankheit handelt, die strengsten Maßregeln nicht nur allein gebilligt, sondern sogar gefordert werden, sollte man da jede Vorsicht bei Seite setzen, wo es sich um den moralischen Gesundheitszustand der Völker handelt?

Es ist ohne Zweifel schwierig, die Contagion im Reiche der Ideen zu verhindern; es läßt sich in dieser Sphäre unmöglich ein Sanitätscordon ziehen, denn Personen von dem besten Aussehen, welche nur gesunde Ideen äußern, tragen häufig die Pest mit sich herum. Jede physische Krankheit äußert sich am Ende als das, was sie ist; die moralische Krankheit dagegen besitzt die Eigen-

thümlichkeit, sich selbst verbergen zu können und sich nur in den Folgen der Infection — durch jene vom Keime des Uebels unzertrennliche geheimnißvolle Kraft — zu offenbaren.

Allein soll die Schwierigkeit, sich zu schützen, ein Grund sein, sich wehrlos preiszugeben? soll man nicht im Gegentheile die möglichen Schutzmittel um so entschlossener anwenden, je schwieriger und je weniger zahlreich sie sind?

Die Entfernung allein, welche die Schnelligkeit der Circulation der Ideen und die Zahl ihrer Leiter vermindert, vermag die Intensität ihrer Ausbreitung, das will sagen ihrer Contagion, zu schwächen. Die Entfernung wieder herstellen, da wo sie sich wieder herstellen läßt, ist demnach eine von der Vorsicht gebotene Maßregel.

Der Freistaat Krakau war zum Laboratorium geworden, wo alle Gattungen von Gift, das insbesondere zur Einschleppung nach Galizien bestimmt war, bereitet wurden. Hatte Oesterreich nicht das Recht erlangt, dieses Laboratorium zu zerstören und die dort zahlreich versammelten Giftmischer und mit dem Gifte hausirenden Agenten so weit als möglich von seinen Grenzen zu entfernen?

Nach der langen und langmüthigen Erfahrung, welche das Wiener Kabinet vom Jahre 1830 an bis 1846 gemacht hatte, erklärte es demzufolge seinen Verbündeten, daß Se. k. k. apostolische Majestät auf keine Weise und unter keiner Bedingung in die Wiederherstellung des Freistaates Krakau willigen würde. Da die beiden Kaiserhöfe, welche durch seine Existenz am meisten zu leiden gehabt hatten, über die Nothwendigkeit, ihm ein Ende zu machen, einverstanden waren, und der preußische Hof dieselbe Ueberzeugung theilte, so wurde die Aufhebung dieses Freistaates und die Wiedereinverleibung seines Gebietes in das Kaiserthum Oesterreich, zu welchem es einmal gehört hatte, beschlossen und durchgeführt.

Die englische Regierung machte den drei Mächten den Vorwurf, daß sie diesen Beschluß ohne die Mitwirkung jener Mächte gefaßt hätten, mit welchen sie verpflichtet gewesen wären, sich zu verständigen, was nach anderen Präcedentien lediglich sagen wollte, Frankreich und England.

Lassen wir vor der Hand Frankreich hierbei ganz aus dem Spiele; es hatte sich bei allen Anlässen zu offen als die Gönnerin aller polnischen Bewegungen beurkundet, als daß es möglich gewesen wäre, mit ihm über die Mittel zur Niederhaltung derselben zu unterhandeln; außerdem zeigten sich in jener Epoche von 1846 zu Paris bereits Vorzeichen einer solchen Gährung, daß man an dem baldigen Ausbruche einer neuen Revolution nicht mehr zweifeln durfte. Wir wollen uns daher um so mehr darauf beschränken, von England allein zu reden, als es bereits damals auf seine ruhige und unabhängige Haltung eben so stolz war, als es noch heutzutage ist.

Aber war diese ruhige Haltung in seinen Rathsversammlungen vorhanden? Was hatten wir davon zu erwarten? Durften wir hoffen, das englische Kabinet werde die Beweggründe des Beschlusses, welchen die drei Mächte fassen wollten, unparteiisch untersuchen? Wo im Grunde einer Frage Divergenz der Prinzipien herrscht, da heißt um Rath fragen eben so viel, als die Lösung derselben unmöglich machen oder den Krieg an die Spitze derselben stellen. Diese Lage, welche sich in der jüngsten Zeit so häufig wiederholt hat, führte zu der Politik der vollendeten Thatsachen. Diese Politik erhält den Frieden; sie kommt dem allgemeinen Interesse zu statten, wenn weder auf der einen noch auf der anderen Seite Mißbrauch der Gewalt oder Unterordnung und Ohnmacht vorhanden ist. Man darf sie also nicht verdammen, bevor man ihre Anwendung gewürdigt hat.

In dem speciellen Falle von Krakau hatten die drei Mächte an sich die Frage zu stellen, ob die Prinzipien des englischen Kabinets damals noch dieselben waren, wie zur Zeit der Allianz, welche zu den Verträgen von 1814 und 1815 geführt hatte.

Wenn man sich auf die Verträge beruft, darf nicht von dem todten Buchstaben dieser Verträge die Rede sein. Und sind sie nicht zum todten Buchstaben geworden, sobald die Prinzipien, deren Werk sie waren, anderen Prinzipien Platz gemacht haben? In diesem Falle bleiben die materiellen Klauseln allein verbindlich; alle anderen, welche sich an Prinzipien knüpfen, treten nothwendigerweise wieder in den Bereich der Discussion. Wir mußten also an uns die Frage richten: Was ist heutzutage das Prinzip Englands und an welchem Acte läßt es sich erkennen?

Die Parlaments-Sitzungen sind in England politisch genommen nur die Schaustellung der entgegengesetzten Prinzipien, welche sich die oberste Gewalt streitig machen. Wenn man also in einem gegebenen Zeitpunkte wissen will, welche Prinzipien der Politik England's zu Grunde liegen, muß man seine wichtigsten diplomatischen Acte zu Rathe ziehen.

Abgesehen von seiner Allianz mit den nordischen Mächten finden wir keinen von gewichtigerer Bedeutung als den Tractat der Quadrupel-Allianz.

Dieser Tractat war das Werk der beiden Minister, welche damals die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs und Englands leiteten. Man gab zu London vor, der Hauptzweck dieses Tractates hätte darin bestanden, im Westen von Europa ein Gegengewicht gegen die Allianz der nordischen Mächte herzustellen. Allein dieß war augenscheinlich nicht der wahre Zweck, denn weder Spanien noch Portugal konnten in den Berechnungen des europäischen Gleichgewichtes mehr als Kräfte zählen. Und, im Vorbeigehen gesagt, nicht die nordischen Mächte haben diese lange Zeit so

mächtige und an Ruhm jeglicher Art überreiche Halbinsel zu dem Zustande der Ohnmacht herabgebracht, in welchen sie verfallen ist.

Der Tractat der Quadrupel-Allianz sollte weiter nichts sein, als eine auffällige Kundgebung der Allianz der freien Völker gegen die despotischen Regierungen. Allein mit Ausnahme Englands waren die drei anderen contrahirenden Theile erst noch in voller Revolution begriffene Völker.

Durch die Unterzeichnung dieses Tractates verfolgte Frankreich ferner den Gang, welchen es in der belgischen Frage eingeschlagen; es stellte wieder einmal die Usurpation unter den Schutz und Schirm der englischen Allianz.

Spanien suchte den Beistand der beiden Mächte zu Gunsten Isabella's gegen Don Carlos. Portugal war es um die Unterstützung der drei Mächte für Donna Maria da Gloria gegen Don Miguel zu thun.

Allein was suchte England — England, das so viele Opfer an Menschen und Geld gebracht hatte, um in Frankreich, in Spanien und in Portugal die regierenden Häuser wieder auf ihren Thron zu setzen? Dasselbe England, das in diesem langwierigen Kampfe so reichlich Sieg und Vortheil geerntet, zerstörte nunmehr sein eigenes Werk! In den drei Monarchien, mit welchen es sich verbündete, war die legitime Thronfolge-Ordnung umgeworfen worden, und es lieh der neuen Ordnung auf das Entschiedenste und Feierlichste seinen Beistand.

Sehen wir einmal, wie Lord Palmerston in der Parlaments-Sitzung vom 10. März 1839 die Beweggründe entwickelt, welche die Intervention Englands in den spanischen Angelegenheiten hervorriefen.

„Wir ziehen in Betracht," sagte Seine Herrlichkeit, „daß „die Frage, wer Souverän in Spanien sein soll, die gewichtigste „Frage der europäischen Interessen in sich schließt."

Allein warum die Frage auf solche Weise stellen? Dazu war Niemand in Europa berechtigt. War denn die Erbfolge nicht geregelt? Bei Spanien allein stand es, sie, sei es nun mit Recht oder Unrecht, auf seine Gefahr hin abzuändern. Es ist dieß eine streng nationale und häusliche Angelegenheit. Kein Kabinet, kein Parlament ist berechtigt und kann berechtigt sein, eine derlei Angelegenheit öffentlich in Berathung zu ziehen, denn es steht in Niemandens Macht, ein derartiges Ereigniß zu verhindern. Eine auswärtige Macht mag nach Maßgabe ihrer Interessen dagegen Einsprache thun oder es begünstigen, aber sie darf niemals über das Prinzip desselben discutiren; insbesondere darf ein monarchischer Staat es nicht thun. Denn ist nicht gerade die Stabilität der Thronfolge-Ordnung die Hauptgrundlage des monarchischen Staates, die Basis, welcher er seinen Vorzug vor allen anderen Regierungsformen verdankt? Die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung heischt stets das Bestehen eines für Jedermann unantastbaren Rechtes, die Form der Regierung mag wie immer beschaffen sein. Die größte Schwierigkeit liegt, wie wir alle leider nur zu deutlich sehen, darin, ein derlei Recht zu gründen.

Lord Palmerston äußerte sich im Verlaufe der Erörterung, welche er über diesen Gegenstand zu bestehen hatte, folgendermaßen: „Wir haben zu verschiedenen Epochen der Geschichte „Spanien mit verschiedenen Mächten sich verbünden gesehen; wir „haben es einmal mit Oesterreich alliirt gesehen, ein anderes Mal „mit Frankreich; wir wünschen weder mehr ein österreichisches „Spanien zu sehen, noch ein französisches, sondern ein Spanien, „das wesentlich spanisch sei. . . . . Ich muß noch hinzufügen, daß „es im Interesse Englands liegt, daß Spanien reich, daß es „mächtig und unabhängig sei!“

„Es ist klar, daß Spanien unter einer Regierung, wie die, „welcher unter Ferdinand VII. bestanden, niemals weder unabhän„gig, noch mächtig, noch reich zu werden vermochte.“

Dergestalt erklärte Lord Palmerston im Parlamente eines Staates, welcher noch ein monarchischer heißen will, das Recht, die Thronfolge abzuändern, durch das Benehmen des Regenten bedingt!! Ohne uns bei einer Maxime aufzuhalten, welche keine weitere Erörterung zu verdienen scheint, werden wir uns darauf beschränken, bemerklich zu machen, daß die Basis seiner Schlußfolgerung eine ganz und gar falsche ist; denn Ferdinand VII. ist auf dem Throne gestorben. Und nachdem England diesem Souverän vorgeworfen, daß er der unfähigste, der despotischeste und der willkürlichste Herrscher gewesen, erkennt es den despotischesten und willkürlichsten Act an, zu welchem ein König sich jemals verleiten lassen kann, nämlich die Abänderung der durch die feierlichsten Gesetze festgestellten Thronfolge in einem monarchischen Staate, und die Verfügung mit seiner Krone durch einen einfachen testamentarischen Act, als ob diese Krone ein Patrimonialgut gewesen wäre, über welches er zu Gunsten des nächstbesten, der ihm beliebte, verfügen durfte!!

Die Reformbill, welche die Whigs durchgesetzt, hat sich nicht bloß auf Veränderungen in Englands innerer Organisation beschränkt. Die Wirkungen dieser Bill sind nicht bei dem Parlamente stehen geblieben, sondern die Whigs haben mit Hilfe des modificirten Parlamentes alle alten politischen Prinzipien Englands verändert.

Es war nothwendig, dieß zu zeigen, um auf den Vorwurf zu antworten, welchen die gemäßigte Parlamentspartei den alten Verbündeten Englands machte, daß diese in der Krakauer Angelegenheit die Rücksicht auf England aus den Augen gesetzt hätten. Kein anderer Act war geeignet, dieß besser zu zeigen, als der Tractat der Quadrupel-Allianz. Die alten Alliirten konnten nichts von dem alten England mehr darin finden.

Uebrigens durfte Lord Palmerston über die selbstständige, reservirte Haltung, welche die drei Mächte gegen England annahmen,

weder erstaunt, noch verletzt sein. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf die Rede zu werfen, welche er in der Parlaments-Sitzung vom 18. März 1836 aus Anlaß der Besetzung Krakau's durch die Truppen der drei Mächte gehalten; eine Maßregel, welche ohne vorhergegangene Verständigung des brittischen Ministeriums getroffen worden war.

Lord Palmerston setzte den diplomatischen Theil der Frage auf eine dem zwischen den drei Mächten und dem Freistaate Krakau bestehenden Tractate gemäße und so unparteiische Weise aus einander, als es die parlamentarische Opposition erlaubte, welche es übernahm, den kleinen Freistaat gegen seine Nachbaren, seine sogenannten mächtigen Unterdrücker, zu vertheidigen. Seine Lordschaft schloß dabei in folgender Weise:

„Ich habe mich hier nicht erhoben, um eine Maßregel zu „vertheidigen, welche ich im Gegentheile tadeln und verdammen „muß. Ich habe bloß die Umstände aus einander gesetzt, welche, „obgleich sie die Besetzung von Krakau nicht entschuldigen, dennoch „dem Verlangen der drei Mächte, wenn es in einer gemäßigteren „Form wäre gestellt worden, zur Rechtfertigung hätten dienen „können. Meines Dafürhaltens muß man bemerken, daß, nachdem „Großbrittanien einer der contrahirenden Theile des Wiener Vertrags gewesen, die drei Mächte, bevor sie an Krakau die Forderung machten, welche sie an dasselbe gestellt haben, verpflichtet „gewesen wären, der englischen Regierung die Prinzipien bekannt „zu geben, nach welchen sie vorzugehen beabsichtigten. Sobald sie „sich aber für einen Schritt entschieden, welcher, um es mit einem „Worte auszudrücken, ein unnöthiger Gewaltschritt war, wird es „vielleicht gerecht sein, zu sagen, daß sie der Gerechtigkeit und der „billig denkenden Aufrichtigkeit dieses Landes eine unfreiwillige „Huldigung darbrachten, indem sie die Thatsache anerkannten, daß „wir zu einem ähnlichen Verfahren niemals unsere Einwilligung „gegeben haben würden, und daß, wenn sie uns ihre Absichten

„eröffnet hätten, wir Alles aufgeboten haben würden, um ihnen „die Ausführung zu widerrathen."

Hinsichtlich der Unabhängigkeit Krakau's äußerte sich Lord Palmerston folgendermaßen:

„Nicht der relative Umfang eines Landes, noch die relative „Größe eines Volkes muß bei Angelegenheiten dieser Art in Be„tracht gezogen werden, sondern das große Prinzip, welches zwischen „Nachbarstaaten aufrecht erhalten werden muß. Es ist für uns „von größerer Wichtigkeit, darüber zu wachen, daß die Unabhän„gigkeit eines Staates wie Krakau nicht ohne Ursache und mir „nichts dir nichts gestört werde, als wenn es sich um Preußen „oder um was immer für ein anderes mächtiges Volk handelte. „Wenn die Großstaaten so weise sind, als wofür ich sie halte, „wenn sie sich auf die Ereignisse der Zukunft vorzubereiten und „ihren eigenen Interessen Rechnung zu tragen wissen, so werden „sie finden, daß das sicherste Mittel, um ihre Besitzungen sicher zu „stellen, darin bestehe, daß sie niemals ihre Verträge mit den Klein„staaten verletzen, gleichwie diese letzteren ihrerseits überzeugt sein „müssen, daß sie von ihren Freunden zur Zeit der Bedrohung und „der Gefahr nur dann Verwendung und Hilfe erwirken können, „wenn sie mit angestrengter Aufmerksamkeit die Verbindlichkeiten „erfüllen, welche sie gegen mächtigere Nachbaren eingegangen haben."

Aus dieser Rede ergeben sich zwei wichtige Folgerungen.

Erstens: Indem Lord Palmerston aus Anlaß einer Besetzung von Krakau, welche nur vorübergehend sein sollte, erklärte, daß die Mächte die brittische Regierung davon nicht vorläufig verständigen konnten, weil sie überzeugt waren, daß diese Regierung zu jener Maßregel niemals ihre Zustimmung gegeben hätte, und indem er diese Zurückhaltung, anstatt jene Mächte deshalb zu tadeln, im Gegentheile für eine der Billigkeit der englischen Regierung dargebrachte Huldigung ansah, hatte er da nicht selbst diesen Mächten das Verfahren vorgezeichnet, welches sie bei allen Konflicten, welche zwischen ihnen

und dem Freistaate Krakau in der Folge etwa noch eintreten dürften, einzuschlagen hätten?

Zweitens: Indem Lord Palmerston in seiner Rede vor einer Versammlung, welche sich den Beruf zugetheilt hat, als ein Areopag zwischen den Völkern zu tagen, den Großstaaten erklärte, daß das sicherste Mittel, um ihre Besitzungen sicher zu stellen, darin bestehen werde, daß sie niemals ihre Verträge mit den Kleinstaaten verletzen, dabei aber diese letzteren warnte, daß sie zur Zeit der Bedrohung und Gefahr nur dann auf die Hilfe ihrer Freunde zählen dürften, wenn sie mit angestrengter Sorgfalt ihre Verpflichtungen gegen ihre mächtigeren Nachbaren erfüllten, hat er da nicht auf die förmlichste Weise den Grundsatz ausgesprochen, daß jeder Anlaß von Uneinigkeit eine Frage der Untersuchung werde?

Hat das englische Kabinet bei der Aufhebung des Freistaates Krakau diese Regel befolgt?

Jene Aufhebung wurde am 16. November 1846 proklamirt. Am 19. Jänner 1847 wurde vor dem Parlamente die Thronrede gehalten, in welcher Ihre Majestät die Königin von Großbritannien erklärte, daß dieser Act ihr eine so offenbare Verletzung des Wiener Vertrags zu sein scheine, daß sie befohlen habe, einen Protest gegen diesen Act an die Höfe von Wien, Petersburg und Berlin zu erlassen.

Der Zeitraum, welcher zwischen diesen beiden Promulgationen verflossen, war so kurz, daß es materiell unmöglich war, daß das englische Kabinet alle Details einer Angelegenheit hätte kennen sollen, in welcher die englische Regierung als Richter zu interveniren sich das Recht zuerkannte. Hieß dies nicht vielmehr darüber voreilig absprechen, als darüber ein Urtheil fällen?

Diejenigen, welche über die Würde der Krone Englands zu wachen haben, sind allein berufen, zu entscheiden, ob bei diesem

Anlasse jene Würde nicht bloßgestellt worden, indem man vor diplomatischer Untersuchung der Thatsache einen Protest anordnete. Eine solche Unregelmäßigkeit konnte dem Scharfblicke der Krone nicht entgehen. Allein nicht uns kommt es zu, eine für England selbst hochwichtige constitutionelle Frage zu besprechen; wir haben nur nach den Beweggründen zu forschen, die einen Entschluß veranlaßt haben mochten, der sich so weit von jener klugen Mäßigung entfernte, welcher in den Ausdrücken der Thronrede von jeher beobachtet wurde.

Wollte das englische Ministerium der vollendeten Thatsache der Aufhebung des Freistaates Krakau einfach die vollendete Thatsache des Protestes der Krone England entgegen stellen? Sollte dieser Protest ein machtloser Act bleiben? Dieses Ministerium, welches keinen Augenblick aufgehört hat, sich den Hüter des Friedens zu nennen, wollte sicherlich keinen allgemeinen Krieg an die Spitze dieses Protestes stellen. Da es sich nicht schmeicheln durfte, dadurch die drei Mächte zur Zurücknahme ihrer Promulgation und zur Wiederherstellung des Freistaates Krakau zu bewegen, verlegte es also die Ausübung der Macht Englands auf ein anderes Terrain.

Um die Existenz des letzten freien Bruchstückes von dem alten Polen zu vertheidigen, hegte England kein Bedenken, ohne den Krieg zu wollen, geradezu mit den drei theilenden Mächten zu brechen, welche sich noch einmal diese letzte Unterdrückung zu Schulden kommen ließen. War dieser Schritt von dem erhabensten Character, welchen ein politischer Act der englischen Regierung an sich tragen kann, nicht ein inmitten aller polnischen Parteien geschleuderter Feuerbrand — ein Feuerbrand geschleudert, um sich an ihre Leidenschaften anzuklammern und sie zu entzünden?

Wir finden in der Geschichte des Wiener Kongresses einen andern Protest, jenen des heiligen Stuhles gegen das Besatzungsrecht in Ferrara und Commachio, welches der Kongreß Oesterreich

gewährte. Diese Zusammenstellung ist kein müßiger Vergleich. Sind diese beiden Proteste nicht gleichzeitig in einer und derselben Epoche die Veranlassung einer ungemeinen politischen Aufregung geworden? War nicht in der That den Pamphleten des Jahres 1847 das Siegel einer neuen Allianz der beiden unterdrückten Nationalitäten — Polen und Italien — aufgedrückt? Und als im besagten Jahre Oesterreich sein Besatzungsrecht in Ferrara auf die Kongreß-Acte stützte, und Italien, um es ihm streitig zu machen, ihm den Protest des heiligen Stuhles einwendete, hörte man da nicht zu gleicher Zeit von England her eine Stimme verkündigen, daß Oesterreich, indem es die Wiener Verträge an der Weichsel zerriß, sie auch am Po zerrissen habe? Die Kette der Ereignisse knüpft sich an diese beiden Proteste, welche gleich zwei galvanischen Säulen die Erschütterungen des Jahres 1848 herbeigeführt haben. Wie man sieht, ist die Bezeichnung Batterie, welche man derlei Apparaten gibt, hier am rechten Orte.

Völker von dunkeln religiösen Begriffen übertragen alle ihre Leidenschaften auf die Gottheit. Demgemäß rächt sich Gott, wenn die Menschen ihn beleidigt haben. Um sie für die Nichtachtung seiner Gebote zu strafen, stiftet er Krieg oder läßt Gewitter los, um ihre Ernten zu vernichten. Hat nicht in ähnlicher Weise ein Einzelner seine Leidenschaftlichkeit auf die Krone England übertragen? Aber die Wirkungen der Leidenschaften sind immer so geartet, wie sie es ihrem Wesen nach sein müssen. An ihren Werken erkennt man sie. Die Höhe, auf welche sie sich stellen wollen, ändert ihren Charakter nicht. Diese Höhe vermag eine Zeitlang zu täuschen und einen niedriger liegenden Ursprung zu maskiren. Da sie aber unfähig sind, sich zu erheben, so ziehen sie im Gegentheile die oberste Gewalt zu sich herab, indem sie dieselbe in den Bereich ihres Treibens mit fortreißen. Obgleich die Gewalt sich dadurch erniedrigt, verleiht sie ihnen doch für

den Augenblick eine größere Macht. So stand auch, wie wir Zeuge davon waren, der Ausbruch der aufgewühlten Leidenschaften aus Anlaß der unbedeutenden Frage wegen Ferrara in keinem Verhältnisse mit dieser Frage, sondern mit dem Gewichte, welches der heilige Stuhl ihr beilegte; diese Frage verlor ihre Wichtigkeit, sobald sie von dem Papste wieder in den Geschäftsbereich verlegt wurde, zu welchem sie eigentlich gehörte. Die Leidenschaften entstellen die Fragen — die Vernunft allein führt sie auf ihr wahres Maß zurück. Ist es nicht mit der Krakauer Frage derselbe Fall gewesen?

V.

Das lombardisch-venetianische Königreich.

Unter dem Titel „lombardisch-venetianisches Königreich" wurden die an Oesterreich gekommenen Bruchstücke des Königreiches Italien zu einem integrirenden Bestandtheile dieses Kaiserstaates vereinigt. Es war begreiflicherweise unmöglich, ihnen den Namen „Königreich Italien" zu belassen. Ebensowenig gestatteten die Verhältnisse Venedigs, das eine glorreichere Vergangenheit aufzuweisen hatte als Mailand, das Venetianische zu einer bloßen Provinz eines Königreiches der Lombardei zu machen.

Sobald man einmal entschlossen war, beide zu vereinigen und einen einzigen politischen Körper daraus zu bilden, war der Titel, welchen sie bekamen, der einzig passende.

Allein hatte man sich hier nicht noch eine andere Frage zu stellen?

Konnte es den Interessen des österreichischen Kaiserhauses, welches die politische Einheit der verschiedenen unter seinem Scepter stehenden Staaten, Königreiche und Provinzen zu begründen strebte, zusagen, noch ein weiteres als abgesonderter und getrenn-

ter politischer Körper constituirtes beträchtliches Bruchstück hinzuzufügen? Hieß dies nicht noch die Schwierigkeiten jenes Einheitswerkes vermehren, welches zur unerläßlichen Bedingung der politischen Existenz und des Bestandes des österreichischen Kaiserthumes geworden?

Das lombardisch-venetianische Königreich bestand aus beiläufig vier Fünftheilen des Königreiches Italien, wie dieses als eine Frucht der Kriege der Revolution und der Kaiserzeit sich gestaltet hatte, daher auch das beibehaltene große Bruchstück jenes Königreiches unvermeidlich Einiges von dem Charakter seines Ursprunges an sich tragen mußte. War dieser Theil eines Werkes revolutionärer Gewalt und Vergrößerungssucht geeignet, sich den alten Staaten des österreichischen Kaiserthums ruhig anreihen zu lassen?

Um das volle Gewicht dieser Frage ermessen zu können, muß man zunächst erörtern, was eigentlich jenes Italien war, wie Napoleon es gestaltet hatte. Wir werden alsdann sehen, was es nach dem Sturze seines Systemes werden mußte, und wie Oesterreichs neue Stellung jenem Lande gegenüber beschaffen war.

Napoleon hatte Italien so gestaltet, wie es noch niemals gewesen; ein solches Königreich Italien, wie er es geschaffen, hatte nie existirt. Er hatte in Italien nur drei Souverainitäten bestehen lassen: jene Frankreichs — Rom war die zweite Stadt des französischen Kaiserreichs geworden —, die Souverainität des Königs von Neapel und jene des Königreichs Italien, dessen Krone er ebenfalls trug, während ein Vicekönig daselbst regierte.

Napoleon hatte alle italienischen Länder von den Alpen an bis zu den östlich von den Appenninen gelegenen ehemaligen Grenzen des Königreichs Neapel zu Frankreich geschlagen. Dazu kam noch das Becken von Piemont. Frankreich hatte drei von den Hauptstraßen über die Alpen inne, nämlich über den Mont-Cenis, den Mont-Genèvre und über den Col di Tenda. Alessandria war

der Haupt-Waffenplatz des französischen Militärsystems in Italien.

Das Königreich Italien war aus allen italienischen Ländern von den Alpen an bis zu den ostwärts der Appenninen gelegenen Grenzen des Königreichs Neapel zusammengesetzt. Zu diesem Königreiche gehörten also auf dem rechten Ufer des Po die Herzogthümer Parma und Piacenza, das Herzogthum Modena, die Legationen, die Marken; dazu gehörte ferner alles, was von der französisch-italienischen Grenze angefangen am linken Po-Ufer lag. Diese Grenze begann am Monte Rosa und zog sich längs der Sesia bis an den Po. Napoleon hatte dergestalt das Novaresische und die Lomellina wieder mit der Lombardei vereinigt; desgleichen am Fuße der Alpen das der Schweiz wieder entrissene Veltlin, Welsch-Tirol, dessen Name allein schon den Mittelpunkt bezeichnet, von welchem es los getrennt worden; jenseits der Etsch alle ehemaligen venetianischen Provinzen bis an den Isonzo. Mailand war demnach die Hauptstadt eines Staates von beiläufig 6,500,000 Seelen geworden, zu dessen Gebiete Venedig und die jonischen Inseln als Seeplätze gehörten.

Die Simplonstraße gehörte zum Königreich Italien; sie bildete die nächste Verbindung zwischen Frankreich und dem Centrum von Ober-Italien und durchzog das Gebiet der schweizerischen Eidgenossenschaft, deren Oberhaupt unter dem Titel eines Protectors ebenfalls Napoleon war.

Das Königreich Neapel war so geblieben, wie es früher gewesen; es hatte blos die Enclave Benevent absorbirt, dafür aber factisch den Besitz von Sicilien eingebüßt.

Ohne von der Aufhebung der weltlichen Gewalt des Papstes zu sprechen, was eine europäische Revolution gewesen, war durch die neuere Theilung Italiens, wie Napoleon sie eben vorgenommen hatte, eine Zukunft angebahnt, zu welcher das Vorbild dem alten Rom entlehnt war.

In seiner gänzlichen Absonderung vom mittelländischen Meere stand dem Königreich Italien kein anderes Meer offen, als das adriatische. Gleichsam als Vorposten aufgestellt, auf das französische Italien gestützt und gegen den Orient hingedrängt, gleichwie Venedig es einst gewesen, war dieses Königreich bestimmt, dem Kaiserreiche die Wege zu öffnen, welche ehedem die römischen Legionen nach Pannonien geführt hatten. Haben wir nicht bereits im Jahre 1809 den Beginn jener Rolle gesehen, welche Italien für die Zukunft bestimmt war? war nicht eine italienische Armee durch Ungarn bis an die Donau vorgedrungen, hatte nicht die Besetzung der illyrischen Provinzen sich durch mehrere Jahre hinausgezogen? Diese Combination schwand mit dem Kaiserreiche, denn Napoleons allzu ungeduldiger Genius ließ keinen seiner großen Gedanken zur Reife kommen.

Auf dieser Militärstraße, welche Napoleon wieder herstellen wollte, hatte einst die Verbindung zwischen den beiden römischen Kaiserreichen, dem morgenländischen und abendländischen, stattgefunden; allein diese Linie war zu lang und das Kaiserreich bereits zu schwach, um sie vertheidigen zu können. Schwärme von Barbaren, welche gleichzeitig aus dem nördlichen Europa und aus Mittel-Asien herbei strömten, begannen sich um den Besitz des östlichen Theiles von Europa zu streiten und sich zwischen die beiden großen Fractionen des Kaiserthumes zu legen. Dabei hatten aber ihre Niederlassungen noch keinen stabilen Charakter.

Attila an der Spitze einer neuen Invasion wurde für die alte römische Welt um so gefährlicher, als er alle slavischen und germanischen Barbaren, auf deren Lagerplätze er während seines Zuges gestoßen, unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte. Seine lange, eben so arglistige als gewaltsame Herrschaft zerstörte die letzten Reste, welche die Macht der Römer von dem alten Zauber ihrer Ueberlegenheit noch übrig behalten hatte. Diese Macht brachte sich durch ihre niedrigen Ränke und Concessionen mehr

noch als durch ihre verlorenen Schlachten um die Achtung der Völker.

Die einzige Expedition, welche Attila in Italien unternommen, gab die Halbinsel wehrlos allen Uebrigen preis, welche nach ihm darin einfielen. Er verwüstete und plünderte ganz Ober-Italien und zerstörte Aquileja vom Grunde aus, — die wichtigste Veste und der bedeutendste Stapelplatz für den Handel, welchen die Römer in Venezien besaßen.

Die Lagunen wurden für jene Gegenden eine Wiege der Wiedergeburt. In dem Maße, als Venedig an Größe zunahm, absorbirte es die allfälligen letzten Reste ihres Lebens; Aquileja war unter allen von den Hunnen geplünderten Städten die einzige, die nicht mehr erstand. Der bischöfliche Sitz jener erlauchten Metropole wurde nach Venedig übertragen, und dieses fand in dem christlichen Eifer jener Urzeiten der Kirche ein Princip der Entwicklung mehr, — die einzige Lebensquelle, welche Aquileja aus seiner Asche hätte wieder erstehen machen können. Aquileja ist seitdem dazu verdammt gewesen, durch seine Ruinen ein bleibendes Zeugniß abzugeben von dem Wüthen jenes mächtigsten aller Barbaren.

Seit Attila ist die reiche und blühende venetianische Provinz von Italien getrennt geblieben.

Venedig fühlte sich bald mächtig genug, um alle Bande zu zerreißen, welche es etwa noch an Italien knüpfen mochten. Es fürchtete die Herrschaft der Barbaren-Könige, welche dort so eben ein Reich gegründet hatten; es fürchtete später Karl den Großen noch mehr, als es die lombardischen Könige gefürchtet hatte.

In dem Maße, als alle Spuren des ehemaligen Kaiserreichs aus Italien und dem Abendlande verschwanden, suchte Venedig sich dem Oriente zu nähern, welchen man achtete, als ob er noch das frühere Römerreich gewesen wäre; denn dieser Ueberrest des

Kaiserthums war noch der einzige, von welchem man gegen die Barbaren des Abendlandes Hülfe erwarten durfte.

Diese Lage machte aus Venedig im Mittelalter eine orientalische Seemacht und trennte es dadurch gänzlich von Italien, so daß es weder das Mißgeschick desselben theilte, noch irgend eine seiner zahlreichen Umgestaltungen durchzumachen hatte.

Während Venedig durch die Eroberungen, welche es im Oriente machte, durch seine daselbst gegründeten Colonien und durch die Ausdehnung seines Handels dort das Uebergewicht erlangte, ward es zu gleicher Zeit sowohl durch seine gewandte Politik, als durch seinen erworbenen Reichthum eine europäische Großmacht.

Nach einer langen Periode des Ruhmes und Wohlstandes wurden ihm seine orientalischen Besitzungen durch die Einfälle der Türken entrissen und seine Handelswege gesperrt. Venedig wurde auf sich selbst zurückgedrängt, und von nun an begann es Italien seine Macht fühlen zu lassen, indem es sich auf Kosten der italienischen Fürsten und Staaten durch bedeutende Eroberungen in Italien für seine erlittenen Verluste zu entschädigen suchte. Man fühlte daher die Nothwendigkeit, sich diesem Eroberungsgeiste entgegen zu stellen. Es kam zunächst zu einem Bunde der italienischen Fürsten gegen die Republik und in Folge dessen zu mehreren Kriegen, welche 1516 zur Ligue von Cambrai führten. Durch die letztere kam man überein, Venedig alle seine auf dem Festlande gemachten Eroberungen wieder abzunehmen und sie unter die verbündeten Mächte zu vertheilen. Bei dieser Theilung wurden dem Kaiser Maximilian alle venetianischen Besitzungen vom Isonzo bis an die Etsch zugewiesen.

Obgleich es der Republik gelang, die ihr drohende Gefahr zu beschwören, datirt doch der Verfall ihrer Macht von jenem Zeitpunkte her.

Als fast drei Jahrhunderte darnach Napoleon der Existenz dieser alten Republik ein Ende machte, erwarb Oesterreich durch den Frieden von Campo Formio nebst der Stadt Venedig alle venetianischen Gebiete, welche bereits die in Folge der Ligue von Cambrai beabsichtigte Theilung dem Kaiser Maximilian zugesprochen hatte. Liegt nicht in dem Zusammentreffen dieser beiden so weit aus einander liegenden historischen Thatsachen ein Beweis mehr für das zwischen der Gestaltung der Staaten und der geographischen Lage ihrer Gebiete bestehende innige Verhältniß?

Vom St. Gotthard angefangen bis zu den illyrischen Alpen träufelt kein Tropfen Wasser in die Ebenen Italiens hinab, der nicht aus einer deutschen Quelle käme; Italiens Ströme führen kein einziges Steinchen mit sich, das nicht von deutschem Gesteine abgelöst wäre; alle seine Anschwemmungen bestehen aus deutscher Erde. So oft die Bewohner jener hohen Alpen einem mächtigen Staate angehören werden, eben so oft werden die an ihrem Fuße liegenden Ebenen demselben ebenfalls gehören müssen. Mit Rücksicht auf dieses Gesetz der politischen Geographie hatte General Bonaparte den Frieden von Campo Formio unterzeichnet; erst nachdem Kaiser Napoleon Oesterreichs Macht in Deutschland geschwächt hatte, ward es ihm möglich, die Grenzen des Königreiches Italien bis an den Isonzo zu verlegen.

Sollten die Politiker Italiens, welche sich in ihren verschiedenen Urtheilen über die relative Stärke oder Schwäche ihres Vaterlandes so häufig geirrt hatten, Anstand nehmen, die volle Richtigkeit der so eben ausgesprochenen Ansicht über die Lage der venetianischen Provinzen einzuräumen, so werden sie doch bei einem Rückblicke auf das Verfahren Napoleons, dessen Ueberlegenheit als strategisches Genie sie anzuerkennen gewohnt sind, zuzugeben genöthigt sein, daß der Kaiser selbst von der ganzen Schwäche der Stellung jener Provinzen vollkommen überzeugt war.

Der politische Bau des Königreichs Italien war mangelhaft. Was that Napoleon, um ihn zu befestigen?

Er entriß Oesterreich Tirol und gab es dem Könige von Baiern, als dem getreuesten seiner damaligen Alliirten in Deutschland. Und zum Beweise, daß diese Schenkung mit dem politischen Systeme, welches er in Italien zu begründen beabsichtigte, zusammenhing, warb er um eine Tochter des Königs von Baiern für den Vicekönig von Italien, Prinz Eugen. Allein dies war noch nicht genug. Er ließ sich von Oesterreich den an Tirol grenzenden Villacher Kreis in Kärnthen, Laibach, Krain, Triest und Istrien, Civil- und Militär-Kroatien, Dalmatien und Ragusa abtreten. Auf diese Weise umgab er die schwachen venetianischen Provinzen mit einem Gürtel von Gebirgen, welcher sich von Tirol bis hinab in den Hintergrund des adriatischen Meerbusens erstreckte.

Tirol zählt neun mal hundert tausend Seelen. Die übrigen unter dem Namen der illyrischen Provinzen zu dem französischen Kaiserreiche geschlagenen Theile jenes Gürtels hatten eine Million fünf mal hundert tausend Seelen. Das Militärsystem des Königreichs Italien verfügte demnach über eine Bevölkerung von acht Millionen neun mal hundert tausend Köpfen.

Als nun die Zeit der Reaction gegen das napoleonische Kaiserreich eintrat, setzte sich die französische Armee nur auf den beiden Linien der Etsch und des Mincio in die Verfassung, Italien zu vertheidigen.

Durch die Gebirge gedeckt, hatte der mit dem Obercommando der gegen Italien bestimmten österreichischen Armee betraute General Hiller an der Spitze eines Theils seiner Armee, unbemerkt vom Prinzen Eugen, welcher mit der seinigen am Isonzo stand, mehrere Tagmärsche zurückgelegt. Sobald dieser Letztere von jener Bewegung Kenntniß erhielt, trat er schleunigst den Rückzug an; allein er stieß bereits auf eine Division der

Vorhut der Oesterreicher, welche vom Etschthal herabrückten und schon an der Piave standen. Er erzwang sich den Uebergang und gewann eben noch Zeit, Verona wieder zu erreichen.

Durch den Friedensschluß fielen alle Alpen, welche Italien beherrschen, mit einer Bevölkerung von zwei Millionen vier mal hundert tausend Seelen wieder an Oesterreich zurück.

Es liegt am Tage, daß keine andere Macht als Oesterreich diese schmalen, langgestreckten, zwischen den Alpen und dem adriatischen Meere eingezwängten Länderstrecken in Anbetracht ihrer Lage außerhalb der Halbinsel zu besitzen und zu halten im Stande ist. Auch die Republik Venedig hat nicht als italienische Macht diese Länderstrecke besessen. Venedig ist vielmehr während der ganzen Dauer seiner langen und glorreichen Existenz ununterbrochen die Nebenbuhlerin und häufig die Feindin aller italienischen Mächte gewesen.

So lange man nicht zwischen den permanenten Ursachen, welche von jeher auf das Geschick der Völker ohne Unterlaß gewirkt haben, und zwischen den wandelbaren Gründen, deren Einfluß je nach den Zeiten, den Menschen und den Umständen wechselt, eine Scheidungslinie zu ziehen versteht, so lange wird das Studium der Geschichte niemals von jenem Nutzen sein, welchen es gewähren sollte.

Wenden wir diese Bemerkung auf die beiden Theile an, aus welchen das lombardisch-venetianische Königreich besteht.

Die ganze neuere Geschichte hat nichts so Stabiles aufzuweisen, als den venetianischen Staat. Dalmatien war die erste Eroberung der jungen Republik gewesen. Es war ihr zweimal verloren gegangen, allein Venedig wußte sich durch Beharrlichkeit stets wieder in den Besitz dieser Provinz zu setzen, welche ihm Bauholz für seine Schiffe und vortreffliche Seeleute zur Bemannung derselben lieferte, und so gehörte ihm Dalmatien noch bis auf die letzte Stunde. Diese Stabilitätskraft hatte eine bei-

nahe vierzehnhundertjährige Dauer. Welche Geschicke hatten mittlerweile die lombardischen Provinzen gehabt? Sie wurden nach der Reihe Königreiche von der Schöpfung fremder Fürsten oder nationale Republiken, ein Bund unabhängiger Städte oder geknechtete Fürstenthümer, um deren Besitz Frankreich stritt, zuerst von Spanien, dann bis zur Epoche neuer Revolutionen definitiv von Oesterreich beherrscht; ein Theil dieser Provinzen, Brescia und Bergamo, von der Republik Venedig erobert und behauptet.

Zu keiner Zeit hatte irgend ein Gebiet so viele Wechselfälle des Unbestandes zu erleiden. Zu Anfang des Mittelalters wollte Mailand, noch stolz auf die letzten Erinnerungen der römischen Kaisergewalt, die Hauptstadt eines Königreichs werden, welches es niemals dahin brachte, seine Herrschaft über das Land zu erstrecken, welchem es seinen Namen entlehnt hatte. Der republikanische Geist Italiens bewirkte, daß die mehr durch das Alter ihres Ursprungs, als durch ihre Größe berühmte eiserne Krone in den Reliquienschrein der Kathedrale von Monza niedergelegt wurde. Als Napoleon sie mehrere hundert Jahre darnach dort holte, um sich damit zu krönen, nahm Mailand mit Stolz wieder den Glanz einer Hauptstadt an, mit allen ihren Vortheilen und allen ihren Ansprüchen.

Von allen Theilen der Halbinsel war das Königreich Italien Napoleon am aufrichtigsten ergeben, denn es begriff, welch' eine Zukunft ihm vorbehalten war. Die italienischen Truppen blieben dem Kaiser, welcher ihr Schöpfer war, bis zum letzten Augenblicke treu.

Das Princip der Restauration, welches nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft nothwendiger Weise zur Geltung gelangte, mußte eben so nothwendig die neue politische Wichtigkeit, welche der Lombardei gegeben worden, zum schmerzlichen Bedauern aller Italiener, die große Hoffnungen für die Zukunft ihres Vaterlandes daran geknüpft hatten, zu nichte machen.

Oesterreichs Rolle wurde sofort nach der Besetzung dieser neuen Provinz eine sehr schwierige, denn es mußte die letzten Reste jener Hoffnung, welche das heutige Italien noch gern genährt hätte, zerstören. So begehrten die vornehmsten Grundbesitzer des Novaresischen, insgesammt Lombarden, daß diese Provinz mit der Lombardei vereinigt bleiben und wieder an Oesterreich — kraft seiner alten Rechte darauf — zurückgestellt werden möge. Die Bewohner von Pavia befanden sich noch allgemeiner in derselben Lage; der größte Theil ihrer Besitzungen, ja selbst ihre Küchengärten, lagen auf ausländischem Gebiete; denn die Tractate versetzten Pavia noch einmal an die äußerste Grenze.

Mehrere andere auf dem rechten Po-Ufer gelegene wichtige Theile des Königreichs Italien stellten das dringende Verlangen, nicht davon getrennt zu werden. Das durch die Revolution von Grund aus unterwühlte Italien sträubte sich seinem größten Theile nach dagegen, wieder das vormalige Italien zu werden, und doch konnte Oesterreich kein anderes wollen. Diese erste Opposition weckte zum Nachtheile Oesterreichs einen Keim von Mißmuth, welcher seitdem, von andern Gegnern als die Italiener gepflegt, die Grundursache aller in Italien vorgefallenen Ereignisse geworden ist.

Nachdem Jedem das Seinige zurückgestellt worden, machte man dem Mißmuthe, welcher sich in der Lombardei ausgesprochen hatte, eine Concession, indem man die noch übrig bleibenden Reste des Königreichs Italien unter dem Titel „lombardisch-venetianisches Königreich" vereinigt beibehielt.

Sobald das Princip der Bewegung fortwährend thätig ist, wird es stets über das Stabilitäts-Princip die Oberhand gewinnen. Daher mußte auch das in Folge seiner Berührung mit dem übrigen Italien in beständiger Aufregung erhaltene unstäte Wesen der Lombardei die von Natur aus ruhigen venetianischen Provinzen unfehlbar in den Kreis der Bewegung hineinziehen.

Diese erste Concession, welche dem modernen Italien gemacht wurde, gestaltete sich demnach zu einer Gefahr für den österreichischen Kaiserstaat. Ein politischer Körper von fünf Millionen reicher, thatkräftiger, mit einer leicht erregbaren Phantasie begabter Staatsbürger ist nicht geeignet, indifferent zu bleiben. Von dem Augenblicke an, wo Oesterreich diese Kraft nicht als eine italienische Macht auftreten lassen wollte und durfte, mußte sich die lebendige Thätigkeit derselben gegen Oesterreich selbst kehren. Es hätte nur Ein Mittel gegeben, dieser Gefahr vorzubeugen, nämlich: eine Vereinigung, welche lediglich im Drange der Neuzeit zu Stande gekommen war, nicht bestehen zu lassen. Die Geschichte und die Geographie riethen einstimmig davon ab, zwischen den beiden großen Fractionen, aus welchen das lombardisch-venetianische Königreich zusammengestellt worden war, irgend ein anderes Band der Solidarität bestehen zu lassen, als das des gleichen Gehorsams gegen den Kaiser. Seine kaiserliche Majestät hatte diesen Provinzen gegenüber keinerlei Verbindlichkeit, keinerlei Verpflichtung übernommen. Oesterreich konnte die Lombardei regieren, wie es so lange das Herzogthum Mailand regiert hatte. Alle weisen Einrichtungen der Kaiserin Maria Theresia waren daselbst noch vorhanden. Die Regierung der venetianischen Provinzen ließ sich wieder auf denselben Fuß setzen, wie zur Zeit der ersten Besitznahme durch die Oesterreicher, in Folge des Friedens von Campo Formio. Die Mincio-Linie mußte für diese beiden Theile eine administrative Scheidungslinie bilden. Dafür sprachen auch nebst allen übrigen die militärischen Rücksichten. Dafür hatte auch die Geschichte mehrerer Jahrhunderte ununterbrochen den Beleg geliefert. Länder, welche sich in so verschiedenen Verhältnissen befanden, ließen sich unmöglich durch ein und dasselbe Band an den österreichischen Kaiserstaat knüpfen. Der moralische Einfluß Italiens durfte die natürliche Grenzlinie, welche diese beiden Fractionen von einander trennte, nicht über-

schreiten. Die lange Geschichte der Republik Venedig hatte uns in dieser Beziehung zahlreichen und nützlichen Stoff zur Belehrung und zum Nachdenken zu bieten.

Das lombardisch-venetianische Königreich zählt eine Bevölkerung von fünf Millionen Einwohnern, insgesammt rein italienischer Abstammung. Landbau, Handel und Industrie stehen daselbst in voller Blüthe, und wer auch nur als schlichter Reisender diese Provinzen durchwandert hatte, mußte die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß sie eben so verständig als gerecht administrirt waren; denn allenthalben und unter allen Gestalten trat das Bild des Wohlstandes ihm entgegen. Dieses Königreich war demnach berufen, auf ganz Italien, insbesondere aber auf die ihm zunächst gelegenen Theile desselben, einen heilsamen Einfluß auszuüben. Dies war jedoch nicht der Fall. Im Gegentheile haben die minder reichen und minder gut regierten, unter schwächeren Regierungen stehenden Theile Italiens diesen Einfluß nach entgegengesetzter Richtung hin geltend gemacht. Worin mochte wohl der Grund einer solchen Erscheinung liegen? Dieselbe läßt sich durch ein natürliches Gesetz vollständig erklären. Benachbarte politische Körper lassen sich nicht in gegenseitiger vollständiger Isolirung erhalten. Diese Isolirung wird zwischen Staaten, welche von einem und demselben Volksstamme gebildet sind, platterdings unmöglich. Derjenige, welcher keinen Einfluß auf die Uebrigen geltend machen mag, muß sich den ihrigen auf sich selbst gefallen lassen.

Es gibt keine lebendigere Nationalität als die italienische; sie hat seit Jahrhunderten jeder Fremdherrschaft, allen Revolutionen, welche man ihr aufdringen mochte, der dauernden Besetzung des Landes durch alle fremden Heere widerstanden. Italien war niemals stark genug, um seine Unabhängigkeit zu gründen, aber immer stark genug, um alles ihm nicht Gleichartige abzustoßen.

Italien ist demnach in Folge seiner geographischen Lage zwar politisch impotent, besitzt aber gleichzeitig von Natur eine Fülle moralischer Kraft, welche man berücksichtigen muß, um es zu regieren und zufrieden zu stellen. Die Elemente des italienischen Charakters sind unverwüstlich. Sie sind zu lebendig und zu sehr ausgesprochen, um neutral zu sein; man muß sie also für sich haben, wenn man sie nicht gegen sich haben will. Im Verkehr des gewöhnlichen Lebens findet sich der Haß nur zu häufig hart zur Seite der Liebe. Der Bereich der Regierung hat es übrigens mit der Sphäre der Interessen zu thun; diese muß man zufrieden zu stellen lernen, um sie zu beruhigen, dabei aber im Vorhinein auf jede Erkenntlichkeit verzichten. Der Egoismus der Völker steht immer im steigenden Verhältnisse zur Lebhaftigkeit ihres Nationalgefühls.

Der Italiener schwärmt für die Sonne, welche den Boden seines Vaterlandes befruchtet, gleichwie er mit Stolz auf die so mannigfaltigen Meisterwerke blickt, mit welchen seine Intelligenz es zu schmücken verstanden. Das Unvermögen, aus Italien einen politischen Einheitsstaat zu bilden, hat bei dem Italiener den Sinn für municipales und Gemeindeleben im höchsten Grade entwickelt. Eine Administration, welche das Gefühl der Anhänglichkeit des Italieners an seine Gemeinde verletzt, mußte daher von jeher und wird auch in der Zukunft stets aus ihm einen Unzufriedenen machen. Dann gibt er Denjenigen Gehör, welche ihm ein einiges Italien vorspiegeln, denn er hofft alsdann, in der Stärke dieses vergrößerten Vaterlandes jenen Theil der Freiheit, welcher ihm als das Höchste gilt, — die Freiheit seines Gemeindelebens, — wieder zu erlangen.

Im Jahre 1848 waren bereits mehr als dreißig Jahre verflossen, seitdem Oesterreich von seinen italienischen Provinzen Besitz

ergriffen und daselbst das lombardisch-venetianische Königreich errichtet hatte. Die männlichen Generationen der Bevölkerung waren demnach bereits unter der österreichischen Herrschaft herangewachsen, und dennoch nahm seit der durch die Juli-Revolution in Frankreich bewirkten Erschütterung ihre Abneigung, insbesondere in der Lombardei, in immer steigendem Maße zu.

Der wegen Hinfälligkeit bereits dem Erlöschen nahe venetianische Staat mußte bei dem gewaltsamen Andrange der französischen revolutionären Invasion offenbar in Trümmer gehen. Er hatte sich seinem neuen Herrn aufrichtig hingegeben, und war auf seine Einverleibung in den Kaiserstaat offen eingegangen; mußte sie ihm doch augenscheinlich jene Sicherheit gewähren, welche seine eigene Schwäche ihm nicht mehr zu verbürgen vermochte. Das schmerzliche Bedauern, welches man in Venedig über eine solche Lage der Dinge empfinden mochte, hatte nichts Sträfliches; denn kein Venetianer konnte sich die Restauration des alten venetianischen Staats als im Bereiche der Möglichkeit liegend denken. Es war ein Cultus der Vergangenheit, vielmehr ein religiöses als ein politisches Gefühl.

Dennoch begannen die venetianischen Provinzen sich seit 1830 indifferent zu verhalten. Die fortwährende Aufregung in Italien, deren Verbreitung durch das Princip der Union nicht nur allein nicht verhindert, sondern im Gegentheile noch begünstigt wurde, mußte die venetianischen Provinzen unvermeidlich gegen Oesterreich zuletzt eben so feindselig stimmen, als es die mailändischen bereits waren.

Die von dem österreichischen Generalstabe so eben veröffentlichten Berichte über die italienischen Feldzüge der beiden Jahre 1848 und 1849 legen dar, mit wie vielen Gefahren der Aufstand des lombardisch-venetianischen Königreichs die österreichische Armee umrungen hatte. Das bedeutendste Ereigniß dieses ganzen Krieges war ohne Zweifel der Abfall Venedigs und der an-

haltende Widerstand dieser Stadt gegen die österreichischen Waffen. Die piemontesische Armee war in Folge von Schlachten, welche ihr in militärischer Beziehung Ehre machten, zum zweiten Male zur Einstellung des Krieges gezwungen worden; die Thronentsagung des Königs Carl Albert konnte keinem Italiener mehr die geringste Hoffnung lassen, daß die piemontesischen Truppen geneigt sein würden, den Kampf zum dritten Male wieder aufzunehmen; alle übrigen Truppen oder wie immer Namen habenden italienischen Freischaaren waren vom Wahlplatze verschwunden; die fremden Mächte, auf deren Beistand die italienischen Bevölkerungen mit Grund zählen zu dürfen geglaubt hatten, waren vollkommen unthätige Zuschauer aller dieser Ereignisse geblieben, und ungeachtet aller dieser Thatsachen setzte Venedig seinen Widerstand mit einer Hartnäckigkeit fort, für welche die Vernunft vergeblich um eine Erklärung sucht.

Da es unter allen Umständen Nutzen gewährt, zu zeigen, auf welchem Wege Irrthümer oder Leidenschaften die Menschen in das Verderben stürzen, dünkt es uns wichtig, die Aufmerksamkeit auf die Vorgänge zu Venedig hinzulenken.

Die oben erwähnten officiellen Berichte nehmen keinen Anstand, offen zu erklären, daß die Mißgriffe der Regierung die Katastrophe herbeigeführt haben, deren Opfer die italienische Armee, ohne ihren energischen Widerstand, welcher in den ersten Augenblicken der Gefahr ein wahrhaft heldenmüthiger genannt werden darf, leicht geworden wäre. Der moralische Muth ihres erlauchten Führers und die unbedingte Hingebung seiner ganzen Armee, vom höchstgestellten Officiere an bis zum letzten Soldaten hinab, machten es möglich, vorerst jenes für alle Combinationen des Krieges so kostbare Element: Zeit zu gewinnen. Die Zeit brachte Verstärkungen, und erst dann nahm der Krieg von Seite Oesterreichs seinen Anfang. Die Geschichte hat bereits gesprochen, auf wessen Seite der Ruhm gewesen; er ist der Treue, der Aus-

dauer und dem Muthe zugefallen, und wurde der gerechte Lohn des Heerführers, dessen Voraussicht unter den beengenden Verhältnissen einer beschränkten und nur zu oft gestörten Thätigkeit die Mittel vorzubereiten verstanden hatte, welche zweckmäßig angewendet zuletzt zum sichern Siege führten.

Die Mißgriffe der alten Regierung waren so zahlreich und die Anzahl derjenigen, welchen sie zur Last fallen, war so beträchtlich, daß man mit Leichtigkeit darüber sprechen darf, so klein ist der Theil des Tadels, welcher in dieser Beziehung auf jeden Einzelnen entfällt. Wenn man aber erwägt, daß es sich dabei um Männer handelt, welchen man in keiner Beziehung des Bereiches ihrer amtlichen Thätigkeit Geschicklichkeit absprechen kann, so läßt sich nur annehmen, daß sie durch eine überlegene Ursache unbewußt auf eine Bahn gedrängt worden sein müssen, auf welcher sie von den Gefahren, denen sie entgegen gingen, keine Ahnung hatten.

Ein Irrthum, in welchen man in der höchsten Sphäre der Regierung verfällt, reicht zuweilen hin, die Mißgriffe der Verwaltung zu erzeugen. Nachdem die Vereinigung der beiden großen Fractionen des lombardisch-venetianischen Königreichs einmal als die Basis, auf welche alle Verwaltungsbehörden sich zu stellen hatten, gegeben war, strebte jede derselben aus allen Kräften, das ihr vorgesteckte Ziel zu erreichen; allein je näher man diesem Ziele kam, desto zahlreicher wurden die Gefahren der Stellung Oesterreichs. Aus dem lombardisch-venetianischen Königreiche ein Ganzes machen und alle seine Berührungspunkte mit Italien vervielfältigen, hieß doch in der That selbst an der Entwicklung jener neuen Kräfte arbeiten, welche in Italien auftauchten. Alle dortigen Vorgänge zeigten klar, daß es sich daselbst nicht mehr blos um theilweise Aufstände handelte, welche Oesterreich stets mit leichter Mühe niedergehalten hatte, sondern daß man, um seiner Macht eher Widerstand leisten zu können, dort auf eine

vollständige sociale Revolution ausging, welche vermittelst einer Umgestaltung der italienischen Staaten und mittelst Veränderungen im Territorial-Besitzstande durchgeführt werden sollte. Oesterreichs Ausschließung von allen italienischen Gebieten wurde bei dieser Revolution zum Ausgangspunct genommen.

Unter solchen klar vor Jedermanns Augen liegenden Verhältnissen hielt das Wiener Kabinet diplomatische Verhandlungen für das sicherste und geeigneteste Mittel, um die Gefahr der Lage zu beschwören; es stellte sich demnach auf diesen Boden und wandte sich an die Großmächte mit der Anfrage, ob sie gesonnen wären es zu dulden, das alles was durch uralte Rechte und durch neuere Verträge in Italien gegründet worden, von der italienischen Umsturzpartei vernichtet werde. Das österreichische Kabinet erhielt hierauf einstimmig die Antwort, daß die Mächte den Territorial-Besitzstand in Italien in der Art wie die Verträge von 1814 und 1815 ihn geregelt hatten, aufrecht erhalten würden.

So geeignet diese Erklärung war, hinsichtlich des möglichen Erfolges von Aufständen in Italien Beruhigung zu gewähren, so flößte sie doch ein allzu zuversichtliches Vertrauen in die Zukunft ein; die italienische Revolution wurde von Klubbs geleitet, deren thätigstes Werkzeug zur Ausführung der gefassten Beschlüße die geheimen Gesellschaften waren. Derlei Vereine haben nur die Kraft zur Zerstörung; darum hegte man in Wien keine Besorgniß, daß sich aus ihnen eine Organisation entwickeln dürfte, welche sich stark genug fühlen würde, um es mit dem österreichischen Kaiserstaate aufzunehmen. Man war demgemäß der Ansicht, daß man es mit einer bloß vorübergehenden Gefahr zu thun haben würde.

Ich habe mich in dem vorliegenden Werke fortwährend bestrebt, das Falsche jener Theorie nachzuweisen, welche den Staat auf das Princip der Nationalität begründen will, und die Gründe welche ich zur Darlegung der Unhaltbarkeit dieser Theorie angeführt habe, dürften meines Erachtens unmöglich zu widerlegen

seyn. Ich begreife übrigens, daß ein zahlreiches Volk voll glorreicher geschichtlicher Erinnerungen, wenn man ihm von allen Seiten das Unternehmen als ein ganz leichtes schildert, sich überreden lassen und wieder auf diesen Boden stellen mag. Männer von Talent und Thatkraft würden durch Ablehnung der Leitung desselben einen Vaterlandsverrath zu begehen gefürchtet haben. Man darf daher nicht allen Venetianern ihre Theilnahme an der Empörung als Verbrechen des Treubruches anrechnen. Sie hielten den Augenblick für gekommen, wo dieses Verbrechen sich zum Triumphe gestalten würde, wie die Geschichte deren leider nur zu viele aufweist, und durch ihre Verherrlichung derselben zur Empörung gewissermaßen aufgemuntert hat. Allein heißt dieß nicht den bloßen Erfolg über das Princip stellen?

Unter derartigen Umständen liegt den Regierungen die Pflicht ob, ihren Völkern gegen die Verführung welche sie umgarnt, Schutz zu gewähren. Man muß ihnen zeigen und begreiflich machen, wie schwach und unhaltbar ihre politische Stellung von dem Augenblicke an wird, wo sie sich von dem Staate, welcher allein sie zu schützen vermag, getrennt sehen würden. Man muß durch die Organisirung von ausgiebigen Vertheidigungsmitteln den Waghälsen und den Abentheurern zugleich imponiren, und ihnen jede Hoffnung benehmen, sich durch einen Handstreich unabhängig zu machen. Die Unabhängigkeit ist fürwahr ein zu kostbares Gut, als daß irgend ein Volk, was es auch immer für eines sein möge, hoffen dürfte, sie durch einen Act, welcher stets den Character einer unbedachten Übereilung an sich trägt, auf die Dauer zu erringen. Von dem Augenblicke an, als keine einzige der Großmächte sich gegen Oesterreich und zu Gunsten des Aufstandes erklärte, mußte derselbe unvermeidlich mißlingen.

Bevor wir dem Leser die wichtigsten militärischen Thatsachen in Folge der Belagerung Venedigs vor das Auge führen, haben wir noch über Italiens damalige politische Lage eine Bemerkung

zu machen. Nicht alle dortigen Vorgänge waren das ausschließliche Werk der Revolution. Es wurden daselbst Ränke gesponnen, welche an die Umtriebe der Kabinete längst vergangener Zeiten errinnerten; und als Ränke müssen wir wohl jene geheimen politischen Umtriebe bezeichnen, welche auf die Entkräftung und selbst auf die Vernichtung der Verträge in demselben Augenblicke ausgehen, wo man auf diplomatischem Wege die Erklärung abgibt, ihre Aufrechthaltung verbürgen zu wollen. Es geht mit dem politischen Rausche gerade so wie mit dem Weinrausche: „In vino veritas.“ In Folge dessen haben uns die Jahre 1847, 1848 und 1849 Gedanken enthüllt, welche die Volkstribunen lange verborgen hatten. In ihrer Zuversicht des Gelingens deckten sie alle ihre Pläne vollständig auf und als dieselben zuletzt fehlschlugen, machten sie in ihrem Leidwesen darüber sich wechselseitige Vorwürfe, wobei sie noch mehr aus der Schule schwatzten.

Ähnlichen Indiscretionen begegnen wir an mehr als einer Stelle auch auf Seite solcher Staatsmänner, welche freiwillig oder gezwungen aus demselben Becher genippt hatten. Wir werden uns hier darauf beschränken, nur diejenigen anzuführen, welche auf Italien Bezug haben.

In der Sitzung des brittischen Unterhauses vom 29. Juni 1852 wurde das Ministerium aus Anlaß der Ausweisung von Mitgliedern der anglicanischen Kirche aus dem österreichischen Gebiete angegriffen. Da die vorgeschlagene Resolution nicht früher angekündigt worden war, übernahm es der Kanzler der Schatzkammer, die betreffende Interpellation vorläufig zu beantworten. Lord Palmerston glaubte dem Ministerium hierauf noch eine Erwiderung schuldig zu sein, in welcher unter Anderem eine Stelle folgenden Inhalts vorkam:

„Der erste Anlaß wo der Groll Oesterreichs (gegen England) „sich äußerte, habe sich in Betreff der Angelegenheiten Italiens „ergeben. Allein der Sprecher (Lord Palmerston) wage es ergebenst

„zu behaupten, daß die österreichische Regierung viel verständiger „gehandelt haben würde, wenn sie die Ansichten der brittischen Re= „gierung hinsichtlich der Angelegenheiten Nord = Italiens zu den „ihrigen gemacht hätte. Der Sprecher sei überzeugt, daß der Besitz „des nördlichen Italiens Oesterreich keineswegs einen Zuwachs „an Macht gewähre, sondern im Gegentheile dazu beitrage, die „Abneigung der italienischen Bevölkerungen immer mehr zu ent= „wickeln. Es liege vielleicht von Seite eines Einzelnen eine Ver= „messenheit darin, den Vorschlag zu machen, etwas an der Karte „von Europa ändern zu wollen; allein er sei überzeugt, daß, wenn „eine Anordnung hätte getroffen werden können, vermöge welcher „das Gebiet von Nord=Italien vom Hafen von Genua bis zum „Hafen von Venedig vorgezeichnet worden wäre, und daß, wenn „die toscanischen Staaten von Livorno bis Oesterreich hätten aus= „gedehnt werden können, eine solche Anordnung zum Frieden von „Europa und zur Wohlfahrt Italiens beigetragen hätte, ohne daß „Oesterreich deßhalb von seiner mächtigen Stellung unter den „Völkern herab zu steigen gezwungen worden wäre."

Diese nachgeborne Staatsweisheit eines Ministers, der mehr als einmahl sein Leidwesen darüber verrathen, daß er nicht mehr Minister ist, hat etwas von der Nebelhaftigkeit und der Verschwom= menheit eines Traumes. Zugegeben, es hätte sich ein neuer, die Gebiete von Genua bis Venedig umfassender Staat gebildet, so würde eine solche Linie Oesterreich von der Halbinsel vollständig getrennt haben. Wie wäre es alsdann möglich gewesen, die tos= canischen Staaten bis zu den Grenzen jenes Kaiserreichs auszu= dehnen? Wäre nicht jeder Territorial = Zusammenhang zwischen diesen beiden Staaten dadurch platterdings unmöglich geworden? Allein diese Schwierigkeit ist für uns lediglich Nebensache. Was uns überrascht hat, war, daß wir in dem Kopfe des ehemali= gen Staatssecretärs nicht zu verkennende Spuren eines Planes, den Territorial = Besitzstand der Mächte in Italien zu verändern,

angetroffen haben, während er als damahliger Leiter der englischen Politik in seiner Eigenschaft als Minister die bestimmteste Erklärung abgab, die Regierung Ihrer brittischen Majestät werde die Verträge von 1814 und 1815, durch welche die Grenzen der italienischen Staaten festgestellt worden, aufrecht erhalten.

Ein weiteres Beispiel einer derartigen Indiscretion finden wir in einer Erscheinung der italienischen Presse, die in dieselbe Zeit fällt, in welcher der englische Minister seine Rede zu London hielt.

Ein Staatsminister, welcher das Turiner Cabinet fast zwölf Jahre lang im Sinne eines Conservatismus welcher nirgends etwas zu conserviren verstanden, geleitet hat, veröffentlichte im Laufe des Jahres 1852 ein Memorandum, eine Art von Tagebuch seiner ministeriellen Wirksamkeit, gleichzeitig zur Vertheidigung der von ihm verfolgten Prinzipien. Graf Solar della Margherita wollte sich gegenüber der unaufhörlichen Angriffe der constitutionell-liberalen und jener anderen revolutionär-liberalen Parthei gegen die Beschuldigung, daß er die Interessen Piemonts der Behauptung seiner politischen Grundsätze zum Opfer gebracht habe, dadurch vertheidigen, daß er mit ausnehmender Offenheit Geständnisse ablegte, um durch selbe zu beweisen, daß er immer bestrebt gewesen, im Wege einer längst verschollen geglaubten Politik jene Vortheile zu suchen und zu erwerben, welche seine Gegner vom Sturme der Revolution heischten; daß er ferner, den alten Prinzipien der Fürsten aus dem Hause Savoyen getreu, bei jedem Anlaße angerathen habe, die Verlegenheiten des Hauses Oesterreich zu benützen, um sich auf Kosten desselben in der Lombardei zu vergrößern.

Dieß ist der Sinn der freiwilligen Geständnisse eines Ministers an der Spitze des Cabinets eines dem Wiener Hofe durch eine innige Allianz verbündeten Hofes, welcher durch diese Allianz zugleich mit den beiden anderen continentalen Großmächten verbündet war. Sein royalistisches Gewissen war ruhig, weil einmahl das Haus Savoyen, ohne deshalb aufgehört zu haben monar-

chisch zu sein, sich mit einem Raube am Hause Oesterreich bereichert hatte. Im Wege dieser alten Politik wollte nun Herr Graf Solar della Margherita wieder einmal vorgehen.

Findet man nicht eine Verwandtschaft der Ansichten in der gedachten Parlamentsrede und in den eben erwähnten freiwilligen Geständnissen? Unterhalb der revolutionären Schichte, welche den ganzen Boden von Italien bedeckte, waren also geheime Einflüsse thätig, welche sich der Revolution nur bedienen wollten, um Anderen Verlegenheit zu bereiten, während sie selbst einen besondern Zweck verfolgten, welchen die alte Intriguen-Politik nicht verwerflich fand.

Man sieht, wie sich die Angelegenheiten von Italien verwickelten. Da gab es zunächst die alte Fürstenpolitik, welche der neuen Völkerpolitik entgegentrat; wieder eine andere Partei wollte den alten Krieg der Welfen und der Gibellinen beginnen, und wenn es auch einerseits in Italien keine Gibellinen mehr gab, um die Rechte des Kaisers zu vertheidigen, so war dafür anderseits auch das Priesterthum daselbst ohnmächtig; wenn gleich die Parteiführer den Papst persönlich bis in die Wolken erhoben, wollten sie doch von der kirchlichen Regierung nichts wissen.

Was das Benehmen des Hauses Savoyen gegen den Kaiser insbesondere betrifft, so werden wir später bei Besprechung der Vorgänge in der Lombardei die Folgen derselben zu zeigen Gelegenheit haben. Für jetzt müssen wir uns noch einen Augenblick lang ausschließlich mit Venedig beschäftigen.

Die seit dem 16. März 1848 daselbst sich äußernden Volksbewegungen nahmen auf die Nachricht von der Wiener Revolution und auf die wenige Tage darnach eingetroffene Kunde vom Aufstande zu Mailand an Lebhaftigkeit zu. Die Republik wurde zu Venedig am 22. März 1848 ausgerufen; es capitulirte am 24. August 1849; die Empörung dieser Stadt hat demnach siebzehn

Monate gedauert; Venedig wurde nur durch eine Blocade zu Lande und zur See und durch einen Sturmangriff zur Unterwerfung gebracht. Die Kriegsgeschichte wird die Erinnerung an jene Belagerung bewahren, welche zu den denkwürdigsten gerechnet werden muß. Angriff und Vertheidigung wurden zu einem wahren Lagunen-Kriege, in welchem die österreichische Armee, der es am festen Lande an den zur Führung desselben erforderlichen maritimen Mitteln natürlich gebrach, genöthigt war, diese Mittel an Ort und Stelle herbeizuschaffen, und wobei sie häufig Gelegenheit suchte, dieselben dem Feinde abzunehmen. Die in ihrem eigentlichen Elemente befindlichen Venetianer führten ihre Vertheidigung mit dem vollen Verständnisse der Vortheile, welche sie ihrer genauen Bekanntschaft mit allen Windungen und Hindernissen der Lagunen verdankten. Uebrigens bedienten sie sich bei weitem nicht aller Vortheile ihrer Stellung. Die venetianische Bevölkerung gesellte sich der Empörung nur aus Unterwürfigkeit bei, und die aus Ausländern aller Art bestehenden Besatzungstruppen hatten nicht immer den Muth ihres Unternehmens. Diese Bemerkung gilt vorzüglich der Marine, welche zu treulos gewesen war, als daß sie nicht eine größere Hingebung hätte zeigen sollen.

Die Blocade und die Belagerung kosteten der österreichischen Armee nahezu 20,000 Mann, wovon 14,000 im Verlaufe derselben in den Spitälern dem Lagunenfieber erlagen. Der Bericht über diese Operationen zeigt, welche Anstrengungen die wissenschaftlichen Corps, nämlich Genie, Artillerie und Pioniere, machen mußten, um die Belagerungsarbeiten bis zum Angriffe durchzuführen. Es wurden unermeßliche Opfer gebracht.

Venedig vertheidigte sich mit österreichischer Artillerie, mit italienischen Nationaltruppen und mittelst der ausschließend italienischen Marine, welche abgefallen war. Demnach geschah Angriff und Vertheidigung gleichmäßig auf Kosten Oesterreichs.

Wenn man anderseits erwägt, wie schwierig durch den Abfall von Venedig die Stellung der österreichischen Armee wurde, die dabei lediglich auf das Terrain beschränkt ward, welches sie unter ihren Füßen hatte, und wie sehr die Zusendung der für dieselbe bestimmten Verstärkungen sich verzögerte, so wird man die unermeßliche Wichtigkeit derartiger Ereignisse für den gesammten Kaiserstaat begreifen. Jeder Soldat muß sich vom Herzen gedrungen fühlen, nach den Ursachen derselben zu forschen; denn sollte es nicht schon genügen, sie zu kennen, um ihrer Wiederkehr für alle Zeit vorzubeugen?

Venedig ist durch das Sichgehenlassen eines zu unbedingten Vertrauens in die Treue eines Volkes, welche man von allen Seiten zu erschüttern suchte, verloren gegangen. Das Vertheidigungs-System dieses Platzes war augenscheinlich in keiner Weise für die Ereignisse berechnet worden, welche man doch ganz offen sich vorbereiten gesehen hatte. Wenn diese Bemerkung auf das ganze lombardisch-venetianische Königreich Geltung finden kann, so hat man ganz insbesondere an Venedig ermessen können, wie sehr Unterlassungssünden das Ihrige beigetragen haben, um die Entwicklung jener Vorgänge zu begünstigen.

Venedig will unter drei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Es ist ein Handels-Seehafen. Es war im Mittelalter im Besitz einer blühenden Industrie. Es ist zu gleicher Zeit eine Seefestung ersten Ranges und als solche für Oesterreich um so wichtiger, als es der Schlüssel der directesten und schnellsten Verbindung der inneren Provinzen des Kaiserstaates über Fiume und Triest mit den italienischen Provinzen ist. Das für Venedig einzuführende Regierungssystem mußte diese drei verschiedenen Bestimmungen berücksichtigen; ganz insbesondere aber mußte dem militärischen Gesichtspunkte das vorzüglichste Augenmerk zugewendet werden.

Die ausgedehnten Concessionen, welche man Venedig gemacht hat, konnten ihm niemals seinen ehemaligen Glanz und seinen ehemaligen Reichthum wiedergeben, und haben nur dazu gedient, seinen Besitz zu gefährden. Alle Wege wurden geöffnet, um den Handels- und Fremdenverkehr nach Venedig zu leiten und in der That strömten Fremde aus allen Theilen Europa's daselbst zusammen.

Venedig wurde nicht nur allein Oesterreich, sondern selbst der Bevölkerung des italienischen Festlandes gänzlich entfremdet; denn der für den Umfang der ganzen Stadt und für den wichtigsten Theil der Lagunen zugestandene Freihafen errichtete eine fiscalische Scheidemauer zwischen Venedig und dem Inlande, während den aus dem Auslande und in großer Anzahl aus dem übrigen Italien dahinkommenden Schiffen, Waaren und Personen alle Wege geöffnet waren. Wie ließ sich unter solchen Umständen jener Geist der Wachsamkeit und strenger Mannszucht, welcher in dem Militärdienste einer so bedeutenden Seefestung herrschen soll, aufrecht erhalten?

Die den Venetianern von Sr. Majestät dem Kaiser neuerdings eingeräumte Begünstigung hat den Freihafen von Venedig auf jenes Maß beschränkt, welches einer solchen Befreiung in der Regel gegeben zu werden pflegt, wie man dies zum Beispiele an Genua und an Gibraltar sieht. Der Freihafen dieser Seefestungen, beide gleichfalls ersten Ranges, ändert nichts an den Verhältnissen ihrer Einwohner, und kann ihre Bestimmung als Seefestung in keiner Beziehung weder ändern noch beeinträchtigen. Die Strenge, mit welcher die englische Garnison in Gibraltar ihren Dienst versieht, mag als Beispiel dienen.

Die besonderen örtlichen Verhältnisse Venedigs machen die Absperrung des Freihafens daselbst schwieriger; allein gerade deshalb wird eine niemals ermüdende thätige Ueberwachung dort um so unerläßlicher.

Hier nur noch einige Worte über die zu große Ausdehnung, welche dem Freihafen von Venedig gegeben worden war.

Es gibt keine große Stadt, deren Bevölkerung auf eine natürlichere, um nicht zu sagen auf eine gebieterischere Weise auf industrielle Arbeiten angewiesen wäre, als jene Venedigs, und zwar nicht auf jene Zweige der Industrie, welche große Fabriken erheischen, sondern auf jene häusliche Industrie, welche Künste und Handwerke zur Blüthe bringt. In Venedig ist das Müssiggehen auf den Straßen, welchem man in großen Städten begegnet, den niederen Volksclassen unmöglich gemacht. Die Müssiggänger können in keinem der engen Gäßchen stehen bleiben, welche die Communication der Bevölkerung zu Lande vermitteln, wie die Canäle zu Wasser. In Venedig bleibt Niemand stehen; wer sich in Bewegung setzt, schreitet beständig weiter oder rudert immer fort. So kurz eine Fahrt auch sein mag, die Gondel kostet immer Geld; daher sich die niederen Classen ihrer nur in dringenden Fällen bedienen. Die an jene engen Häuser gebannte Bevölkerung würde bei ihrer natürlichen Intelligenz und ihrer eigenthümlichen Thätigkeit glücklich sein, wenn sie bei einer häuslichen Industrie Beschäftigung fände. Der Verfall des alten Venedigs, die langwierigen Revolutions-Kriege, welche ihm allen auswärtigen Handel und jede Verbindung mit dem Inneren der Nachbarländer abschnitten, haben daselbst alle Arbeiten zum Stillstande gebracht. Dadurch mußten die Gewerbe begreiflicherweise so sehr herabkommen, daß sie kaum den gewöhnlichsten Bedürfnissen zu genügen vermochten. Während im Mittelalter die höheren Classen sich durch den ansehnlichen Gewinn, welchen der mit großer Thätigkeit betriebene auswärtige Handel abwarf, bereicherten, lebten die unteren Classen der venetianischen Bevölkerung von dem Ertrage ihrer Industrie mindestens im Wohlstande. Von diesem Zustande der Dinge ist keine Spur mehr zurückgeblieben. Wenn auch der Handel durch den Freihafen in etwas

belebt werden mochte, so stellte er doch dem Wiederaufblühen der ehemaligen venetianischen Industrie ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Alle Interessen Venedigs hätten geheischt, seinen täglichen Lebensverkehr mit dem Festlande so sehr als möglich zu vervielfachen. In der nächsten Nähe von Venedig lebt eine Bevölkerung von beinahe 300,000 Einwohnern, so zwar, daß diese in einem Tage dahin kommen und wieder zurückkehren, also des Morgens ihre Lebensmittel zur Stadt bringen und dafür am Abende ihre Bedürfnisse zurückführen können; man hat zu diesem Behufe alle Communicationsmittel zu ihrer Verfügung gestellt. Warum dann also jener für die Hauptstadt, für die Städte des Festlandes und für die Landbevölkerung gleich vortheilhaften, unermeßlichen Circulation ein neues Hinderniß bereiten? Ein solches Hinderniß bestand aber, sobald man, um aus Venedig herauszukommen, sich allen den Förmlichkeiten unterziehen mußte, welche das Wesen eines Freihafens nothwendig erfordert. Welch' ein sonderbarer Contrast waltete nicht zwischen jenen beiden Strömungen nach entgegengesetzter Richtung, deren eine vermittelst des Freihafens trennte, während die andere vermittelst der Lagunenbrücke und der Eisenbahn vereinigte? Die Wiener Regierung hat auch in der That lange Zeit jenen immer wiederkehrenden Bitten widerstanden, welche ohne Unterlaß vorstellten, daß die Gewährung eines Freihafens das einzige Mittel sei, um Venedig so zu sagen aus seinen Ruinen wieder erstehen zu machen. Unsere Zeit leidet an der fixen Idee, daß jedwede Freiheit stets einen Goldregen zur Folge haben müsse. Die höheren Classen Venedigs haben bei dieser Sachlage ohne Zweifel gewonnen; es sind ihnen dadurch die Mittel geworden, ihre Paläste wieder zu restauriren und an die Fremden zu vermieten; sie haben dabei gewonnen, daß sie besser, wohlfeiler und angenehmer leben, allein die große Masse der venetianischen Bevölkerung und insbesondere jene Classe der-

selben, welche über den Lastträgern und gemeinen Seeleuten steht, ist dabei noch immer elend und arbeitslos geblieben.

Man hatte Venedig als festen Platz nur unter einem einzigen Gesichtspunkte, nämlich dem der Invasion eines fremden Heeres in Italien, aufgefaßt. So zum Beispiele war, zufolge des officiellen Berichtes über die Vorgänge in Venedig, das Fort von Malghera keineswegs zu dem Zwecke erbaut worden, dadurch die Vertheidigungsfähigkeit des Platzes zu steigern, sondern in der Absicht, der Besatzung von Venedig einen Punkt in die Hände zu geben, von welchem aus sie nach Belieben gegen das Festland die Offensive ergreifen könnte; stets dabei von der Voraussetzung ausgehend, daß der Feind, gegen welchen man daselbst auftreten würde, ein fremdes Heer sein werde, welchem es gelungen, die österreichische Armee aus den italienischen Provinzen hinaus zu drängen. Niemand zu Wien hatte die Möglichkeit eines solchen Aufstandes, wie er in ganz Italien zum Ausbruche gekommen und in Venedig so gefährlich geworden war, zugegeben. Die Zeichen der Zeit hatten nicht hingereicht, um zu warnen. Daher war denn auch in dem Vertheidigungssysteme von Venedig nichts geändert, kein strategischer Punkt im Innern der Stadt in Stand gesetzt worden, um die Besatzung zur Herrin jeder Bewegung in Venedig zu machen. Um hier nur das Wesentlichste zu erwähnen, will ich blos der beiden Zugänge des Rialto und der Ausgänge des Campo San Stefano, von der einen Seite gegen den Canal grande und von der anderen gegen den Marcusplatz, gedenken. Defensions-Kasernen zur Besetzung dieser Punkte hätten genügt, um Herr derselben zu bleiben.

Die Garnison von Venedig besaß keine einzige Barke, keine einzige Gondel als Eigenthum; die Bewachung der Lagunen, welche eine besondere Flottille erheischt hätte, war ihr nicht anvertraut. Die für den täglichen Dienst des Platzes erforderlichen Barken, um die Truppen nach den verschiedenen Punkten ihrer

Bestimmung zu bringen, wurden ihnen jeden Morgen über ihre Requisition von bürgerlichen Unternehmern beigestellt. Vom ersten Tage des Aufstandes an wurden ihnen die Barken und Gondeln jeder Größe entzogen, und sie verloren somit das einzige in Venedig vorhandene Bewegungsmittel.

Aber wozu, wird man fragen, das Bekannte noch einmal erzählen, und insbesondere es jetzt erzählen, nachdem Dank den wirksamsten Maßregeln bereits Abhilfe getroffen worden?

Der Ruhm der Armee ist darum nur um so größer gewesen; sie hat allenthalben mit ihrer Brust einen Wall gebildet; sie hat das Verlorne wieder zu erobern verstanden. Allein Verlieren und Wiedererobern sind die kostspieligsten Operationen des Krieges, denn man muß die Unkosten beider bezahlen. Die Armee, ihr erlauchter Führer an der Spitze, hat bewiesen, daß die Schuld der italienischen Katastrophe nicht an ihr gelegen war. Die Organisation der alten Armee hat sich auf allen Punkten der Monarchie so kräftig, ihre Mannszucht so fest erwiesen, daß man den Grund so vieler Mißgriffe und Unterlassungen wohl anderwärts suchen muß. Die einen sowohl als die anderen waren unvermeidliche Folgen eines organischen Fehlers in der höchsten Sphäre der Staatsbehörden. Haben wir nicht gesehen, wie der erlauchte Mann, der große Feldherr, welcher so eben in England zur Unsterblichkeit eingegangen, der Regierung Ihrer brittischen Majestät seit einer Reihe von Jahren unaufhörlich die Dringlichkeit vorstellte, den englischen Militär-Institutionen größere Sorgfalt zuzuwenden, nachdem in allen Mitteln des Angriffs so bedeutende Fortschritte stattgefunden, daß man ernstlich daran gehen müsse, die Städte Albions in besseren Vertheidigungsstand zu setzen. War diese Nothwendigkeit nicht noch dringender geboten für einen Continentalstaat, dessen Grenzen weit leichter zu überschreiten sind, als jenes natürliche Hinderniß, welches England mit seinen Wogen umgibt?

Die Geschichte aller Länder und insbesondere die Geschichte Oesterreichs liefert uns den Beweis, daß nach langwierigen Kriegen stets eine Reaction der Administrativ-Regierung gegen das zu große Uebergewicht des Militärstandes und gegen den Einfluß seiner Chefs eintritt. So hörte man nach den langjährigen Feldzügen gegen die Türken und nach dem spanischen Successionskriege nicht mehr auf die Stimme des Prinzen Eugen. Die großen militärischen Triebfedern hatten alle nachgelassen. Kurz nach seinem Tode (1736) sah man im Belgrader Frieden für Oesterreich alle Vortheile verloren gehen, welche dieses durch den Frieden von Passarowitz erworben. Man sah, wie Spanien ihm zur selben Zeit in Italien das Königreich Neapel und Sicilien entriß! Obgleich Präsident des Hofkriegsrathes, hatte Prinz Eugen doch schon längst kein Gewicht im Rathe des Staates. Nach seinem Tode ging die Leitung des Kriegsministeriums allmälig in die Hände minder bedeutender und weniger befähigter Männer über.

Ein Gleiches geschah während jener langen Friedensepoche, welche dem Wiener Congresse folgte. Die Leitung des Departements des Krieges wurde von Tag zu Tage schwächer, weil man es auch von Tag zu Tage weiter von den Berathungen fern hielt, in welchen das politische Leben des Staates geregelt wurde. Es hat sich gezeigt, wie gefährlich es war, daß man dergestalt den Arm vom Kopfe trennte, oder vielmehr aus diesem Arme ein blos mechanisches Werkzeug zur Verfügung eines andern Kopfes machte, welcher weder die Stärke dieses Werkzeugs vorzubereiten, noch den rechten Augenblick für den Gebrauch desselben wahrzunehmen wußte. Dieser Uebelstand, welcher alle jene Verlegenheiten, in welchen sich die vorige Regierung zuletzt befunden, herbeigeführt hat, ist nunmehr glücklicher Weise für alle Zukunft unmöglich geworden. Die Hinweisung darauf dürfte daher von Nutzen gewesen sein, theils um die Vergangenheit Denjenigen zu

erklären, welche sie nicht begriffen haben, theils um Diejenigen zu beruhigen, welche die Zukunft noch nicht begreifen. Aber kommen wir wieder auf Venedig zurück.

Wenn man auch mit den Verirrten nachsichtig sein muß, so kann man doch mit den Verführern, welche sie verderben und mit fortreißen, unmöglich Nachsicht haben. Angesichts des unermeßlichen Unheils, welches sie angerichtet haben, ist man gewiß berechtigt, ihr Benehmen scharf zu untersuchen und sie vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu ziehen; ihre Sache wird es dann sein, sie zu verdammen oder freizusprechen.

Venedig scheint während der Vorbereitungs-Epoche des Aufstandes eine passive Rolle gespielt zu haben; es empfing den Impuls der Bewegung, anstatt ihn zu geben, und theilte damals nicht einmal den erhaltenen Impuls weiter mit. Der Abfall Venedigs riß die venetianischen Provinzen durch die bloße Krfta des Beispiels mit fort. Palmanuova fiel dem Aufstande anheim, wie Venedig ihm anheim gefallen.

Dennoch hatte Venedig seit dem Jahre 1847 angefangen, eine thätigere Rolle in diesem großen Drama zu spielen. Bis dahin waren Mailand und Bologna die beiden revolutionären Brennpunkte gewesen, welche auf die Lagunenstadt den meisten Einfluß übten. Aber dieser Einfluß war bis dahin noch ein entfernter, er war noch geheim. Im Jahre 1847 änderte sich diese Lage der Dinge.

Der italienische Gelehrten-Congreß hatte im Jahre 1846 in Genua seine Versammlung gehalten. Es wurde ihm der Vorschlag gemacht, sich das nächste Jahr in Venedig zu versammeln. Die Bewilligung des Wiener Hofes wurde zu diesem Behufe nachgesucht und ohne Zweifel in der Befürchtung ertheilt, daß ein abschlägiger Bescheid von der öffentlichen Meinung als ein Act des Obscurantismus würde gebrandmarkt werden. Uebrigens sind die Beweggründe Oesterreichs für die Sache ganz gleichgültig.

Man hatte in Rom in Erfahrung gebracht, daß die Gelehrten, welche die italienische Bewegung leiteten, in Genua ein constituirendes Comité niedergesetzt hatten. Man wußte ferner, daß dieses Comité den Vorschlag gemacht hatte, die Oesterreicher aus Italien zu vertreiben und sodann aus den italienischen Staaten einen Bund zu bilden, an dessen Spitze der Papst stehen sollte. Man wußte daselbst gleichfalls, daß Mazzini sich geweigert hatte, diesem Vorschlage beizutreten; er wollte noch weiter gehen.

Die Versammlung des Gelehrten-Congresses in Venedig hatte zum Zwecke, den Anschluß des ganzen österreichischen Italien offen zu bewirken. Die vornehmsten Mailänder Koryphäen fanden sich noch vor dem Congresse daselbst ein, um die venetianische Gesellschaft vorzubereiten, und sie dafür zu stimmen, daß sie dieselbe Stellung annehme wie die Mailänder.

Venedig zeigte bei diesem Anlaße, daß es die Traditionen seiner ehemaligen Herrlichkeit bewahrt habe. Der Canal grande, der Marcusplatz und der Dogenpalast waren einige Tage hindurch der Schauplatz des einstigen bewegten Lebens und Treibens.

Die Sitzungen des in Sectionen getheilten Congresses wurden übrigens mit jener Ruhe und Würde abgehalten, wie sie einer mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigten Versammlung ziemen. Die Bewegung, welche sie tief im Innersten durchzuckte, verrieth sich durch nichts. Aber man konnte bereits bemerken, wie die Aufregung des Publicums von Tag zu Tag zunahm. Inmitten der Feste strebte man den Venetianern, welche von Natur schüchterner sind als die übrigen Italiener, den Muth einzuflößen, ihre Gesinnungen bei der nächsten Gelegenheit an den Tag zu legen. Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten.

Die Schlußsitzung des Congresses sollte im Saale des großen Rathes stattfinden; in jenem Saale, wo man gleichsam wie durch eine Fügung des Schicksals die Bildnisse der Dogen in einer so geschlossenen Reihe aufgestellt sieht, daß kein Raum weiter

vorhanden ist, um zur Seite des letzten noch eines anbringen zu können. Das Auditorium bestand an jenem Tage aus beinahe 3000 Personen, welche den vornehmsten Classen der venetianischen Gesellschaft angehörten. Der Präsident des Congresses, Fürst Giovanelli, eröffnete die Sitzung mit einer angemessenen Rede, wie man sie von einem solchen durch moralische Eigenschaften und durch seine hohe sociale Stellung gleich ausgezeichneten Manne erwarten durfte. Er schloß mit der Aufforderung an die Secretäre der verschiedenen Sectionen des Congresses, über die besonderen Arbeiten einer jeden derselben Bericht zu erstatten.

Wie man bereits im Verlaufe der Sitzungen zu bemerken Gelegenheit hatte, war der durch mehrere mit Recht geschätzte Werke dem Publicum bekannte Historiker Cantù aus Mailand, ein Pensionär des Kaisers von Oesterreich, der Einzige gewesen, welcher in seiner Section Aufregung hervorgerufen hatte. Das Publicum war daher auf die Rede, welche er halten würde, ungeduldig gespannt. Sei es nun Absichtlichkeit, oder sei es, daß die geographisch-historische Section, zu welcher er gehörte, zuletzt die Reihe traf, Cantù sprach zuletzt. Er wandte sich in seinem Vortrage an die Bewegungsmänner Italiens, er feierte in beredter Sprache die Stellung, welche Pius IX. bereits geworden war und welche Seine Heiligkeit mit der Aufrichtigkeit eines für das Gute begeisterten Gemüthes angenommen hatte. Die Worte des Redners wurden mit wüthendem Applaus aufgenommen, welcher sich bei jedem neuen Schlagworte wiederholte. Dieser Moment war ein Ereigniß; von jenem Tage an betrat Venedig vollständig und ganz offen die Bahn der modernen Revolution, welche für ganz Italien im Anzuge war.

Ein Beobachter, welchem es um die Beurtheilung der vor seinen Augen vorgehenden Scenen und des Schauplatzes derselben zu thun gewesen wäre, hätte leichte Mühe gehabt; — er hätte, um zu ermessen, wie weit Venedig unter der österreichischen Herrschaft

von seinen alten Principien abgelenkt hatte, nur das Archiv der ehemaligen Republik zu besuchen gebraucht, um daselbst eine für Jedermann sichtbare Probe der Politik zu finden, welche sie gegen den römischen Hof befolgte. So unbedeutend die betreffende Thatsache auf den ersten Blick auch zu sein scheint, so ist sie doch geeignet, eine von den Grund-Maximen dieser Politik klar hervortreten zu machen.

Sehr viele der in jenem Archive aufbewahrten Actenstöße sind von außen mit den Anfangssylben: Exp. P. P., oder Expulsis P. P. oder kurzweg Expulsis bezeichnet und alle dergestalt bezeichneten Acten gehören zu einer und derselben Kategorie. Es sind nämlich die Protocolle jener Sitzungen des Senates, der Collegien und der Rathsversammlungen, in denen über solche Staats- oder Privatangelegenheiten verhandelt worden war, bei welchen die römische Regierung oder römische Unterthanen betheiligt waren. In derlei Fällen mußten alle jene Senatoren oder Rathsmitglieder, welche mit der römischen Regierung in irgend einem Interessen-Verhältnisse standen, oder mit römischen Familien verwandt oder verschwägert waren, sich für die Dauer der Berathung aus der Sitzung entfernen.

Dieser Gebrauch wurde so strenge beobachtet, daß alle derartigen Angelegenheiten abgesondert registrirt und die betreffenden Acten auf die erwähnte Art bezeichnet wurden. Dieser Umstand beweist für Jedermann auf schlagende Weise, mit welcher Sorgfalt die Republikes zu verhindern suchte, daß sich zwischen den Venetianern, welche berufen waren sie zu regieren, und zwischen den übrigen italienischen Regierungen ja nicht die geringste Verbindung anknüpfe. Wir wollen zum Belege dessen nur einige in diesem Archive vorfindliche Befehle des Rathes der Zehn anführen.

Ein Erlaß desselben von 7. November 1459 befiehlt, daß nichts vorgelesen oder referirt werden dürfe, bevor nicht die Päpst-

lichen verhalten worden, sich aus den Rathssitzungen zu entfernen, und daß ihnen auch keine Mittheilung gemacht werden dürfe.

Ein anderes Decret des Raths der Zehn vom 12. Februar 1504 verordnet, daß die Päbstlichen, wenn Rom betreffende Angelegenheiten zu verhandeln seien, sich aus dem Senate zu entfernen haben und während der Berathung in einem Zimmer oberhalb der Kanzlei eingeschlossen werden sollen.

Mit Erlaß vom 9. October 1525 befiehlt der Rath der Zehn, daß Diejenigen, deren Nepoten oder natürliche Söhne dem Priesterstande angehörten, von allen Rom betreffenden Angelegenheiten ausgeschlossen sein sollten.

Durch ein anderes Decret der Zehn vom 12. August 1545 wurden alle Beneficiaten in allen den Papst betreffenden Fragen von der Stimmführung ausgeschlossen. Sie durften sich in keiner Weise in die römischen Angelegenheiten mischen.

Man sieht, wie die Unwandelbarkeit der Grundsätze in Venedig die Unwandelbarkeit seiner Geschichte erzeugte.

Welcher Contrast zwischen der Politik, die Venedig während jener Jahrhunderte seiner Herrlichkeit gegenüber dem römischen Hofe befolgte, und zwischen dem Enthusiasmus, mit welchem dieses Venedig nunmehr heutzutage innerhalb derselben Mauern, wo einst sein argwöhnisches Mißtrauen geherrscht hatte, den Namen eines Papstes aufnahm, den Italien mit einem Titel zu begrüßen anfing, welcher schon für sich allein die Thorheit der Epoche hinreichend characterisirt. Italien erwartete nämlich seine Wiedergeburt vom Papste des Fortschrittes: „Il Papa del progresso!"

Sobald jedoch die ersten Erfolge, welche der Aufstand in allen Theilen Italiens hatte, den Venetianern die Hoffnung einflößte, daß die proclamirte Republik Aussicht auf eine dauernde Wiederherstellung habe, begann auch der alte Absonderungsgeist sich wieder zu regen. Es wurde sofort klar, daß Venedig, ungeachtet es sich für die Unabhängigkeit Italiens erklärt hatte und

dem ihm gegebenen Impulse willig gefolgt war, dennoch auf die in der Lombardei angezettelten politischen Ränke keineswegs eingegangen war. Schon die ersten Augenblicke der venetianischen Freiheit zeigten augenscheinlich, daß Venedig, weit entfernt sich gleich der Lombardei an Piemont verschenken zu wollen, sich nur in der Absicht, seine frühere Selbstständigkeit wieder zu erringen, der Revolution angeschlossen. Dies will so viel sagen, als es wollte noch einmal alle die Bande zerreißen, durch welche die österreichische Regierung Venedig an die Lombardei geknüpft hatte.

Jene Italiener, welche zu fürchten begannen, daß das Spiel, welches die Empörung spielte, denn doch nicht so leicht zu gewinnen sein dürfte, als sie es sich vorgespiegelt hatten, und daß ihre Idee von der Schwäche Oesterreichs wohl nur daher rühren dürfte, daß sein ruhiges Vertrauen der Hellsichtigkeit ermangelt hatte, boten Alles auf, um zu erwirken, daß Venedig seine Einverleibung in Piemont genehm halten möchte. Abgesehen von den Berechnungen des piemontesischen Ehrgeizes, sah Jedermann, sowohl Piemontesen als Lombarden, Parmesaner und Römer, bereits ein, daß nur Einigkeit allein sie zu retten vermöchte.

Die seit so vielen Jahrhunderten an Gehorsam und Achtung vor der Staatsgewalt gewöhnte venetianische Bevölkerung hatte den bis dahin obscuren Mann, welcher zu einer Zeit, wo noch Niemand den Namen der Republik auszusprechen gewagt haben würde, die Kühnheit gehabt hatte, sie zu proclamiren, ohne Schwierigkeit als Dictator anerkannt.

Von jenem Augenblicke an lastet unseres Erachtens einzig und allein auf Manin die Verantwortlichkeit für die Vorgänge zu Venedig. Den ersten Beweis seines Einflusses gab er dadurch, daß er die Unterwerfungs-Acte Venedigs unter Piemont durchsetzte. Was wurde aber aus ihm selbst bei jenem Uebergange von der Republik, welche er auf seine Gefahr, viel mehr aber noch auf Gefahr und Unkosten seines Vaterlandes ausgerufen hatte, bei dem

Uebergange von der Republik zur Monarchie, aber zu einer fremden Monarchie? Wofür sollen wir ihn halten, wenn nicht für einen Abenteurer, welcher sich kopfüber und blindlings allen Wechselfällen des von ihm herausgeforderten Schicksals preisgibt? Allein betrachten wir seine Handlungen.

Der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Haynau hatte am 5ten Februar 1849 den Vorschlag gemacht, zum regelmäßigen Angriffe des Forts Malghera zu schreiten und um die Ermächtigung nachgesucht, zu diesem Ende die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Der Feldmarschall Radetzky aber, stets eben so besonnen und gemäßigt nach seinen Schlachten, als er rasch zu sein verstand, wenn es galt, sie zu gewinnen, wollte dies aus Rücksicht auf die vermittelnden Schritte, welche Frankreich und England zur Wiederherstellung des Friedens machen zu wollen schienen, nicht erlauben und gestattete nur solche Maßregeln, welche noch nicht den Character offener Feindseligkeit an sich trugen; er ließ dergestalt Venedig die Vortheile des zwischen Oesterreich und Piemont bestehenden Waffenstillstandes zu Statten kommen.

Bald darnach kündigte Carl Albert diesen Waffenstillstand und forderte die Venetianer auf, im Rücken der österreichischen Armee kräftig zu agiren. Manin benützte damals seine Dictatur, um die militärischen Vertheidigungs-Operationen fremden Führern anzuvertrauen.

Der neue Feldzug dauerte nicht lange. Nach dem Siege von Novara wurde der Angriff gegen Malghera eröffnet und lebhaft betrieben. Der Feldmarschall Graf Radetzky war am 4ten Mai von den Ufern des Ticino bei der Belagerungsarmee eingetroffen und forderte die Stadt Venedig in einer an demselben Tage erlassenen Proclamation neuerdings auf, sich unter denselben Bedingungen zu ergeben, welche ihr von dem Feldmarschall-Lieu-

tenant Freiherrn von Haynau unterm 5ten Februar gestellt worden waren *).

Manin antwortete am 5ten Mai, daß er, in Erwiderung auf die Proclamation des Feldmarschalls, nur seine dem General Haynau ertheilte Antwort wiederholen könne, nämlich: die Stadt Venedig habe einhellig beschlossen, den Widerstand fortzusetzen; übrigens habe er, Manin, sich unterm 4. April an die Cabinete von Frankreich und England mit dem Ersuchen gewendet, daß sie im Verfolge ihres Vermittlungswerkes bei der österreichischen Regierung dahin wirken möchten, daß Venedig eine unabhängige und angemessene Stellung gesichert werden möge.

Derselbe Mann also, welcher Venedig an Carl Albert verschenkt hatte, begehrte jetzt, nachdem dieser Souverän besiegt worden war, daß die Mächte, die es nicht mit ihrer Politik vereinbar gefunden hatten, zu Gunsten eines Königs zu interveniren, der doch an der Spitze einer zahlreichen Armee kühn auf den Schlachtfeldern aufgetreten war; dieser Mann, sagen wir, begehrte nunmehr, daß jene Mächte der Stadt Venedig eine unabhängige politische Existenz sichern möchten — einer Stadt, die zu ihren Gunsten nichts als einen Act der Empörung geltend zu machen hatte, und die sich nur mit Hilfe fremder Abenteurer, wahrer Auswürflinge aller älteren und neueren Revolutionen, welche vielmehr nach Venedig geflüchtet als dahin gekommen waren, um der Stadt ihre Dienste anzubieten, vertheidigte.

Feldmarschall Graf Radetzky antwortete am 6ten Mai mit wenigen Worten, daß: nachdem Seine kaiserliche Majestät entschlossen wären, weiter keine fremde Dazwischenkunft zwischen Ihr und Ihren empörten Unterthanen

---

*) S. die amtliche Darstellung des Feldzuges der österreichischen Armee in Italien im J. 1849. 3ter Theil.

zu dulden, die revolutionäre Regierung in dieser Beziehung nichts weiter zu hoffen haben könne; daher sie die Hoffnung bei der Bevölkerung von Venedig, lediglich um diese zu betrügen, unterhalte.

Es wurde jede Unterhandlung abgebrochen. Der Feldmarschall begab sich wieder nach der Lombardei; der Angriff gegen Venedig wurde wieder aufgenommen.

In diese Zeitperiode, nämlich vom Monat Mai bis zum 24ten August, wo die Uebergabe Venedigs stattfand, fällt der größte Theil jener oben erwähnten Verluste, welche die österreichische Armee zu erleiden hatte, und in derselben Epoche mußte auch die Bevölkerung von Venedig schwere Kriegsbedrängnisse aller Art erdulden, ohne die Opfer an Geld zu rechnen, welche man ihr auferlegte. Sie mußte zugleich alle Kosten der Vertheidigung und noch überdies dafür bezahlen, um ihre Vertheidiger los zu werden. Trug nicht der Dictator die strafbare Schuld an all' diesem Unglücke? Wenn er aber, wie man etwa zu seiner Entschuldigung geltend machen könnte, nicht Herr seiner Stellung war, warum hatte er alsdann die Verantwortlichkeit derselben übernommen? Was hatte Manin im Monat Mai 1849 mehr zu hoffen? Wenn er deßungeachtet noch Hoffnungen gehegt haben sollte, so würde dies von einer beispiellosen Beschränktheit des Geistes zeugen. Er war also unfähig, oder unwürdig des Vertrauens, welches Venedig in ihn gesetzt hatte. Und wenn er wirklich sich noch mit einem Schimmer von Hoffnung auf Rettung schmeichelte, wo hätte er sie finden können, als in den Verbindungen, welche er mit andern Führern seines Gelichters unterhielt, und die wir hinlänglich charakterisiren, wenn wir die darunter am häufigsten vorgekommenen Namen eines Kossuth und Mazzini nennen.

Fassen wir den Inbegriff dieser Lage in wenige Worten zusammen. Sind denn Verschwörungen, geheime Gesellschaften, welche überall Lügen und Verleumdungen verbreiten und den

Meuchelmord organisiren, nicht weit eher Zeichen des Verfalles als Mittel zur Wiedergeburt? Der Staat, die höchste moralische Gesellschaft die es gibt, vermag fürwahr die Bedingungen seiner Existenz und seiner Dauer nur in Gesetzen der Ordnung und Gerechtigkeit, nur in Grundsätzen der Wahrheit und Billigkeit zu finden. Ein Volk, welches duldet, daß man zur Förderung seiner Interessen von verworfenen Mitteln Gebrauch mache, geht somit seinem Verderben entgegen.

Ich werde daher nicht sagen: Et nunc reges intelligite! denn die Könige haben begriffen. Die Gerechtigkeit waltet in ihrem Herzen. Sie ist durch den Verstand selbst in das Gemüth derjenigen unter ihnen eingezogen, welche ihre Gesetze etwa einen Augenblick lang verkannt haben mochten. Ich werde vielmehr sagen: Et nunc populi intelligite! Ist es aber nicht das gewisseste Zeichen von dem Verfalle der Völker, wenn man sieht, wie sie ihre Geschicke Männern anvertrauen, welche dessen sowohl in Bezug auf Verstand als Charakter so wenig würdig sind? Was ist es denn zum Beispiel um den Geist jenes Mazzini, welchen viele noch für befähigt und geschickt erklären wollen? Was hat er gethan, als er zu Rom als Triumvir residirte? Jedermann weiß es. Aber was denkt er noch heutzutage? Befragen wir sein neuestes Product, sein Buch: „Der Papst im neunzehnten Jahrhundert". Wir wollen als Probe nur einen kleinen Auszug davon geben. Seite 23 kommt folgende Stelle vor:

„Das Gesetz ist eines und die Menschheit muß es bis auf „den letzten Buchstaben erfüllen. Gott wird uns beim Gerichte „nicht fragen: Was hast du für deine Seele gethan? sondern: was „hast du für die andern Seelen gethan, für diejenigen, welche ich „dir zu Schwesterseelen gegeben? Es ist für alle Diejenigen, welche „die Einheit Gottes und in Folge derselben die Einheit der menschlichen Familie zugeben, eine Glaubenswahrheit, daß wir Alle Einer „für den Andern haften. Der Fluch des Kain waltet über Jedem,

„der nicht der Hüter seines Bruders ist. Es gibt vor Gott weder
„Herren noch Sclaven, weder Reiche noch Arme, weder Patrizier
„noch Plebejer, und was nicht gut ist vor Gott, das kann auch
„nicht gut sein vor den Menschen. Es gibt von Natur aus keine
„Ungleichheiten, keine unselige Ungleichheit der Stände und der
„Classen; und wer immer, gleichviel ob Papst oder ein Anderer,
„das Gegentheil behauptet, der verläugnet Gott, Jesus und die
„menschliche Einheit, um sich in einer Irrlehre von der Erbsünde
„zu vergehen. Es gibt Ungleichheiten, deren Quelle in den ge-
„sellschaftlichen Formen, in dem Elemente selbst liegt, wo das
„Leben sich entwickelt. Und wir müssen im Namen Gottes, im
„Namen des Krieges, welchen Gott uns gegen das Böse, gegen
„die Sünde und ihre Folgen zu führen befiehlt, uns bestreben,
„diese Formen zu verändern und dieses Element, welches fort-
„währender Modification fähig ist, umzugestalten. Das Gesetz
„wird so lange nicht menschlicherweise erfüllt sein, so lange noch
„ein einziger der Arbeit und der ihr gebührenden Früchte be-
„raubter Armer, der in Folge dessen der Gnade des Almosens
„des Reichen preisgegeben ist, Gott des Betruges beschuldigen
„kann in Bezug auf das Geschenk der Erde, welches er der
„Menschheit in der Person des ersten Adam gemacht hat, oder
„aber jene Brüdergemeinschaft, von welcher die Religion täglich
„zu ihm spricht, wenn sie sagt: „Auf daß wir alle zusammen
„Eins seien.“ Es ist nicht wahr, daß alle Gewalt von Gott
„kommt. Gott ist Gott und das Volk ist sein Prophet.“

Seite 26 heißt es weiter: „Athmet nicht jede Silbe des
„Evangeliums den Geist der Freiheit, der Gleichheit, des Krieges
„gegen das Schlechte, gegen die Ungerechtigkeit, gegen die Lüge,
„welche die Werke der Menschen beflecken?“

Nachdem Mazzini das Princip der Einheit und der Soli-
darität der Menschheit aufgestellt hat, wendet er zuletzt dieses
Princip der Brüderlichkeit ausschließlich auf das italienische Volk

an. Er ermuntert es zur Empörung, zum Kriege, um seine Einheit und Unabhängigkeit zu gründen; die übrigen Menschen sind ihm keine Brüder mehr, sondern Feinde, gegen welche jedes Mittel des Kampfes gut ist.

Und dem Verfasser eines derartigen Galimathias von demokratischer und socialer Philosophie hat ein im gewöhnlichen Leben so verständiges, so positives Volk wie das italienische die Leitung seiner Geschicke anzuvertrauen sich herbeigelassen! Für ihn macht man Geldsammlungen, wirbt man Adepten, und von ihm erwartet es seine Wiedergeburt! Kann es ein größeres Zeichen moralischen Verfalles geben?

Zur Vervollständigung der Umrisse unseres Gemäldes erübrigt uns noch, ein paar Worte über die Lombardei zu sagen.

Als im Jahre 1846 die italienische Bewegung sich deutlicher auszusprechen und directer auf einen thätlichen Ausbruch loszusteuern begann, wurden die Beziehungen zwischen Mailand und Turin häufiger und inniger; die gemischten Unterthanen waren die natürlichen Vermittler derselben. Die Zeichen des Mißvergnügens der Lombarden wurden am Hofe des Königs von Sardinien mit jener Zuvorkommenheit aufgenommen, wie Diejenigen sie an den Tag zu legen wissen, welche davon Nutzen zu ziehen gedenken. Es kam zu jenen süßen und schmeichelhaften Worten, welche man in der ersten Zeit einer neuen Verbindung so gerne austauscht. Es kam zu Versprechungen. Der von Natur aus verschlossene und durch seine eigenen Erlebnisse noch mißtrauischer gewordene König Carl Albert wurde es noch in dem Maße mehr, als die Unternehmung schwierig war, welcher er, vorausgesetzt, daß er dabei die Gewißheit fand, sich nicht vor dem entscheidenden Augenblicke zu compromittiren, beizutreten geneigt war. Man sagte also in Turin zu den Lombarden: „Geht voran, wir werden euch nachfolgen!“

Damals organisirten die Mailänder jene moralische Empörung, deren Formen sie der Schule der polnischen und Pariser Salons entlehnten; jene kindische Opposition, welche jeder Partei ohne alle Ausnahme, ob sie das Recht für sich hat oder nicht, gefährlich wird.

Die erste Kundgebung der Massen geschah zu Mailand bei Gelegenheit der Ernennung des Erzbischofs an die Stelle des verstorbenen Cardinals Grafen Gaisruck. Ungeachtet aller Tugenden dieses letzteren Kirchenfürsten, ungeachtet seiner des Sitzes des heiligen Karl Borromäus würdigen Mildthätigkeit, mit welcher er den größten Theil der Einkünfte seines Erzbisthums auf gute Werke und Almosen verwendet hatte, wurde sein Hintritt von den Italienern doch nicht bedauert. Sie erwarteten im Gegentheile mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo ein Prälat aus den Reihen des lombardischen Clerus den Sitz jener erlauchten Metropole einnehmen würde. Die Ernennung des neuen Erzbischofs wurde daher als ein Triumph der Nationalität gefeiert. Das Nationalgefühl, welches man überdies auf alle Weise aufzustacheln gesucht hatte, führte bei diesem Anlasse zu einem Volks-Excesse, zu dessen Unterdrückung die Dazwischenkunft der bewaffneten Polizei erforderlich wurde. Der Vicekönig befand sich damals in Venedig, wohin er sich auf die Dauer des Gelehrten-Congresses begeben hatte.

Dieses an und für sich unbedeutende Ereigniß, welches gewissermaßen nur ein Symptom war, hatte dennoch in so fern seine Wichtigkeit, als es der erste Versuch einer Bewegung war, und die Bevölkerung compromittirte. Es war zugleich das erste Unterpfand, welches Piemont gegeben wurde. Aber dieses Unterpfand berechtigte die geheimen Parteiführer in Mailand, von ihm ein Gegenpfand zu verlangen.

Die Versprechungen des Königs Carl Albert waren geheim; sie konnten daher auch nur die kleine Anzahl Derjenigen verlei-

ten, welche davon Kenntniß hatten. Die Vergangenheit des Königs bot in dieser Beziehung keine Sicherheit. Es bedurfte eines öffentlichen Versprechens. Allein unter welcher Form ein solches abgeben, ohne eine vorzeitige Compromittirung herbeizuführen?

Die Lombardei wollte sich dem Könige ergeben. Die bedeutendsten Familien des lombardischen Adels begünstigten diese bereits alte Intrigue, welche jedoch, wie es scheint, erst im Jahre 1846 zu einem Vertrage gedieh. Die Bewegung, in welche die ganze italienische Halbinsel versetzt wurde, beschleunigte das Unternehmen. Es wurde in allen damaligen Schriften darauf hingedeutet. Der einzuschlagende Gang war bis auf die geringsten Einzelnheiten vorgezeichnet; jedem Lande, jedem Stande war seine Rolle zugetheilt. Das Buch, welches den Titel führte: „Die Hoffnungen Italiens, von Cäsar Balbo aus Piemont" war zum Katechismus der Partei geworden; dies ließ sich nicht verkennen. Den ihr ertheilten Vorschriften getreu nahm diese Partei in Mailand Angesichts des viceköniglichen Hofes und sämmtlicher Regierungsbehörden die kühnste Stellung an.

Unterhandlungen zum Behufe einer Handelsunion, mit welchen Monsignor Corboli betraut war, und zu denen die Initiative von Rom ausgegangen war, sollten der politischen Union den Weg bahnen. Carl Albert wurde als der Agamemnon dieser neuen Kriegsfahrt proclamirt; aber unter welchen Bedingungen? Diese wollte Mailand kennen, um sie nicht nur allein bindend, sondern auch unwiderruflich zu machen.

Die Oeffentlichkeit allein konnte den verschwornen Lombarden jene Bürgschaft bieten, welche sie von dem Könige als Gegenleistung für die beabsichtigte Schenkung ihres Landes verlangten. Zu jener Zeit nun, im October 1847, sah man zu Turin das Programm einer Constitution erscheinen, welche der König seinem Lande verlieh. Damals war noch keine der Parteien in Piemont so kräftig organisirt, um Carl Albert zu einer derarti-

gen Kundgebung zu drängen, welche zum großen Erstaunen des Publikums den Charakter einer freien Willensäußerung an sich trug. Man war darüber um so mehr erstaunt, als die Principien, welche diesem Programme zu Grunde lagen, mit allen den politischen Grundsätzen, zu welchen Seine Majestät sich zu bekennen schien, im vollständigen Gegensatze standen.

Das an sein Volk erlassene Programm des Königs sollte den italienischen Provinzen Oesterreichs die Bürgschaft gewähren, daß sie durch ihre Ergebung an Piemont dieselben Vortheile genießen würden. Das Programm versprach Alles, was die Mailänder wünschten. Es war der Civil- und Criminal-Gesetzgebung des ehemaligen Königreiches Italien Punkt für Punkt nachgebildet. Es entsprach den Klagen, welche im lombardisch-venetianischen Königreiche seit mehreren Jahren laut geworden waren. Als der Gang der Revolution selbst die Zaghaftesten ermuthigte, wurden diese Klagen von den beiden Central-Congregationen von Venedig und Mailand unter der Form von Bitten geäußert.

Für Denjenigen, welcher in das Geheimniß der Mailänder Intriguen eingeweiht war, konnte nicht der geringste Zweifel obwalten, daß die piemontesische Kundmachung das Resultat einer Vereinbarung zwischen den lombardischen und piemontesischen Häuptern der Bewegung war. Und in der That sah man seit jenem Tage die Lombarden offen und thätig an's Werk gehen. Jeder Tag gab davon neue Beweise. Seitdem die Bevölkerung von Mailand wußte, daß sie für ihre eigenen Interessen zu arbeiten hatte, unterwarf sie sich einer geheimen Disciplin, welche die kräftige Organisation der Partei beurkundete. Es gab ein Losungswort für den Besuch des Schauspiels und der Promenade. Man sah das Publikum ganz unversehens in Festanzügen oder in Trauerkleidern erscheinen, je nachdem die Führer der Bewegung gute oder schlimme Nachrichten von außen erhalten hatten. Die Mauern von Mailand wimmelten von mystischen Sym-

bolen, Namenszügen und Ziffern — jener Sprache der Clubbs — und dabei von Schmähungen gegen die Regierung, mit großen Buchstaben geschrieben.

Die Aufregung wuchs so zu sagen vor den Augen und nahm, obgleich noch unbewaffnet, einen angreifenden Charakter an. Es war ein bloßer Krieg herausfordernden Trotzes. Man wollte das Einschreiten der Waffengewalt hervorrufen, man wollte Opfer fallen sehen — eine Tactik, welche die Revolutionskünstler bereits anderwärts mit Erfolg angewendet hatten. Man erfann den Cigarrenkrieg. Der 3. Jänner 1848 war ein ganz Italien gegebenes Signal; es wurde von der ganzen Halbinsel erwiedert. In allen italienischen Kirchen, zu Rom, Florenz, Genua, Turin, Bologna, ja selbst in Ferrara, unter den Kanonen der Citadelle, feierte man mit allem religiösen Gepränge das Todtenamt für die Märtyrer, welche, so hieß es, unter dem Schwerte blutdürstiger und undisciplinirter fremder Horden gefallen waren.

Seit jenem Tage wurde die ganze Lombardei, besonders aber Mailand, düster und schweigsam. Dieses Schweigen war die Ruhe, welche in der Natur schweren Ungewittern vorangeht. Auf den Dampf der Cigarren sollte gar bald der Dampf der Kanonen folgen. Eine wirkliche Gefahr indessen konnte für den österreichischen Kaiserstaat erst dann erwachsen, wenn der König von Sardinien den Aufständischen zu Hülfe kam; denn er allein besaß eine schlagfertige Armee.

Die Lombardei war ein gänzlich offenes Land geblieben. Die Citadelle von Piacenza, das einzige neue Werk, war weder bewaffnet noch mit Mundvorrath versehen, so zwar, daß sie bei dem Rückzuge gleich allen offenen Städten der Lombardei geräumt wurde. Das alte System der festen Plätze am Mincio und an der Etsch war die einzige Vertheidigungslinie. Eine solche Stellung ermunterte zur Offensive.

Der Feldmarschall Graf Radetzky stellte vor, daß der von Natur unentschiedene Charakter des Königs zwischen der Aufregung Italiens und den Verpflichtungen seiner politischen Allianzen schwanken müsse — schwanken zwischen den Schwierigkeiten des Unternehmens und den Vortheilen, welche er daraus ziehen konnte. Allein diese Schwierigkeiten müsse man ihm eben zeigen.

Die Umstände wurden mit jedem Tage gebieterischer und dringender. Nur Eines war noch möglich, nämlich in Italien eine solche Armee aufzustellen, wie es im Jahre 1840 geschehen war. Der Feldmarschall bestand auf dieser Maßregel, jedoch ohne Erfolg.

Die weiteren Ereignisse sind bekannt. Aber es bedarf noch eines anderen Schlüssels, um sie besser zu begreifen.

Ein doppelter Ehrgeiz von entgegengesetzter Natur hatte sich verbündet. Carl Albert, ehrgeizig wie ein König, wollte an der Spitze seiner Armee sich das Königreich Italien und das Symbol desselben, die eiserne Krone, erkämpfen. Er nahm die Revolution zu Hülfe.

Mailand wollte seine frühere Rolle als Hauptstadt wieder aufnehmen und den Einfluß wieder gewinnen, welchen diese Rolle ihm auf ganz Italien eingeräumt hatte. Darum vertraute es sein Geschick dem allgemeinen Stimmrechte einer Revolution an. Die Lombarden bezahlten Piemont dadurch, daß sie sich ihm schenkten; fürwahr eine Subsidie, wie sie nicht reichlicher gewährt werden konnte. Das Benehmen der Lombarden während des Krieges liefert die Erklärung zu dieser Thatsache.

Die Legion Manara, welche nach der ersten erhaltenen Schlappe verschwand, und einige Plänkler aus den Gebirgen abgerechnet, betheiligten sich die Lombarden an diesem Kriege in keiner Weise. Sogar die italienischen Soldaten, welche von der österreichischen Fahne desertirt waren, kehrten insgesammt zu ihrem häuslichen Heerde zurück. Die Lombarden verließen sich hin-

sichtlich ihres Schicksales ganz und gar auf die piemontesische Armee und glaubten genug gethan zu haben, wenn sie zum Könige sagten: „Wir werden Ihre Unterthanen sein!“

Der Verlauf der Ereignisse entsprach den Leidenschaften, welche ihnen zum Grunde gelegen. Man muß es noch einmal wiederholen, der Insurrections-Krieg hat gezeigt, daß das lombardisch-venetianische Königreich, anstatt ein moralisches Ganzes zu bilden, aus zwei ganz und gar verschiedenen und getrennten Theilen bestand. Mailand wollte in Italien herrschen, während Venedig in der Revolution von Italien nichts weiter erblickte, als eine Gelegenheit, seine ehemalige abgesonderte Existenz wieder zu erringen, welche mit Italien nichts gemein hatte.

Selbst italienische Schriftsteller haben über die Unfähigkeit der mailändischen provisorischen Regierung den Stab gebrochen; sie haben gezeigt, daß jene Männer, welche die österreichische Verwaltung am maßlosesten geschmäht hatten — jene Männer, welche ein paar Monate lang souverän gewesen waren, sie, die den Kaiser hatten heimschicken wollen, wie man einen Intendanten entläßt, der das ihm anvertraute Gut nicht zu verwalten versteht; daß diese Männer gegen keinen einzigen der von ihnen hervorgehobenen Uebelstände Abhülfe zu treffen verstanden hatten. Nachdem sie beständig an den Krieg appellirt, hatten sie ihn weder vorzubereiten noch zu führen gewußt. Es bleibt daher darüber nichts weiter zu sagen.

Als der Augenblick der Niederlage gekommen war, benahmen sich die Mailänder, gleich jeder Volksmenge, welche nur dem Erfolge Beifall spendet, gegen den König von Sardinien mit dem schwärzesten und unverschämtesten Undanke. Carl Albert hatte seinen Rückzug nur deshalb über Mailand genommen, um seinen durch seine Niederlage insgesammt compromittirten dortigen Mitschuldigen einen letzten Beweis seiner Hingebung zu geben; dessenungeachtet war er nicht nur allein Beschimpfun-

gen, sondern sogar den Flintenschüssen von Meuchelmördern ausgesetzt.

Und dennoch war es an diesen beiderseits gemachten Erfahrungen noch nicht genug. Politische Intriguen im Vereine mit den Ueberresten von Volksintriguen führten zu einem zweiten Feldzuge, welcher Dem, was die Mailänder Empörung in fünf Tagen begonnen hatte, in fünf Tagen wieder ein Ende machte.

Nur das gute Recht hatte die Lehre, welche in den Ereignissen lag, begriffen und zu benutzen verstanden. —

Ich habe an dem Beispiele des Königreichs der Niederlande, des Königreiches Polen und des Freistaates Krakau zu zeigen gesucht, was für Gefahren aus einem mißrathenen politischen Baue entspringen können. Die im lombardisch-venetianischen Königreiche vorgefallenen Ereignisse dürften meines Erachtens einen Beweis mehr dafür liefern.

Sobald man übrigens die Fehler eines politischen Baues erkannt hat, ist an seinem Namen weiter nichts gelegen. Weise Regierungsmaßregeln werden immer hinreichen, um dem Unheile vorzubauen, welches aus dem ungestörten Fortwirken eines anerkannten Uebelstandes unvermeidlich entstehen würde.

VI.

Der Aachener Congreß, 1818.

Die Coalition Europa's gegen Napoleon hatte 1814 dem Kaiserreiche ein Ende gemacht. Frankreich fügte sich in dieses Ereigniß, obgleich mit schmerzlicher Ergebung, dennoch in der allgemeinen Ueberzeugung seiner Unvermeidlichkeit. In der That hatte das Genie mit der Gewalt, deren es sich zu bemeistern verstanden, einen solchen Mißbrauch getrieben, daß weder Europa noch Frankreich selbst ihn länger mehr zu ertragen vermochten. Die Mächte wollten zwischen sich und Frankreich nur die internationalen Verhältnisse regeln; Frankreich blieb vollkommen Herr seines Geschickes. Die Restauration des alten Regentenhauses wurde ihm nicht aufgedrungen; sie war die natürliche Folge einer ungeheueren Reaction gegen das Kaiserreich. Ein großer Theil der Franzosen war durch dasselbe wieder zu den Principien des Königthums zurückgekommen.

Das alte Königthum war vom Kaiserreiche blos durch alle die Wirren der Revolution geschieden; als der Kaiserthron in Trümmer ging, kehrte man daher von selbst wieder zum Königs-

throne zurück, denn es gab im ganzen Verlaufe der Revolution weder einen einzigen Moment, noch eine einzige Institution, auf welche sich was immer für eine Ordnung der Dinge hätte gründen lassen.

Die Wiederherstellung der Bourbonen war demnach der einzige Act, welcher sich ohne fremde Hülfe durchführen ließ, und darum auch der einzige, welcher Frankreich seine Freiheit und seine Selbstständigkeit verbürgen konnte.

Der Pariser Tractat wurde unterzeichnet; die fremden Heere räumten das französische Gebiet. Die Mächte glaubten in der Einhelligkeit, mit welcher die Franzosen zu dem Princip der legitimen Erblichkeit, als Basis ihrer socialen Ordnung, zurückkehrten, die Bürgschaft für die Aufrechthaltung des Friedens zu finden.

So leicht übrigens auch der erste Act der Restauration durchzuführen geschienen haben mochte, so sah sich doch die Regierung des Königs darum nicht minder unermeßlichen Schwierigkeiten gegenüber versetzt. Der König allein, nebst einer sehr geringen Partei, war alt; alle übrigen Franzosen gehörten der neuen Zeit an und ihren neuen Ideen. Die Gesetzgebung war vollständig neu, die Administration ganz und gar im Einklange mit dieser neuen Ordnung der Ideen und Gesetze.

Die Revolution und noch mehr das Kaiserreich hatten das Andenken der Bourbonen verlöscht; die Revolution durch ihr zerstörendes Walten, das Kaiserreich mehr noch durch seinen Glanz, als durch seine Dauer. Um die so gewaltsam gesprengte Kette der Zeit wieder zu knüpfen, dazu hätte es persönlicher Umstände bedurft, welche nicht vorhanden waren. Einzig und allein im Verlaufe andauernder Revolutionen werden die Männer geboren, welche im Stande sind, sie zu beherrschen und zu schließen; die Männer einer früheren Zeit reichen dazu nicht aus. Darin liegt die Schwierigkeit von Restaurationen.

Dennoch kann man nicht sagen, daß die Restauration der Bourbonen nicht würde festen Fuß gefaßt haben — so willig zeigte sich Frankreich, so erkenntlich für jenen Act der Vermittlung, der, gewaltig als wäre er von Oben gekommen, Frankreich mit Europa wieder ausgesöhnt hatte — wenn nicht neue Stürme sie erschüttert hätten, noch bevor sie sich hatte befestigen können.

Der bewaffneten Trümmer des Kaiserreiches waren viele und noch ganz rege; sie hatten nicht, wie Frankreich, die Resignation ihrer Niederlage. Die gewaltige Stimme, welcher sie zu gehorchen gewohnt waren, richtete an sie einen neuen Aufruf; sie strömten von allen Seiten herbei und schaarten sich um die kaiserliche Fahne.

Der König wurde im Stiche gelassen.

Von diesem Augenblicke an wurde eine wahrhafte Restauration, eine Restauration, welche die Bedingungen ihrer Dauer in sich selbst gefunden hätte, zur Unmöglichkeit. Man hatte einst von Napoleon sagen können, er habe die Krone dort, wo ihre früheren Träger sie hatten fallen lassen, vom Boden aufgelesen; allein dießmal war er es und einzig und allein er, welcher den Thron der Bourbonen zertrümmerte, indem er ihn des nationalen Characters beraubte, den dieser Thron stets gehabt hatte. Von nun an ruhte er bloß auf fremden Stützen. Der Feldzug von 1815 hat die Restauration zu Grunde gerichtet.

Napoleon verschwand neuerdings; dießmal um nicht wiederzukehren. Allein er ließ sein ganzes Werk hinter sich zurück. Die politische Form allein wurde modificirt, und zwar zu dem Zwecke, die königliche Macht zu beschränken, während doch die Umstände vielmehr eine Dictatur erheischt hätten. Das Werkzeug der Gesetzgebung wurde gewechselt, allein die Gesetze und ihr Geist blieben; der ganze Mechanismus der Gerichts- und der Finanzverwaltung wurde beibehalten. Niemand hätte sich getraut, an

der Organisation oder an dem Personalstande der Armee die geringste Aenderung vorzunehmen. Der König wurde durch die Armeen von Europa in seine Hauptstadt zurückgeleitet. Er stand gegenüber dem aufrechtgebliebenen Kaiserreiche, an welchem bloß allein der Kaiser fehlte. Europa dachte demnach daran, in seinem eigenen Interesse Sicherheitsmaßregeln vorzukehren. Es wurde festgesetzt, daß Frankreich fünf Jahre lang militärisch besetzt bleiben solle; dieser Zeitraum schien erforderlich, um die Regierung des Königs in den Stand zu setzen, sich nachhaltig zu erkräftigen. Man kam jedoch überein, daß dieser Zeitraum für den Fall, als die Ordnung sich hinlänglich fest begründet zeigen würde, um Bürgschaft für ihre Dauer zu gewähren, abgekürzt werden könne.

Der König trat zum zweiten Male als Vermittler auf. Der Aachner Congreß führte die Räumung des französischen Gebietes herbei. Die constitutionellen Rathsversammlungen, welche Ludwig XVIII. Frankreich verliehen hatte, brachten eben so klug als würdevoll die von der Lage gebotenen Opfer. Allein das Land fühlte nur zu schnell seine neue Kraft und emancipirte sich nur zu bald von der königlichen Autorität.

Die seit dem Jahre 1814 vorgefallenen Ereignisse waren nicht geeignet, das Ansehen des alten regierenden Hauses in der Meinung der neuen Generationen wieder fest zu begründen. Die Bourbonen waren demnach vom ersten Augenblicke ihres Auftretens an zu schwach, um das politische Spiel, welches die constitutionellen Formen erheischen, mit Erfolg zu spielen. Die natürliche Rolle der souveränen Gewalt besteht darin, ihre Rechte gegen jeden Angriff von Seite der Factionen oder der übrigen Gewalten zu vertheidigen; aber woher soll der Souverän die Kraft nehmen, diese Rolle durchzuführen, wenn er selbst seine Macht beschränkt hat? Niemand wird mehr das „Bis hieher und nicht weiter" respectiren, womit er Uebergriffe abwehren möchte. Die Regierung der Staaten erheischt lebendige und un-

verſehrte Kräfte; der Verſtand allein reicht dazu nicht hin. Die Stärke der ſouveränen Gewalt mag durch andere Kräfte beſchränkt werden, aber ſie entwaffnet ſich, wenn ſie ſich ſelbſt beſchränkt. Eine octroyirte Conſtitution wird ſtets zum Nachtheile ihres Urhebers verletzt werden; denn die Augenblicke weiſer Mäßigung ſind eine Seltenheit im Leben der Völker. Die von denſelben Leidenſchaften beherrſchten Menſchen verfallen ohne Unterlaß wieder in dieſelben Irrthümer. In verhängnißvollen Lagen nicht minder als im Laufe des Alltagslebens ſind die Siege, welche man über ſich ſelbſt erkämpft, die ſchwierigſten. Moraliſche Siege erkämpft man nicht leicht; ſie ſind darum ſchwieriger, weil ſie minder glänzend ſind und daher weniger allgemeinen Beifall finden. In ihrem Gefolge fehlt jener Lärm des Ruhms, jener Weihrauch der Macht und der Schmeichelei, welcher alles hinreißt. Es liegt in dem Kampfe mit ſich ſelbſt ein Ruhm der erhabenſten Art, für welchen es den Maſſen gänzlich an Verſtändniß fehlt. Und dennoch iſt er der einzig dauerhafte, der einzig unvergängliche; beſcheidenen Urſprunges, wächſt er mit der Zeit, denn die Jahrhunderte ſind immer gerecht. Ein Volk, das den Ruhm der Jahrhunderte anſprechen will, ſollte daher bedenken, daß Weisheit allein ihm dazu verhelfen kann. Es wird zwar zuweilen in noch lebhafterem Glanze ſtrahlen können, dieſer iſt jedoch vergänglich und hinterläßt in der Regel nur Wolken, welche den Horizont verdüſtern, wobei es noch ungemein glücklich abgeht, wenn ſich aus ihnen nicht ſchwere Gewitter entladen.

Frankreich verließ nur zu ſchnell die Bahn der Klugheit, die es betreten hatte. — —

Jene Ehrgeizigen abgerechnet, welche ſich an das Glück eines großen Kriegers mit Eifer und Hingebung gekettet hatten, zerfielen die übrigen Franzoſen unter dem Kaiſerreiche in zwei Partheien, nämlich: noch aufrichtig liberale Revolutionäre, welche durch eine ihnen überlegene Kraft im Zaume gehalten wurden,

und Royalisten aus Princip, welche das Kaiserreich allen übrigen Schöpfungen der Revolution vorzogen.

Diese Classe von Royalisten, die bei weitem zahlreichste, war an den legitimen König nicht durch jenes Gefühl persönlicher Anhänglichkeit geknüpft, welches eine Stütze der alten Monarchien war; sie empfanden allerdings auch nicht den alles bewältigenden Einfluß großer Thaten. Sie ließen den Thron in seiner Vereinzlung, um sich dafür in den Strudel der politischen Bewegung zu stürzen, welche der Souverän selbst hervorgerufen hatte.

Sobald die Liberalen der Revolution nicht mehr die Hand fühlten, welche sie zwar nicht bekehrt, aber doch gebändigt hatte, begannen sie ohne Zeitverlust wieder ihr altes Treiben. Da die Besetzung des französischen Gebietes ihnen keinen directen Angriff auf die Gewalt, deren Restauration sie haßten, gestattete, so richtete sich ihre Thätigkeit nach außen. Der unversöhnliche Haß, mit welchem sie die Bourbonen verfolgten und welcher dadurch, daß er sich überdieß für eine Niederlage zu rächen hatte, nur noch giftiger wurde, richtete seine Verschwörungen nunmehr gegen die jüngeren Zweige dieses Hauses in Spanien und in Neapel.

Die Räumung des französischen Gebietes war nicht die einzige Begebenheit von Wichtigkeit, welche der Aachner Congreß zur Folge hatte. Mit der Freiheit, welche Frankreich gewann, erwarb auch England die seinige wieder.

Der Herzog von Wellington war Oberbefehlshaber sämmtlicher Corps des Besatzungsheeres und demnach, so zu sagen, Generalissimus von Europa. England war demnach an das System der Continental-Mächte durch das engste Band geknüpft und seine Politik durch seine militärische Stellung vorgezeichnet. Es war dieß die bewaffnete Coalition, unter Englands Oberbefehl, jedoch im Zustande der Waffenruhe.

In Folge dieser Stellung behielt die Tory-Parthei ihre Stärke wie zur Zeit des Krieges; allein sie rief dadurch eine

lebhafte Opposition von Seite ihrer Gegner hervor. Diese sahen daher der Räumung Frankreichs eben so ungeduldig, als die Franzosen selbst, entgegen.

Als der Augenblick dieser doppelten Befreiung gekommen war, sah man alsbald neue Revolutionen ausbrechen. Die Kette der alten Zeiten hatte sich nicht mehr knüpfen lassen; es waren zu viele Ringe daran zerbrochen und fehlten zu viele Mittelglieder. Dagegen war die bloß durch ihr eigenes Gewicht gefallene Kette der Revolution unversehrt geblieben; da es nicht an zahlreichen Händen fehlte, um sie wieder aufzuheben, wurde sie von Neuem gespannt.

Wir werden in Troppau sehen, wie die beiden Jahre von 1818 bis 1820 die Stellung des englischen Ministeriums veränderten.

VII.

Der Troppauer Congreß 1820.

Spanien ist dasjenige Land, welches nach der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens den Cyclus der Revolutionen zuerst wieder betrat. Man ist bei Beurtheilung der spanischen Angelegenheiten nicht immer mit jener reiflichen Prüfung vorgegangen, welche sie erfordern, will man anders gerecht bleiben. Man muß, um mit Klarheit darüber zu sprechen, zwei von einander ganz verschiedene Zeitperioden unterscheiden. Die nach dem Tode Ferdinand VII. vorgefallenen Ereignisse sind ganz anderer Natur als die ihm vorhergegangenen. Wir wollen in diesem Augenblicke uns nur mit den Letzteren beschäftigen, nämlich nur mit jener constitutionellen Revolution, welche sich an die Geschichte der Cortes von Cadix direct anknüpfte.

Die Vorgänge zu Bayonne, welchen man unmöglich einen andern Namen geben kann, als den eines eben so unklugen als schwarzen Verrathes an Spanien, hatten im Geiste der ganzen Nation eine so lebhafte Erbitterung hervorgerufen, und wurden als eine solche Schmach angesehen, daß das ganze Land aufstand

um dafür Rache zu nehmen. Die spanische Regierung war aufgelöst, die ganze königliche Familie war gefangen in das Exil geschleppt; es bildeten sich allenthalben Volks-Junten; diese verlangten die Einberufung der Cortes in Gemäßheit der alten Gesetze des Königreichs, um wieder eine Regierung zu bilden und die Landesvertheidigung zu organisiren.

Man sah damals zwei Parteien sich bilden. Die eine, welche im Volke wurzelte, wollte sich um jeden Preis für die Schmach rächen, und zunächst einen zum Feinde gewordenen treulosen Verbündeten über die Grenzen des Landes zurückwerfen, sodann aber eine Regierung bilden, um bis zur Rückkehr des Königs in seine Staaten die Angelegenheiten des Landes zu besorgen.

Die andere Partei wollte im Gegentheile damit beginnen, eine Regierung zu bilden und hoffte in dieser neuen Organisation die Kraft, welche Spanien verloren hatte, wiederzufinden um mit Hülfe derselben die Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen.

Nach dem Sinne des Volkes hätten die von ihm verlangten Cortes sich an die erstere dieser beiden Parteien anschließen müssen, allein anstatt dessen ergriffen sie die letztere. Sie arbeiteten lange und mühsam daran, für Spanien eine neue Constitution anzufertigen. Zunächst zu dem Zwecke eines feindlichen Auftretens gegen Frankreich versammelt, begingen sie anstatt dessen ein Plagiat an seiner ersten Revolution im übertriebensten Sinne. Von diesem Augenblicke an verloren die Cortes das Vertrauen des Landes, welches vor Allem den Krieg wollte und ihn auch für seine eigene Rechnung zu beginnen und fortzuführen wußte.

Die schlecht organisirten und schlecht befehligten regelmäßigen Armeen erlitten eine Niederlage nach der anderen; der Volkskrieg gewann die Oberhand. Die Erhebung der Nation, obgleich ungeordnet und undisciplinirt, verursachte Frankreich vielen Schaden, noch größeren aber Spanien selbst, denn dieses spielte nur

die zweite Rolle in einem Kampfe, welcher ihm übrigens persönlich so viel Ehre machte.

Die Hauptrolle dabei fiel England zu; die Spanier waren so zu sagen in ihrem eigenen Lande nur die Hülfstruppen der englischen Armee.

Der Guerillaskrieg, an welchem der größte Theil der Bevölkerung freiwillig oder gezwungen einen thätigen Antheil nehmen oder ihm Vorschub leisten mußte, zog sich mehrere Jahre in die Länge und vernichtete zuletzt in den Provinzen jeden Sinn für Ordnung, Gehorsam und Autorität. Die Cortes genossen weder das geringste Vertrauen mehr noch die geringste Achtung; die Gewalt, welche die Regentschaft besaß, war lediglich dem Scheine des Königthumes erborgt, indem alle ihre Befehle den Namen des Königs gedruckt an der Spitze führten.

Als die europäische Coalition dem Kaiserreiche Napoleon's eben ein Ende machte, öffneten sich die Grenzen Spaniens für Ferdinand VII. Gleichwie der Sonnenaufgang die Nebel der Nacht zerstreut, so sah man nunmehr wie König Ferdinand durch seine bloße Gegenwart die politischen Nebel zerstreute, mit welchen die Cortes Spanien bedeckt hatten.

Die Cortes verschwanden sammt allen ihren Gesetzen. Das alte monarchische Gesetz wurde wieder hergestellt; das Volk verlangte laut darnach und Ferdinand VII. willfahrte dem allenthalben sich äußernden Wunsche. Aber das alte Spanien existirte nicht mehr, konnte nicht mehr existiren. Es hatte während dieses kurzen Zeitraumes ganz America verloren, denn es vermochte das, was ihm davon übrig geblieben, nicht mehr zu vertheidigen; jeder Tag entriß ihm ein neues Königreich, eine neue Provinz.

Es ist hier noch nicht am Orte, die Gründe zu besprechen, welche Spanien um Amerika gebracht haben; sie sind verwickelter Natur, zahlreich und so ziemlich bekannt. Wir wollen nur eines einzigen erwähnen, weil derselbe alle anderen herbeigeführt hat.

Das spanische Volk hatte in jener Aufwallung erhabener Gefühle, welche die Epoche seines Widerstandes gegen Napoleon characterisiren, und von dem Wunsche beseelt, seine Unabhängigkeit auf der unerschütterlichen Grundlage der Vereinigung aller Spanier zu begründen, Deputirte aus allen seinen americanischen Provinzen einberufen, um in den Cortes von Cadix mit demselben Titel und mit denselben Rechten zu tagen, wie die Abgeordneten der Provinzen des Mutterlandes.

Dieser Uebergang der Colonien von einer bis dahin willenlosen Stellung zur Rolle von Gesetzgebern für sämmtliche spanische Besitzungen, mit Inbegriff selbst des Mutterlandes, war zu unvorbereitet und stand mit allem Bisherigen zu sehr im Widerspruche, als daß er hätte gute Früchte tragen können. Diese Abgeordneten sahen sich zum ersten Male auf einem und demselben Puncte vereinigt; da mußte ihnen, wie es auch in der That der Fall war, zum ersten Male der Gedanke kommen an ein America gegenüber Spaniens.

Der Plan Frankreichs, Spanien zu knechten, hatte Spaniens Unabhängigkeit zum Losungsworte der Cortes gemacht. Dieses Wort hatte sich aller Gemüther bemeistert und beherrschte sie ausschließlich. Die americanischen Deputirten konnten und wollten dem Geiste der Cortes nicht fremd bleiben; allein es war natürlich, daß sie das Wort Unabhängigkeit auf die Gesammtheit ihres gemeinsamen Vaterlandes anwendeten, und daß Jeder von ihnen insbesondere die Idee dieser Unabhängigkeit für America und für einen jeden seiner Theile aufzufassen begann.

Diese Deputirten hatten auch alsbald von einer anderen Seite Gelegenheit sich zu überzeugen, wie sehr Spanien in seinem Inneren geschwächt, und wie wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß das Mutterland sich aus den zahlreichen Schwierigkeiten seiner damaligen Lage mit Vortheil werde ziehen können. Diese Ueberzeugung vereinigte sie im Schooße der Cortes zu einer Par-

tei, in deren offenbarem Interesse es lag, die Discussionen zu benützen, um den in einer ähnlichen Lage nur zu natürlichen Zwiespalt noch zu vermehren.

In der That durfte Spanien nur durch das concentrische Zusammenwirken aller seiner Kräfte hoffen, sich zu retten und nach allen seinen Anstrengungen noch mächtig genug zu bleiben, um die politische Stellung zu behaupten, welche ihm rechtmäßig gebührte, zu deren Beibehaltung aber der materielle Besitz seines befreiten Gebietes nicht mehr ausreichen konnte.

Es wird Sache der Geschichte sein, zu zeigen, in welchem Maße die amerikanischen Deputirten zu den Cortes zu Cadix zur gewaltsamen Losreißung der Colonien beizutragen wußten. Dieses Ereigniß war vielleicht unvermeidlich geworden; wir wollen daran nur bemerklich machen, daß die Art und Weise, in der es stattgefunden, einen neuen Beweis von jener unwandelbaren vergeltenden Gerechtigkeit liefert, welche über dem Geschicke der Völker unabläßig und unvermeidlich waltet.

Die Spanier haben sich in einem Augenblicke des edelsten Enthusiasmus für das Böse, das sie an America verübt, selbst gestraft, oder vielmehr dafür gestraft, daß sie ihm nicht das Gute gethan haben, welches zu thun in ihrer Macht gelegen hätte.

Fiscalische Rücksichten höchst untergeordneter Natur verhinderten die Entwicklung jener Keime der Civilisation, welche die Spanier mit sich brachten. Sie betrogen die Indianer-Völkerschaften um die Ruhe ihrer unwissenden Harmlosigkeit, sie machten sie bekannt mit dem Guten und dem Bösen, allein sie weckten in ihnen nur das Gefühl der Uebelstände dieser neuen Lage, ohne ihnen die Vortheile derselben angedeihen zu lassen. America lag noch ganz und gar in der Kindheit; Spanien wollte sein Wachsthum hemmen, aus Furcht, daß es zu schnell mündig werde. Man stellte daher in America nur Altspanier an, mit ihren guten Eigenschaften allerdings, aber dafür auch mit allen ihren Fehlern.

Und gerade diese Altspanier, die weder jugendkräftig noch mannhaft waren, haben sich vom Mutterlande losgerissen.

Spanien muß inmitten einer so hochwichtigen Stellung vor der gesammten Menschheit den demüthigenden Vorwurf über sich ergehen lassen, drei Jahrhunderte hindurch unermeßliche Gebiete besessen zu haben, ohne daß die Eingebornen von ihnen mehr gelernt hätten, als das Zeichen des Kreuzes zu machen, ohne einen Begriff weder von den Rechten, welche dieses Zeichen ihnen gab, noch von den Pflichten, die es ihnen auferlegte. Sie sind Christen geworden und dabei stets Wilde geblieben.

Spanien hat die Colonien verloren und dabei von ihrem langen Besitze nicht den geringsten Vortheil übrig behalten. Vergleicht man nun eine solche Lage mit der Stellung Englands in dem Augenblicke, wo seine Colonien als vereinigte Staaten von Nordamerica sich von ihm losrissen, so wird dieser Vergleich besser als alle darüber anzustellenden Betrachtungen den augenscheinlichen Beleg liefern, was die Kunst zu regieren Gutes und die Unkunde zu regieren Böses zu stiften vermag.

Der größte Theil des ungeheuren südlichen America war Spanien unterworfen, wurde jedoch nur als eine Domäne betrachtet, welche zum Vortheile des Mutterlandes ausgebeutet werden müsse. Ein solches System mußte in den inneren Verhältnissen von Spanien nothwendig wichtige Veränderungen mit sich bringen. Der Augenblick, wo es diesen Besitz einbüßte, war daher für Spanien eine weit bedeutendere Revolution, als diejenige, welche zu gleicher Zeit auch in anderen europäischen Staaten vor sich ging. Gesetze, Verwaltung, Heerwesen, Marine, Industrie, Handel, kurz Alles stand in Spanien in engster Verbindung mit dem Colonialsysteme. Durch die Vernichtung desselben wurde daher eine Reform für Spanien unvermeidlich; man mußte daselbst eine Verwaltungs- und Finanz-Revolution, eine organische Revolution bewerkstelligen.

Dazu gehörten Kenntnisse, an welchen es Spanien noch fehlte. So geschah es denn, daß die Männer, welche jene Umwandlung hätten durchführen sollen, aus Mangel an den erforderlichen Vorbereitungskenntnissen für ein solches Werk, anstatt einer staatswirthschaftlichen ganz einfach eine politische Revolution machten — ein Unternehmen, wozu so Viele sich befähigt halten; denn es handelt sich anfangs blos darum, die bestehende Ordnung der Dinge zu zerstören.

Der so sehr bewunderte und so vielen von Napoleon geknechteten Völkern als Beispiel hingestellte Unabhängigkeitskrieg hatte Volkskräfte in Bewegung gesetzt, welche im größten Maßstabe organisirt waren, da die eben erst eingesetzte, so zu sagen improvisirte Regierung sie nicht daran hindern konnte, solche Dimensionen anzunehmen.

Als kurze Zeit nach der Rückkehr Ferdinands die königliche Majestät durch die Wolken, welche man um sie herum aufgethürmt hatte, verdunkelt worden war, kamen jene politischen Nebel, die aus der Versammlung der Cortes aufgestiegen waren und sich vorübergehend in das Gewissen ihrer Urheber zurückgezogen hatten, noch einmal zum Vorschein und trübten Spaniens monarchische Atmosphäre. Man hatte den Invasionskrieg mißbraucht, um in dem Augenblicke, wo das spanische Volk ausschließlich mit der Sorge für seine Befreiung zu thun hatte, eine Constitution zu machen. Diese Constitution nun wurde diesmal nach einer vorausgegangenen bewaffneten Empörung proclamirt.

Das Königreich Neapel, welches lange Zeit zur spanischen Monarchie gehörte, hatte ungeachtet seiner Trennung von Spanien nicht aufgehört, seinem moralischen Einflusse unterworfen zu sein. Der Titel des katholischen Königs genoß noch fortwährend eines großen Credits in der Meinung des neapolitanischen Volkes. Es wurde demnach der Propaganda der liberalen Partei ein Leichtes, die Revolution, welche so eben in Madrid stattgefunden

hatte, auch nach Neapel zu verpflanzen. Es wurden dort dieselben Mittel aufgeboten. Als Vorspiel ein Militäraufstand; hierauf Einberufung eines Parlaments. Dieses Parlament decretirte, daß die für Spanien gegebene Constitution auch die Verfassung des Königreichs Neapel zu werden habe. Als man sie aber promulgiren wollte, zeigte es sich, daß in ganz Neapel kein einziges Exemplar derselben vorhanden war. Man mußte eines aus Spanien verschreiben.

Diese Thatsache allein beweist schon, daß die Revolution, welche in Spanien so zu sagen aus der Erde emporgeschossen und in den neuen Bedürfnissen des Landes ihre Quelle hatte, für das Königreich Neapel nichts weiter war, als ein aus politischer Speculation dahin eingeführter fremder Gedanke, ohne Wurzel und ohne mögliche Anwendung, und zwar für Sicilien noch weniger passend, als für den continentalen Theil des Königreiches.

Die Erschütterung, welche Neapel bei diesem Anlasse erlitt, wurde auch in ganz Italien verspürt. Diese Erschütterung, welche in Piemont lebhafter, als in den übrigen Theilen der Halbinsel hervortrat, beurkundete sich als das Werk einer für alle Staaten, insbesondere aber für die zunächst gelegenen, gefährlichen Gewalt der Propaganda.

Oesterreich sah die Ruhe seiner italienischen Provinzen gefährdet; das Fortschreiten des Uebels ließ sich aus untrüglichen Zeichen bereits nur zu sehr entnehmen. Oesterreich hatte daher Maßregeln zu ergreifen, um die Ruhe seiner eigenen Staaten zu sichern. Allein die revolutionäre Bewegung beschränkte sich nicht auf die beiden Halbinseln, sondern versetzte durch ihren Gährungsstoff ein weit größeres Flächengebiet in Aufregung. Es schien, als sollte die Zukunft Europa's von Neuem in Frage gestellt werden.

Durch ihre wechselseitigen Verpflichtungen berufen, über den bestehenden Verträgen zu wachen, beschlossen die drei Höfe von

Wien, Petersburg und Berlin eine Zusammenkunft, um über die Gefahren der Lage und über die Mittel zu ihrer Abwendung zu berathen. Der englische Hof, welcher durch dieselben Verpflichtungen noch gebunden war, wurde eingeladen, sich bei dieser Zusammenkunft vertreten zu lassen.

Dies war der Ursprung des Congresses von Troppau.

Lassen wir die Cabinete, welche dort zusammentraten, selbst sprechen.

Am 19. November 1820 wurde von den in Troppau anwesenden Vertretern derselben das nachfolgende Präliminar-Protocoll unterzeichnet:

„Nachdem die verbündeten Cabinete in Troppau sich zu „dem Ende versammelt haben, um die Gefahren, welche Europa „in Folge jener Revolutionen, die eine sträfliche Vergessenheit aller „Pflichten in mehreren Staaten zum Ausbruche gebracht hat, be„drohen, in reifliche Ueberlegung zu ziehen; gewillt, unter so ern„sten Umständen von den Principien, auf welchen ihre Allianz „beruht, eine legitime und heilsame Anwendung zu machen; ge„willt dergestalt, die durch die Verträge geheiligten Rechte auf„recht zu erhalten, und ihre Völker und Europa vor der An„steckung des Verbrechens und seinen beklagenswerthen Folgen zu „bewahren; endlich von dem Wunsche beseelt, die glückliche und „friedliche Entwicklung der Civilisation, das Reich der Gerechtig„keit und der Gesetze unter den Auspicien der christlichen Moral, „der Ordnung und einer erleuchteten Fürsorge zu sichern; so sind „besagte Cabinete, nachdem sie ihre Ansicht über die auf jene „wichtigen Interessen bezüglichen Fragen in den Denkschriften „niedergelegt haben, welche den Acten ihrer Conferenzen vom 23. „und 29. October und vom 7. November angeschlossen worden „sind, einhellig dahin übereingekommen, durch gegenwärtiges vor„läufiges Protocoll die Grundlagen der Acte festzustellen, kraft „deren sie sich das Recht und die Verpflichtung zuerkennen wer-

„den, jene Maßregeln definitiv zu beschließen, deren Ergreifung
„in ihrer Macht steht, um den Fortschritten des Uebels, welches
„die Gesellschaft bedroht, vorzubeugen, und dort, wo es bereits
„seine Verwüstungen anrichtet und wo die verbündeten Mächte es
„erreichen können, Abhilfe zu treffen."

Nach diesen Betrachtungen und nach Feststellung der Principien geht dieser vorläufige Entwurf auf die Anwendung über, wie folgt:

„Wenn die Staaten, wo derlei Veränderungen auf gesetzwidrigem Wege herbeigeführt worden, andere Länder ihrer Nähe wegen eine drohende Gefahr befürchten lassen sollten, und falls die verbündeten Mächte rücksichtlich solcher Staaten eine kräftige und wohlthätige Einwirkung ausüben können, werden sie, um dieselben in den Schooß der Allianz zurückzuführen, zuerst freundschaftliche Schritte und sodann eine Zwangsmacht anwenden, sobald die Anwendung dieser Macht unvermeidlich werden sollte.

„Nachdem das Königreich beider Sicilien die weiter oben bezeichneten Veränderungen erlitten hat, und nachdem die Ergreifung der in den vorstehenden Paragraphen angedeuteten Maßregeln gegenüber des besagten Königreiches zugleich gebieterisch nothwendig und möglich ist, so beschließen die verbündeten Mächte, daß diese Maßregeln zur Ausführung gebracht werden sollen, in der unwandelbaren Absicht: die politische Existenz und die Integrität des besagten Königreiches zu respectiren, und einzig und allein zu dem Zwecke, dem Könige und dem Volke die Freiheit wieder zu geben, die königliche Gewalt in den Stand zu setzen, in dem Königreiche beider Sicilien eine Ordnung der Dinge zu begründen, welche sich auf ihren eigenen Grundlagen und ohne die Stütze einer fremden Gewalt zu halten im Stande sei; um sich vor jeder neuerlichen revolutionären Erschütterung zu schützen und dem Volke seine Ruhe und sein Glück zu sichern.

„Die verbündeten Mächte mögen nun den oben angedeute-
„ten Zweck durch freundschaftliche Schritte erreichen, oder aber
„sich genöthigt sehen, durch die Anwendung von Militärgewalt
„zum Ziele zu gelangen, so steht es fest, daß die Frucht ihrer ge-
„meinschaftlichen Bemühungen dem Königreiche beider Sicilien
„und Europa durch die zeitweilige Gegenwart eines Besatzungs-
„heeres in den neapolitanischen Staaten wird sicher gestellt wer-
„den können.

„Für den Fall eines freundschaftlichen Uebereinkommens
„würde dieses Pfand der Sicherheit dem Könige auf sein Ansu-
„chen von Seite der Mächte gewährt werden.

„Unter allen Umständen würde die militärische Besetzung
„durch die österreichische Armee im Namen der contrahirenden
„und der gegenwärtiger Acte beitretenden Mächte bewerkstelligt
„werden.

„Um diese Verfügungen in ihrer Gesammtheit zur Ausfüh-
„rung zu bringen, werden die verbündeten Mächte Specialbevoll-
„mächtigte ernennen, welche mit gemeinschaftlichen Weisungen ver-
„sehen sein und unter dem Vorsitze eines österreichischen Bevoll-
„mächtigten eine Conferenz bilden werden, die mit allen vorkom-
„menden Unterhandlungen und Verhandlungen zwischen den be-
„sagten Mächten und Seiner sicilianischen Majestät betraut sein
„wird."

Der letzte Artikel dieses Protocolls-Entwurfes lautete wie
folgt:

„Die Arbeiten der Zusammentretung zu Troppau sollen auf
„diesen Grundlagen so lange fortgesetzt werden, bis die Cabinete
„einerseits die Ergebnisse jener Schritte kennen werden, welche
„bei Seiner sicilianischen Majestät gemacht werden sollen, und
„bis sie anderseits die Antworten erhalten haben werden, durch
„welche die Cabinete der Tuilerien und von St. James ihre

„Entschließungen rücksichtlich des vorliegenden vorläufigen Proto-
„colles eröffnen werden.

„Dasselbe wird demzufolge diesen Cabineten mit allen Aus-
„einandersetzungen und allen zweckdienlichen Erläuterungen mitge-
„theilt werden.

„So geschehen und gefertigt zu Troppau, den 19. No-
„vember 1820.

„Metternich. Hardenberg. Bernstorff.
„Nesselrode. Capodistrias."

Der Inhalt dieses Artikels beweist, daß die drei in Trop-
pau versammelten verbündeten Cabinete damit begonnen hatten,
eine Grundlage zu formuliren, um als Ausgangs- und Richt-
punkt bei ihren Arbeiten zu dienen; daß aber diese Arbeiten von
der zu gewärtigenden Beistimmung der hiervon zu verständigen-
den beiden Cabinete der Tuilerien und von St. James abhän-
gig gemacht wurden.

Wir lassen hier den Eingang der Erwiderung des engli-
schen Ministeriums auf diese Mittheilung dem Wortlaute nach
folgen:

Auszug einer Depesche Lord Castlereagh's an Lord Ste-
wart, Botschafter Sr. brittischen Majestät am Wiener Hofe.

Auswärtiges Amt, am 16. December 1820.

„Die Note, welche Ew. Excellenz der Conferenz übergeben
„haben, wird hinlänglich haben erkennen lassen, warum der Kö-
„nig sich veranlaßt findet, jede Theilnahme an diesen Maßregeln
„zu verweigern.

„Nachdem Se. Majestät dies für Ihre Pflicht erachten, fin-
den Sie es nicht an der Zeit, einen Bevollmächtigten zu ernennen,
welcher an den Erörterungen, die in Laibach*) stattfinden sollen,

---

*) Anm. Die zu Troppau versammelten Höfe hatten beschlossen, den
Congreß nach Laibach zu übertragen, um dem Schauplatze der Begebenheiten

„in Höchstderen Namen Theil zu nehmen hätte; aber Se. Maje-
„stät haben nichts dagegen einzuwenden, daß Ihre Minister zu
„Wien und zu Neapel, wenn sie gleichwohl dazu eingeladen wer-
„den, die Souveräne, bei welchen sie beglaubigt sind, zu dieser Zu-
„sammenkunft begleiten, und daß sie, wenn sie einmal dort sind,
„den dort allenfalls zu haltenden Conferenzen in derselben Art
„und unter demselben Vorbehalte beiwohnen, wie es Ew. Excel-
„lenz während des Congresses von Troppau vorgeschrieben wor-
„den. Der König wird die aufrichtigste Befriedigung empfinden,
„wenn diese Erörterungen zur Ausgleichung aller Meinungsver-
„schiedenheiten führen könnten.

„Der Gegenstand, auf welchen ich in der gegenwärtigen
„Depesche Ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise lenken muß, ist das
„vorläufige Protocoll, welches der Troppauer Conferenz
„vom 19. November als ein zwischen den Bevollmächtigten der
„drei Mächte ohne vorgängige Mittheilung an die Minister von
„England und Frankreich vereinbarter und beschlossener Act über-
„reicht worden zu sein scheint.

„Nachdem in Folge der Bemerkungen Ew. Excellenz die
„förmlichen Unterschriften dieses Protocolles zurückgezogen worden,
„erklärten die drei Höfe Tags darauf, daß sie dieses Document
„vielmehr als einen Entwurf betrachteten, denn als eine gefer-
„tigte Urkunde, und daß es einfach die Grundlagen enthalte, auf
„welchen sie, bis zum Einlangen der Antwort Sr. sicilianischen
„Majestät und bis zur Ueberkommung der Bemerkungen der bei-
„den abwesenden Höfe über das in Rede stehende Protocoll, ihre
„Berathungen betreffs dieses Zweiges ihrer Arbeiten fortzusetzen
„gedächten.

---

näher zu sein, und um dem Könige Ferdinand von Neapel, welchen die ver-
bündeten Souveräne eingeladen hatten, am Congresse persönlich Theil zu neh-
men, zu diesem Ende die Mittel zu erleichtern.

„Wenn dieses vorläufige Protocoll blos als die begrün-
„dete Basis betrachtet wird, auf welcher die drei Höfe mit den
„neapolitanischen Angelegenheiten zum Schlusse kommen wollen,
„welche dieser Act und die nach Neapel überschickten Weisungen
„in Erwägung ziehen; und wenn die Mächte sich wechselseitig die
„vertrauliche Versicherung geben von dem Geiste der Vorsicht,
„mit welcher sie entschlossen sind, über die Sicherheit ihrer eige-
„nen Staaten zu wachen, indem sie mit unruhigem Blicke Ereig-
„nisse von der Art betrachten, wie sie kürzlich im Königreiche
„Neapel vorgefallen sind; so hätte die brittische Regierung bei
„dem Umstande, daß sie bereits ihre Geneigtheit erklärt hat, den
„Gang, welchen die drei Höfe in diesem besonderen Falle einzu-
„schlagen gedenken, zu respectiren, sich um so viel weniger berufen
„gefühlt, ihren Beitritt zu diesem Protocolle zu versagen und in
„die Entscheidungsgründe der von den drei Höfen ganz neuerlich
„aufgestellten Frage näher einzugehen.

„Da jedoch dieses Protocoll vielmehr zu bezwecken scheint,
„die Grundlage eines allgemeinen Systemes zu bilden, welches,
„nachdem es den anderen verbündeten Höfen zur Erwägung vor
„gelegt worden, falls diese demselben ihre Beistimmung ertheilten,
„den Character eines Tractates annehmen würde, oder für Eu-
„ropa als ein System des Völkerrechtes, welchem die übrigen
„Höfe beizutreten verpflichtet wären, verkündet werden könnte: so
„nimmt diese Frage von diesem Gesichtspuncte aus einen Cha-
„racter an, welcher sowohl wegen der in jenem Protocolle aus-
„gesprochenen Principien, als wegen der darin vorkommenden Be-
„stimmungen die Aufmerksamkeit aller europäischen Staaten noth-
„wendig erwecken muß.

„In Erwägung der Wirkungen und der Tragweite jenes
„Protocolles aus diesem letzteren Gesichtspunkte handelt es sich
„als erste Frage darum, zu wissen, in welche Stellung es die

„contrahirenden Theile zunächst unter einander und dann gegen-
„über den außerhalb dieser Verbindlichkeiten stehenden unabhän-
„gigen Staaten versetzen würde."

Der sehr weitläufig gehaltene zweite Theil dieser Antwort bezweckte die Beweggründe auseinander zu setzen, aus welchen Se. brittische Majestät es ablehnen müßten, einem Acte beizutreten, welcher geeignet wäre, die Grundlage eines neuen politischen Systemes zu werden, kraft dessen die Freiheit der Kleinstaaten vernichtet würde.

Bei Abfassung dieser Depesche stand das englische Ministerium offenbar unter dem Einflusse zweier entgegengesetzter Gefühle. Die englischen Staatsmänner, welche in ihrer innigen Allianz mit den verbündeten Cabineten die Mittel gefunden hatten, um den mächtigen Feind, welchen England zu bekämpfen hatte, zu besiegen, bedauerten aufrichtig ihre Trennung von Ministern, mit welchen sie während einer sowohl durch die Größe der Gefahr als durch die Größe des Triumphes merkwürdigen Epoche Hand in Hand gegangen waren; dennoch erlaubte ihnen ihre Verantwortlichkeit vor dem Parlamente nicht, Principien beizustimmen, zu welchen England sich noch zu keiner Zeit bekannt hatte. Sie beschränkten sich demnach darauf, in Troppau und in Laibach für den speciellen Fall der bewaffneten Intervention der Verbündeten in den neapolitanischen und italienischen Angelegenheiten ihre Zustimmung zu ertheilen.

Die Geschichte jener Epoche ist bekannt. Sie hat für den Gegenstand, mit welchem wir uns befassen, keine andere Wichtigkeit, als daß sie zu einer veränderten Haltung des brittischen Cabinetes den ersten Anlaß bot.

Das Cabinet von St. James fühlte sich bei dieser Gelegenheit so beunruhigt, daß der bloße Entwurf einer Erklärung, welcher mit dem Vorbehalte überreicht wurde, daß er, falls er seine Zustimmung nicht erhielte, zurückgezogen werden würde, dennoch

dieses Cabinet bestimmte, wieder in die frühere Unabhängigkeit zu treten, welche von jeher Politik Englands war; denn England hat niemals zugegeben und wird niemals zugeben, daß Eventualitäten die Grundlage für seine einzugehenden Verbindlichkeiten abgeben sollten.

Um die in den relativen Stellungen der Mächte von 1820 angefangen bis 1848 vorgegangenen Veränderungen nach ihrem wahren Werthe beurtheilen zu können, wird es ersprießlich sein, die Vorgänge zusammenzufassen und bis zu jener Epoche zurückzugehen, an welche sie sich sämmtlich anknüpfen lassen.

Die anfänglich durch die Nothwendigkeit gebildete und sodann durch den Erfolg festgekittete Coalition gegen Frankreich hatte die Gestalt einer Allianz angenommen, welcher beizutreten Frankreich seit seiner Restauration eingeladen wurde. Diese Allianz der fünf Mächte hatte ohne Aenderung ihres Princips bis zu dem Augenblicke bestanden, wo die Revolutionen Spaniens und Italiens der Union Englands mit den Continentalmächten den ersten Stoß versetzte.

Wir haben gezeigt, wie der Congreß von Troppau England von den drei Cabineten entfernte, welche seit 1813 seine engsten Verbündeten waren. Frankreich hatte sich im Gegentheile ihnen genähert, indem es das bewaffnete Einschreiten Oesterreichs in Neapel ganz aufrichtig durch seinen diplomatischen Beistand unterstützte.

Der Congreß von Verona 1822.

Der Congreß von Verona folgte in kurzer Frist auf die Congresse von Troppau und Laibach. Er bezweckte hauptsächlich, die Lage von Spanien in Erwägung zu ziehen; Frankreichs bewaffnetes Einschreiten daselbst war sein Resultat. Die vier Höfe brachten aus Anlaß der spanischen Revolution dasselbe Interventionsprincip zur Geltung, wie bei Neapel und Piemont.

England, das bei diesem Congresse vertreten war, erhob keinen Anstand dagegen; allein der Kampf dieser beiden Mächte auf spanischem Boden war zu lebhaft, zu langwierig gewesen, die Erinnerung daran war noch zu frisch, um nicht anzunehmen, daß das Einrücken einer französischen Armee in Spanien all' das Mißtrauen einer alten Rivalität wieder wachrufen werde.

Das Ergebniß dieser Epoche bestand demnach in der vollständigen Vereinzelung Englands. Es sah Frankreich durch die Restauration den politischen Principien der drei continentalen Großmächte genähert. Es sah den Familienpact der drei Bourbonenhäuser von Frankreich, Spanien und Neapel wieder aufleben. Oesterreich, die einstige Nebenbuhlerin dieses Hauses, handelte nunmehr im Einklange mit ihm. Die durch Rußland verstärkte Allianz Oesterreichs und Preußens beherrschte den deutschen Bund.

Diese Stellung würde bei längerer Dauer England nicht den geringsten Einfluß auf den Continent gelassen haben. Es mußte daher mit Eifer den zunächst sich darbietenden Anlaß ergreifen, um eine Allianz zu sprengen, zu welcher es nicht mehr gehörte und welche fast die Gesammtmacht Europa's umfaßte.

Die griechische Revolution bot ihm diesen Anlaß. Die öffentliche Meinung hatte sich dieser Frage bemächtigt, welche alle Gemüther aufregte; es knüpften sich daran die verschiedenartigsten Interessen, religiöse sowohl als finanzielle, Rücksichten der Humanität und des Ehrgeizes.

England sendete seinen erlauchtesten Unterhändler (den Herzog von Wellington) nach Petersburg, um den Kaiser Nicolaus zu vermögen, dem Tractate zu Gunsten Griechenlands, welchen die beiden Seemächte ihm vorlegten, beizutreten. Allein ist dieser Gedanke, welcher, nach dem Gewichte des Unterhändlers zu urtheilen, England so lebhaft interessirte, nachhaltig oder vielmehr ist er aufrichtig gewesen? Wer sollte daran noch glauben, nach all' den Widersprüchen in Englands seitherigem Benehmen gegen Griechenland?

England konnte zu jener Zeit noch nicht mit hinlänglicher Sicherheit auf Frankreich zählen, um in der Allianz mit ihm ein Gegengewicht gegen die Allianz der drei Continental-Mächte zu finden. Es galt demnach diese letztere zu sprengen. Rußland dahin bringen, daß es im Oriente mit den beiden Seemächten einen und denselben Weg verfolgte, hieß nicht nur allein es von der österreichischen Allianz losmachen, sondern es in die Reihe seiner Gegner stellen.

Man muß die Thatsachen zu Rathe ziehen, um über diese Lage gehörig zu urtheilen.

Die griechische Revolution wurde als Doctrin von Frankreich und England begünstigt, während Rußland dieselbe von einem ganz andern Gesichtspuncte aus unterstützte. Ein lediglich

dem äußern Scheine nach gemeinsamer Zweck war dennoch hinreichend, um den Vertrag der Triple-Allianz in's Leben zu rufen.

Oesterreich mußte außerhalb dieser Uebereinkunft seine Stellung nehmen; denn es theilte weder die Doctrinen von Frankreich und England, welche den Aufstand aus liberalem Princip in Schutz nehmen wollten, noch die Doctrin Rußlands, welches ihn aus religiösem Princip — der unwandelbaren Grundlage seiner Politik im Orient — begünstigte.

Die Triple-Allianz enthielt demnach die Bedingungen ihrer Dauer nicht in sich selbst, denn es fehlte ihr an einem den drei Mächten gemeinsamen Interesse.

In der neuen europäischen Diplomatie gibt es Spitzfindigkeiten, welche den Friedenszustand und den Kriegszustand ganz sonderbar untereinander mengen. So verbrannten die drei vereinigten Flotten der drei Verbündeten bei Navarin alle ottomanischen Schiffe, sowohl die egyptischen als jene der Pforte, ohne daß diese Mächte mit dem ottomanischen Reiche im Kriege gewesen wären. Der Geist der Orientalen hat sich noch nicht zu jener Höhe erhoben, um zu begreifen, wie die Mächte sich auf einem Puncte bekriegen, und auf allen übrigen Friede halten können. Es geschah daher, was unvermeidlich geschehen mußte, nämlich die russische und die türkische Armee mußten bei ihrer natürlichen Nähe zuletzt mit einander handgemein werden.

Dieselben Verhältnisse, welche mächtiger sind als der Wille der Menschen, würden es nothwendig auch zwischen Oesterreich und der Türkei zum Kriege gebracht haben, wenn das Wiener Cabinet dem Vertrage der Triple-Allianz gleichfalls beigetreten wäre. Es würde Oesterreich, der Grenznachbarin des ottomanischen Reiches vom adriatischen Meere an bis zur Wallachei, platterdings unmöglich gewesen sein, einen Krieg zwischen beiden Staaten zu vermeiden, welcher unfehlbar einen allgemeinen Zusammenstoß sämmtlicher christlicher und muselmännischer Bevöl-

kerungen in der ganzen europäischen Türkei zur Folge gehabt hätte. Auf derlei Ereignisse war aber Europa keineswegs vorbereitet. Die Menschen und die Interessen würden nach verschiedenen und ungewissen Richtungen bunt durcheinander gewürfelt worden sein, und Niemand hätte die Kraft gehabt, die Lage zu beherrschen.

Der Weisheit des Wiener Cabinetes, seinem Muthe, allein zu bleiben, ist es ganz allein zu verdanken, daß die sonst unvermeidlichen Gefahren einer Politik, die einen andern Zweck hatte als denjenigen, welchen sie scheinbar verfolgte, neutralisirt wurden. Die beiden Seemächte erkannten, ohne in Anschlag zu bringen, daß sie Rußlands Stellung durch ihre Allianz unausweichlich selbst herbeigeführt hatten, durch den Tractat von Adrianopel an, daß sie ein anderes Interesse begünstigt hatten, als dasjenige, welches sie zu begünstigen beabsichtigt hatten. Allein der empfindlichste Strich durch die Rechnung war für England noch nicht gekommen. Ohne sich mit Rußland, ihrem neuen Alliirten, noch zu entzweien, entfernten sich die beiden Mächte dennoch von ihm. Rußland fand sich also vereinzelnt wie Oesterreich seinerseits es war.

Da das Princip der Isolirung keiner Macht anstehen kann, so wurde in natürlicher Weise eine Annäherung zwischen beiden Kaiserhöfen herbeigeführt.

Das Resultat dieser Epoche war, daß die beiden Kaiserhöfe Preußen enger an ihr System knüpften, und daß, nachdem die Allianz der vier Mächte aufgelöst war, der Geist derselben auf die neue Verbindung der drei Höfe überging, welche sich England gegenüber befanden, das sich zwar durch die specielle griechische Frage Frankreich genähert hatte, aber noch weït entfernt war, sein politischer Verbündeter in der allgemeinen Bedeutung dieses Begriffes zu sein.

Letzteres Resultat wurde erst später durch die Revolution von 1830 herbeigeführt. Diese Revolution war jedoch nicht der erste Grund jener Allianz; sie würde auch ohne dieselbe zu Stande gekommen sein, als die natürliche Folge der doppelten Thatsache, daß Oesterreich von Frankreich und England in Betracht ihrer Doctrinen getrennt war und daß die letzteren Mächte sich in Folge des zu einem fremden und ihrer Allianz sogar entgegengesetzten Zwecke mit der Türkei geführten Krieges sich so eben von Rußland getrennt hatten.

Das Tory-Ministerium, welches damals in England an der Spitze der Geschäfte stand, beantwortete die Notification von der Thronbesteigung Ludwig Philipp's mit solcher Bereitwilligkeit und mit derselben Leichtigkeit der Form, als ob er der legitime Thronerbe gewesen wäre. Man darf sich die Frage stellen, ob nicht die Isolirung, in welcher England sich zu jener Zeit befand, der Hauptgrund war, welcher das dortige Cabinet damals zu dem Entschlusse bestimmte, die Resultate der Revolution von 1830 so schnell und ohne irgend einen Vorbehalt anzuerkennen.

Abgesehen von dem englischen Principe, jeden directen Ausfluß des Volkswillens wenn nicht als legitim so doch als unvermeidlich anzuerkennen, war England nicht ohne wirkliche Besorgniß über die mögliche Tragweite der von der Restauration befolgten Politik. Der französische Hof hatte es in keiner Weise hehl, wie sehr er bestrebt war, mit dem russischen Hofe in das innigste Verhältniß zu treten. Die von Frankreich so-eben unternommene glänzende Expedition nach Algier, bei welcher Gelegenheit es beträchtliche Seekräfte entwickelt und zugleich große Geschicklichkeit in der Verwendung derselben an den Tag gelegt hatte, mußte im Zusammenhalte mit seiner Annäherung an Rußland ohne Zweifel das in Folge seiner thätigen Politik beständig wachsame Mißtrauen Englands rege machen. Der Sturz der Restauration schien ihm daher für seine Interessen vortheilhaft zu sein.

Auf alle Fälle ließ diese Revolution die bereits thatsächlich bestehenden beiden Allianzsysteme nur noch mehr hervortreten. Vor diesem Ereignisse waren die Kräfte classificirt, und, so zu sagen, in's Gleichgewicht gesetzt; daraus erklärt sich, wie es möglich gewesen, daß eine so gewaltsame Erschütterung, in welche ein so großes Land wie Frankreich versetzt worden, den europäischen Frieden dennoch nicht gestört hat. Diese Revolution hatte in der Stellung der Mächte nichts geändert, sondern sie bloß positiver und klarer gemacht. Die Doctrinen standen mit den Interessen nahezu im Einklange; die Kräfte waren beinahe gleich vertheilt. Der Friede wurde erhalten, weil man sich vor einem Kampfe fürchtete, in welchen alle Kräfte hineingezogen worden wären, ohne daß sich Jemand einen Erfolg davon versprechen durfte. Ueberdies lag in dieser neuen Classificirung der Mächte noch nichts Feindseliges.

Der Krieg Mehemet Ali's gegen den Sultan und der Beistand, welchen Rußland diesem letzteren leistete, ward, ohne diese Classification zu stören, Veranlassung zu einer veränderten Haltung.

Dieses Ereigniß zeigte gleich einem plötzlichen Lichtstrahle England den Orient und ließ es ermessen, wie viel es daselbst an Boden verloren hatte. Zu dem Gefühle des Schadens, welcher daraus für seine Interessen entstehen mußte, und zu der Reue darüber, daß es selbst dazu beigetragen hatte, Rußland eine solche Stellung zu verleihen, gesellte sich noch der Vorwurf mißbrauchten Vertrauens, welchen ihm zu machen es sich berechtigt glaubte. Das englische Cabinet hatte daher zwei Beweggründe für sein Thun; der eine entsprang dem Gebiete der Leidenschaften, der andere dem Gebiete der Interessen; einer diente dem andern zum Sporne. Man muß diese Stellungen in Betracht ziehen, um die dadurch hervorgerufenen Ereignisse zu begreifen.

Diese dritte Epoche will um so mehr studiert sein, als sie umfassendere Interessen begreift und in den Stellungen der Mächte eine totale Schwenkung bewirkt hat. Die Oppositon der Doctrinen wurde seit jener Zeit eine Waffe mehr, deren man sich zur Förderung entgegengesetzter Interessen bediente.

Seit jenem Augenblicke erweitert sich der Schauplatz der Begebenheiten dergestalt, daß es nicht mehr leicht ist, ihn in seiner Gesammtheit zu überblicken; die zwischen England und Rußland ins Spiel gezogenen Interessen erstreckten sich bis an den Indus.

In Folge der Vorgänge in Afghanistan befürchtete Kaiser Nicolaus, daß ein auf die englisch-französische Allianz basirter Seekrieg das Uebergewicht seiner Stellung in der Türkei zuletzt ernstlich gefährden dürfte. Er brachte daher mit Leichtigkeit etwas zum Opfer, was im Grunde nur scheinbar ein Opfer war, denn man kann nur durch Persien an den Indus gelangen. Indem daher Kaiser Nicolaus, ohne deshalb Eifersucht an den Tag zu legen, die englische Armee in Central-Asien operiren ließ, überließ er England Central-Asien, in der Hoffnung, daß es ihm werde möglich werden, sich England durch dieses ihm gegebene Unterpfand zu nähern und es von Frankreich los zu machen.

Er entschloß sich daher im September 1839 einen Unterhändler nach London zu senden, um dort gleichzeitig wegen friedlicher Beilegung der beiden Fragen wegen Central-Asiens und des türkisch-egyptischen Streites zu unterhandeln.

Während der Dauer dieser langwierigen orientalischen Verwicklung hatte Lord Palmerston alle liberalen Meinungs-Intriguen gegen Rußland spielen lassen. Es war demnach gleichzeitig ein Kampf der Interessen und der Principien.

Ludwig Philipp hatte dem englischen Ministerium nicht so weit folgen mögen, als dieses gehen wollte. Lord Palmerston

hatte zur Zeit der Ankunft des russischen Unterhändlers in London sich über Frankreich mehrfach zu beklagen. Die wichtigsten Beschwerdepuncte waren erstens: Daß das französische Ministerium sich im Betreff der Operationen der beiden combinirten Flotten in den levantinischen Gewässern zu furchtsam bewiesen habe. 2. Daß Ludwig Philipp persönlich sich geweigert hatte, die ihm von England zugedachte Rolle einer bewaffneten Intervention in Spanien, in welche der damahlige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Thiers, bereits gewilligt hatte, zu übernehmen; und 3. waren die Unterhandlungen des englischen Ministeriums zum Behufe des Abschlusses eines Handelsvertrages zwischen beiden Ländern an dem Widerstande des französischen Ministeriums gescheitert.

Lord Palmerston bedurfte des Erfolges dieser letzteren Unterhandlung, um seine durch das allzu Abenteuerliche seiner auswärtigen Politik gefährdete Stellung seinem eigenen Lande gegenüber zu verstärken. Er konnte es der französischen Regierung nicht verzeihen, daß sie ihm dieses Mittel dazu nicht geboten hatte. Da er überdies Frankreich, was Princip und Thatkraft betrifft, zu unentschieden gefunden hatte, so machte er rechts um und verließ die Linie der Doctrinen, um die Allianz der Interessen wieder aufzunehmen. Das Protocoll vom Monat Februar 1840 versetzte England wieder in die Reihen der drei continentalen Mächte. Die vier Mächte standen wieder dem isolirten Frankreich gegenüber.

Die seit dem Troppauer Congresse von 1820 bis zur Unterzeichnung des Londoner Protocolles vom Februar 1840 bei den Mächten vorgekommenen Stellungsveränderungen haben nachfolgende Resultate ergeben: 1. So oft es sich um eine positive Erklärung oder um eine gemeinsame Kundgebung von Principien gehandelt, hat England sich von den drei Mächten getrennt und sich dafür Frankreich genähert. 2. So oft es politischen Interessen

getrennt von einer Principien-Frage gegolten, hat England sich von Frankreich entfernt und sich dafür den drei Mächten genähert.

Es läßt sich gegen ein solches politisches Verfahren gewiß nichts einwenden; jeder freie und unabhängige Staat ist dazu berechtigt. Da nun aber England bei jeder wichtigen Gelegenheit die Frage seiner Interessen über seine Principien stellt, so hat man dafür auch anderseits das Recht zu der Schlußfolgerung, daß sein constitutionelles Apostelthum ihm nichts weiter als ein Mittel ist zur Förderung seiner Interessen. Es fehlt diesem Apostelthum daher an Aufrichtigkeit. Ist dies nicht in der That der Vorwurf, welchen die Gegner Lord Palmerston's diesem in voller Parlamentssitzung gemacht haben? Haben sie ihm nicht vorgeworfen, daß er Diejenigen im Stiche lasse, welche in Folge seiner Aufmunterung einen Kampf begonnen, welchen zu bestehen es ihnen an Mittel fehlte? Haben sie nicht noch beigefügt, daß eine solche Handlungsweise Englands unwürdig sei?

Desungeachtet finden wir Lord Palmerston noch kühner in Betreff einer andern Frage, welche er bis auf die äußerste Spitze treiben zu wollen entschlossen schien. Wir meinen die spanischen Heirathen. Diese Frage war aber das unvortheilhafteste Terrain, welches England wählen konnte, um sich mit Frankreich zu entzweien. England mußte dadurch unvermeidlich noch einmal in eine gänzlich isolirte Stellung gerathen; denn die drei continentalen Mächte konnten sich bei diesem Anlasse nicht an England schließen, welches Spanien gegenüber eine der ihrigen geradezu entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hatte.

Das Cabinet der Tuilerien, das die spätere revolutionäre Richtung der Ereignisse nicht in seine Berechnungen einbeziehen konnte, war kühn gewesen, aber nicht waghalsig, wie das Cabinet von St. James. Ludwig Philipp hielt es nicht für möglich, daß Lord Palmerston es auf einen Krieg ankommen lassen wolle.

Diese Unterhandlung hatte sich auf eine fast unentwirrbare Weise verwickelt, als das Whig-Ministerium für den Augenblick abtrat.

Lord Aberdeen zeigte keineswegs den abenteuerlichen Sinn des Ministers, aus dessen Händen er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte. Er unterhandelte daher im Schlosse von Eu mit Ludwig Philipp und ertheilte von Seite Englands die Zustimmung, daß die spanische Thronfolge den Nachkommen Ludwigs XIV. gesichert werde.

Lord Aberdeen wurde von seinen Gegnern beschuldigt, die Interessen Englands aus Schwäche geopfert zu haben. Es wurde dabei sonnenklar, daß die Anerkennung der Königin Isabella hauptsächlich bezweckt hatte, vermittelst ihrer Heirat mit einem fremden Prinzen den spanischen Thron dem Hause Bourbon zu entziehen. England hatte seit dem Familienpacte niemals aufgehört der Ansicht zu sein, daß die Vereinigung der beiden Kronen von Frankreich und von Spanien in demselben Hause Frankreich ein zu großes politisches Uebergewicht gebe.

Was in Spanien auf dem Wege der Unterhandlung nicht hatte durchgesetzt werden können, wurde später in Frankreich durch die Revolution von 1848 bewirkt. Das Haus Bourbon verlor Spanien nicht, aber es verlor Frankreich. Ludwig Philipp's Stellung war nicht geeignet, ihm die Mittel zu geben, die Politik Ludwigs XIV. mit Erfolg fortzusetzen.

England ist ein zu bedeutender politischer Körper, als daß es nicht Jedermann interessiren sollte, die Triebfedern, welche sein Vorgehen bestimmen, zu kennen. Bevor wir die Rundschau der schwierigen Unterhandlungen, welche die großen Cabinete seit 1830 beschäftigt haben beginnen, haben wir um unser selbst willen gesucht, uns das Benehmen desjenigen zu erklären, welches daran den thätigsten Theil genommen hat; und damit diese Rundschau,

welche nur summarisch sein kann, besser verstanden werden möge, haben wir für nothwendig erachtet, ihr die so eben geschilderte allgemeine Uebersicht vorauszuschicken. Wir wollen sie mit einer Schlußbemerkung vollenden.

Es gibt kein Volk, das durch seine so mannigfaltigen und so verschiedenen mit den übrigen Völkern unterhaltenen Beziehungen mehr berufen wäre, vor jedem anderen sich zu Grundsätzen politischer Toleranz zu bekennen, als das englische. Würde der Mann, der in alle Kirchen geht, gern gesehen sein, wenn er laut erklärte, daß es außerhalb der seinigen kein Heil gebe? Wären nicht die Andersgläubigen berechtigt, ihn aufzufordern, entweder seine Besuche einzustellen oder zu schweigen? —

Diese Erörterung, welche uns bis zur Revolutionsepoche von 1848 geführt hat, drängt uns fast unwillkürlich, unsere Meinung zu äußern, daß die eingetretene moralische Störung in den politischen Beziehungen zwischen den Großmächten, welche fast keinen andern Ausweg mehr übrig ließ, als einen allgemeinen Krieg, nothwendigerweise zu den Revolutionen führen mußte, deren Zeugen wir gewesen sind.

Anmerkung.

Die Untersuchungen, mit welchen wir uns eben befaßt haben, enthalten für Niemanden etwas Gehässiges. Ich bemerke dies aus dem Grunde, weil ich nach dem Erscheinen des ersten Bandes der vorliegenden Schrift von einigen Publicisten beschuldigt worden bin, für meinen Haß gegen England nach Gründen gesucht zu haben. Ich hätte nicht geglaubt, daß der Character meiner Schrift Anlaß geben könnte, mich eines Gefühles zu beschuldigen, das da, wo es sich um ein Volk handelt, der niedrigste Act moralischer Ohnmacht wäre. Gleicht denn der Ausdruck des Stolzes jenem des Hasses?

In diesem Falle hätte ich meine Gedanken sehr schlecht wiedergegeben. Ich habe damals ausdrücken wollen und will es noch im gegenwärtigen Augenblicke, daß ein mächtiges Volk dem Gebrauche, welchen es von seiner Kraft macht, seine wahre Farbe lassen soll. Hat man das Recht, die constitutionellen parlamentarischen Formen als conditio sine qua non des Völkerglückes zu erklären, wenn man so häufig mit den entgegengesetzten Formen sich abfindet? Das Einzige, was ich nicht will, ist, daß die insularische Macht Englands den Lämmern des Continentes den Vorwurf mache, daß sie ihm das Wasser trüben. Ziemt sich ein solches Benehmen für Englands hohe Stellung? Man verzeiht es der Schwäche, wenn sie manchmal aus Noth zur Heuchelei ihre Zuflucht nimmt, allein man darf es niemals der Stärke verzeihen. Man darf zur Knechtung der Menschen nicht noch diese Art von Menschenverachtung sich gesellen lassen.

Es gibt in Frankreich und auf dem Festlande eine von edlen und großherzigen Gefühlen beseelte politische Schule, welche bei jeder Gelegenheit für die Freiheiten Englands Partei ergreift, als wären sie das Palladium der Freiheit der übrigen Länder. Ich habe dieselbe Meinung ausgedrückt; allein heutzutage dreht sich die Hauptfrage darum: ob nicht die moderne sociale Bewegung, welche das Product der englischen Freiheiten ist, durch die täglich zunehmende Größe ihrer Proportionen die persönliche moralische Freiheit beeinträchtige? Und könnte ohne die Existenz dieser moralischen Freiheit die politische Freiheit existiren?

Wir legen diese Frage, wenigstens als Rechtfertigung unserer Absichten, jenen Schriftstellern vor, welche so gütig waren, sich mit unserer Arbeit einen Augenblick lang zu beschäftigen.

Erratum:

Pag. 184, Zeile 3 von oben lese man: der Rathgeber der Krone.

Druck von Friedrich Manz.




LIBRARY
APR
11
1979
UNIVERSITY OF TORONTO